

SIMPLICISSIMUS

Sam 29. März

(E. Thöny)



Den letzten Bann zerbrach die Tat.
Wir stehn zu ihr, so Jung' wie Alte,

daß aus dem Frühling, der jetzt naht,
ein Völkerfrühling sich entfalte!

Das Opfer

(Paul Scheurich)



„Nee, nee, Kleene, du mußt die ganz große Sensation bleib'n, ooch für den Einzelnen! Vor der hundertsten Aufführung wird nich zum Rendezvous jeloof'n!“

Wenigstens so lang es dauert . . .

Immer wieder, wenn die Hecken
grüne Schleier überziehen,
rührt sich auch mein Wanderstecken,
will hinaus ins Weite fliehen.

Sind das metaphysische Kräfte,
die sich eingefunden haben?
Geistern längst erstorb'ne Säfte
in dem knorzig-alten Knaben?

Heut läßt uns das ungehoren.
Los denn — wenn auch etwas steiflich!
Alles ist so neugeboren,
wunderbar und unbegreiflich.

Seien wir's uns auch, Freund Stecken,
— wenigstens so lang es dauert!
Hinter einer von den Hecken
hockt schon Altcepos und lauert.

Katalöstr

Er hatte in der „Krone“ nur seinen Koffer abgestellt, sich gewaschen und war, ohne eine Erfrischung zu sich zu nehmen, in der sommerlichen Mittagstille den Weg zum Glockenberg hinangestiegen.

Nun war er oben. Von unten leuchteten die roten und braunen Dächer der Stadt ins Blaue herauf, und ganz fern in der Ebene wachte der Rauch des Eisenbahnzugs, dem er vor kaum einer Stunde entstieg war. Seine Augen glitten über die in zärtliches Grün und flimmernde Luft gebettete Landschaft, aber er erkannte nicht, was er sah: er war zu angefüllt von der Trauer und Seltensamkeit des ihm Widerfahrenen. Martin Vierland griff an die Tasche, wo er den Brief verwahrt, aber er ließ die Hand wieder sinken: er kannte diesen Brief auswendig, der seit gestern abend in seinem Besitz war; kein Wort stand darin, das nicht auf Jahre unvergänglich in ihn eingegangen wäre.

Große Stücke Borne lösten sich unter seinen Händen von dem rot-bezimmerten Gelände, aus Baumstämmen gut, ein Mensch konnte sterben: täglich starben Menschen, hunderte, tausende. Ab und zu war einer darunter, dessen Tod einem bewußt wurde, weil Freunde oder gar man selber den Verstorbenen gekannt hatte. Aber unfaßlich ist es, daß ein Mensch sterben konnte, den man liebte, dem die wenigen ewigen Gedanken gehörten, die zu denken man fähig war! Vor zehn Tagen noch war man leibhaftig und selbige befehlend, einmüht vom Vergessen des einen im andern und doch dem Gang der Stunden sich willig unterwerfend, weil ihr ewiges Gleichmaß auch den Tag des sicheren Wiedersehens berechenbar verlieh. In vier Tagen hatte er Helga Bernus wieder in der großen Stadt, zehn Stunden Bahnfahrt nach Norden, in seinen Armen halten sollen, und nichts schien ihnen im Bereich des Möglichen, was sie daran hätte hindern können. Am wenigsten hatte sie je der Gedanke an Heinrich Bernus, Helgas Mann, getraut, der sie nicht gekannt war, der überhaupt von seiner, Martin Vierlands, Existenz keine Ahnung hatte. Gefahrt hatte!

Er war wieder da angelangt, wo seine schmerzhaftesten Gedankenarbeit versagte. Das Wissen um Helga letzte Tage, um das Wie ihres Sterbens, peinigte ihn fast mehr noch als die grauenvolle Gewißheit ihres Todes. Hatte sie ihren Tod gefühlt und ihrem Mann aus Gewissensangst gebohrt? Oder hatte sie ihm ihrer Beider Geheimnisse verraten, getrieben vom Grausen, ins Nichts zu versinken, ohne ihn, Martin, einmal noch gesehen zu haben? Martin Vierland neigte immer mehr dieser letzten Annahme zu, weil allein schon die Tatsache des Briefes von Helga Bernus dafür zu sprechen schien. Deutlich spürte er hinter der beherrschten Nüchternheit des Schreibens die widerwillige Erfüllung eines der Sterbenden gegebenen Versprechens. Offenbar hatte sich nicht der ganze Haß des Verstorbenen auf Helga Bernus, in der verächtlichen Frage, die er der sachlichen Aufforderung zur Teilnahme an Helgas bevorstehendem Begräbnis angehängt hatte: „Oder fürchten Sie die Peinlichkeit einer Bekanntheit mit mir?“ In diesem Mann hatte er einen Feind, der jede Rache auskosten würde!

Er stöhnte verhalten. Wie feige er war! Er, der Helga Bernus geliebt hatte, fürchtete sich davor, für dieses Glück zu zahlen! Nein, gleich jetzt wollte er hinunter in die Stadt und Heinrich Bernus aufsuchen. War es nicht wenig genug, wenn er Unvergänglichem mit Vergänglichem bezahlte? Skandal, vielleicht verdorbene Karriere — er mußte und würde es tragen.

Sein Blick suchte das Dach der St.-Jakobs-Kirche und zählte die umherstehenden Dächer: das siebente war Heinrich Bernus' Haus. Die üppige Krone des alten Nußbaums in dem Garten hinter dem Haus

schattete über das Dach. Oft und mit der innigen Bertsamkeit eines Menschen, dem es gegeben ist, mit Dingen und Stunden zu verschwären, hatte Helga ihm von dem alten Haus erzählt, von ihrem Garten, der Bank um den Stamm des Nußbaums und den Bänken in der „weißen Ecke“. Nur von Heinrich Bernus hatte sie fast nie gesprochen: er hatte absolut keine Vorstellung von dem Mann, dem er nun entgegneten sollte.

Als er sich jetzt ansah, den Glockenberg zu verlassen, gewahrte er auf der Bank unter den Plantanen einen Mann, und Martin Vierland wußte nicht, ob er schon dort gesessen hatte, als er heraufgekommen war. Auf dieser Bank hatte er auch einmal an einem lauen Regensabend mit Helga gesessen. Damals hatte sie ihm ihr Haus von hier oben gezeigt. Als er sich jetzt, gefangen von der Vision eines Unwiederbringlichen, der Bank näherte, rückte der Mann ein wenig zur Seite. Martin Vierland, mehr vielleicht von der Gedankenschweifung als von der stummen Aufforderung des Mannes, setzte sich. Einen flüchtigen Blick warf er dabei auf den Mann neben sich, der das Kinn auf einen Stock mit einem Effektenknopf gestützt hielt. Martin Vierland schaute sich zurück und schloß die Augen.

Der Mann räusperte sich, und als er bemerkte, daß sich die Augen seines Nachbarn zu einem Spalt öffneten, sagte er: „Ein schönes Plätzchen hier.“ Und nickte ihm sehr entschuldigend: „Wir sind sehr stolz auf unsern Glockenberg.“

„Ja“, sagte Martin Vierland abwesend höflich, „ein schöner Blick.“

Der Mann neben ihm seufzte tief. „Ein Wert ist so schön, und mancher muß so bald tot“, sagte er.

Martin Vierland begriff erst allmählich, daß des Mannes Worte auf banale Weise ausdrückten, was auch ihn bewegt hatte. Er sagte nichts, aber sein Gesicht verriet, daß er Wert ist so schön, und mancher muß so bald tot, der jedoch achtete dessen nicht, er sagte: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich nämlich Witwer.“

Martin Vierland maß seinen Nachbarn mit einem betont uninteressierten Blick und erfaßte zugleich die äußere Erscheinung des Mannes, der eine so umögliche Ausdrucksweise an sich hatte. Der Mann war klein, rundlich, mit einem einfachen, farblosen Gesicht, einem Bärtchen auf der Oberlippe und blassen Fischgauen. Um den weißen grauen Hut und um den linken Jackenärmel seines grauen Anzuges war ein schwarzes Band geschlungen. Martin Vierland murmelte etwas Unverständliches und wandte sich ostentativ ab. Plötzlich fühlte er eine schütterte Hand auf seine Schulter drücken, und der Mann sagte: „Sie entschuldigen wohl, bester Herr ... Ich falle Ihnen vielleicht lästig, aber Sie sind fremd hier, wie ich sehe, und Sie sind ein erster, ein junger Mensch, einer, der sich besser auszusprechen als die äußere Erscheinung der Stadt hier kann ich zu niemand reden, es kommt einer den andern zu genau: wenn Sie mir deshalb gestatten würden ... ich muß mir etwas von der Seele reden.“

Martin Vierland hatte eine abweisende Entgegnung auf der Zunge, aber die Fischgauen des Mannes griffen mit einem so sonderbaren Ausdruck nach seinem Gesicht, daß er unsicher wurde und lediglich einen deutlichen Blick auf seine Uhr warf, während er bemerkte: „Ihr Vertrauen ist mir wertvoll für mich.“ Und er sagte: „wenig Zeit, inofgedessen ... Und im übrigen kann es wohl sein, daß ich im Augenblick der Welt noch ratloser gegenüberstehe als Sie.“

Der Mann neigte den Kopf hin und her, Martin Vierland durchfuhr es plötzlich, daß es für ihn nützlich sein könnte, den Mann über Heinrich Bernus auszufragen; und was immer gut, den Feind auszukundschaften,

bevor man sich ihm stellte. Daher erzählte er einlenkend: „Ob ich Ihnen helfen kann, bezweifle ich zwar, aber wenn Sie glauben, daß Sie die Erzählung Ihres Kummers erleichtern wird, so sprechen Sie.“

Der Mann in Grau legte wieder seinen sonderbaren Fischgauen auf sein Gesicht und sagte: „Sie verpflichten mich, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Ich sagte schon, daß ich Witwer bin: seit vorgestern bin ich Witwer. Wenigstens bin ich seit vorgestern als solcher legitimiert.“ Er fing einen forschenden Blick Martin Vierlands auf und sagte: „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, wenn sich manches merkwürdig anhört, was ich sage. Wenn man viel und gequält über eine Sache nachdenkt, stößt man auf Erkenntnisse, die noch merkwürdiger sind als die Worte dafür ... Meine Frau starb sehr plötzlich. Sie fuhr alle vierzehn Tage in die Hauptstadt zu einer Verwandten, und das letzte Mal hatte sie sich eine Erkältung auf der Heimfahrt zugezogen.“

Er machte eine Pause und starrte mit seinen blassen Augen in die Landschaft. Martin Vierland fühlte sich bleich geworden. Die Ahnung, daß der Mann neben ihm Heinrich Bernus, Helgas Mann, sein mochte, war ihm in die Gedankenschweifung gekommen, als er weiter sagte: „Einen Menschen verlieren, das ist schließlich bloß traurig, davon kann jeder erzählen. Aber sie hatte ein schweres Sterben, und wie Sie mich hier sehen, glaube ich fast daran, daß die Erkrankung des Organismus das Sterben schwer macht, sondern daß es die Seele ist, die sich sträubt, ein Glück oder Unglück unerläßt auf der Welt zurückzulassen. Was ist Ihre Meinung?“

Martin Vierland sagte mit gewaltsamem Beherrschung: „Der Verlust eines Menschen nachgedacht. Aber sicher traue ich mehr der Medizin als der Philosophie.“

„Hm!“ machte der Mann in Grau und nickte mehrmals, als wollte er sich einer schon gefaßten Meinung nochmals versichern. Dann sagte er: „Das ist das Wichtigste: meine Frau besuchte zwar alle vierzehn Tage ihre Verwandten in der Stadt, aber sie hatte auch einen Geliebten dort. Ich muß hinzufügen, daß meine Frau zehn Jahre jünger war als ich und sehr schön.“

Der Mann legte wieder ein Pause ein, als wartete er auf eine Entgegnung seines Zuhörers. Martin Vierland brachte mühsam hervor: „Hat Ihnen Ihre Frau ... das hat Ihnen Ihre Frau wohl gebohrt, als sie fühlte, daß ...“

„Nicht doch, ich habe immer gewußt, daß sie zu ihrem Geliebten fuhr.“

„Sie haben es gewußt?“

„Seit ihrem zweiten Zusammensein mit ihm. Das ist jetzt gut acht Monate her.“

„Aber ... sieht doch kein Mann stillschweigend nach an! Das glauben Sie doch selbst nicht!“

Der Mann sah wieder da und wiegte den Kopf hin und her. Martin Vierland, dem immer mehr der Boden schwand und den der Gedanke durchdrückte, ob nicht vielleicht gar kalte Berechnung in ihm in diese Situation gebracht hatte, fand diese Pose plötzlich maßlos lächerlich. Vor allem reizte ihn die offensibare Hinterhältigkeit des kleinen unscheinbaren Mannes. Er hatte jetzt nur den einen Grund, ihn nicht mehr zu sehen, bevor der andere zum erneuten Male schlagen konnte.

„Es tut mir leid, aber einen Ehemann, der so handelt, wie Sie gehandelt haben, nenne ich feige oder mindestens altzu bequeme. Mildern Sie mich, indem Sie mir sagen, daß ich mich nicht richtig verhalten habe.“

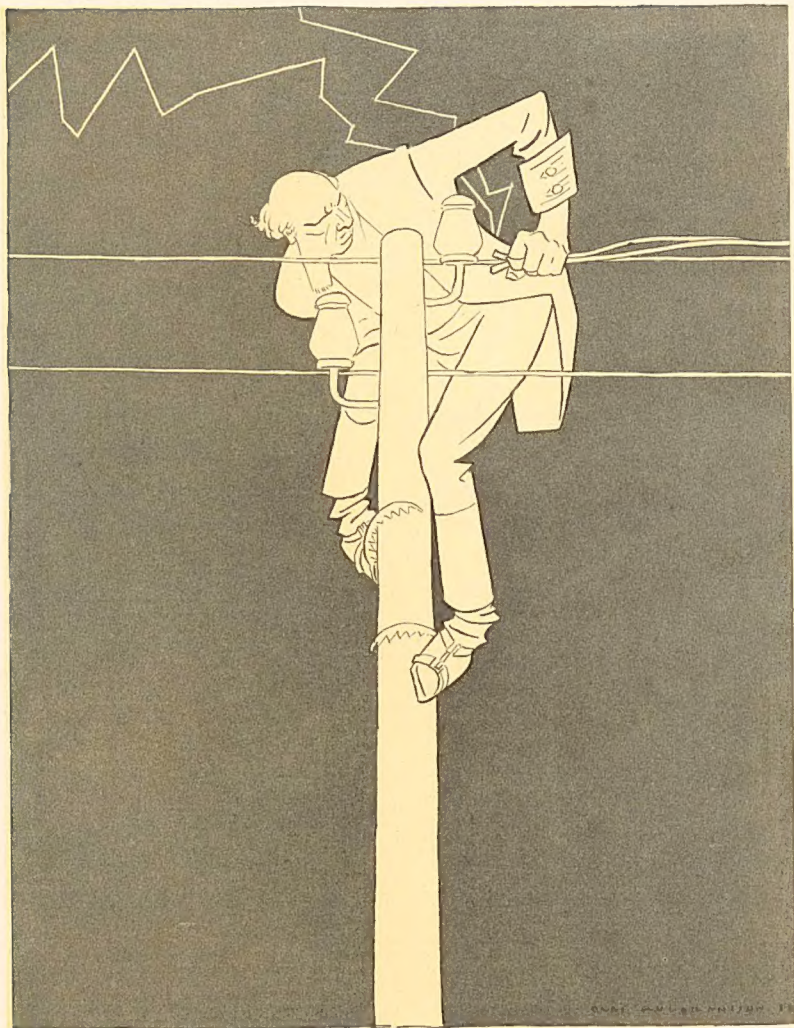
„Was hätten Sie an meiner Stelle getan?“

Martin Vierland schüttelte die Frage gerezit

(Schluß auf Seite 5)

Es werde Licht!

(Olaf Gulbransen)



John Bull: „Deutschland positiv — Frankreich negativ — da will ich 'mal die Kupplung machen, damit es licht wird in der europäischen Finsternis.“

Der Richter

(Schluß von Seite 3)

von sich ab: „Das ist wohl alles Temperamentsache! Wer eine — Lammnatur hat und sich in dieser Haut wie ein Lamm gebärdet, der ist vielleicht noch lächerlicher, als wenn er so handelt, wie eben ein Lamm handeln muß!“

Der Mann nickte. „Wir sind uns ziemlich einig. Sie nennen Lamm, wozu ich Philosoph sage. Aber hören Sie weiter. Als ich nun merkte, daß meine Frau nicht stehen konnte, fragte ich sie, ob sie ihren Geliebten zu sehen wünsche. Erst erschrak sie sehr, dann, als ich ihr beichtete — a, denken Sie, ich kam mir wie ein schuldbewußter Mensch vor — daß ich alles wußte, weinte sie und bewunderte und liebte mich. Nein, sie wollte ihren Geliebten nicht sehen. Verstehen Sie recht: sie verriet ihn nicht, aber sehen wollte sie ihn nicht. Ich sollte ihm aber ihren Tod mitteilen, darum bat sie mich, damit er in der Stadt nicht umsonst auf sie wartete. In vier Tagen sollte sie nämlich wieder bei ihm sein.“

Der Mann zwang Martin Vierland Augen in seinen Blick. Aber in Martin Vierland wandte sich rasch ab: In den blassen Fischaugen lauerte etwas Gefährliches. Er räusperte sich aus trockener Kehle und sah wieder auf seine Uhr. Der andere ignorierte es und sagte bedächtig: „Jetzt komme ich zu dem Punkt, wo ich Ihre Meinung, die Meinung eines Mannes, der zweifellos in Ehrensachen empfindlich ist, kennenlernen möchte. Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein einfacher Mensch: das biblische philosophische Betrachtungsweise einer einzigen Angelegenheit, die bislang nicht die meine allein war, hat wohl meinen Blick für das, was jetzt geschehen muß, unsicher gemacht. Also hören Sie weiter: ich erfüllte den Wunsch der Toten, schrieb ihrem Geliebten und lud ihn zu ihrem Begräbnis ein. Dieser Brief wird den Empfänger Unruhe gemacht haben und manches Nachdenken. Aber was hätte ich anderes schreiben sollen? Er kennt mich nicht, ich kenne ihn nicht, die Tote hatte uns ja beide füreinander unsichtbar gemacht.“ Martin Vierland stieß ein nervöses Lachen aus: „Sie wußten von dem Geliebten ihrer Frau, aber Sie kennen ihn nicht?“ „Ich kenne seinen Namen und seine Stellung, aber ich hatte, solange meine Frau lebte, den Wunsch, ihn nie zu sehen. Sie verstehen vielleicht, das war eine Krücke, die meine bescheidene Philosophie nötig hatte.“

„Aber jetzt ... jetzt wollen Sie Ihre Philosophie nebst der Krücke über Bord werfen? Jetzt wollen Sie abrechnen mit ... dem Geliebten ihrer Frau?“ Der Witwer antwortete nicht gleich, er stocherte mit der Spitze seines Stockes im Sande herum, dann sagte er ziemlich leise: „Das weiß ich eben nicht. Sagen Sie mir, was dieser Mensch verdient.“

„Ich!“ Vierland lachte nervös und gereizt. „Ich bin kein Sittenrichter! Aber eine Abrechnung jetzt erscheint mir reichlich verspätet. Da hätten Sie sich früher besinnen sollen!“

Vor dem Blick der Fischaugen, die jetzt ein biblisches Erstaunen auf ihm ruhten, wurde es ihm nicht beaglich. Das Blut stieg ihm in den Kopf, er spürte, wie er versucht ward, dieser Komödie — oder war doch alles nur Zufall? — brutal ein Ende zu machen. Aber viel lieber wäre er noch möglichst rasch verschwunden.

Da begann der Mann neben ihm wieder zu reden und gebrauchte wieder dieses ganz unumgliche Wendung: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich nur ein weltfremder Kleinstädter; ich will also einräumen, daß mein Blick nicht allzu geschärft ist, aber ich hielt Sie für einen Juristen oder ehemaligen Offizier, da dachte ich, daß so ein Mensch ...“

„Ich bin Kaufmann!“ fuhr Martin Vierland dem andern in die Rede.

„Das ist schlimm“, sagte der Mann in Grau.

„Was ist denn daran schlimm?“ lachte Martin Vierland forciert.

Der andere schüttelte nur den Kopf und sagte dann: „Übrigens vergaß ich, Ihnen einen Satz zu erwähnen, den ich in den Brief miteinflocht. Der Sterbenden war der Gedanke tröstlich, daß ihr Geliebter bei ihrem Begräbnis zugegen sein würde. Und nun wußte ich nicht, ob er kommen wird. Ich fragte ihn nämlich im Brief, ob er vielleicht die Peinlichkeit einer Begegnung mit

mir fürchtete? Es könnte doch sein, daß er beim Lesen dieses Satzes zu viel Ausdruck auf das Wort „fürchten“ legt.“ Martin Vierland erhob sich mit einem Ruck von der Bank.

„Sie entschuldigen“, stieß er hervor, „aber meine eigenen Angelegenheiten ...“ Der andere ließ sich durch sein Fortstreben nicht beirren; er saß wie zu Anfang der Begegnung, das Kinn auf den Ellenbeinknopf seines Stockes gestützt, und sagte: „Ich hätte mir nämlich vorstellen können, daß ich den Geliebten meiner Frau an ihrem offenen Grabe hätte die Hand reichen können. Darüber hätte ich noch gern Ihre Ansicht gehört.“ Und bevor noch Martin Vierland etwas entgegnen konnte, fügte er milde und resignierend hinzu: „Ich will Sie nicht mehr aufhalten. Ihre Bekanntschaft war mir sehr interessant. Ich fürchte, ich schlage mich da mit einer Chimäre herum: man kennt Menschen meiner Art weniger als Menschen, wie er einer ist, daher wird er auch die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir fürchten.“

Seiner nun einsetzenden Flucht vor dem leidenschaftlichen Inquisitor in Grau er-

innerte sich Martin Vierland später nur als einer Szene, die er gleichsam als Dritter in einem bösen Alptraum miterlebt hatte: ein Mensch, der seine Züge trug, verzerrt bis zur Maske, entfernte sich rückwärts, gehend von einer Bank, auf der ein grauer Spuk saß, dessen kalte Fischaugen im Rücken zu haben dem Zurückweichenden noch größeres Entsetzen einflößen mochte als der Blick in ihre Starre hinein. Dann wandte sich der Flüchtende doch um und setzte den Glockenberg hinunter. Weit abwärts erst hielt er erschöpft inne und brach in ein hysterisches Gelächter aus. Mit einer grauhaft fremden Stimme sagte er mehrmals in die tiefe Mittagsstille hinein: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich der erbärmlichsten Wicht auf der Welt!“

Viele Jahre später, als Martin Vierland Landgerichtsdirektor in einer norddeutschen Stadt war, erschöpfte er sich in einer allen unverständlichen Depression, nachdem gegen seinen Willen ein Mann, der den Geliebten seiner Frau umgebracht hatte, zu schwerer Sühne verurteilt worden war.

Die guten Nachbarinnen

(R. Kriesch)



„Ick sarje imma: in dieser Ehe stimmt wat nich: schon üba een Jahr vaheiratet und imma noch keen' Krach!“

Ein Album von Karl Arnold: **BERLINER BILDER**



(KARL)

„'n Tag, Willem.“ – „Keine Zeit – fünf Uhr A.E.G.“ – „Dito, fünf Uhr zehn L.M.K.“ – „Abends O.L.G.“ – „Bong, m.w.“

Aus den Jahren der Korruption

Preis des Werkes (27×37 cm mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Wahres Geschichtchen

In ein kleines Harzstädtchen zieht die Kultur ein, derart, daß die Kanalisation eingeführt wird und mit ihr die schöne Einrichtung der Wasserspül-Klosette. Unter den ersten, die diese Veränderung in ihrem Hause vornehmen lassen, ist der Herr Kantor. Natürlich muß die Frau Nachbarin sich die Neuerung ansehen, und kopfschüttelnd betrachtet sie den Kulturfortschritt, um schließlich ihre Meinung also darzulegen: „Ja“, sagt sie, „im Sommer mag das ganz schön sein, aber im Winter, glaub' ich, nehmen Sie auch wieder lieber Papier.“

Lieber Simplicissimus!

In der Religionsstunde einer Sonntagsschule im Staate Oregon (USA.) schildert der Reverend mit der Inbrunst und dem Wortreichtum des amerikanischen Sektierers seinen Schäflein die Qualen, die der verdammten Seelen dereinst im glühenden Pfuhl der Hölle warten: „... Da wird sein Heulen und Zähneklappen unter jenen, so nicht wohlgebet haben auf Erden...“ „Wer nun aber keine Zähne mehr hat?“ fragt so

ein naseweises Bürschchen respektlos dazwischen.

Der Reverend ist nicht zu verblüffen: „Für Zähne wird gesorgt!“, erklärt er schlicht und ohne zu zögern.

Als König Gustav von Schweden seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte, fand er im Posteingang einen Brief, den sein korrekter Privatsekretär nicht geöffnet hatte, weil der Umschlag dick unterstrichen den handschriftlichen Vermerk „Streng persönlich!“ trug. Der Brief begann mit den Worten:

„Liebster!

Ich hoffe bestimmt, daß Du mich morgen abend an der üblichen Stelle erwartest...“

Verblüfft warf der König einen raschen Blick auf die Adresse: der Brief war ein „Irrläufer“, bestimmt für einen Matrosen an Bord des Linienschiffes „König Gustav V.“.

Schweden hat einen gütigen und humorvollen Herrscher: unverzüglich ließ der König den Kapitän des Schiffes telegraphisch anweisen, daß der Matrose X. für den Abend zu beurlauben sei...

Das Werk

Lissi hatte auf dem Tee des Literarischen Klubs eine „fabelhaft interessante“ Bekanntschaft gemacht. Der Herr war der ziemlich bekannte Verfasser einer Anzahl gutgehender Liebesromane, und ihre lebhafteste Phantasie erträumte deshalb alsbald allerhand Möglichkeiten, die gewissermaßen in sein Fach schlugen.

Als nach einigen Tagen die Freundin sich neugierig nach der Angelegenheit erkundigte, winkte Lissi heftig ab. „Seine Begabung“, meinte sie malitös, „scheint vorwiegend literarischer Natur zu sein.“

Das Personal

Der Geschäftsführer einer reisenden Schauspielertruppe deponierte an den Pächter des kleinen Provinztheaters, wo die Gesellschaft ein paar Tage später auftreten sollte:

„Anordne Hauptprobe Montag, drei Uhr. Sorg, daß Spielleiter, Friseur, Beleuchter, Insizient und Bühnenarbeiter pünktlich anwesend.“

Vier Stunden später las er die Antwort: „Einverstanden. Der Mann ist zur Stelle.“

Rotsiegel-Krawatten

vereinen

SCHÖNHEIT
UND QUALITÄT

1000 Städter gingen in den Wald

1000 Städter gingen sonntags in den Wald,
Teils im „Befen“, teils den Buchst aufgeschuldt.

700 taten es zur Muskelträftigung,
100 mangels andrer feiertagsbefähigung.

50 sahn den Wald vor lauter Küssen nicht,
40 suchten Reime für ein Waldgedicht.

34 holten unfeßbare Schwämme.

30 schnitten ihren Namen in die Stämme.

28 rissen alle Blumen aus
(freilich brachte keiner seinen Strauß nach Haus).

15 gingen dem Gefang der Vögel lauschen,
4 erfreuten sich am grünen Wipfelkaufen.

Und der Rest? Der wollte einmal ganz allein
Mit sich selber und mit seinen Träumen sein.

Joachim Kange



(Paul Schondorff)

Bei Meckerers

„Was, der Junge
ist nicht in die
nütchete Klasse
versetzt wor-
den? Dabeihält
es immer, die
Klassenunter-
schiede seien
aufgehoben!“



Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch
BETT
UND
COUCH
ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlaf-
raumes und für die Schaffung von reizvoll-gemüthlichen Wohnräumen.
Das Werk, das mit 88 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an
jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit
für Mühselt und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder
steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vor-
schlägen zu dienen ist sein Zweck.

Preis RM 4.80

VERLAGS-ANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH. STUTTGART-O. 66

Männer über 40

Alles verzehrt? — Doch noch nicht „Tobias“ — das richtige
verfeinerte, mundkühlende Mittel. Es wirkt unmittelbar auf
Gehör und macht körperlich und geistig auffallend frisch
und leistungsfähig. Auch die wird der Erfolg überraschen.
Körperung R.M. 1. — Preisprospekt für 1 Monat RM 1.20
in kleinen Marken franko oder Nachnahme 30 Pfg. mehr.
Tobias-Magazin, Zeil 189, Kreis-Editionen 2. N.
Potsdam (König) Sonntag 12.50. — Prospekt frei!



Kosmetische Chirurgie Gesicht — Brust — Beine
Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 21
Hauptstr. 39, MODERNE KOSMETIK, Dr. L. (Bridgman)

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Weistraße 31 Die original altd- deutsche Gaststätte	Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Können-Lokal

Zeitungsaussschiff

liefert:

Adressen

schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie

Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1890
BERLIN SO. 46
KUNSTST. 20

Fernruf F7, Janowitz 5116, 5117 und 5118
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Hausarzt
Hans-Paul
Prof. Dr. med. 10.11.13

Werbung unter
Zaubern
Hans-Paul
Hans-Paul
Hans-Paul

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenerregung mit Funktionstörungen, verbunden mit Schwinden
der besten Kräfte. Wie ist diese vom ärzt-
lichen Standpunkt aus ohne wertlose Ge-
weismittel zu behandeln und zu heilen? Wer
eher nach neuesten Erfahrungen bearbeitete
Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder
alt, ob noch gesund oder schon erkrankt.
Preis RM 1.50. Zahlung nur nach Empfang.
Weltverlag Postfach Nr. 15,
Schwabenheim 67 bei Mainz.

Die Glatze droht!

Müllern Sie Ihr Haar mit
Dr. Müllers Haarwachs-
Eisler und Dr. Müllers
Eisler-Shampoo.

Fördert den Haar-Neu-
wuchs, heilt die Haar-
krankheiten, verhin-
dert Haarausfall, stärkt die Kopf-
nerven. Mit oder ohne Fett.

Preis RM 1.35, 1.90, 3.35, 9.75.

Müllern Sie Ihr Haar

bei Apotheken, Drogerien, Friseurien; in München: Südde-
utsche, Köhlerstr.; Leipzig: Jachatz, Markstr.
10a 27; Stuttgart: Jachatz, Brunnstr.

Miß Lind und der Matrose

brotschirt M. — 50

Bei Veranlassung auf unser Postschickbettel
Nr. 8802 München erfolgt Franko-Zusendung.
Simplicissimus-Verlag
München 13

Deine Jagdzeitung sei

„Der Deutsche Jäger“ München



„Warum hetzen Sie denn immer gegen Ihr früheres Gastland?“ — „Wie heißt? Geschäft is Geschäft!“

Der Sämann

Die Saat, gedunkelt in der Furchen Meer,
dem Frühling zu — im Winter war der Same
ein nacktes Korn, nun trägt es grünes Kleid —
die Saat ist wie ein Heer, beträuft vom Regen,
bettaut vom Tau, vom Sonnenaufserstehn
bepurpurt, heiß ins Rot gestellt
und jeden Herbst neu sterbend vor der Sense
blauschlechtem Kiefer, und zu Boden sinkend
wie Menschen ohne Füße, reihenweise.

Wer sieht, wie Saat ist und des Sämanns Gesie,
die, niemals höher als der Horizont,
in breitem Saufen Frucht und Freiheit spendet —

der weiß im Sommer wohl, warum das Haupt
Millionen Ähren trocken knisternd senken,
eh' rauschend sich der Sensen und der Sicheln
halbkreisend Sirren um die Halme legt . . .

Endwig Weil

Jugend

(E. Schilling)



„Liebster, wie schön es heute ist! Ich habe von der ganzen Gegend noch nichts gesehen . . .“

Ihr Standpunkt

(J. Kreis)



„Musik ist schauderhaft! Oskar braucht immer 'ne halbe Stunde, bis er nachher wieder auf 'n normales Thema kommt.“

Marschland im Frühlicht / Von Dirks Paulun

Erst gegen Morgen zeigt sich was ein Friesen ist. Aber das wäre vorgegriffen. Laßt mich gründlich sein! Im echten Mann ist ein Kind versteckt, das hat einen Schutzengel. Dem echten Mann helfen auch die Nachbarn. Man reißt sich darum, ihm zu helfen. Er aber, der sich in Gottes Hand weiß, verschenkt seine Gnade nicht an jedermann. Hannes Westphal hätte sich nicht von jedem hergelaufenen Samariter helfen lassen. Hannes Westphal fuhr mit dem Nachbarn zum Pferdemarkt. Aus allen kleinen Dörfern an der Küste kommen sie zum Pferdemarkt. Der Pferdemarkt ist die Hauptprobe. Der Pferdemarkt ist mehr als das, er ist selbst eine Sache. Aber so! Mancher Jungbauer, der den Zigeunern sein Pferd verkauft hat, gerät in gute Gesellschaft, singt schon am Nachmittag, beinsicht sich erst spät und kauft am Abend ein junges und feuriges Pferd. Kommt er auf den Hof, so ist alles Feuer erloschen, das Pferd läuft wiehern in den alten Stall, und der Mann läuft auf den Deich und kühlt den dicken Kopf im Nordseewind. Jahrelang sieht so ein Mann nur fröhliche Gesichter. Der Pferdemarkt ist die Hauptprobe. Einer, den man schon am hellen Nachmittag einher hört, das ist gewiß so ein junger Bauernsohn, dem der Vater gestorben ist,

ehe er ihn ins Leben und die Marktdordnung eingehert hat, oder es ist ein fernhergelaufener Landarbeiter. Hannes Westphal war keins von beiden. Ein wohlgezogener Bauer führt sich anders auf. Er spart seine Kräfte. Denn so ist es auf dem Pferdemarkt: Erst gegen Abend scheidet sich die Spreu vom Weizen. — Hannes Westphal gehörte zum Weizen. Erst nach Mitternacht bewährte sich der Mann. — Hannes Westphal gehörte zu den Männern.



Kleine Bemerkungen

Die andere herabzusetzen ist für manche die einzige Möglichkeit, sich herauszusetzen. Gelöftete Gehirne sind ebenso wichtig wie gelöftete Schlafzimmer.

(Sein Nachbar aber gehörte leider nicht. Sein Nachbar fuhr ab. Hannes zuckte kaum mit einer Achsel.) Erst gegen Morgen zeigt sich, was ein Friesen ist. — Es zeigte sich, daß Hannes ein Friesen war. Er blieb bei der Stange. Die Stange besteht aus dieser gesegneten Küste aus Tee, Zucker und Kümmel und heißt Teebusch. Solange ihm noch einer die Stange hielt, blieb Hannes Westphal bei ihr. Als der letzte ging, sagte er das Wort, das so gern ich gehört — das weltweit-veiledigste Wort: „Naai!“ Hannes war kein Süßfresser. Er war ein Mann und Friesen. Er trank einen Punsch auf sein Wohl und sagte schlicht: „Nu mutt ich na Hus!“ Er zahlte und verließ den Krug und die Kreisstadt. Er ging auf eigenen Sohlen dem Heimatdorf zu. Er hatte in Ehren bestanden. Daß er müde war, wird man nicht als Schande betrachten.

Christian Rohlf kam schon mit hochbeladenem Wagen von der Mühle. Aber Hannes Westphal lag in der Morgensonne an der grünen Böschung der Landstraße, hart am Graben. Rohlf hielt an und rief: „Hööl! Hannes!“ Da sich Westphal nicht rührte, stieg Rohlf ab, rüttelte ihn und schrie: „Hannes, wat mootst du denn hier?“ „Ick shlopp!“ erläuterte Westphal bereitwillig. „Kanns doch hier nich shloppen, Hannes, heit ja kein Zwack. Nu stoht man op un sett di bi mi up 'd Wogen!“ „Nu lot mi, Krichsch! Ick shlopp!“ versetzte Hannes entschieden. Aber Rohlf war ein guter Nachbar, und es gelang ihm endlich, dem bewährten Mann seine Hilfe aufzuzeigen. Er brachte ihn auf den Wagen und legte ihn zwischen die Säcke, daß er weiterschlief. Christian Rohlf saß träumend auf dem Bock, Hannes Westphal saß schlafend auf den Säcken, da muß auch der Schutzengel müde geworden sein. Aber er schlief nur leicht und griff rechtzeitig ein. Jedenfalls geschah es so:

Es geschah so, daß Heinrich Sommer mit seinem Wagen desselben Wegs gefahren kam. Er achtete nicht auf die Straße, bis sein Pferd stehenblieb. Vor ihm auf dem Sommerweg lag ein Sack, und auf dem Sack lag ein Mann. Heinrich Sommer rieb sich die Augen, atleg ab, erkannte Hannes Westphal und ergriß seine Schultern. „Hannes!“ rief er, „Minsch! Wat mootst du denn hier?“ Westphal blinzelte, erkannte nach mehrfachen Schütteln den neuen Samariter und sagte: „Ick shlopp!“ „Naai!“ sagte Heinrich Sommer. „Kann je wol gornich angehn! Kanns doch hier nich shloppen! Wilt nich bi mi rostigen un mitfohrn?“ „Nä, Mein!“ knurrte Hannes. „Söhs ja, Ick shlopp!“ „Nä! Mußt doch na Hus!“ — und Heinrich Sommer umwarb den Gefallenen nach besten Kräften. Der aber sah ihn lange und herzlich an. Dann sagte er: „Bil' n chuden Kock!“ „Heint! Aber — ich kann nicht mit di mitfohrn. Anernoml gern, Heint! Ditmol peit t' nich. Hüt foht ick schon mit Rohlf!“

Die Heroin

Eines Tages ward es Frieden endlich zur Gewißheit, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Liebe ihres Mannes „über den Magen“ ging. Das kränkte sie sehr. Sie wollte ihr Eheglück nicht bloß auf ihrer Kochkunst gegründet wissen, sondern strebte danach, sozusagen um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Als sie aus diesem Grunde anfang, das Essen zu vernachlässigen, verlor sich die Liebe zu ihr offensichtlich einen guten Teil ihrer früheren Überschwenglichkeit. Die Mutter konstatierte dies besorgt und meinte, sie solle sich wieder diesem Nebeneinanderleben durch saftige Braten und gute Suppen ein Ende machen wollen. „Nein“, erwiderte da Frieden energisch, „besser noch um meinen Mann gleichgültig behandelt, als wegen eines guten Mittagstisches geliebt werden!“

Schatten der Nacht / Von Werner Benndorf

Tag um Tag schlich dahin. Tag um Tag mußte Brigitte der Mutter helfen, mußte einkaufen gehen, in die Stadt hinauf, mußte spielen, Strümpfe stopfen und ein freundliches Gesicht zeigen, zuvorkommend am Tisch sein, und durfte sich nicht mit der Schwester zanken. Tag um Tag kam die Provinzzeitung, und man schlug sich um den Roman, der in fadem Gewand einen Hauch der Welt ins Herz hinabsenkte, von glücklichen Menschen sprach und eine Sehnsucht wach werden ließ, die Brigitte das Leben beschwerte. Dazwischen tönte das Läuten der Kleinbahn, und all die schönen Sehnsuchtsbilder waren verschwommen, weggeblasen. Wie eine Wanderin in der Wüste sah Brigitte sich selbst, immer getäuscht von Trugbildern, mit geringer Hand danach tastend und lechzend mit allen Sinnen. Aber der Trost des Alltags wandte alle Mühe auf, ihre glühenden Sinne zu stumpfen.

Das ließ sich Brigitte nicht gefallen. Sie war neunzehn Jahre und schloß die Haustür hinter sich ab, als es dunkel war. Sie hatte Sommersprossen und einen großen Mund, hielt sich für häßlich, aber sie war schön; weil sie vom Vornen durchglüht war, und weil ihr Gang federte. Ihre Schritte spürten sich vor, über die Straßen hinweg, hinein in den Wald, bergauf, an Bänken vorüber, auf denen Pärchen saßen, am Steinbruch vorbei, den das fahle Nachtlicht schimmern und glitzern ließ. Da wachte sie auf aus traumhaftem Sinnen. Sie saß auf der Bank, und ihre Augen waren feucht vor Einsamkeit. Wie gern hätte sie eine fremde Hand gehalten! Mit angezogenen Knien, wie ein kleines Mädchen, hockte sie auf der Bank, schaute

in den Himmel und wünschte sich, ein Stern zu sein. Sie wünschte auch, zu weinen. Sie konnte nicht. Furcht und Angst ließen sie das Klopfen ihres Herzens vernahmen, das Leben unter der Haut, und sie wollte wissen, wofür dieser Leib geschaffen war.

Die Nacht vermochte nicht, es ihr zu sagen. Sie fröstelte vor der Unnahbarkeit der Nacht, die ihr vom Fenster aus wie eine uppige Frau erschienen war.

Ein Junge brach in hastigem Lauf achtlos Zweige unter seinen Füßen. Sein Atem ging hastig. Er hatte Angst vor dem Wald und den Schatten der Nacht, er strebte heim, weil er noch ein Knabe war. Und Michael hieß er, war der Sohn des Pfarrers. Mochte es sein, daß er sich beim Spiel überm Berg verspätet hatte. Er sah Brigitte auf der Bank hocken und in den Himmel starren, sah ihr sonderbares Schattenbild mit den angezogenen Knien. Vielleicht hatte er schon viel von Hexen gehört? Angst befahl ihm, als er eine Fledermaus aufscheuchte. Er wußte, daß Hexen schön sind, jung und gefährlich! Schächtern grüßte er Brigitte und wollte eilen, vorbei, hinab, ins Tal, nach Hause. Aber sie hielt ihn zurück mit dem einfachen Wort: „Bleib!“

Michael blieb. Er konnte nicht weiter. Im Ton der Stimme lag es, daß er warten mußte, und die Stimme forderte, daß er sich auf die Bank setze. Das tat er. Ein kurzes Gespräch, hastige Frage und Antwort fesselten ihn. Er dachte nicht mehr an den Hunger und das Licht im Hause, weil er die Sterne sah und die dunklen Finger der Bäume. Aber noch immer glaubte er an die Hexe und hielt sich

für ein verlorenes Opfer, obwohl er nun wußte, daß es Brigitte war. Was aber konnte ein Name bedeuten? Für Michael nichts und alles Unheimliche, da es die Schatten der Nacht begünstigten mit ihren dunklen Fittichen.

Und er hörte, wie sie sich neben ihm bewegte, wie sie die Beine endlich fallen ließ und nun wie ein Mensch neben ihm saß, hörte ihre Worte, die er nicht verstehen konnte. . . .

Die Sterne schwiegen, nur der Wind rauschte leise durch die Kronen der Bäume. Da riß Brigitte Michael, den Knaben, an sich, küßte ihn in der Dunkelheit, trank das Neue nur einen Augenblick. Und doch schien dieser unendlich lang. Dann sprang sie auf, lachte hell, laut, daß es die Nacht beleidigte, und lief davon, den Berg hinab, die Straßen zurück, auf denen müde Laternen brannten.

Michael aber stand betroffen, schaute ihr nach, der Hexe, und sann darüber, was für merkwürdige Wesen die Mädchen sind, nachdem er sich gründlich den Mund mit dem Taschentuch abgewischt hatte.

Lieber Simplicissimus!

Es gibt keine noch so überflüssige und naive Frage, auf die ein Zoodirektor nicht doch einmal Rede und Antwort stehen müßte. So die folgende: ob wohl die Giraffe heiser werde, wenn sie nasse Fülle habe? „Ganz sicher“, meinte Professor Heck vom Berliner Zoo bedächtig, „aber natürlich erst nach Wochen. Sie verstehen: bei der Länge. . .“

Abundantia

(R. Kneech)

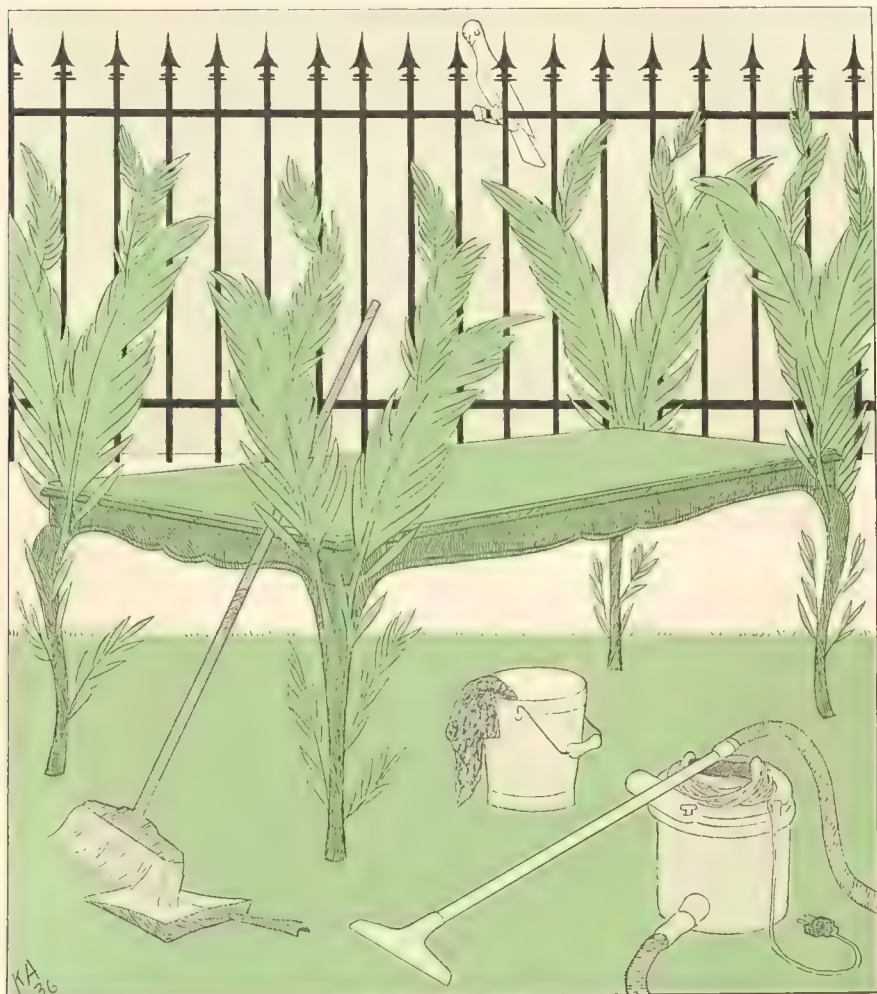


„Dösa sag i dir, Kathl, unsere nächst'n Zwoa müass'n aa Buam sei!“
gib i koane, bis i aa no a Madl hab!“

„Vo' mir aus; aber Ruah

Das Märchen von dem berühmten grünen Tisch im Uhrensaal vom Quai d'Orsay

(Karl Arnold)



... und da man glaubte, die geheimen und besonderen Besprechungen über die militärische Einkreisung eines Landes und die dazugehörigen Pakte einmal außerhalb des berühmten Uhrensaales abhalten zu müssen, ordnete der Concierge vom Quai d'Orsay ein Großreinemachen des muffigen Sitzungssaales an. So kam auch der alte, sehr verstaubte grüne Tisch in die sonnigen Anlagen des nahen Parkes, ins Freie.

War es nun die knospenreibende Frühlingsluft oder lag gar in

der Pariser Luft eine geheime, wundertätige Kraft, von der die geheimen Paktdiplomaten nichts ahnten? Wie dem aber auch sei, der wurmstichige, antiquarische Beratungstisch, vom glatten Parkett auf die Heimaterde gestellt, ging mit sich selbst zu Rate, bekam Saft und Kraft, schlug aus und zeitigte segensbringende Zweige. — Sollte aber dies nicht wahr sein, so sind doch viele Bürger Frankreichs auch der Meinung: Es muß doch Frühling werden!

SIMPLICISSIMUS

Ein Chauvinist fleht zu seinen Göttern

(Karl Arnold)



„Gebt unserer Regierung die Kraft, daß sie standhaft bleibe! Man mutet Frankreich einen Nichtangriffspakt, ja sogar einen Friedensvertrag zu!“



„Sixt, Alte, so is' recht: mir schmeckt's und du hast aa a Freud!“

Sonntag / Von Edmund Kochne

Der Sonntag fenkt sein goldgekröntes Gatter
um eine siebte Zeit nach sechs gemeinen
und schützt vor allzu vielem Wertgeratter
ein wenig Träumen und ein wenig Weinen.

Und während schon die Wochenstunden langen
nach feinen Seilen, um es hochzuwinden,
fassen wir noch die holden Schmiedestangen,
in deren Ring wir etwas Ruhe finden.

Anna, ich habe mich erschossen!

Novelle von Franz Johann Biersack

„Vor wir nun wieder voneinander scheiden“, sprach der alte, grauhaarige Professor und erhob sich aus der Taufgesellschaft, „möchte ich dir, mein lieber Sohn Edmund, zur Feier des Tages noch einige Worte sagen, ich, der Vater des jungen Vaters. Und ich kann im Anblick der alten Wiege, darin ich einst selber gelegen, nur immer wieder stammeln: Es lebe das Leben! Ja, du hast mich recht verstanden: Es lebe das Leben! Und ich möchte es tausendmal sagen, ihnen allen zurufen.
Aber ich muß von meinem Tode sprechen, damit du mich recht verstehen kannst. Ich darf davon sprechen, denn ich bin ein alter Mann. Aber du wirst den Kopf schütteln, wenn ich dir nun sage, daß ich schon einmal gestorben bin. Ja, gestorben! Ach, es ist schon lange her, ich war damals jung, sehr jung. Lehrer am Gymnasium in D., sechsundzwanzig Jahre alt. Was ist das schon? Aber ich hatte Furchtbares erlebt, nicht an großen Ereignissen — nein, da drinnen in meinem Leben, in dem Leben, das Edmund Ringler hieß. Laß mich darüber schweigen! Jedenfalls beschloß ich, dieses Dasein zu beendigen, schnell und kurz, für immer.
Der Revolver, den ich kaufte, blinkte neu. Ich legte ihn in die Schublade des Schreibtisches: es gab da mehrere Schubladen, oben und unten, aber für mich gab es nur mehr diese eine, links oben. Dann diese Kugeln! Unzählige solche Kügelchen gibt es wohl auf dieser Welt, Kugeln für Löwen,

Kugeln für Rehe, für Krähen und Tauben, Kugeln für Menschenfeinde; aber unter diesen unzähligen sind auch solche, die nie den Tod bringen, weil sie vielleicht feilgehen, weil ein Baumstamm also abhält, weil ein Uhrendeckel sie weggelassen läßt — nein, weil sie den Tod einfach nicht wollen. Ja, es gibt diese Kugeln, irgendeiner, ein Großer, Gütiger, Hundertfältiger mischt sie unter die Unzähligen . . .
Oh, ich bereitete alles vor bis ins kleinste. Ich starb in diesen Stunden der Vorbereitung von Stunde zu Stunde immer mehr, ich lebte ja nur mehr auf eine ganz todesgierige Weise, ich lebte überhaupt nur mehr, um möglichst bald und unwiderstehlich ganz sterben zu können.
Als ich an jenem Mittwoch in die Klasse kam, um die Lateinstunde zu halten, war vom vorhergehenden Tag auf die Tafel noch das menschliche Herz und der ganze Blutkreislauf gezeichnet. Haha, dachte ich, so schön malen kann nur der Kollege Greiner. Wie sonderbar . . . Ich danke Ihnen, Herr Kollege! Diese Zeichnung kommt mir gerade recht. „Soso“, sagte ich zu den Schülern, „das also ist das sogenannte menschliche Herz?“
„Jawohl!“, sagten sie und gingen sofort darauf ein; denn das menschliche Herz lag ihnen näher als mein Latein, ja, sie erzählten sogleich von der Wärme des Blutes, von den Kammern, einfach alles. „Gut!“, sprach ich zu einem von ihnen. „Wo aber liegt dann beispielsweise dein Herz?“

„Hier!“, sagte er, „es schlägt ja wie ein Hammer!“
„Hm, das ist schön! Wo liegt dann das meine, he?“, fragte ich. „Ja, gehe nur heraus und zeige es mir ganz genau! Da war er doch etwas befangen. Komm nur! Er kam. Er zeigte es mir. Hier unter diesen beiden Rippen, Herr Professor!“
Ja, da lag mein Herz: es pochte sogar. Und wie es pochte! Ich hielt meine Stunde, hielt noch die übrigen zwei. Ich hatte an diesem Tag nur drei Stunden, der Mittwoch war ja mein schönster Tag. Hernach ging ich nach Hause.
„Anna“, sagte ich zu meiner Haushälterin, „ich möchte jetzt nicht gestört sein, das Essen eilt übrigens heute gar nicht!“
Lächerlich, das Essen! Was wird sie wohl tun damit?, dachte ich. Sie wird es sicher verschlucken, die gute Haut! Ich öffnete den Schreibtisch, links oben. Ich stand am Fenster. Der Ausblick war schön, er hatte mich schon oft getröstet. Links und rechts ein paar gemütliche Häuser, drüben die Magdalenenkirche. Schon dieser Name: Magdalena! Magdalena! Wie oft habe ich mich an diesem Namen gelabt! Hinter der Kirche begann der Park, ein Park, wie ihn eben kleine Städte haben. Eigentlich hätte ich dazu auch in den Park gehen können, dachte ich noch — dann schoß ich in mein Herz.
Ja, ich blieb am Fenster stehen. Eine eigene Wärme spürte ich an der linken Brustseite. Die Kniee begannen mir zu zittern. Tot? dachte ich. Da unten aber

(Schüß auf Seite 17)

Dat Sporkaßbook

(Olaf Gulbransen)

OLAF GULBRANSEN 56



„Na, Stine, blüst 'n sporsame Deern. Wie vel Geld hest du denn all up din Sporkaßbook?“ — „Finhunnertdreiundtwintig Mark sünd et grad, Fro!“ — „Und 'n Schatz hest du ok? Warst lang mit ihm in de Laube hüt nacht, ick hebb dat woll markt . . . Aber lat di man nich dat Sporkaßbook afsnacken, Stine!“ — „Nee, nee, Fro, so 'n Slimmen is dat nich; he wull blot mit mi to Bed.“

Palmarum

16. G. Deerefen



(aus O. Felsen)

Hoffe wieder und glaub!
Wurf deine Sorgen zuhauf!
Unter dem raschelnden Laub
tun sich viel Angelein auf.

Schießt nicht der Weidenstumpf
Silberraketen ins Blau?
Quillt nicht Gold aus dem Sumpf?
Schwillt nicht grünend die Au?

In den großen Choral
füge dich, schmiede dich ein!
Tausend- und tausendmal
war es und wird es so sein.

Dr. Gmelgaj

Anna, ich habe mich erschossen!

(Schluß von Seite 14)

waren noch die gleichen Häuser, die Kirche, der Park! Aber du bist doch tot!, sagte ich mir immer wieder. Warum wach die Uhr dort oben nicht? Aus den Häusern kamen Menschen wie immer. Die Uhr schlug sogar. Oh, du bist zwar tot, kam mir plötzlich der Gedanke, aber alles nehmen wir mit hinüber, das Letzte bleibt einfach in den Augen: der Park, die Häuser, die Magdalenenkirche, Magdalena . . . Magdalena . . . Tot, das ist ja gar nicht tot! Sind wir denn tot mit den gleichen Augen? Ich muß es wissen, ich muß es herausbringen. Ich läute der Anna . . . der Anna läute ich! Wenn sie kommt . . . Ich schleifte mich an den Tisch, drückte auf die Klingel. Diese halbe Minute, diese dürren Sekunden entscheiden, diese eine Sekunde entscheidet, ob wir alles mit hinüber nehmen, ob ich tot bin, diese Türe dort entscheidet, diese arme Klinken — — — da kam sie herein.

„Anna!“ stammelte ich, „ich habe mich erschossen!“

„Oh!“ schrie sie, „Herr Professor, Sie leben ja . . .“

Sie leben! Leben! Leben! Goldene Ringe, rote Ringe, klein, groß, immer größer, wie Regenbogen so groß, tanzten vor meinen Augen, grüne Ringe, blaue, alle Farben. Sie leben! Leben! Leben! Alle Farben, alle diese Regenbogen sprachen, sangen, tanzten es: „Sie leben — — —“

Als ich im Krankenhaus erwachte, war ich sehr schwach. Die Kugel hatte zwar mein Herz getroffen, aber nicht getötet. Sie traf vielleicht den andern, der sterben wollte. Jene Minuten am Fenster, da ich nicht mehr wußte, ob tot oder lebendig, waren schrecklich. Es war eben eine jener Kugeln, die ein Großer, Guter, Hundertfältiger in die unzähligen mischt.

Ja, das Leben ist groß, ist Gnade! Es lebe der Baum, es lebe der Stein! Es lebe der Sperling, es lebe das Reh! Es lebe der Bruder, es lebe das Kind! Herrgott! Es lebe das Leben!“

Der alte Professor neigte sich kurz über die Wiege und verließ dann eilig das Zimmer. Alle sahen ihm ergreifen nach. Ihre Augen erschauerten wie vor einem nie-gesehenen Regenbogen.

Der lichte Moment

Julius Kreis



„Kurz vor 'm fimft'n Jlas fühl' ick mir immer als Genie — — — det Pech is nur, daß ick det fimfte Jlas ooch noch trinkel!“

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich fahre ich in Dithmarschen mit einem Lastauto über Land, um einige Kübler zu verschiedenen Bauern zu bringen. Unterwegs bittet eine ältere Frau von ländlichen Aussehen, mitgenommen zu werden. Da im Führerhaus kein Platz ist, ist sie sogar bereit, im Wagen, zwischen den Küblern, mitzufahren; denn schlecht gefahren ist immer noch besser als gut gegangen.

Bei dem ersten Bauern liefere ich nun ein paar Kübler ab. Als ich seine Frage, wer die andern bekäme, beantwortet habe, meint er mit einem Seitenblick auf die Frau: „Un wer schal de Koh hebn?“

Paulus Mann ist gegen sie in einer wahrhaft empörenden Weise gleichgültig und nachtsam: trotzdem liebt sie ihn und ist von seiner Gegenliebe überzeugt. „Weißt du“, sagte sie zu ihrer Freundin, die daran zweifelte, „er liebt mich schon, er ist bloß ein bißchen phlegmatisch; da verliert oft

die schönste Regung, eh' er dazukommt, sie in die Tat umzusetzen.“

Unser wohlbeleibter Theologikus begann den Religionsunterricht, den wir in unseren Tertiärlernjahrs wöchentlich zweimal erhielten, jedesmal mit einem Gebet. Es hieß Dienstags: „Lieber Gott! Wir danken dir, daß du unserm Leben wieder einen Tag zugefügt hast! Es ist ein Dienstag, den deine Güte uns geschenkt hat. O gib, daß er deinem Dienste geweiht sei.“ Freitags aber hieß es: „... Es ist ein Freitag, den deine Güte uns geschenkt hat. O gib, daß wir immer freier werden von allem, was dir nicht gefällt.“ Als er eines Dienstags wieder, in sich versunken, in der alten Leier sprach: „Es ist ein Dienstag, den deine . . .“, rief ihm unser Klassenwitzbold halblaut zu: „ein Freitag!“ — „Ach ja! Ein Freitag!“, verbesserte der fromme Antonius. Aber kaum war er bei der Stelle: „O gib, daß wir immer freier werden“, besann er sich und rief: „Verdammt! Es

ist doch ein Dienstag, den deine Güte uns geschenkt hat.“

Im Salvatorkeller-Garten am Münchner Nockherberg saß, trotz der Kühle, ein „Echter“, der nicht in den rauchigen Saal hinein wollte, sondern in der frischen Luft seine Frühjahrskur durchführte. „Da ham't halt d' Weiber schön“, meinte er, „mei! Alte sitzt dahom am warmen Ofen und trinkt an Kaffee, und i ko da herast 's kalte Bier nei'saula!“

Vom Auto

Wir hatten einmal in einem kleinen abgelegenen Gebirgsort eine Panne, und bald versammelte sich die Dorfjugend um unseren Wagen. Zwei der Jungen beschäftigten sich eingehend mit dem Nummernschild. Plötzlich meinte der eine, während er auf das Schild IIZ 1792 deutete: „Sell isch der Preis!“ Der andere aber sah den Wagen und uns geringschätzig an: „Sell isch mit der Preis, sell isch des Baujahr!“

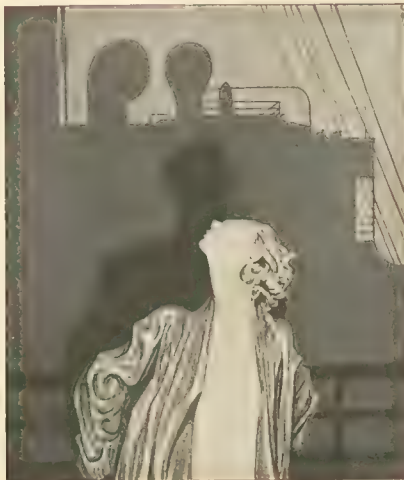
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner fischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischen Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weil überlegen



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnerigen Liebe, erzählt mit den ungleichen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM - 80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Höchste Eisenbahn . . . / Von Heinrich Rumpff

Punkt halb drei verläßt die Frau mit dem Kind das Haus. Eigentlich hat sie schon fünf Minuten früher fortwollen, vorsorglicherweise, doch war das Kind noch nicht fertig — wie das so ist, wenn man Kinder mitnimmt. Jetzt müht es auch noch. Das nächste Mal läßt sie es bestimmt zu Hause, ganz bestimmt!

Bis zum Bahnhof braucht man mit Kind aller- äußersten achtzehn Minuten, der Vorortzug fährt um zwei Uhr vierundfünfzig — schaffen wird sie es auf jeden Fall.

Als sie um eine Straßenecke biegt, springt einige Meter vor ihr ein Mann mit Aktenmappe aus einem Haus und stürzt im Huf durch den Vorgarten auf die Straße. Auf dem Bürgersteig verhält er sekundlang, reißt die Uhr heraus, fährt sichtlich erschrocken zusammen — — eilt dann im Geschwindschritt die Straße hinunter, Richtung Bahnhof! Er rennt fast.

Die Frau mit dem Kind erschrickt ebenfalls: dieser Auftritt war zu eindringlich und unum- verständig! Ist es bereits so spät, daß der so rennen muß? War es denn eben nicht erst halb durch, als sie das Haus verließ? Sollte das bereits so lange her sein? Ihr Verstand sagt nein. Ist er trau einer dem eigenen Verstand! Vielleicht ist es doch möglich? Das Kind macht ja so unglaublich langsam. Hätte sie es doch nur zu Hause gelassen! Unwillkürlich hat sie bereits ihren Schritt beschleunigt; sie zerrt den Kleinen an der Hand hinter sich her wie ein störrisches Zicklein — den Zug muß sie unbedingt erreichen. Der Mann mit der Aktenmappe vor ihr beginnt zwischen den Geschwindsschritt einige Meter Trab einzulegen.

Die Frau treten Schweißperlen auf die Stirn. Das scheint ja schon mächtig spät zu sein! Daß, selbst wenn es für diesen Vorortzug unerklärlicherweise so spät sein sollte, nach einer halben

Stunde schon der nächste fährt, kommt ihr gar nicht in den Sinn. Ihre Seligkeit scheint gerade von diesem Zug abzuhängen. Sie paßt sich nun auch dem Trab an, wenigstens soweit es geht: sie ist ja nicht mehr eine von den Jüngsten, auch nicht von den Dünsten, eine Neigung zu Asthma

Meine kleine Leichensammlung

(Aus dem Krankenhaus)

Ja, mein Krankenzimmer stimmt mich froh.
Glatte Wände, keine Bilder —
Wilderer blicken nicht noch wilder,
Keine Schlacht bei Waterloo.

Und nach gutem Schmerz und Fieber
Fühl' ich mich erst wieder richtig,
Alles scheint mir schön und wichtig,
Und ich lebe um so lieber.

Meine Fieberkurve kündet
Ganz genau den Gang der Handlung,
Ich betrachte die Verwandlung,
Fühl' mich mit dem Arzt verbunden.

Schrank und Waschtisch und Kommode,
Tisch und Stuhl und Medizin
Sprechen still mit hellen Mienen:
„Gestern wars da noch merode!“

Auch die Klingel will ich nennen,
Und ich könnte, wenn ich wollte,
Wenn ich „Ihr“ nicht Achtung sollte;
Schwesterlein hat viel zu rennen.

Sinnend schau ich an die Decke:
Da wird langsam immer länger
Meine kleine Leichensammlung,
Der diskrete Fliegenfänger.

Kurt Bortfeldt

macht sich störend bemerkbar, und die Kniee be- ginnen zu zittern.

Gerade, wie sie vorbeistürzt, öffnet der ältere Herr die Haustür. Er ist die Regelmäßigkeit in Person. Dreizehn Minuten liegt der Bahnhof für sein gemütliches Tempo entfernt, zwei Uhr vier- undfünfzig fährt der Zug — Punkt zwei Uhr sechunddreißig öffnet der ältere Herr jeden Nachmittags den Gott kommen läßt, die Tür seines Hauses. Die ganze Gegend kann sich darauf verlassen, sicherer als auf die Kirchen- uhr. Beim Anblick der vorbeistehenden Frau stutzt er. Er kennt sie, sie fährt häufig um die gleiche Zeit mit ihm zur Stadt — aber warum rennt sie bloß so? Und, zum Teufel: da vorn rennt ja noch einer, mit einer Aktenmappe, zweifellos auch zum Zuge — — ist es denn schon so spät?

Indem er, unbewußt fast, den Schritt beschleunigt, zieht er die Uhr. Nein, kein Gedanke! Bis zur Ab- fahrt genau noch sieben Minuten Zeit, wie jeden Tag! Aber, verlasse sich einer auf die Uhren! Ging sie nicht schon einige Male so merkwürdig unregelmäßig? — Er erinnert sich zwar nicht genau, wann das gewesen sein soll — die Vorstellung allein genügt indes schon, ihn zu beunruhigen. Wenn zwei zum Zuge laufen, darf der dritte nicht zurückbleiben — das ist ein un- geschriebenes Gesetz. Die werden schon wissen, warum sie laufen! Vielleicht ist der Fahrplan ge- ändert worden? Der ältere Herr will den Zug ebensowenig verpassen; er beginnt hinter der Frau mit dem Kind herzuellen.

Der Mann mit der Aktenmappe ist nun vom Ge- schwindschritt zu leichtem Dauerlauf überge- wechselt. Hundert Meter hinter ihn keucht die Frau, mit beängstigt blaurotem, schweißglän- zendem Gesicht — es läuft sich eben nicht mehr so leicht in ihren Jahren, besonders nicht, wenn

**SCHÖNHEIT
UND QUALITÄT**

Der jetzt völlig erledigt eintreffende ältere Herr zieht deshalb eine Bank auf dem Bahnsteig vor. Ob der ungewohnten Anstrengung schnappt er nach Luft, auch vor Ärger, gewiß, doch überwiegt diese seltsamerweise eine Art Befriedigung: seine Uhr hat ihn nicht getäuscht! Genau wie die große des Bahnhofes zeigt sie zwei Uhr und fünfundvierzig Minuten! Er hätte also wirklich nicht zu rennen brauchen.

Kürzlich spielte in Mergentheim die Kurkapelle die „Abschiedssinfonie“ von Haydn, bei der bekanntlich ein Musiker nach dem andern sein Instrument beiseite legt und das Podium verläßt. Zwei Damen im Publikum, denen die Sinfonie jedenfalls unbekannt war, sehen diesem Vorgang erstaunt und schließlich mit Empörung zu. Endlich macht die eine ihrer Entrüstung Luft mit den Worten: „Aber das ist doch unerhört von der Kurverwaltung, daß sie den Musikern erlaubt, kurz vor dem Konzert noch Brunnenwasser zu trinken!“

„Der Deutsche Jäger“ München



„Das garantiere ich — in meiner Wohnung wird nie mehr gestöbert!“ — „Haha! San S' froh, Herr Rat, bal S' in drei Tag' wieder rei'dürfen!“

Das Stelldichein / Von Wolfgang Federau

Doerner saß in merkwürdig verbogener Haltung vor seinem Schreibtisch und starrte ins Leere. Er hätte arbeiten müssen — natürlich, Er hatte so viel zu erledigen, und die Zeit drängte; aber Doerner konnte sich nicht aufrufen. Mit hängenden Schultern saß er da, und die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, beschäftigten sich nicht mit dem, was er seinen Beruf nannte.

Hätte er einen Spiegel zur Hand gehabt, hätte er in ihn hineinblicken können in diesem Augenblicke, er wäre wohl erschrocken gewesen über sein Gesicht, über die Veränderung, die mit diesem Gesicht vorgegangen war, die ihm einen uralten, verbitterten Ausdruck verlieh. Aber er hatte keinen Spiegel — und das einzige, was er wahrnahm, jetzt eben, das waren die leisen Schritte, mit denen seine Frau im Zimmer nebenan hin und her ging, hin und her... Diese Frau, mit der er eben noch eine sehr laute und sehr heftige Auseinandersetzung gehabt hatte wie so oft im Laufe der letzten Monate — oder waren es bereits gar Jahre?

„Wie hat dies alles nur so kommen können“, fragte er sich zum soundsovielten Male. „Wie hat es geschehen können, daß wir uns auf diese Art auseinanderleben?“ Er fand keine Antwort — vielleicht, weil er sich scheute, der Sache einmal ganz auf den Grund zu gehen. Er sah nur, was war: daß sie beide sich nicht mehr richtig verstanden, daß sie sich bei geringfügigen und im Grunde lächerlich belanglosen Dingen zu heftigen Auseinandersetzungen hineinziehen ließen, daß die schöne

Harmonie allmählich zerstört worden war — niemand hätte angeben können, weshalb und wieso. Denn sie liebten sich doch noch? Natürlich liebten sie sich! — das wenigstens war etwas, woran Doerner niemals und auch in diesem Augenblick nicht zu zweifeln wagte.

Da schritt das Telefon. Zögernd, mit einer Miene des Ekels, griff Doerner nach dem Hörer. Was gab es denn nun schon wieder? „Doerner“, meldete er sich leise, mit einer verdeckten Stimme, die immer etwas vorsichtig, tastend und abwartend klang. „Ach, Klaus!“, kam es da herübergewelt aus der Ferne, süß und weich und zärtlich. „Heute abend, ja? Gegen sieben Uhr — an dem Kandelaber vor dem Stadttheater.“

„Ja — aber“, entgegnete Doerner. Doch da waren sie schon getrennt; vielleicht durch einen Zufall nur, vielleicht auch, weil das Mädchen gestört wurde und nun schnell abgehängt hatte, um nur ja nichts zu verraten von der Verabredung? Schade, dachte Doerner. Es tat ihm leid — er würde diesem unbekannten fernen Mädchen, von dem er nichts wußte als den zärtlichen Klang seiner Stimme, nun nicht sagen können, daß sein Sohn, daß der Klaus fortgegangen war zu einem Schulfreunde, und daß er sicherlich erst spät nach Hause kommen würde. Aber dann mußte er an etwas anderes denken. „Sieh mal an — dieser Klaus“, lächelte er still in sich hinein, gutmütig und ein bißchen überrascht. „Ich habe ihn immer noch für ein richtiges Kind gehalten und für

einen Menschen zudem, der an nichts anderes denkt als an seine Bücher und das bevorstehende Examen. Für einen heimlichen Streber sozusagen — was mir nicht immer ganz recht war. Und nun... Und nun...? Hat Verabredungen mit jungen Mädchen? Mit jungen Damen, die ich offenbar gar nicht kenne? Ist ja allerhand... allerhand, jawohl!“

Er nahm sich vor, seinen Jungen heute abend einmal vorzunehmen, ihn durch ein paar geschickt gestellte Fragen ordentlich in Verlegenheit zu versetzen. Und er grinste selbst halbwegs jugendlich vor sich hin, als er sich diese Situation ausmalte. Dann machte er einen erneuten Versuch, seine Arbeit fortzusetzen; ab und zu ertappte er sich dabei, daß er nach seiner Uhr schaute. Es wurde sechs, es wurde halb sieben und noch ein bißchen später. Da, plötzlich, sprang Doerner auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt und mußte sich nun wohl eilen, wollte er ihn auch in die Tat umsetzen.

„Ich gehe noch ein wenig an die Luft“, rief er im Vorbeigehen, schon in Hut und Mantel, durch die halbgeöffnete Tür seiner Frau zu. Die nichts biß — sie hatte vorher wohl zu viel und zu heftig gesprochen — jetzt war sie erschöpft und müde und verzagt.

Jetzt sieben Uhr war er vor dem Theater, da stand ein Mädchen, sehr allein. Und wahrhaftig, wenn sie gewiß auch erst fünfzehn oder bestenfalls sechzehn Jahre alt war, sie war doch schon ein Wesen, nach dem sich reife und gesetzte Männer umdrehen mochten.

(Schluß auf Seite 22)

Die Hetzer

15. Thöngs



„An den Rhein, Monsieur, an den Rhein! Was braucht Frankreich den Frieden, wenn ihm die Sowjets das Paradies anbieten!“

Stützungsaktion

(E. Boehm)



„Wat, schwach wird dir? Na, tu man nich so, als wärest du der Friedensengel in Paris!“

Das Stelldichein

(Schluß von Seite 20)

Doerner trat auf sie zu, machte eine Verbeugung. „Sie warten gewiß auf Herrn Klaus Doerner?“ sagte er mit ganz leisem Spott. Sie sah ihn groß und überrascht und zugleich stolz und ablehnend an — es gefiel ihm sehr. Donnerwetter, dachte er, Donnerwetter!

„Es tut mir leid“, fuhr er fort, „Sie ent-

täuschen zu müssen. Klaus, mein Sohn, ist zu einer Geburtstagsfeier gegangen. Ich hätte es Ihnen gern schon am Telefon gesagt, aber Sie hängen so schnell ab.“ „Schade“, erwiderte das Mädchen und lächelte etwas kramplig. Sie errötete ein wenig, aber gleich hatte sie sich wieder vollkommen in der Gewalt — es war zum Staunen. „Und nun ...?“ fragte sie. „Ich ... ja, also ich wollte Sie doch nicht gern umsonst warten lassen, und da ent-

schloß ich mich, selbst zu kommen und Sie aufzuklären, damit Sie nicht Schleiches denken sollten von meinem Sohn.“

„Sie sind ein feiner Kerl!“, sagte sie etwas burschikos. „man könnte Klaus beneiden um solch einen Vater.“ „Ja, feiner Kerl!“ sagte sie zu dem Doktor Matthias Doerner, der doch eine Position bekleidete, die ihm den berechtigten Anspruch auf weitgehende Achtung und Anerkennung gab! Doerner störte das nicht — im Gegenteil.

Er schlug ihr vor, den angebrochenen Abend wenigstens zu einem kleinen Spaziergang zu benutzen — wenn sie mit seiner Gesellschaft vorliebnehmen wollte. Sie nickte heftig, und als bald gingen sie heiter, Seite an Seite, durch die frühlingshaften, junggrünen Anlagen, durch den schönen alten Park, den die Liebespaare so gern aufsuchten. Sie beide, sie waren kein Liebespaar, natürlich, aber doch: eine warme Welle überflutete das Herz des bereits alternden Mannes, da er das Mädchen an seiner Seite ab und an mit einem flüchtigen Blick streifte. Sie war so schlank, so frisch, so gesund — der Wind spielte mit ihrem leichten Rock, daß er wehte und sich blähte: braun schon trotz der frühen Jahreszeit waren ihre Arme. Es war eine Lust, sie anzusehen, auf ihr frisches Gepläuder zu lauschen, das so unangekündigt war von allem Verborgenen und Schwierigen und Problematischen, und doch keineswegs albern, klug und nicht altklug, und daß ihn die Welt wieder einmal sehen ließ, wie er sie selbst vielleicht in seinen jungen Jahren geschaut und betrachtet hatte.

Doerner lud sie ein — daß sie Inge hieß, hatte er bald auf geschickte Art herausbekommen —, in eine Konditorei, in eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie nahm ohne Zögern an. „Das können wir uns nicht leisten, Klaus und ich, wenn wir zusammen spazierengehen!“, lachte sie, und Doerner beschloß, das Taschengeld seines Jungen ein bißchen zu erhöhen, damit er doch auch einmal seine Freundin einladen könne.

Sie zierte sich nicht, und es beglückte Doerner, zu sehen, wie es ihr schmeckte. Einmal, dachte er, einmal haben Greta und ich auch so miteinander gegessen, sie war nicht mehr ganz so jung wie diese Inge, das ist wahr. Aber ich war so viel jünger, als ich es jetzt bin. Es war so schön. Eine leise Trauer wehte ihn um, vieles fiel ihm ein, was er vergessen hatte, es fiel ihm während dieser einen oder zwei Stunden ein. Vielleicht, dachte er, sollte man sich öfter daran erinnern, wie es früher einmal war — man wird dann milder und gütiger und versteht sich besser ...

Inge mußte nun nach Hause; als sie sich verabschiedet hatte, fand Doerner noch in der Bahnhofshalle einen offenen Blumenstand; er kaufte einen festlichen, bunten Frühlingsstrauß, und er kaufte ihn nicht für das junge Mädchen, das ihm die Zeit so nett vertrieben hatte ... Seine Frau sah ihn so heimkommen, mit frischem Gesicht und vieldeutig lächelnd, und wurde blaß und rot und wieder blaß.

„Ich bin mit einem jungen Mädchen spazierengegangen“, sagte er und legte ihr die Blumen in den Schoß. „Aber die Blumen — die kaufte ich für dich.“ Und er setzte sich zu ihr. Arbeit? Die mochte wartet! Wichtiger stand auf dem Spiel eben — und er erzählte seiner Frau ...

„Sie sieht ganz anders aus, als du auch in deinen jungen Jahren ausgesehen hast“, meinte er zum Schluß, und doch nicht immer an dich und — ja, und an uns denken müssen.“ Ja, er erzählte ihr; mit einem Male wurde alles, was ihn auch gequält hatte, die letzten Monate, ganz einfach.

„Wir haben uns ja doch lieb, immer noch, nicht wahr?“, fragte er. Die Frau antwortete nicht, doch sie streichelte seine Hände, immer wieder, immer wieder. Klaus, da er nach Hause kam, ziemlich spät, sah wohl die Blumen und spürte auch die Veränderung, die vorgegangen war, doch wußte er, er sollte nicht für. Sein Vater tat nichts, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Weißt du“, sagte er mit toderstem Gesicht, „ich könnte meine Freundin Inge einmal zum Kaffee einladen, was? Deine Mutter würde sich sehr freuen, sie kennenzulernen ...“ Und mit diesem „Gute Nacht!“ verabschiedete er den Verblüfften.



„Das Recht wird auferstehen — erst dann werden wir unsere Ruhe finden!“

Heimweh / Von Hans Leip

Weißt du noch zu Haus,
Wo der Flieder stand?
Und im Flieder sang der Star.
Übers Feld hinaus,
In das grüne Land,
Wo die See dahinter war . . .

Hinter Lizard Kap
Liegt das Meer, das Meer,
Und wir seilen unsre Zeit.
Brist ein Lüftchen knapp,
Brist von Osten her,
Und da liegt die Heimat weit.

Nur die Sonne glüht,
Nur die Welle schwingt
auf der schattenlosen See.
Keine Blume blüht
Und kein Vogel singt;
Nur der Wind singt weh: ade . . .

Der bolschewistische Friedensengel

(Wilhelm Schutz)



— ist auch in Spanien am Werk!

SIMPLICISSIMUS

Ostern 1936

Wilhelm Scholz



Will mir beim Wandern nicken
Ein Blümlein an den Hut,
Ist grüner Weide schneiden
Mir eine Flöte gut.

Doch was da sonst an Freuden
Mein Herz gefangenimmt,
Hat eines ganz alleine
Gar alles überflimmt:

Zu einem neuen Leben
Alt-Deutschland ist erwacht,
Zu Freiheit, Ehr' und Frieden
Kam wieder es die Macht.

Nie gaben Osterglocken
Ein volleres Geläut',
Als wie von allen Türmen
Es uns erschallet heut'.

Wilhelm Scholz

Ein rheinisches Mädchen

(Kurt Helligenstaedt)



„Eigentlich tut er mir ja leid, der Studienrat, daß er bei mir abgemeldet ist; aber wer konnte denn ahnen, daß wir Garnison kriegent!“

Das Osterei

(Einf. Gullbrandson)



Ob der Has die Eier legt
oder ob die Henne,
läßt den Durchschnitt unbewegt,
so wie ich ihn kenne.

Am Symbol und Modus liegt
nicht so viel hienieden;
wenn man nur grad welche kriegt,
ist man schon zufrieden.

Nur das Kind, phantastisch und
farbenfroh gefonnen,
wünscht die Eierschale bunt
und den Kern geronnen.

Schließlich schreit's ja einerlei,
ob man's hart zerfieselt
oder als ein Spiegelfei,
schmittlauchüberreißt;

ob man's warm genießt, ob kalt
(erstes mit viel Fett),
oder gar in der Gefalt
einer Omelette.

Der Chemie als Wissenschaft
ist das völlig piepe.
Einzig die Verdauungskraft
bildet eine Klippe.

Karatsch

Bolsche und der Gallische Hahn

(Karl Arnold)



„Mögen die Europäer unsere Politik unvernünftig nennen — aber wer kann uns zwingen, vernünftig zu sein?!“

(R. Mathu)



In einem Dörfchen mit weißen Fachwerkhäusern, das versteckt in einer Hügelandschaft voll lichten Gebüschs, hellgrüner Wälder und талаф, talab sich neigender Ährenfelder lag, fand Pjotr sich erst langsam wieder zurecht. Zwar verstand er die Sprache nicht, und der Ochse wurde anders gejocht als zu Hause, aber es gab doch auch Dinge, an die man sich halten konnte. Bald fühlte Pjotr sich ganz wohl, vom Heimweh abgesehen, denn man nicht einmal durch heimatische Lieder abhelfen konnte; denn was ist der Gesang, wenn niemand mit dir zusammen singt?

Der Sommer gingen ins Land. Der Krieg war zu Ende, und Pjotr blieb. Vielleicht war das Dörfche der Grund? Er verstand nun die Sprache schon ein wenig, wußte, was „Brot“ ist, was „Egge“ sagen will, und was „Grünfutter“ bedeutet. Im Dörfchen hielten sie ihn sozusagen schon für einen der ihren. „Unser Russe“ sagten sie, wenn sie von ihm sprachen; doch da sie Dialekt redeten, sagten sie „insern Ruß“. Wenn die Burschen sich abends unter den drei alten Kastanien hinter dem Kirchlein versammelten, dann fehlte auch Pjotr nicht. Auch das Dörfchen hatte seine Lieder: warum hätte Pjotr sie nicht lernen sollen?

Doch es gab auch Abende zwischen Erliegenbösch auf den Wiesenpfaden, wo Dörfche mit tief zurückgelegtem Kopf in das Glimmern der Sterne sah. Pjotr aber nur die Seligkeit in ihren blanken Augen suchte. Im Dorf wußte es jeder längst, daß sie zusammengehörten.

War es sehr verwunderlich, daß Dörfche an einem Märztag mit einem unglücklich nachdenklichen Gesicht zu Dörfche: sie ahnte nichts Gutes! Und weiß Gott, der Pjotr kam, um Abschied zu nehmen! Dörfche brach in Tränen aus.

Nun, er wollte ja wiederkommen; er war doch sogar schon beim Amtmann gewesen. Dort aber hatte es sich herausgestellt, daß ihm etwas bei seinen Papieren fehlte.

und das fehlende Schriftstück sollte der Pjotr sich in der Ukraine besorgen. blieb ihm etwas anderes übrig, als hinzugehen und darum zu bitten? Freilich war's ein weiter Weg, aber wenn du aus einer Amtsstube etwas haben willst, dann mußt du dich eben auf die Beine machen!

Sein Söhnlein lag in den Kissen und bewegte die Glieder wie ein Käfer, der auf den Rücken gefallen ist. Und Dörfche wischte sich mit einem Zipfel der blauen Schürze die angstvollen Augen aus. Glaubte sie denn etwa, daß er nicht zurückkehren wollte?

Er war noch ganz bestürzt über ein solches Mißtrauen, als er längst auf der Landstraße stand. Die Apfelbäume rechts und links setzten schon dunkelbraune Blütenknospen an mit einem leisen rosa-grünlichen Hauch auf den klebrigen Spitzen. Pjotr wandte sich noch einmal nach den roten Ziegeldächern zurück. Dann nahm er entschlossen den weiten Weg unter die Füße und schritt rüstig aus, dem Osten zu. Versteht sich, daß er zu Fuß wandern würde, so wie die Pilger, an die er aus seiner Jugend sich erinnerte und die von Dorf zu Dorf bis nach Jerusalem gepilgert waren. Von Dorf zu Dorf wollte Pjotr pilgern. Dort, weit hinter den Wäldern, Grenzen und Bergen, mußten irgendwo die buntgemalten Häuschen in der Ährenflut auf der Ebene der Ukraine liegen! —

Die Knospen an den Apfelbäumen brachen auf, die Blüten fielen ab, und die Äpfel reiften. Die Kartoffelfeuer vermischten ihren aromatischen Rauch mit den Nebeln des Herbstes. Und schließlich bestimmte der Schnee die kahlen Äste der Bäume rechts und links der Chaussee. Im Dörfchen wurden die Fragen häufiger: „Der Pjotr ist ja so noch nicht zrickomme, ne-wah?“ Und jedesmal schoß dem Dörfche das Blut in die Wangen. Da saß sie nun als ledige Kindsmutter, und der Bub wurde größer. Die Apfelbäume setzten schon dunkelbraune Blütenknospen an. Und dann kam wieder ein Sommer mit Ernteschweiß und dem Summen der Dreschmaschinen. „Der Ruß hot so sitze lasse!“ hieß es im Dorf.

Der Bub hatte die wasserblauen, tief-liegenden Augen vom Vater geerbt. Und manchmal weinte das Dörfche. Und eines Tages — die Herbstzeitlosen waren längst auf den Wiesen verblüht — da tauchte der Pjotr auf dem Hügel über dem Dörfchen auf zwischen den kahlen Bäumen der Landstraße. Die frühe Dämmerung sank schon. Wie ein Landstreicher sah er aus, verwildert und zerlumpt. Er hielt an und sah auf die ziegelroten Dächer hinab. Bläulicher Rauch kräuselte sich in den Abend. Mit einem gelben frostigen Schein ging die Sonne unter.

Pjotr zauderte. Mit einemmal war ihm zu schwer ums Herz. Wußte er denn, ob das Dörfche auf ihn gewartet hatte? Mühselige Straßen, müde Wandertage und boshafte Zufälle des Weges lagen hinter ihm. Hatten sie ihn nicht wegen Vagabundierens zwei- oder dreimal eingesperrt? Hatte er nicht einen Hund erschlagen müssen, der ihm an die Waden wollte? War es nicht unendlich schwer gewesen, die Grenzen zu täuschen? Hatte er nicht das Stehlen sogar gelernt, vom Betteln ganz zu schweigen! Aber er brachte das Papier mit, das er holen gegangen war.

Jedoch das Ziel vor Augen, begann Pjotr mutlos zu werden. Die Zuversicht, die ihm die schlimmen Blasen an den Fersen, die Kälte der Nächte am Straßenrain, die Stränge der Gendarmen hatte ertragen helfen, die zähe Zuversicht verließ ihn. Dort zu Hause hatte ihn keiner mehr gekannt. Statt dem Doppeld Adler war ein weißer Adler auf rotem Feld über der Amtsstube angeschlagen. Das Häuschen, wo er Kind gewesen war, stand nicht mehr, eine breite Straße lief über den Platz. Und wie er nun die roten Ziegeldächer von Dörfchens Heimat zu seinen Füßen liegen sah, da bedrängte ihn ein würgendes Gefühl. Das Dörfche hatte ja an seine Rückkehr schon damals nicht geglaubt! Wie, wenn sie nun einen anderen Burschen hatte? Nie und nimmer würde er ihn auszuteilen vermögen, schmutzig, zerlumpt und verwildert wie er war. Wie würden sie über ihn lachen, wenn das Dörfche die Frau eines anderen geworden war, während er hinter irgendeinem Papier herlaufen mußte. Es war ihm, als habe er plötzlich die Heimat verloren.

Von dort hörte er, wo die Sonne schwefelgelb versank, wehte ein eisiger Wind; aus den Wäldern dampften nasse Nebel auf. Wo kann ein Vagabund vor dem Frost der Nacht unterkriechen? Wäre Sommer gewesen und eine duftende Nacht im Heumond, vielleicht hätte dann der Pjotr einen Bogen um das Dörfchen gemacht, von grübelischen Zweifeln eingestigt und kurz vorm Ziel von Kleinmut besiegt. Aber die Kälte ist ein strenger Berater. Sie rät dazu, selbst Spott und Erniedrigung zu erdulden.

Auf Hohn und Härte war er gefaßt, als er ins Dorf hinabstieg. Schon brannten in den Häusern die ersten Lampen. Er überquerte den herbstlich leeren Hof und pochte. Das Dörfche verschüttelte vor Schreck den heißen Korkkaffee, als Pjotr auf der Schwelle stand und demütig die zerlumpte Mütze in den frostroten Fäusten drehte. Dann aber zeigte sie auf das hölzerne Kinderbett. „Er duhd schon Babba saache!“ flüsterte sie, denn das hatte sie dem Buben gelehrt.

Das Feld

Von Hermann Sendelbach

Da nun getan ist nach Gebrauch und Pflicht, Was hier zu tun war in dem frühen Jahr, Reicht still die Stirn dem aufgesparten Licht Voll froher Hoffnung ihr Bereitsein dar.

Nach hat sie nichts zum Schmuß als sich allein, Wie sie in grauen Streifen waldhin fließt. Doch drüber schwebt vorausgejandt der Schein Des Xommendens, das in der Tiefe spriegt.

Woh! ist noch viel vor jenen Tag gestellt,
Da weit die reife Ährenmooge weht,
Gelegne, treuer Himmel, dieses Feld,
Daß es zur Ernte reich im Glanze steht!



„Denke dir, Oskar, meine Freundin hat ein Osterei bekommen mit einem Brillantring darin.“ — „Wie geschmacklos! Ostern ist für mich ein rein geistliches Fest.“

Toivonen am See

Von Werner-Jörg Lüddecke

Da geht Toivonen über die schwarzgebrante Halde zum See hinab und würdigt mich keines Blickes. Prüfend sieht er hinauf in den geballten Himmel. Obwohl gar nicht die geringste Aussicht besteht, daß sich das Wetter in der nächsten Zeit ändert. Das scheußliche Regenwetter! Toivonen sieht nur mal so zum Himmel. — eben, weil er mich dann besser übergehen kann. Denn er ist beleidigt.

He, Toivonen, so war das doch gar nicht gemeint! Schließlich ist das doch auch eine peinliche Einladung, bei derartigem Wetter in einem Einbaum, der voll drohender Löcher ist, über den See zu fahren, nach Toralää. Ich kann ja wohl schwimmen — aber der See ist groß! Man kann auch bei klarstem Sonnenschein nicht das andere Ufer sehen. Und das Wasser ist schon verteuftelt kalt um diese Zeit. Nein, Toivonen, da sei mein! wegen beleidigt! Aber fahr' ohne mich. Ich will in der warmen Bude auf dich warten. Mit einem heißen Kaffee will ich auf dich warten und auch noch die letzte halbe Flasche Rum dazu opfern. Aber mitfahren — ein andermal! Vielleicht nächstes Jahr, wenn ich wiederkomme. Ja, und dann fällt mir da noch ein — Ich habe doch auch so viel zu tun. Meine Strümpfe müssen gestopft sein, die Filme müssen entwickelt werden, die Bücher dürfte auch mal frisch geölt werden — du siehst ein, nicht wahr?

Aber Toivonen sieht nichts ein. Er steigt zum See hinab und sieht mich nicht. Will überhaupt nichts mehr mit mir zu schaffen haben. Nur meine Angel hat er eben mal genommen, weil sie besser ist als seine. Jetzt steht er am Wasser und fischt mit seinen langen Fingern liebevoll in der Konservenvbüchse nach Würmchen und Krabben. Harmlos pfeifend, aber doch voller List und Tücke, nähert er sich ihm.

„Hyvää peivää, Toivonen“, sage ich.

„Peivää —“, knurrt Toivonen. Und durchbohrt voller Ingrimm eine fette Made mit dem Angelhaken. „Scheußliches Wetter“, sage ich weiter und hütele und schneube bekräftigend. Toivonen murrte ein kaum verständliches „Jaha —“. Im hohen Bogen klatscht die Leine ins Wasser. Wir sehen gedankenvoll zu, wie der Köder ersäuft. Inmitten der tausend kleinen ungemütlichen Spritzeln, die der Regen aus dem See haut. Da kommt eben ein Bö von Koolää herüber. Wie das pfeift und zischt! Nein, so ein Wetter. Nur gut, daß wir Ohläute anhaben, der Toivonen und ich. Da prasselt die Nässe wirkungslos ab. Der Himmel wird auch gleich versaufen, in dem See. So dicht ist er schon darauf gestakt.

„Nun, Toivonen“, sage ich nun wieder. „...doch nach Toralää fahren, bei dem Wetter?“ „Jaha“, macht der Finne mit dem denkbar abweisenden Gesicht. Er will nichts wissen von Ver-

söhnung. Aber wart' nur, ich habe da ein paar Trümpfe! Mal sehen, wie das zieht. Zum Beispiel meine Angel da. „Sag mal“, plaudere ich ganz harmlos. „Sag mal, Toivonen, du hast ja eine ganz neue Angel! Die kenne ich doch noch gar nicht. Aber sehr schön ist die. Beinahe so schön wie meine, nicht?“ Der alte Finne sieht mich unsicher von der Seite an. „Jasso, — die ist es auch. Aber ist ja egal. Die Fische essen wir ja auch zusammen. Nicht?“ „Oh, natürlich“, beeile ich mich zu sagen. „Schon

egal. Nur so, habe eben gedacht, es sei eine neue.“

Gerade rückt die Angel an. Toivonen holt einen schönen, silbernen Strömung aus dem See. Finger löst er den Fisch vom Haken und wirft ihn in den Böttch. So einen schönen Strömung, der sicher seine zwei Pfund wiegt.

„Schöner Fisch“, sage ich. „Jaha“, knurrt Toivonen und pult wieder in das Würmchen hecht. Er scheint wirklich ernstlich verschluckt. Ich glaube fast, daß ich mir jetzt große Mühe mit ihm machen muß, denn letzten Endes geht es ja nicht nur um unseren häuslichen Frieden, sondern vor allem um den alten Elchsaufleger, dessen Wechsel nur Toivonen kennt. Nein wirklich, es drängt mich direkt nach Versöhnung. Eben holt der Finne einen neuen Fisch aus dem Wasser. Sie heißen gut, bei diesem Wetter!

„Schöne Angel, was, Toivonen?“ sage ich.

„Jaha“, macht Toivonen. „Schon.“ „Ich schenke sie dir — Ich will mir eine andere kaufen“, sage ich weiter und bin überzeugt, daß es nun gut Wetter geben wird. Bei so einem wunderbaren Geschenk! Aber nichts dergleichen geschieht.

„Selber Angel“, sagt Toivonen. „Jaha!“

Also müssen wir etwas anderes versuchen. Um des schönen Elchsauflegers willen. „Ich habe da noch eine halbe Flasche Rum zu Hause stehen“, sage ich. „Das wäre vielleicht das richtige, bei diesem Sauwetter, ha?“ „Gar kein Sauwetter“, murr Toivonen. Und wickelt langsam die Angel auf.

O je! Mein schöner Elch! Na — jetzt gilt's. Das war mein letzter Trümpf. Jetzt hilft alles nichts mehr. Ich muß schon mit hinüber nach Toralää. In dem Einbaum — der so voller Löcher ist, — und nur ganz schmal, ja, da hilft nun nichts mehr. Denn übermorgen ist der letzte Jagdtag für Elche. Es gibt nur drei im ganzen Jahr. Und übermorgen ist der letzte.

„Übrigens, Toivonen —“, sage ich so ganz nebenbei. „Ich fahre doch mit über den See, heute abend.“

Plotzlich ist Sonnenschein auf dem Gesicht des alten Finne. „Jasso — das ist gut. Jaaha!“ schreit er. „Das ist sehr schön, jaha.“ Und stürzt auf mich los und schüttelt mir die Hand. „Jasso — schönen Dank auch für die Angel! Gehen wir jetzt den Rum trinken?“ strahlt er.

„Nein“, fahre ich ihn an. „Ich werde jetzt schwimmen! Jawohl, schwimmen! Lange Ströcke trainieren, damit ich abends im See nicht ersaufen muß! In deinem verdammten, brüchigen Kahn!“

Toivonen sieht mich verwundert an. „Jasso — schwimmen“, sagt er. „Aber ist sehr schlechtes Wetter. Und das Wasser ist auch kalt. Jaha! Na, aber macht auch nichts. Fahren wir heute abend über den See nach Toralää.“ Toivonen strahlt zufrieden. Er hat nämlich eine Gerichtsverhandlung beim Distriktsrichter — wegen eines angeschossenen Rentieres, das zufällig ein zahmes war. Und Toivonen kann ja nicht einmal seinen Namen schreiben. Deshalb soll ich mit.

Eine Weile steht er noch unschlüssig da. „Schwim-

Die Güter der Erde

(R Khesch)



„Aber das sage ich euch: wer mehr Eier findet, als für ihn gelegt sind, muß sie wieder hergeben!“

an — 207? sagt er nachdenklich. Dann nickt er ihr freundlich zu, etwa wie der Arzt einem arbeitsgestörten. „Na, ist auch egal und schöneninkt nochmal für die Angel und den Ruml-Jah.“ Ind steigt die schwarzgebrannte Halde hinauf — u. unsere Hütte. Machlos und voll bitterer Gedanken schaue ich ihm nach.

Der Fachmann

Anton Krumbiegel, Gutsherr von allem Schrot und Korn, ließ seinen Neffen Egon auf der landwirtschaftlichen Hochschule studieren. Die ersten Semester durfte der Junge auf Krumbiegels Gut verleben. Als ihn der Alte nach der Ankunft mit Besitzerstolz durch sein Anwesen führte, fiel Egon Blick auf einen besonders dürrigen Obstbaum.

„Entschuldige, Onkel!“, begann er ein wenig von oben herab, „aber ich glaube, deine Kulturmethoden sind doch schon ein bißel von gestern. Es sollte mich wundern, wenn das Bäumchen da auch nur drei Pfund Apfel brächte.“
„Mich auch!“, versetzte der Alte trocken. „Es ist ein Birnbaum...“

Lieber Simplicissimus!

Zum ersten Male in ihrem Leben war unsere Großmutter aus dem unteren Bayerischen Wald zu uns zum Besuch nach München gekommen. Wir hatten sie durch die Stadt geführt, hatten ihr Siegestor und Bavaria, Friedensengel und Haus der deutschen Kunst, Marien- und Königsplatz bereits gezeigt, aber nichts schien sie besonders zu begeistern, sondern immer unruhiger wandelte sie ihren Kopf, wie nach irgend etwas suchend, umher.

Der Heimgast führte uns noch über den Lenbachplatz: endlich vor dem Wittelsbacher Brunnen erhellten sich ihre Züge, und ein leichtes Strahlen ging über ihr altes, faltenreiches Gesicht. Nicht die weißen Kolossal-Brunnenfiguren schienen es ihr angetan zu haben, sondern nur das klare Wasser und die niedere, bequeme Brunneneinfassung, und beruhigt aufschauend stellte sie fest: „No ja, da hätte ja a bißl was zum Wäschelein!“

Fabel

Um die Nachmittagsstunde trafen sich Gockel, der Hahn, und Klapph, der Hase, beim Dünghäufen hinter dem Hofe des Bauern.
„Gut, daß du kommst!“, sagte Klapph, „ich habe mit dir zu reden.“

„Und das wäre?“, fragte Gockel hochmütig, flog auf den Mist und putzte sein Gefieder.
Klapph wurde nervös. „Du fragst noch? Ein Zeichen, daß du keine Ahnung hast von den Vorgängen in der Welt. Ich für mein Teil...“

„Erlaube mal!“, fiel Gockel ihm ins Wort. „Ich muß mir doch ausbitten, eine andere Sprache zu hören.“

Klapph erliefte sich: „Hier gibt es nichts auszubitten! Ostern steht vor der Tür. Als Hase, der Ständescheim im Leibe hat, lehne ich es ab, mir ewig die lächerliche Geschichte mit den Eiern unterschreiben zu lassen. Sorge du dafür, daß deine Hennen nicht nur Eier legen, sondern auch verantwortlich dafür zeichnen!“

Das war zuviel für Gockel. Sein Kamm schwellte gewaltig, und gackend geflügelte er: „Was? Du willst mir Vorschriften machen? Ich werde dich lehren!“

Sprachlos und ging kriegerisch auf Klapph los. Und sie kämpften beide so lange und so heftig miteinander, bis sie arg zerschunden und todesmatt umfielen.

Auf diesen Augenblick hatte Reineke, der Fuchs und Philosoph unter den Tieren, gewartet. Er trat aus seinem Versteck und lächelte: „Zwei Fliegen mit einer Klappe!“

Dann bild er Gockel den Kopf ab und sagte listig, bevor er auch Klapph den Garaus machte: „Mer soll niemals über ungelegte Eier reden.“

Deine Jagdzeitung sei

„Der Deutsche Jäger“ München

Keine Glätze mehr!

Müllern sein Haar mit Dr. Müllers Haarwuchs-Extrakt. Fördert den Haarwuchs, beseitigt Haarausfall, verleiht dem Haar Glanz und Kraft.

Müllerns Haarwuchs-Extrakt

Dr. Müllers Haarwuchs-Extrakt. Fördert den Haarwuchs, beseitigt Haarausfall, verleiht dem Haar Glanz und Kraft.

Fuss-Extrakt

Wer sich gut unterhalten will bestelle sofort die Simplicissimus-Sammelhefte.

Je 60 Seiten stark (9 Nummern), Preis RM. 60 zuzüglich 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen und mehr portofrei.

Schweiß-Extrakt. Preis RM. 60 zuzüglich 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen und mehr portofrei.

Empfehlenswerte Gaststätten. BERLIN: Kottler Zum Schwabenwirt. München: Kottler Zum Schwabenwirt.

Zeitungsauschnitte. Adressen. Wurfesendungen. Adolf Schustermann.

Fernruf 77, Janowitz 5116, 5117 und 5118. Druckschriften bitten wir anzufordern!

Büste



volle, kernige, edle Form, schattig, hell, blau, (rot), auch bei sehr unregelmäßiger Beschaffenheit.

Preis RM. 60 zuzüglich 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen und mehr portofrei.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenerkrankung mit Funktionsstörungen, verbunden mit Schwinden der besten Kräfte. Wir ist darüber vom deutschen Standpunkt aus ohne wertvolle Gewähr zu behaupten und zu belegen.

Preis RM. 1.50. Zahlung nur nach Empfang.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

Ein Dokument der Inflation und Korruption.

Berliner Bilder. Von Karl Arnold.

Kartiert RM 1.50.

MISS LIND UND DER MAGISCHE KORB



Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farb. Umschlagszeichnung von Olaf Gulbransson) brosch. RM — 50, geb. RM 1.50 einschl. Porto und Verpackung.

SIMPLICISSIMUS-VERLAG MÜNCHEN 13

Von
Anton Sailer



Fluß bricht aus dem Felsen

Von

Otto Bräus

Der kühl aus weißem Felsen bricht,
Spiegelnd und spielend das Gewicht
Breiter, bauchiger Schiffe trägt,
Der grüne Fluß:

Er strömte unter Bergen schwer
Zäh hin in Grottendunkelheit,
Fernab dem Licht, fernab der Zeit,
Als gab es keine Wiederkehr . . .
Und bleiche Tiere trug er mit.

So kroch er durch des Berges Kern,
Kein Laut drang in die graue Fahrt,
Und ob er sich auch aufgespart:
Ihm leuchtete kein Stern.

Doch als die Stunde kam und klang —
Als mit den Tropfen vom Gestein
Licht gnädig drang in ihn hinein,
Licht, voller Überchwang,

Da hob er sich ins grüne Land
Mit breiter Brust,
Trug Schiffe schwer;
Und da er Wein und Früchte fand,
Menschen mit Singeluß

Und längs ein silbern Mühlenwehr,
So spürt er jauchzend seine Kraft.
Näher des Tales, zauberhaft
Wendet er sich zum Meer.

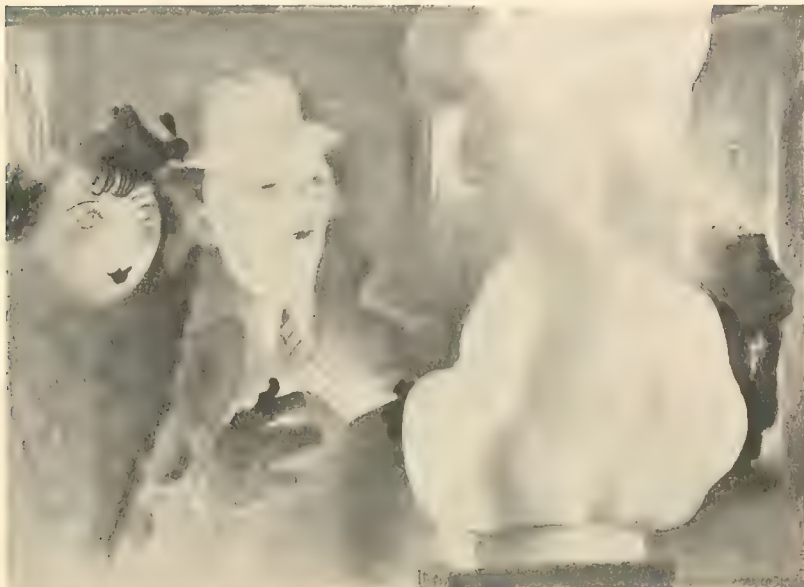
Als einer der bedeutendsten Nervenärzte ist Kukola anzusprechen; seine Erfolge sind, auch bei den schwierigsten Fällen, einfach verblüffend. Er geht eben an den hilfseuchenden Patienten nicht mit haarspaltenden Theorien, sondern mit einer klaren, gesunden Menschenkenntnis heran. So sind auch seine Heilmethoden oft von erstaunlicher Einfachheit. Da war Herr Brause — sonst ein recht ordentlicher Mensch, Generaldirektor und verheiratet. Ausgerechnet er bekam plötzlich einen Klaps. Wurde schwermütig, verträumt (die Oberleitung nannte es nachlässig). Man übte Nachsicht, aber endlich wurde ihm nahegelegt, sich zu bessern. Er bekam zu diesem Zweck mehr Arbeit, so viel Arbeit, daß sein Titel nur als nackter Hohn noch wirkte. Das ging eine Zeitlang, dann wurde es noch schlimmer; überdies stellten sich nun auch körperliche Beschwerden, Herzbeklemmungen und Schwindelanfälle ein; Starrblick und scheue Selbstgespräche kamen hinzu. Da konnte nur Kukola helfen! Brause aber ging auch bei ihm nicht aus sich heraus. Er könne sich niemandem anvertrauen, meinte er immer wieder, er schäme sich so! Kukola stand vor einem Rätsel und, auf das Schlimmste gefaßt, redete er schließlich Brausen erstlich ins Gewissen: auch der festeste Charakter könne Versuchungen erliegen, doch ein Arzt sei wie ein Berichtvater: oder ob hier vielleicht Jugendsünden . . . ? Brause lachte ein gepinnetes: „Ja!“ Leise und stockend gestand er, daß er als Gymnasialist gedichtet habe — und ausgerechnet jetzt, in den letzten Wochen, fühle er wieder so großen Drang dazu . . . Hier winkte Kukola ab, er wußte genug! Er verstand, daß ein Generaldirektor nicht im Büro Gedichte auflegen könne, daß zu Hause und im Freundeskreis Hemmungen dagegen bestünden. So sprach er schöne Worte von heimlichem Zwang, vom übervollen Herzen und von unserem poesielosen, mechanisierten Zeitalter; dann forderte er ihn auf, ihm die Gedichte vorzutragen. Beglückt folgte Herr Brause, zaghaft zuerst die Worte stammelnd, doch immer mehr in brausenden Fluß geratend. Er mußte alle, alle auflesen; er tat es gern, es ward ihm leicht und froh dabei, und als er geendet hatte, war alle Bangigkeit von ihm verschwunden. Dankbar blickte er den Menschenkenner an, und Kukola erklärte, daß nur die zurückgehaltenen Verse alle Beschwerden verursacht hätten. Gleichzeitig warnte er aber vor weiterer Betätigung, denn die Last heimlicher Gedichte sei, wie bewiesen, mit die schwerste überhaupt und sie könne, wie ebenfalls bewiesen, nur dem seelischen Arzt anvertraut werden — das aber sei sehr teuer! Zwei Stunden hatte es gedauert, und die Stunde kostete sechzig Mark! Diese zweite Erleuchtung wirkte ebenfalls Wunder; denn auch Generaldirektoren können heute das Geld nicht mehr zum Fenster hinauswerfen. Herr Brause war denn auch augenblicklich erlichtet und ging, von Kopf bis Fuß wieder sachlicher Generaldirektor der vereinigten Hornknopffabriken Max und Meyer, über sich selbst entrüstet, aber auch gebessert und geheilt von dannen.

Der sichere Tip

(E. Thöny)



„Seien Sie man beruhigt, Baron, der Tristan ist in Höchstform: er ist verliebt!“



„Ah, wunderschön! Ob man so etwas auch streicheln darf?“ — „Komm, Willibald, gehen wir! Du überanstrengst dich immer!“

Der Vogel Knöterich / Von Edmund Hoehne

Ich entzifferte aus einem alten Schulheft in Kurschrift „... der Vogel Knöterich.“ Der Name belustigte mich, und ich fragte einen Oberlehrer nach seiner Art.

„Geben tut es ihn bestimmt“, sagte er: „aber Näheres kann ich Ihnen nicht sagen, ich bin Historiker. Fragen Sie einen Biologen.“

Ein solcher bestätigte auf Berufsschre, daß ihm diese Bezeichnung schon einmal unterlaufen sei; Genaueres könne mir nur ein Ornithologe angeben. Ich ging ins Zoologische Institut zu Professor Fasselius.

„El, el“, brummte dieser, „eine ausgefallene Sache! Sie können mich hängen, das Wort gibt es; aber —“ (er blätterte im Bestimmungsbuch, Namenverzeichnis) „entweder handelt es sich um ein sagenhaftes Tier gleich dem Phönix oder um eine ausgestorbene Art. Mir scheint es etwas vor wie die Dronte auf Madagaskar, die von den Franzosen ausgerottet wurde. Kommen Sie mal wieder vor.“

Daraufhin ging ich zum Redakteur des „Stadtcurier“ und schlug ihm vor, über den Vogel Knöterich feuilletonistisch zu berichten; er sei früher auch in unserer Gegend heimisch gewesen, würde aber nur noch selten angetroffen.

„Ukliger Name“, sagte dieser. „Hansen, sehen wir mal im Lexikon nach: Vogel Knöterich.“

Der Sekretär sah von eiliger Arbeit auf: „Vogel Knöterich, sofort!“, blätterte und berichtete: „Jawohl, der ist angegeben, doch steht hier nur der lateinische Name dabei: Polygonum aviculare, sonst nichts.“ „Schön“, sagte der Redakteur, „der Frühling naht, alle Vögel sind schon da. Schreiben Sie über Amsel, Drossel, Fink und

Star im allgemeinen und über den Knöterich im besonderen.“

So ein Frühlingsschrieb ist bekannt. Ich zitiere daher nur die Sätze über den Spezialvogel:

„Leider vermissen wir den Knöterich, der unsern Vorvätern noch vertraut war, heute aber kaum noch gesichtet ward. Ein Verwandter lebte auf Madagaskar und wurde zugleich mit der Dronte vernichtet — ein Akt romanischen, nicht germanischen Naturempfindens. Sollte ein Leser trotzdem den Vogel Knöterich begehnen, bittet die Redaktion um einen Bericht, damit der Heimatschutz veranlaßt wird, ihn zu hüten und zu hegen.“

Ich erhob meine zwanzig Mark von der Kasse und bot dem Wanderbund „Nordmark“ einen Vortrag über „Der Knöterich in Lied und Dönte“ an.

Doch sandte mir die Redaktion das Original eines Leserbriefs zu. Der lautete: „Es gibt keinen Vogel Knöterich, sondern nur einen Vögelnöterich. Das ist ein ganz gemeines Unkraut, so genannt nach den Knötchen im Halm. Die lateinische Bezeichnung Polygonum aviculare stimmt. Die lateinische Bezeichnung für Rindvieh lautet: bos taurus.“

Mit Deutschem Gruß

Trau, schau, wem!

Wieder wandern?

Hersichl gerne;
doch vergönnte ich die ferne
Illusion auch einmal Andern.

Allerdings, sie müßten diese
oder jene Früchte pflücken,
lammeln in verbotener Wiese
und sich wundern auf den Brücken . . .

Nicht, als wolle ich mich haben
an den selbigegefüllten Waben
heimgekehrter Wanderkneben —
Nein! nur die Pupille prüfen,
ob sie es gesehen haben . . .

Zu gewagt!

Ah, che andern
Pan womöglich wenig sagt,
will ich lieber selber wandern.

Harold Thiele

Mein Vortrag wurde abgesagt.

Die Versuchung

von Hans Leip

In der Honolulubar
Saß ein Mann aus Tarimar,
Sog an seinem Pfeifenstiel,
Trank sein Glas und sprach nicht viel.

Neben ihm ein Mädchen stand,
Eine Nelke in der Hand,
Damit strich sie ihm ums Kinn
Und roch süßer als der Gin.

Er jedoch genoß es nicht,
Goß den Gin ihr ins Gesicht,
Zahlte und erhob sich schwer,
Sie ging lockend hinterher.

Aber nein, der harte Mann
Nahm ihr gutes Herz nicht an!
Dacht' der fernen Braut indes
Und verbat sich weiteres.

Doch sie sprach: „Es tut mir leid . . .“
Streifte ab ihr seidnes Kleid
In der nächtlichen Natur,
Verhüllt von der Nelke nur.

Ach, da ward dem Armen schwül.
„Bin ich denn ein Befenstiel?“
Schrie er. Aber sie entwand
Sich ihm aufwärts und entschwand.

Hoch am Himmel steht ein Stern,
Nellenschn, doch allzuer.
Der rief durch die hohle Hand:
„Hast du mich denn nicht erkannt?“

Ja, gekrönt wird nur, wer
Der Versuchung bleibt Herr
Und sich nicht vergißt, vergißt,
Selbst, wenn es verlockend ist!

Vaterstolz

(R. Krieseh)



„Na, Herr Maier, Ihnen hat ja der Osterhase was Kleines gebracht!“ — „Naa, naa, Frau Baurat, da bin scho i selber schuld!“

Höllenschmerz

(E. Schilling)



„Verflucht, mit unserm alten Herrn ist nicht mehr zu spaßen! Seit er das Ergebnis der deutschen Volkswahl weiß, kriegt er andauernd Wutanfälle.“

SIMPLICISSIMUS

Die frische Luft

(Wilhelm Schulz)



„Bonjour, Monsieur Flandin!“ — „Türe zu, hier zieht's!“



Der Sieg des Harlekins

Von Willfried Tollhaus

Zeichnungen von Olaf Gulbransson

Eine verwegene Bande von Komödianten warb im Frühjahr 1753 um die Gunst der Stockfischhändler von Honfleur an der Seine-mündung, die im Rufe standen, sie hätten in ihren Geldtaschen starke Magnete eingebaut, damit die Kupfer- und Silbermünzen nur sehr schwer von ihnen selber herausgenommen werden könnten. Es erwies sich bald, daß ihnen die Spiele, in denen es rauh zuging, die liebsten waren. Je mehr geprügelt und gestochen wurde, desto heftiger klatschten sie Beifall. Der Prinzipal der Truppe verkaufte im Nebenamt das berühmte Mithridat, eine kunstvolle Latwerge, die alle Krankheiten heilen und selbst den Tod vertreiben sollte. Damit hielt er seine Künstler, eine seltsame Gesellschaft von Lebensschiffbrüchigen und Schwärmern, über Wasser.

Eines Abends, als es auf der Bühne wieder sehr heftig zuging und unter den dröhnenden Ermunterungen der Stockfischhändler die blanken Degen blitzten, sprang der Harlekin, der viel Mühe hatte um in diesem Ensemble nicht ganz überflüssig zu sein, zwischen die Fechtenden und rief ihnen zu: „Chevaliers, die Gage ist zu schmal, um dafür zu sterben!“ Da fuhr ihm eine Klinge aus Versen in die Brust und machte sein Herz sofort still. Man glaubte, es gehöre zum Stück, daß er hin falle und die andern

bestürzt aufschrien, und forderte stürmisch, als der Vorhang fiel, die Wiederholung der Szene.

Der Latwergenhändler hatte Mühe, das Haus leer zu bekommen, ohne diesen Wunsch erfüllt zu haben. Für ihn war die Lage darum so beschwerlich, weil sich ja nun hätte erweisen müssen, ob sein Mithridat ein Kraut gegen den Tod sei!

Auf der engen, roh zusammengeschlagenen Bühne umstanden und umkneten inzwischen die Komödianten den Harlekin, der seinen einzigen Beifall in Honfleur so teuer bezahlt hatte. Es wurde manches gute Wort über ihn gesagt, und allerlei Tränen tropften nieder auf sein buntes Gewand. Dann beschloß man, für das letzte Geld, das sich aufbringen ließ, einen Sarg zu kaufen, um den Kameraden christlich zu bestatten. Inzwischen hob man ihn auf die Bahre, die eines der meistgebrauchten Requisiten war, und deckte ihn mit dem abgeschabten Königs-mantel, auf dem goldene Papiersterne blitzten, artig zu.

Am kommenden Morgen ging eine Deputation der Komödianten zum Pfarrhaus, um das Begräbnis zu regeln. Der Pfarrer, der schon oft von der Kanzel herunter gegen die Sünde der Schauspiele gewettert hatte, hielt sie in weitem Abstand von sich und gab mit harter Stimme den Bescheld, daß ein Harlekin niemals würdig sei, neben braven Stockfischhändlern begraben zu werden. Man möge ihn verscharren, wo man wolle! Auf seinen Friedhof komme er nicht. Den Abgewiesenen blieb nichts übrig, als das Recht zu beanspruchen, das vom Parlament allen gegeben war, denen die Priester die Erfüllung geistlicher Pflichten verweigerten, und beim weltlichen Gericht zu klagen.

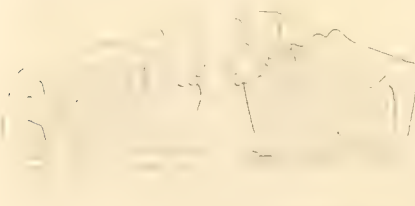
Solch ein Prozeß aber währte Wochen, und die konnte man nicht in der Gesellschaft des guten Harlekins unter den, ach, so beengten Wohnverhältnissen verbringen, sofern er nicht wie ein Großer der Erde einbalsamiert würde. Aber unter den mannigfachen Berufen, die von den Komödianten früher ausgeübt worden waren, gab es auch den eines Arztes. Dieser verpfuschte Aukalap behauptete, es sei jederzeit seine Art gewesen, mit Toten geschickter umzugehen als mit Lebendigen. Darum könne er den stummen Kollegen wohl so herrichten, daß er sogar den längsten Prozeß überdauere, ohne lästiger zu werden als ein Lebendiger. Wo aber sollte man die dazu nötigen Mittel hernehmen? Der Prinzipal stellte nun zwar die Ingredienzien für seine Latwerge zur Verfügung, das aber genügte nicht. Schließlich meinte der Chirurgus von ehemals, es ginge wohl auch, wenn man viel Salz verwenden könne. Salz aber war teuer, denn eine sehr große



Steuer lag darauf, und Geld ließ sich nach der großen Ausgabe für den Sarg nicht mehr auftreiben. Da kamen die Frauensleute der Truppe, die immer in solchen Dingen findiger waren, auf den Gedanken, alle Mitglieder der Bande sollten an den Hafen gehen und bei den Stockfischschiffen das Salz einsammeln, das immer beim Transport von Bord ans Land verloren ging. Man stimmte zu, machte sich auf und hatte am Abend so viel Stockfischsalz im Hause, daß man das schwere Werk damit leicht ausführen konnte.

Bald erwies sich, daß der Komödiant, der es unternahm, ein Meister in seinem Fache war. Harlekin lag in seiner bunten Tracht, geruhig, als schlief er, in seinem Sarg und störte niemand, es sei denn, daß seine Freunde, wenn sie um ihn herumsaßen, etwas an Stockfische gemahnt wurden, was ja in Honfleur nichts Ungewöhnliches war.

Alles wäre gut gegangen, ja man trug sich bereits mit dem Plan,



an diesem unversehrten Toten die Kraft des Mithridat öffentlich zu beweisen, wenn nicht das Salzamt von der unerlaubten Verwendung des Stockfischsalzes Wind bekommen hätte. Stockfischsalz war Konterbande. Die Komödianten hätten sich das besteuerte Salz für ihre Zwecke kaufen müssen. Da sie es nicht getan hatten, wurde ihnen eine erschreckend hohe Strafe auferlegt und das corpus delicti, der stille Harlekin, beschlagnahmt und von den Dienern des Salzamtes in einen königlichen Salzschuppen gebracht.

Nun waren alle Stationen des tragbaren Leides von den Komödianten passiert. Sie beschlossen, Honfleur ohne Abschied des Nachts zu verlassen. Eines Morgens erwies sich, daß nichts von ihnen zurückgeblieben war als der tote Kamerad, der sich in der Hut des königlichen Salzamtes befand.

Der Herr Amtmann ordnete an, daß der Prozeß um des toten Harlekins willen nun im Namen des Salzamtes gegen den Pfar-

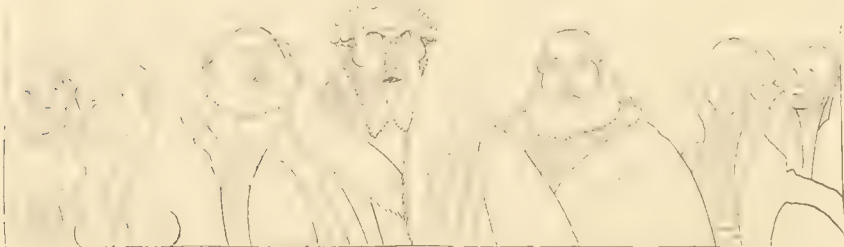
ter ergab sich also, daß hier eine Aussprache über wichtige Rechtsfragen eröffnet war, die auf Jahre hinaus kaum zum Abschluß kommen würde. Da nun der Herr Amtmann einen ausgebildeten Sinn für das Praktische hatte, ließ er den Sarg des Harlekins eines Morgens, als der Pfarrer die Messe las, in dessen Wohnung tragen und dort im Hausflur niederstellen. Nun mochte der hochwürdige Herr sehen, wie er die Sache zu Ende bringe. Als der Pfarrer in sein Haus zurückkam, geriet er zunächst in eine große Wut, daß ein paar Stunden am Schreibtisch und machte eine Anzeige beim Gericht, in der er ersuchte, der Herr Salzamtmann möge angehalten werden, den Sarg sofort wieder abzuholen.

Schließlich beruhigte er sich, und nachdem er im Brevier gelesen hatte, kam ihm der Wunsch, diesen Harlekin, von dem gesagt wurde, er sehe aus, als lebe er noch, sich doch mit eigenen Augen einmal zu beschauen. Er wartete dafür die Zeit der Dämmerung ab, in der er allein im Hause war, zündete Lichter an und öffnete den Sarg.

Da lag Harlekin in seiner bunten Tracht, als schlief er und träume von irgend etwas, das er unsagbar lächerlich fand. Wahhaftig, nur so ließ sich das Lächeln deuten, das auf seinem Gesicht lag! Je länger es der Pfarrer besah, desto stärker wurde sein Groll. Dieser Hanswurst schien ihn auszulachen! Schließlich schlug er mit der Faust auf den Sargrand und schrie: „Ioh verfluche dich!“ Da begannen infolge der Erschütterung alle Glöckchen am Kleide des Harlekins zu läuten, als ob er lebendig geworden sei und sich noch mehr lustig mache als vorher. Dies war ein so ungeheurer Eindruck für den Pfarrer, daß er die Sinne verlor und wie tot über den Sarg stürzte. Dort blieb er liegen, bis ihn seine Wirtschafterin fand. Sie brachte ihn zu Bett, gab ihm Arzneien gegen das Fieber, das in ihm war, und verließ ihn erst, als sie glaubte, er sei nun zur Ruhe gekommen. Aber vielleicht stellte er sich nur so, denn am nächsten Morgen fand man auf seinem Schreibtisch ein Blatt von seiner Hand, auf dem zu lesen war: „Harlekin hat gesiegt!“ Er selber aber hing an einem Strick und war nun gleichfalls in keinem andern Zustand als der stille Gast, dem er die letzte Kammer verweigert hatte.

Die Pastores und die Magistratspersonen von Honfleur hatten jetzt keinen Zweifel mehr, daß der Taufel im Spiele sei, was ja bei einem toten Komödianten sehr nahe liege. Sie beschlossen, das Gedächtnis des seligen Pfarrers dadurch zu ehren, daß sie den Sarg des Harlekins zur Zeit der Ebbe in die Seine warfen, damit er ins Meer hinausgeschwemmt werde.

Als sie aber mit ihm am Ufer standen, wollten sie ihn doch noch einmal sehen. Wieder hob man den Deckel ab, und wieder lächelte Harlekin unendlich überlegen und spöttisch, daß Rot in die Ge-



rer geführt werden solle. Dessen Advocatus bestritt, daß dies rechtens sei, weil das Salzamt weder zu den Verwandten noch zu den Berufsgenossen des Verbliebenen gehöre. Es habe also keine Vollmacht für das Verfahren. Der Advocatus des Salzamtes arbeitete sofort eine Gegenschrift aus, in der er ausführte, warum jeder Franzose berechtigt sein müsse, die ordentliche Beisetzung jedes andern Franzosen, sofern dieser tot sei, zu verlangen. Worauf die Gegenseite die ungeheuren Folgen solchen Rechtes, durch die der Staat leicht zerstört werden könnte, dartat.

sichter und die wulstigen Nacken der Stockfischhändler schlug. „Ins Wasser mit ihm!“ schrie der Bürgermeister. Man schloß den Sarg und warf ihn in die Flut.

Aber er ging nicht unter. Er schwamm auf den Wellen wie ein Boot, und da die See gerade das Wasser der Seine mit mächtigem Atem einsoog, trieb er ruhig und gelassen hinaus in die grüne unendliche Weite, gefolgt von den großen, vom Schrecken noch immer weit geöffneten Augen der Leute von Honfleur, in deren dumpfen Hirnen eine Ahnung aufstieg, hier sei einer auf eine königliche Art bestattet worden . . .



„Wenn die Saat nun nicht schnell genug wächst?“ — „Dann werden sie wohl auch uns wegen Sabotage des Stachanow-Planes massakrieren!“

Die Kartoffel

Von Nikolaus Schwarzkopf

(J. Hegenbarth)

Mein Dorf, ein Häfnerdorf, ist zugleich ein Kartoffeldorf und liefert weit ins Land die irdenen Töpfe auf den Herd und in die Töpfe die Kartoffel, die einfachste Speise in den einfachsten Topf. Das Dorf heißt Urberach (Ur, Bär, Ach), ist getreu seinem Namen echt uraltem Geistes, und da es mich mit Kartoffeln auflütterte, bin ich so wohl geraten und bin heute jeder die besüßlichen Not gewachsen. Ich habe in der großen Welt schon über hundert Gerichte gegessen, die aus Kartoffeln mir bereitet wurden, aber ich komme mit den sieben aus, die in meiner Heimat, dem klassischen Land der Kartoffel, bekannt sind: Quellsalat, vom Franzosen Kartoffel im Hauskleid genannt, Röstkartoffel, Kartoffelsalat, Kartoffelklöße, Kartoffelpfannkuchen und Kartoffelgemüse.

Rund um mein Dorf strömen sich die Kartoffelfelder, Hügel auf, hügel ab: Mensch und Vieh wimmeln draußen herum, die Saatkartoffeln einzulegen ins Erdreich: dann birst das Erdreich, die Häfner gehen mit dem dick bestrichenen Käsebröt durch die Gassen, barfuß, voll des Glücks: Allejah, die Flur ist in Wahrheit aufgetan. Grün wuscheln sich die Büsche in die Sonne, nach zehn Tagen blühen sie, feierlich duften diese kleinen bischofsblau angesprenkelten Blüten, dem Duft des blühenden Weinbergs wohl vergleichbar. Aus den Blüten bilden sich die Früchte, winzigen Tomaten gleich, voll von nutzlosem Gessim: aber — o Wunder! — sie tragen das Wachstum der Knollen, die unten im Erdreich sich bilden, in sich. Wir Buben stecken diese Klicker an schwache Gärten und schleuderten sie den Schwalben nach oder zielten auf die ioniären Männlein an den Dachnasen der Häfner, die da als letzte Reste einstiger Glaubensfurcht böse Geister vertreiben möchten, wenn solche noch unter uns weilten. Das Erdreich wölbt sich unter den Büschen, die, die Segung dehnt sich: wie Schürzen, die etwas verbergen wollen, hängt sich das erschaffende Kraut über die Wölbung.

Als ich in einer hochgeistigen Stadt einen Garten gekauft hatte, ebnete ich zuerst ein Beet für meine Liebling, die Kartoffel, ein, für meine Urpflanze, meine Lebensspeise, meine Amme. Ich rodete, unverbrauchte Erde zu heben, ich gab dem Kartoffelbeet den sonnigsten Platz und durchsetzte ihn mit frischem Kuhmist, den ich aus meiner Heimat bezog. Auch die Satzkartoffeln bezog ich aus der Heimat. Ich hackte die Stufen, ich legte jedes Stück mit dem triebkräftigsten Auge nach oben und scharfte zu. Welch eine Wonne, ein Beet bereitet zu haben, daß du der liebe Gott das Seine tut kann! Am Morgen wachte ich früher auf und stapfte, bevor die Sonne kam, die Hände auf dem Rücken, rund um mein Beet herum und ließ die Augen über die Schollen schweifen. Ein Knabe war ich, ein Knabe, glücklich war ich, glücklich! Ich roch die Heimat, ich sah sie, ich hörte sie, ich lief barfuß mit dem Käsebröt an meinem Beet umher. Ich sah nicht mehr, wer vorüberging, ich beobachtete schier jeden einzelnen Busch, sah ihn grünen, blühen, reifen, ich steckte die grünen Klicker in eine schwache Gerte und legte sie den Schwalben nach.

Als ich den ersten Busch erntete, welch eine Freude: aus dem Kartoffelstück, das ich in die Erde gelegt, waren siebenzehn reife, runde, pralle Vollkartoffeln geworden, aus fünfzig Gramm jedes Pfund, eine siebzehnfache Frucht! Hahaha! Jedermann blieb am Zaun stehen: „Sind sie dick, Mann?“ „Wieviel haben Sie am Busch, Mann?“ „Zeig mir deine Kartoffeln, und ich sage dir, wer du bist!“ „Die dümmsten Bauern haben die besten Kartoffeln!“ Selbst Geheimräte blieben stehen, hatten etwas auf der Zunge, wußten es aber nicht an den Mann zu bringen und guckten



Nächtlicher Gang

Mit einem Mädchen an der Seiten durch eine Sternennacht zu schreiten ist hübsch, jedoch — gehen wir's ehrlich — mißunter nicht ganz ungefährlich.

Das ändert sich, sind ihrer zwei bejagten Generis dabei.

Zu dem gestirnten Himmel nämlich, der über unsern Häuptern schwebt und zärtlich lockert, was verklebt, gefell sich alsbald, prompt und dämlich, der kategorische Imperativ, von dem Herr Kant so schön berichtet . . .

Wir sind ihm sehr zu Dank verpflichtet; denn jetzt, gottlob, geht's nicht mehr schief.

Katardorf

mich an. Redete ich sie an, dann sagten sie: „Merkwürdig, daß gerade Sie so dicke Kartoffeln haben!“ Ich entgegnete, mich ins rechte Licht zu setzen, daß ich aus dem klassischen Land der Kartoffel stamme und die Geheimnisse des Anbaus im Blut trage, und ich sagte das mit einer derbäuerischen Freude. „Welche Kartoffel pflanzen Sie eigentlich?“ fragte ein Geheimrat. „Nicht wahr, die ‚magnum bonum‘ ist nirgends mehr anzutreffen, und das war doch eine treffliche Kartoffel!“ Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich an diese Frucht erinnert ward, an die ich überhaupt nur noch dachte, wenn ich ganz guten Wein trank, etwa „Binger Schwätzerchen“, diese Große, Gute! „Nein“ erwiderte ich, „sie ist ausgestorben. Aber nicht wahr: etwas so Mehliges und zugleich Butteriges gibt es an Kartoffeln heute nicht mehr?“ Der Geheimrat lächelte: ich sah ihm an: er liebte diese Kartoffel nur des Namens wegen . . . Er schämte sich ein wenig vor dem Fachmann und ging. Mich aber befallende dieser Name. Tatsächlich war die magnum bonum die Kartoffel meiner Jugend. Wir Urberacher,

außerhalb der Kirche völlig lateinlos, ahnten, daß der Name dem Kirchenlatein entsprossen sein könnte, und ich hielt die Kartoffel deshalb für eine Speise der Ausgewählten. Den Pfarrer zu fragen, was der Name bedeute, verstanden wir uns nicht. Wir nannten die Kartoffel die Manebohne: eine Mane war ein Weidenkorb, eine Bohne war eine Bohne, eine Manebohne also ein Bohnenkorb. Ich lachte heute über mein Bemühen, das Latein zu entziffern. Ich entziffere noch manchmal in eigener Weise und werde verlacht, aber ich kann's nicht lassen. Ich gucke auch manchmal zu tief und manchmal falsch. Ich hacke Kartoffeln aus und denke: wer mag diesen Namen ersonnen haben? Ein Manschenbau? Ein Großintellektueller? Einer, der auf dem Umweg über die Kartoffel um das Jahr 1900 herum ein Stückchen Humanismus einschmuggeln wollte, ein Fädchen aus dem großen stolzen Mantel, der allüberall schon zerschissen war? Auf dem Kartoffelfacker sind mir schon in früher Jugend seltsame Gedanken gekommen, wie das so ist. Was soll man sich scheuen, das zu bekennen: die magnum bonum war mir das letzte Boll-

(Schluß auf Seite 42)

Zurück blieb die Phrase...

Zum Teufel! Es waren schon harte Plagen —
— ein dreiviertel Jahr!
Die Bäume geschlagen,
die Schlacken getragen,
geschwitzt und geklagt und geflücht!
Die Moore entwässert,
die Wege verbessert,
neumal versagt — zehnmal versucht — — —
Und nun steht das Werk!

Ein Sämann ging heute darüber hin,
warf vor sich das Korn, und wir wußten den Sinn:
Wir standen und schwiegen, die lange Zeit,
und gingen dann schweigend. Nun war es soweit!

Rot kreist das Blut. Wir sind jung genug!
Wir gingen ins Dorf. Zum Tanz. In den Krug.
Der Weg war geebnet und glatt lag die Bahn,
nun hatten wir Zeit; das Werk war getan,
wohl durften wir tanzen und trinken!

Da saß so ein Feister im Dorfkrug beim Wein,
der sah uns kommen und lächelte fein,
und mochte wohl etwas Besseres sein.

Er griff seinen Schoppen, kam zu uns heran
und stieg hier mit dem, da mit jenem an
und saß bald bei uns im Kreise.
Es sprach der Feiste. Er sprach für drei,
vom Werken, vom Schaffen, von sonst allerlei,
von Neuland, von Bauern, vom täglichen Brot,
vom Pflügen und Säen, Blut, Boden und Not.
Er lobt uns, sprach von Verdienst und von Würde,
wie hart doch das Leben, wie schwer doch die Bürde!
Und was wir denn nun für die Arbeit bekämen?

— Na ja, nun sollten wir uns wohl schämen — — — ?

„Drei Groschen!“ sagt einer, „frei Bettstätt und Brot.“
Der zweite meinte: „Den Glauben, das Wissen!“
Der dritte sprach: „Ahnung vom Wollen und Müssen!“
Der vierte bemerkte: „Den eigenen Sinn,
daß Worte hernach, die Tat zu Beginn!“
Und wir sahen uns an, wir riefen es aus:
„Ja, schaffen wir nur eine Garbe daraus,
uns schaffen wir brennende Herzen!“

Dann standen wir auf und gingen hinweg,
Zurück blieb die Phrase. Und die lag im Dreck!

Peter

Die Kartoffel

(Schluß von Seite 41)

werk des Humanismus (ich möchte ganz gern schreiben: Humanismus...), um Deutschland zu erobern... unblutig und harmlos, aber immerhin eindeutig. Und daß die Kartoffel verschwunden ist und mit ihr der Name, das sehe ich in meiner kartoffeligen Freude als eine Großtat erster Ordnung an — Gott weiß, von wem vollbracht? —, beinahe vergleichbar der Schlacht im Teutoburger Wald, um von späteren, an sich wichtigeren, ganz zu schweigen. Ich verwette aber meinen Kopf, daß einzig der Name diese treffliche Kartoffel aus Deutschland verdrängt hat, daß der hohe Faltenwurf, in dem sie unter uns Bauern einherging, uns ihre Trefflichkeit übersehen ließ. Ich darf ja nicht sagen: sie sei aus Deutschland verdrängt worden, denn es steht fest, daß sie nicht einmal aus Italien oder sonstwoher bei uns war eingeführt worden, sondern daß sie ein uralt deutsches Gewächs gewesen, eine deutsche Züchtung. Um so mehr, hör' ich sagen, verdient sie die Strafe, und ich freue mich dieses Urteils

sehr. In unsere einfachen Töpfe gehört eine einfache Kartoffel, nicht wahr?
Ach, was kümmert mich das alles? Mich hat die Große, Gute erzogen: ich hab' ihr vieles zu verdanken, und ich werde das nie vergessen. Ich sah auch von der magnum bonum völlig ab, wenn ich an Lob und Dank denke, wenn ich die Kartoffel preise. Ich preise die Kartoffel, wie sie täglich milliardenhaft, mit ein wenig Wasser abgekocht, die Schüsseln des weiten Erdrunds füllt. Ich sehe im Geist eine alte Frau — die mir sehr nah gestanden —, als sie vielfach Großmutter geworden war, täglich in der Küche sitzen und gequellte Kartoffeln schälen, hundert, hundert, das macht im Jahr sechsunddreißigttausend, ich sah sie sitzen und hör' sie auch noch singen. Wenn ich dazu kam, mußte sie das Kartoffellied singen:

Franz Drake hieß der große Mann,
der die Kartoffel uns ersann."

Das Lied hat siebzehn Strophen, ich kann nicht alles hierher setzen, obgleich es mein Liebling ist, das Nationallied meiner Heimat, von den Lerchen über den Feldern, den Fröschen im Wiesengrund,

den Tonmännlein auf den Dachnasen allzeit munter gesungen.

Franz Drake, kein Urbarcher, nicht einmal ein Deutscher, ein Engländer, ein Zeitgenosse des vortriebs Shakespeare, der seiner nicht ein einziges Mal gedenkt; man kennt diese undankbaren Engländer. Nirgends haben sie dem großen Drake ein Denkmal gesetzt, dem großen Ersinner. Der ihm das Denkmal setzte, war der Deutsche. Es steht zu Offenburg in Baden, natürlich in Baden! Ohne Franz wäre mein Dorf arm geblieben, ohne Franz hätte ich mich nicht so emporarbeiten können, daß ich bis hart an die Gränzfähle des Humanismus(seß) gelangt wäre. Wer heute oder morgen in den Straßen seiner Stadt die Kartoffelmänner rufen hört „Kartoffele, Kartoffele!“, der möge an Franz Drake denken und auch an mich. Und wenn ihm eine Speise vorgesetzt wird, deren Name ihm fremd und deren Geschmack ihm fremd, dann denke er: vielleicht und wahrscheinlich ist's ja nur eine ganz einfache Kartoffel aus Urbarach, im Herzen Deutschlands gelegen, die sich da irgendeinen Faltenwurf um die Schulter geschlagen hat...

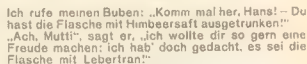
Auf eigener Scholle

(O. Herrmann)



„Siehste, Amalie, so ähnlich muß es im Paradies gewesen sein!“ — „Ja, bloß vielleicht nicht ganz so jeppflegt.“

Da kam der Wirt langsam hinter seinem Schank-
tisch hervor und bat den Kurgast, das ge-
stiehene Faß Bier zu begleichen. Dann geleitete
er ihn vorsorglich bis an die Tür. Da sah der
Kurgast, daß ein paar die Kiste ausgezogen
hatten. Und er sagte: „Es ist sehr heiß hier
draußen“ und wischte sich den Schweiß ab. Aber
man beachtete ihn schon nicht mehr. Denn die
Kellnerin brachte eben eine neue Runde.



43

Rechthaberei

Ein Herr aus Norddeutschland, Direktor eines Museums, besucht die schöne Hauptstadt des Schwabenlandes. Er will sich die Stuttgarter Gemäldesammlung ansehen. Am Eingang zückt er seinen Ausweis, der ihm freien Eintritt in alle Museen gewährt. Aber der Kontrolleur behauptet: „Der gilt nit!“

„Doch, der gilt!“, sagt der Fremde.

„Der gilt hier nit!“

„Aber hören Sie, der Ausweis gilt für alle Galerien in Deutschland!“

„Noi, der gilt nit!“

„Aber lieber Mann, ich bin selbst Direktor eines Museums: Ich werde doch wissen, ob der Ausweis gilt oder nicht!“

„Ha no, wenn i sag, der Ausweis gilt nit, na ischt's halt so. Der gilt hier nit!“

Dem Fremden wird die Sache zu dumm: „Gut, dann zahle ich eben!“, sagt er ärgerlich.

„Noi, des ischt nit nötig“, antwortet der Widersacher, „heut ischt freier Tag!“

Lieber Simplicissimus!

Bögel besuchte die Witwe X. Man hatte ihr einen Moment vorher die Versicherungssumme für den lieben Verstorbenen ausbezahlt, und Bögel wollte ihr deshalb etwas Zartsinniges sagen und meinte: „Es muß doch furchtbar sein, ein paar Tage nach dem Tode des Gatten kalt und nüchtern fünftausend Mark auf den Tisch gezählt zu bekommen; als ob eine solche Summe ein Ersatz für einen lebendigen, geliebten Menschen wäre!“

„Da habe Sie ganz recht“, schluchzte die Witwe unter Tränen. „Ich hab' ihm aber immer g'sagt, er soll mit zehntausend Mark 'reingehen.“

In ihrer wort- und gestenreichen Art schildert Frau Neureich einer Kaffeeschwester, was sich am Abend zuvor Schreckliches begeben hat: Einbrecher haben die wohlgefüllte Speisekammer heimgesucht und sind mit reicher Beute unerkannt entkommen.

„Stellen Sie sich vor . . .“, berichtet sie aufgeregt, „wir saßen gerade beim Abendbrot und aßen unsere Suppe . . .“

„Aha“, fällt ihr die kluge Freundin ins Wort, „dann hat allerdings keins von Ihnen die Einbrecher hören können . . .“

Fundstück

Die „Deutsche „Juristen-Zeitung“ gibt in ihrem letzten Heft eine Reihe von Urteilen wieder, die in jüngster Zeit zur Reichsstraßenverkehrsordnung ergangen sind. u. a.:

„Vom Kraftfahrer kann verlangt werden, daß er bei Regenwetter ständig aussteigt und um die immer erneute Reinigung seines Kennzeichens bemüht ist.“

Neid

In der Herberge zur Heimat übernachteten sie. Am Morgen gähnte der eine: „Ich war im Traum in Neapel!“ Brumnte der andere müßiggenerrisch: „Du hast es gut! Du kommst viel 'rum!“

Schmiere

(R. Krlisch)



„Ziemlich egal, Kleines, ob wir unsere Rollen beherrschen! Jetzt im Frühling, wo die Eier alle frisch sind, haben wir wirklich nichts zu befürchten!“

Der ein Reiter war . . .

Von Union Schnad

Zeichnung von E. Thöny



Der ein Reiter war
1814 bei den bayrischen Alanen,
Im Geschlechterbuch der Alhen
Glänzt er farbenwunderbar.

Sein Gesicht ist schwarz und schmal,
Knapp gehalten von der Schuppenkette.
Silbern blüht die Epaulette.
War er nicht ein Gott aus Sturm
und Stahl?

Weiß-blau weht das Fahnentuch,
Auf dem Eschako züngelt die gebuschte
Feder.

Herrlich duftete der Mann nach Pferd
und Feder.

Im Soldatenmund brennt noch der
Glück.

Am Soldatenmund tropft noch der Wein,
Tropft das Bier der Dorfadlkneipen.
Sonntags tat er bei den Mägden
bleiben.

Und es wurden viele sein.

Der ein Reiter war,
Heubeseigt von den Dorfquartieren,
Hinter Garben schlafend, aufgestellt
zu viere,
Liebe das Verweg'ne der Gefahr.

Straffes Mannsgeßicht,
Rotgegerbt von bösen Regengüssen,
Pulverschwarz von Karabinerschüssen,
Tot bist du noch nicht!

Jergendeiner hat dein Blut:
Warum liebe ich den Wieserßchrei
der Pferde?
Warum liebe ich den Morgendampf
der Erde?
Warum bin ich Bauernmägden gut?

Resignation

(Josef Sauer)



„Dös Frühlingslüfterl, dös Frühlingslüfterl! Spür'n Sie 's net, Herr Medizinalrat?“ — „In meinem Alter, Herr Huber, steht man sozusagen an einer windgeschützten Stell.“

„Wolga, Wolga...“

Aus den Pechgeschichten von Michail Soschtschenko

Ich möchte auch eine kleine Pechgeschichte erzählen. Das Pech dabei bestand darin, daß eine Gruppe von Urlaubsfahrern eine moralische Erschütterung erfuhr infolge eines Mißverständnisses. Paßt auf, wie es zugeht. Wahre Begebenheit!

Es war in den ersten Jahren nach der Revolution, als das Leben anfang wieder in normale Bahnen zurückzukehren. Auf der Wolga begannen fabelhafte Dampfer zu verkehren, mit erstklassigen Kabinen und warmer Küche. Da geschah es, daß eine Gruppe von sechs Büroangestellten (darunter ich) an die Wolga fuhr, um auf dem Lande ihren Urlaub zu verbringen.

Alle hatten uns zu einer Wolgafahrt geraten. Da könne man sich fabelhaft erholen. Die Natur, die schönen Ufer, das Wasser, das gute Essen, die schönen Kabinen! Und also fuhr die Urlaubersgruppe, müde sozusagen vom Gedröhn der Revolution, an die Wolga zur Erholung.

Wir erwischten einen wunderbaren, erstklassigen Dampfer, benannt „Genosse Penkin“. Wir begannen uns zu interessieren, wer der Genosse Penkin war. Man sagte uns: es heiße, er sei ein Matrose auf einem Frachtschiff. Uns war eigentlich alles gleich, und so fuhr wir denn auf diesem unbekannten Genossen.

Wir kamen nach Samara. Die ganze Gruppe ging an Land, die Stadt anschauen. Wir schauten sie an. Plötzlich hören wir irgendein Signal. Einer von uns sagt: „Der Fahr-

pian ist jetzt sehr ungenau. Unserm „Penkin“ fällt es ein, und er geht uns davon. Gehn wir zurück!“

Obwohl wir noch kaum etwas von der Stadt gesehen hatten, gingen wir zurück. Wir kommen zum Landesteig, schauen — unser „Penkin“ ist schon weg. Abgefahren. Großes Geschrei und Gejammer. Einer von uns schreit: „Ich habe meinen Paß in meiner Hosse gelassen!“ Andere schreien: „Und wir haben unser ganzes Gepäck auf dem Schiff, und das Geld! Was sollen wir jetzt machen? Scheußlich!“ Ich sage:



Kleine Bemerkungen

Muß es Sterbliche nicht traurig stimmen, wenn sie sehen, wie kurz selbst bei manchen Leuten die Unsterblichkeit ist?

Nur sehr wenige Menschen sind ganz bei Besinnung.

„Steigen wir in diesen Retourtdampfer und fahren wir zurück!“ Denn am Steg hätte soeben ein Wolgadampfer mit Namen „Blitz“.

Mit kläglichler Stimme fragen wir das Publikum, ob der „Penkin“ schon lang abgefahren sei, vielleicht könne man ihm am Ufer nachlaufen? Das Publikum sagt: „Warum nachlaufen? Da steht er ja, der „Penkin! Bloß heißt er jetzt „Blitz“. Das ist der ehemalige „Penkin“. Man hat nur den Namen übermalt.“

Da freuten wir uns riesig. Wir stürzten uns auf unsern Dampfer und gingen bis Saratow nicht mehr herunter, aus lauter Vorsicht. Unter andern fragten wir den Kapitän nach dem Grund dieser merkwürdigen Umbenennung. Der Kapitän sagte: „Ja, wissen Sie, dieser Name war dem Dampfer irrtümlich gegeben worden. Unter der Frachtschiffmannschaft gibt es einen gewissen Penkin, aber er hat die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Er steht zurzeit vor Gericht wegen Überschreitung seiner Befugnisse. Und uns hat man telegraphiert, daß wir das Schiff umbenennen sollen. Jetzt haben wir's „Blitz“ genannt.“ Wir sagten: „Ach so!“ und lächelten gleichgültig.

Als wir nach Saratow kamen, stieg unsere Gruppe aus, die Stadt anzuschauen. Auch da blieben wir aber nicht lang an Land. Wir kauften uns nur Zigaretten in einem Kiosk und schauten ein paar Gebäude an. Wie wir zurückkommen, sehen wir abermals — unser „Blitz“ ist weg. Und an seiner Stelle steht ein anderer Dampfer. Natürlich erschrecken wir diesmal nicht mehr so arg wie in Samara. Wir dachten: eine Chance gibt's! Vielleicht haben sie wieder den Namen übermalt. Trotzdem erschrecken einige von uns heftig.

Wir liefen näher und fragten das Publikum: „Wo ist der „Blitz“?“ Das Publikum sagte: „Da steht der „Blitz“. Früher „Penkin“. Jetzt, von Saratow an, heißt er „Korolenko“. Wir sagten: „Wie sie nur die Farbe nicht reut?“ Das Publikum sagte: „Fragen Sie den Bootsmann!“

Der Bootsmann sagte: „Ja, es ist ein Gefrett mit dieser Untauferei. Den Namen „Penkin“ haben sie uns aus Versehen gegeben. Und was „Blitz“ betrifft, das ist ein wenig aktueller Name. Sozusagen prinzipienlos. Blitz, das ist eine Naturserscheinung. Es gibt dem Verstand nichts und nichts dem Herzen. Und dem Kapitän haben sie eine Nase dafür gegeben. Darum hat man's übermalt.“ Da freuten wir uns, sagten „Ach so!“, setzten uns auf den Dampfer Korolenko und fuhren los.

Der Bootsmann kam nochmal und sagte: „In Astrachan dürfen Sie nicht erschrecken, wenn Sie vielleicht noch mal einen anderen Schiffenamen sehen.“ Wir meinten: „Das wird wohl jetzt kaum mehr passieren, wo er „Korolenko“ heißt.“

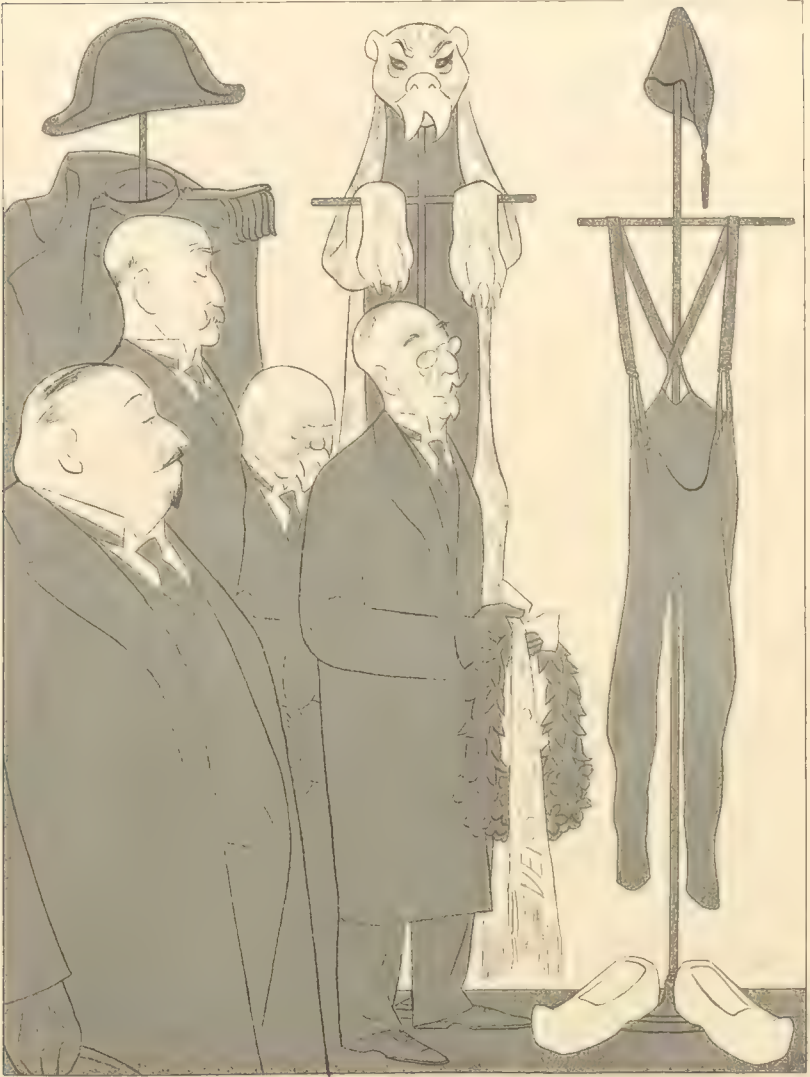
Unsere Fahrt nach Astrachan ging im ganzen glatt vonstatten. Und von da reisten wir auf dem Trotschen weiter. Das weitere Schicksal des Dampfers blieb uns daher unbekannt. Man kann aber kaum zweifeln, daß er nun seinen Namen beibehält. Für ewige Zeiten. Und zwar deshalb, weil Korolenko selbst schon lange tot ist und sich infolgedessen nichts mehr zuschieben können lassen kann, was seine hohe Bedeutung herabsetzt. Penkin dagegen ist lebendig, und darin bestand sein großes Pech, das diese Umbenennung herbeiführte.

Wenn man das betrachtet, besteht also das Pech meistens gewissermaßen darin, daß die Leute lebendig sind. Nein, Verzeihung, es ist gar nicht einfach, zu sehen, worin der Kernpunkt des Pechs beruht. Auf der einen Seite scheint es, wie gesagt, ein Vorteil zu sein, wenn man nicht mehr lebendig ist. Andererseits aber, sozusagen, danke ich, daß für schönste, Gewissensmalen bedrohen hier den Menschen Unannehmlichkeiten von zwei Seiten.

(Aus dem Russischen von Rolf Graahy)

Pariser Musée diplomatique

(Karl Arnold)



„Messieurs! Am Symbol der Erinnerung an unsere glorreiche Reparations-, Repressalien- und Besatzungs-Politik in und gegen Deutschland legen wir einen Trauerkranz nieder! Monsieur Michel ist leider jetzt Sankt Michael geworden.“

Hochbetrieb

(Paul Scheurlch)



„Mon ami, deine ewige Politik hängt mir zum Halse heraus, du hast ja überhaupt keine Zeit mehr für mich!“ — „Mais, ma chère, es geht nicht anders — die Gefahr des Friedens ist momentan zu groß!“

SIMPLICISSIMUS

Zwei Welten

(E. Schilling)



„Das französische Volk will Frieden und Brot, ihr Herren Diplomaten und Generäle!“ — „Köstlich! Und wir sollen dafür wohl brotlos werden?“

Die singenden Sumpfe

Von Werner Helwig

(Draf Gultbransen)

Lohmann war beim Erzählen.

Die Lauscher hörten nicht mehr die kleinen brodelnden Geräusche der Kneipe. Um Lohmann herum war ein Raum von Stille entstanden, in den seine fast geflüsterten Worte deutlich und einzeln fielen. Er hob sein langes Haupt, sah sich um wie nach einem unliebsamen Hörer und fuhr dann fort:

„Also die Einsamkeit und Verufenheit dieser lapplischen Sumpfe zog uns an. In Arjeplog trennten wir uns von den Kame-
raden. Versehen mit einer Bleistiftskizze unseres zwölf Stunden langen Umwegs versehen auch mit Warnungen, guten und bösen Wünschen tipptelten wir munter in die Gefilde der lapplischen Dämonen und Geister.“

Der Morgen war von grüner Kühle. Angenehm träge vor innerer Heterkeit zogen wir hügel auf und hügel ab. Dann landeten wir langsam im Mittag, in einer tiefen Mulde gerieten wir in eine Schicht von Schweigen, die uns Herzklopfen verursachte. Es war ein gleichsam schal gewordenes Schweigen: eines, das hier seit Jahrhunderten lagerte. Wenzel sagte, er könne kaum mehr atmen. Mir ging es ähnlich.

Mit einem merkwürdig hohlen Druck in der Brust trugen wir uns vorwärts. Summend floß tiefe Müdigkeit ins Hirn. Plötzlich gab es unweit ein Geräusch. Wir schrakten beide auf. Mit Wellen überließ es uns. Diese verzauberte, verwesende Luft hatte alle Sicherheit in uns erstickt. Wir waren zu furchtsamen, zaghaften Kerlen geworden. In der lauschenden Stille hörten wir nur mehr groß und hallend unser Blut rauschen.

Wenzel machte einen Witz über unsere seltsame Veränderung. Da erhob sich, von seinen Worten aufgeschreckt, mit schleppenden Flügel schlägen ein großer grauer Vogel aus dem schüffigen Gras. Mit einem schrillen Ton strich er flach über dem Boden davon.

Der Busch aber schien noch mehr gebären zu wollen. Wir warteten, bis uns die Augen dümpf wurden. Dann gingen wir weiter. Wieder ein Geräusch im Busch. Wenzel warf einen Stein hinein. Irrenden Sumpflärer raschelte hinweg, hinter uns hinterher. Schweigen. — Ein sirrendes Schweigen. — Ein mit unseren Pulsschlägen sirrendes, angesendes Schweigen. —

Ich muß auch das alles so genau erzählen, weil diese kleinen, aber unheimlichen Ereignisse in uns jene krankhafte Ersterbtheit erzeugten, durch die all das Folgende möglich wurde.

Wir orientierten uns zuweilen an der Kartenskizze. Der kaum fußbreit ausgetretene Lappenpfad, vormals Rentierfährte, war umständlich geworden. Oft gingen wir einfach geradeaus und fanden ihn dann doch gelegentlich wieder.

Von grauer, flimmernder Luft war alle Sicht verhängt. Wir gingen wie auf Kreppspalten. Unsere Augen verwirrten sich zwischen den bunten, harten Kräutern, die alleenthalben den Boden fleckten. Wenzel blieb häufig stehen, um mit der Hand ihre eigenartige Sprödigkeit zu fühlen. Zwischen den grauen Steinen, der schwarzen Erde und den faulen Holzstücken glommen die knallrot, rötlich, dunkelrot, gelb, violett und braun. Fast erinnerte an die Farben der erstarrten Lava. Sie rochen herbe und bitter wie alte Weinschele.

Der späte Nachmittag legte uns weiche Sacke von Wärme auf die Schultern. Wenzel blieb häufiger sitzen. Er stocherte mit einem Ast die tieferen Erde an. „Wir müssen uns befehlen“, sagte ich, „es kommen hinter uns große Dämonen herauf.“

„Wozu?“ fragte Wenzel. Sein Blick war taub. — unerreichbar für die Blick der Stein- und Baumgestalten dieser Landschaft. Ich erschrak über ihn. Aus Verlegenheit schimpfte ich: „Bist du verrückt?“

Wenzel erhob sich, sah mich ruhig an und meinte ironisch: „Vielleicht!“ Damit war die Sache erledigt. Wir schritten nun gut aus, in den angenehmen Moor geschaukel. Der schwere milchige Himmel kam tiefer. Das Dunkel tete sich hinter uns auf mit samterner Gewalt.

„Meine Füße fallen von mir weg wie

fremde pendelnde Gewichte“, meinte Wenzel nach einer Weile.

„Es schadet nichts“, erwiderte ich, „wenn sie nur weiter pendeln. Wir haben höchstens noch drei Stunden bis zur nächsten Lappenkote.“

„In meinem Gehirn wächst so ein Geschling von nasser dumpfer Watte“, sagte Wenzel.

„Du hast doch selbst vorgestern keinen Lappenschwaps getrunken“, erwiderte ich, „— es wird an der fauligen Luft liegen.“

Wenzel schleppte sich hinter mir her. Ich merkte, daß er nicht mehr mochte, daß ich Seele dieser Landschaft Gewalt über ihn bekam. Immer stärker wuchs mir dieses Gefühl im Nacken: Wenzel kann nicht mehr. Ich schleppte ihn an meinen Gedanken wie an Seilen hinterher. Bis ich spürte: meine Gedanken, die Kräfte meiner Anstrengung, glitten von ihm ab. Die Seile faßten ihn nicht mehr, er blieb zurück.

Wenzel blieb zurück. Damit fing es an. „Steh auf“, sagte ich, „du kannst hier doch nicht liegen bleiben.“

„Warum soll ich das nicht können?“, erwiderte er gereizt. Er hatte wieder den stumpfen, fassungslosen Blick. Den Blick dieser Landschaft. Ich vermochte nichts mehr über ihn. Er schien besessen. Wie schnell fielen wir auseinander, dachte ich, und wo fallen wir hin? Nicht einmal die Erinnerung an die Gemeinsamkeit vermag uns zu retten. Sie ist ins Leere zurückgewichen. —

Die prickelnde Kälte des Abends wischte mir die Müdigkeit aus den Augen. Ich ging neben Wenzel hin und her und überlegte, wie ich ihn hochbekäme.

„Wenzel“, sagte ich, „wir haben höchstens noch zwei Stunden bis zur Kote.“



Joachim von Ribbentrop

Er höhnte mich aus: „Kannst du einen denn nicht zufrieden lassen?“ Ich schwieg. Mit kleinen sirrenden Geräuschen fiel Finsternis in die Gegend ein. Wie Scharen von großen anfüllen Vögeln kam es aus der hohen Luft herab. Mit toten schlafenden Augen. Fröstelnd schänderte ich um Wenzel herum. Er lag bewegungslos.

„Mensch, mach keine Zicken“, beglückte ich.

„Geh doch los“, sagte er, „ich bleibe liegen.“

Im Westen lag noch letzte milchige Helle. Aber über uns war sausende eisgrüne Nacht. Dazwischen quakten Finsternisse. Der Wind verwesete.

Neben ihm hockend dachte ich: wie eilig es die Zeit hat. Sie schüttet über alles ihren zehrenden, wehenden Sand. Auf der Bleistiftskizze war schon nichts mehr zu erkennen. Ich rüß ein Streichholz an. Ich hatte plötzlich eine Wut auf diese primitive Karte. Ich hatte eine böse Wut auf Wenzel. Mit einem zweiten brennenden Hölzchen beugte ich mich über ihn.

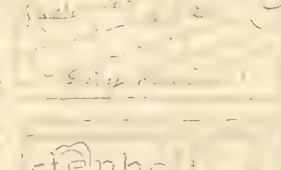
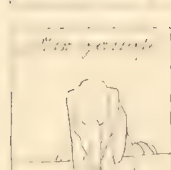
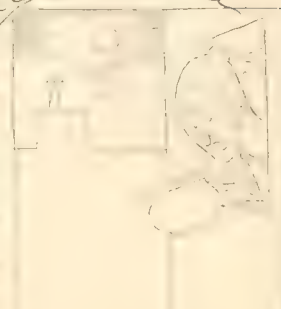
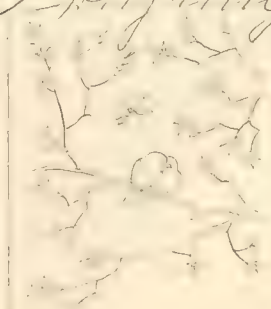
Er war eingeschlafen. Ich war ganz nah über seinem Gesicht. Es gewann gespannt fremde Züge im dünnen Licht. Wie eine graue plastische Mondlandschaft. Haare standen wie Draht darin herum. In diesem Moment spürte ich mein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Ein kaltes Bewußtsein von Gefahr überwältigte mich. Ich sprang auf und fing an zu schreien und zu rufen.

Meine Stimme verlor in dem surrenden Schweigen. Matschimmernde Wellen kamen heran. Bis zur Hälfte stand ich im eisigen Nebel. Wenzel lag darunter. Zugedeckt. Unsichtbar.

Ich tauchte zu ihm herab. In der kalten Milch des Nebels schwebte das Streichholz auf. Es erlosch sofort. Ich strich über

(Schluß auf Seite 53)

Randbemerkungen zum Thema *Frühling*





„So nehmen Sie doch Vernunft an, Marianne! Was Sie da zu sehen glauben, sind nur Gespenster.“ —
„Vernunft? Wenn Sie mir meine Gespenster nehmen, freut mich die ganze Weltgeschichte nicht mehr!“



Die singenden Sümpfe

(Schluß von Seite 50)

Wenzel hin. Er fühlte sich feucht und kühl an. Unter seiner Nase kam Wärme oder meins Hand. Er atmete.

Erstrocknen kam er hoch: „Bist du immer noch da? Hau doch ab!“

„Wenzel“, fluchte ich, „wilst du denn hier verrecken, oder was ist mit dir los?“ „Natürlich will ich das“, schimpfte er und legte sich wieder hin. „Ja, mich doch endlich zufrieden!“

„Mensch“, sagte ich, „du bist ja vollkommen verdreht. Komm doch gefälligst zu dir. Der Sumpf hat dich vergiftet!“

Wir sahen uns nicht im Nebel. Wenzel sprach nun ins Leere hinein, dahin, wo er mich vermutete. Ich jedoch war auf der anderen Seite. Es war, als sei der Nebel gemeint, oder der Wind: „Wenn du mir jetzt ein Geschwätz machen willst von Sumpfgelichtern oder von den dünnen Legenden dieses räudigen Lappens oder gar von deinen Theorien vom Einfluß des Bodens, der Landschaft und der unterirdischen Strömungen auf die Menschen, dann schnarche ich dir sofort einen taktfesten Schlaf ein. — Geh doch weiter. Ich habe einfach keine Lust mehr. Es ist über mich gekommen: Ich mag nicht mehr. Also gut. Es wird gelegentlich auch noch über dich kommen. Hoffentlich stört dich dann keiner.“

Ich hatte währenddem versucht, aus Dornengestrüpp und der Kartenskizze ein Feuer zu legen. Dunkelrot und vergänglich qualmte das Papier weg. Das angerötete Gestrüpp stank. Schon schlug die Finsternis wieder über dem blühen Licht zusammen. Es wurde ernst.

„Wenzel“, sagte ich, „wenn du jetzt nicht aufstehst, bekommst du einen Tritt, daß dir Hören und Sehen vergeht.“

„Du wirst einen Stein treffen und dir den Fuß verstauchen“, spottete er. Ich wand mich vor Ratlosigkeit. Wie bekomme ich ihn wieder zurecht? Er hat eine Art Zustand. Er ist nicht normal zu behandeln. Er liegt an den verdämmten Sümpfen. Das Gemunkel der Lappen ist nicht ohne Grund. Der Aberglaube wurzelt in geahnten Gesetzmäßigkeiten. Die Umschreibung in Geister, Dämonen und Unholde ist eine Auffassungssache der Leute. Ich bekam heiße, trockene Augen. Es wurde bitterer.

Ich werde ihn verzeihen, sagte ich mir, ich werde ihn durch den Kakao ziehen, bis er mir an die Kehle springt. Dann habe ich ihn hoch.

„Wenzel“, fing ich an, „das hätte ich nicht gedacht, daß du so geschmacklos werden kannst. In welchem Film hast du das gesehen, daß jemand sich aus Überdruß in die Sümpfe begibt, um einzugehen? Wo haben sie dich bloß mit so romantischen Vorstellungen okkultiert, Kerl? Das kommt dir wohl noch großartig vor? Du schwelgst wohl dabei in dem Gefühl heimlichen Heldentums, wie? Nach welchem Zellungsgefühlster über einen tragischen Tod, wie? Weißt du, dergleichen habe ich mir mal

als kleiner Junge ausgemalt, genährt von Indianschmökern und Schulpeln. Aber du kommst mir damit kaum interessant vor.“ Ich lachte laut heraus, watete hin und her im Nebel. Wenn ich mich umdrehte, war es, als begegnete ich meinen vergangenen Worten noch einmal. So dicht war die Feuchtigkeit.

„Was ich den Reportern erzählen werde? Mja, er starb an überhitzter Phantasie. Die singenden Sümpfe haben ihn verrückt gemacht. Wie? Was für ein Mensch er war? Eigentlich war er keiner. Dann er brachte es fertig, seinen nächsten Kameraden, seinen treuesten Freund in einer geradezu schändlichen Weise zu verraten: nämlich er lieferte ihn der Einsamkeit aus!“

Mein Lachen zerflatterte im Nebel. Ich erkletterte einen Stein und tauchte aus der milchigen Schicht empor. Sie reichte mir jetzt bis zu den Schultern. Aber darüber hatte sich eine eisgrüne Helligkeit ausgebreitet. Ein nordlichtartiger Schimmer ging mit Lichtwellen über den Himmel. Ich hob die Hand vor die Augen. Es war so hell, daß ich die Linien erkennen konnte. Aus dem Milchsee ragten Gebüschhäupter, Steinbrocken und Hügel. Langsam, unter dem Druck großer Kälte, senkte sich der Nebel zu senken.

Plötzlich war Geräusch neben mir. Ein Aufraffen. Dann tauchte Wenzels Kopf empor. Dunkel hob sich sein Gesicht vor mir ab. Das Weiße der Augspfle glitzerte. Er machte mit den Armen Schwebbewegungen. Er hieb sie sich wie ein Droschkenkutscher um den Leib.

„Na, hast du ausgeschlafen?“ fragte ich. Meine Worte gingen klar und deutlich durch die Luft. Ganz simple Worte, aber sie bedeckten mit ihrer natürlichen Leichtigkeit all das, was hinter uns lag. Von uns war die Verzauberung gewichen.

„Ja“, erwiderte er, „komm, wir wollen gehen!“

„Komm, wir wollen gehen“, sagte Wenzel: damit hörte es auf. Wir wateten im Nebel dahin und konnten den Weg nicht sehen. Wir mußten uns auf das Tastgefühl unserer Füße verlassen. Nach kurzer Zeit hatten wir die blinde Sicherheit von Tieren. Neue junge Gemeinsamkeit machte uns stark. Dann ging es merklich bergan. Der Nebel sank ab von uns, ab, ließe man Wasser aus einem Bassin. Dann kam ein weiter ausdauernd Wind. Wir gingen schon lange nicht mehr auf Krepp. Der Boden war fest. In der eisgrünen Helligkeit vor uns sahen wir schwarz ein Lappenzelt liegen, die Kote. Silbriger Rauch kräuselte von ihr empor. Von unten rötlich angehaucht. Es war der Rauch vom Nachfeuer des Berglappens. Das rote Auge einer Luke zog uns magisch an.

Eine Weile später lagen wir gut auf Fellen. „Purts, purts“, sagte der Alte. Ein scheußlich bitterer Tee aus Rennflüßchen glühte uns im Magen. Wir kauten steinhartes Rauchfleisch und Brot. Dann dösten wir. Weit in unseren Schlaf hinein reichte das Bild des eisigen alten Lappens. Mit sparsamsten Gebärden rauchte er seine Pfeife. Betrachtete uns. Unablässig. Steingewordene Güte. Die neugewonnene, mehr erfüllende, Gemeinsamkeit dröhte durch unseren Traum.

Am nächsten Morgen wanderten wir zur Bahnstation. Weißer Eieregen trieb uns vor sich her.

Am Tornu Träsk zeigte sich für kurze Zeit die gewaltige Lappenporta. Schräg von Sonne getroffen. Sie bewachte den Eingang zu unserem Geheimnis. Große schliefenfarbene Wolken verhängten dann die Sicht. . .

Lohmann schwieg. Die kleinen brodelnden Geräusche der Kneipe fanden wieder einen Ort in den Ohren der Lauscher. Wieder sah sich Lohmann suchend um. „Ich habe nämlich“, sagte er erklärend, „Wenzel versprochen müssen, niemals von der Sache zu reden. Wenzel meinte, es habe keinen Sinn, es sich oder anderen zum Bewußtsein zu bringen, wie einsinnig, wie ungeheuer allein und von allen Bindungen gelöst ein Mensch sich plötzlich fühlen konnte. Es sei dies sozusagen eine gefährliche Angelegenheit. Weil ein Mensch all das, was er von sich meinte, gar nicht ist, sondern etwas erschreckend Fremdes, Unfaßbares.“

Die Bibliothek

Bücher stehn um dich herum:

große, kleine, dünne, dicke,
alte, neue, pow're, schiefe,
stehn herum und warren stumm,

bis die Leiter du erlimmt
und dann einem dieser Tiere
etwas geistige Wagenchmiere,
jeweils nach Bedarf, entnimmt.

Während aber allgemein,
wo ein Vorrat sich befindet,
dieser durch Konjum verschwindet,
pflegt es hier nicht so zu sein.

Wie der Ranst des Hugelmanns,
wie der Ölkzug zu Sarepte,
der stets aus dem Vollen lebe,
bleibt ein Buch intakt und ganz.

Ist das nicht ein schöner Brauch?
Dum, o Mensch, fleck' deine Gelber
in gedruckte Geißbehälter
— und die Nase möglichst auch!

Natalist



„Es nehmen et mit Gewalt, mit Liebe is da nicht zu machen.“

(Entnommen aus: Karl Arnold, Berliner Bilder.)

**Ein Album aus den Jahren der Korruption
Karl Arnold, Berliner Bilder: Mk. 1.50 franko.**

Hamburger Fremdenblatt: „... Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdiesen, Valütschleibern, Kokainisten, Kokotten lächerlich aufgeschnitten.“
Simplicissimus-Verlag • München 13 • Postscheckkonto München 5802

Großstadtschwalben

Gang unmöglich könnte es scheinen,
Daß Schwalben hier nisten.
Man sollte meinen,
Sie müßten
Weit, weit fortfliegen
Von diesen
Achtmonatsflug-gerüttelten
Straßenbahn-geschüttelten
Tag und Nacht lärmdurchlohten
Kompressionspfeifen-durchgellten
Öl-, benzini-, asphalt-, teer-, gummidänstenden
Straßenschluchten
Nach einem gelobten Land
In stilleren Welten.

Aber
Sie scheinen sich gerade hier
Sehr wohl zu fühlen.
Kommen jedes Jahr im Aprilen,
Beziehen ihre alten Nester
An den Simsen, Dachrinnen, Voluten, Stiegiebeln
Nichttragen, Zahnschnitten, Sägefriesen
Unserer in den neunziger Jahren
Von flächsig verputzten Mauerwerksteinen
Errichteten Häuser,
Beschäftigen sich mit Kinderkriegen
Und fliegen — fliegen — fliegen
In blühendem,
Klitzendem
Whiiiiii-
Gewimmel
Über den Aufschnitt Himmel.
Vald mit Geschrei
Tief an unseren fenstern vorbei;
Vald hoch im Blau,
So hoch, daß man sie kaum noch sehen kann.
Denn diese Tausendfapperlöter
Verstecken sich auch aufs Barometer.
Whiiiiii-ii-tut!!!

Dans Zentzo

Der Genießer

Beinah war der Teller leer. Ein letztes Stück
Kartoffel lag in der zähen, rotbraunen Soße
Ein Blattchen Petersilie krönte zierlich die Mitt-
der Halbkugel.

Der Esser kaute gründlich am vorigen Biase
herum, von dem er wohl wußte, daß er der vor-
letzte war.

Diese Mehlschwitze! Welch glücklicher Umstand
daß noch Weizenmehl im Küchenschrank gewesen
war und daß sich noch kleine Reste von Rinde-
fett und Erdnußöl gefunden hatten, die durch
Vereinigung mit dem Mehl und etwas saurer Milch
zur vierfachen Wurzel der zureichenden Grund-
lage wurden!

Es wäre aber ungerecht, zu verschweigen, daß
sich auch noch aus besseren Tagen eine klein-
Menge von Körnpuder (oder wie soll man „Curry
Powder“ verdeutschen?) herübergerettet hatten,
in dem sich doch nicht weniger als neun oder
dreizehn anregende Kräuter gegenseitig ste-
gern — daß etwas Zitronen von letzten Fischta-
gen und eine halbe Sellerieknohle von der großen
Suppe übriggeblieben waren — daß die Wasser-
leitung nicht abgestellt — daß der Salzbehälter
noch nicht leergekratzt — und daß der elektrische
Strom willig den Weg durch die Spulen der Pfann-
gelaufen war, anstatt einfach die mürbe Masse
zu durchschlagen, die früher einmal als Isolations-
material hatte gelten können.

Welch glückliche Umstände! wiederhole ich. Aber
damit möchte ich nicht gesagt haben, daß der
Esser diese Umstände jetzt im einzelnen durch-
gedacht hätte.

Vielmehr war ihm nun aus all diesen Umständen
ein einziges Glück entgegengelaufen: die Moh-
lschwitze! In ihr verbunden sind die Lustempfin-

tionen, die Wärme, Kraft und Würzen zu bewirken vermögen, zu einer einheitlichen Begleitung zum Geschmack des Reichtums. Den Einzelheiten nachzuspüren, das hätte freilich die Empfindungskraft gelähmt, aber der Esser tat das eben nicht. Er kostete den vorletzten Bissen zärtlich aus, und sein Auge hing schon am allerletzten, ohne Sorge, aber vielleicht in allem Frieden erwägend, ob er doch noch zwei daraus machen sollte...

Wie ägerlich, daß dieser Genuß durch äußerliches Geschehen gestört wurde! Ich hätte gewünscht, daß der Esser den letzten Bissen mit noch gesteigertem Vergnügen und Wohlbehagen zu sich genommen, daß er dann auf seinen Bauch geschlagen, vielleicht noch eine Zigarette gefunden und sich zum Mittagschlaf begeben hätte, um in eine bessere Jahreszeit hinüberzuschlummern. Der Esser hatte nichts dagegen, daß an vielen andern Orten der Welt Zahlen geschrieben und Konten geführt wurden. Als jetzt die Hausglocke tönte, ließ er sich locken, an die Tür zu gehen. Leute wie er haben die Zuversicht, daß die Post ihnen rechtzeitig einen Beamten mit Geldanweisungen schickt. An der Tür war in der Tat eine blauekleidete Amtsperson. Aber sie hielt keinen Postscheck in der Hand, sondern entpuppte sich als das, was in der Sprache städtischer Elektrizitätswerke „Abschaltmonteur“ heißt. Der Esser mußte, noch mit dem Geschmack des Reichtums auf der Zunge, eine unfreudige Kunde vernehmen. Aber — es wird wohl an diesem Geschmack gelegen haben, an dem Hauch von Zufriedenheit, der den gestörten Genießer umwehte — der Abschaltmonteur bot ihm mit freundlichen Wendungen eine allerletzte Frierl von vier Tagen an, binnen der er sich durch Zahlung eines schuldigen Betrages den Fortgenuß seines Stromzählers wahren könnte.

Der Esser schlug ein und konnte nach herzlichem Abschied zu seinem letzten Bissen zurückkehren. Da, da lag er noch, braunrot, mit einem Petersilienkrönchen auf seinem Gipfel. Der Esser setzte sich am Tisch zurecht, als ob ihm noch ein ganzes Mittagessen bevorstände, stieß dann

Versuchung

(E. Crollasanti)



aber ohne Schwanken eine Gabel in die Kugelkappe des Erdapfels. Noch einmal gab er sich minutenlang dem Genuß des Malmsins hin; danach legte er sich wahrhaftig ohne Zigarette zum Mittagsschlaf.

Am Abend röstete er altes Brot und aß es mangels Auftritts mit Andacht.

Am Morgen fand er nichts Ebbares mehr im Haus.

Das Leben ist trivial wie ein Märchen mit happy end. Man kann sich darauf verlassen: ehe wir das Märchen vom glücklich-zufriedenen Menschen nur einmal bis zur höchsten Steigerung miterleben dürfen, jagt die Vorsehung einen Beamten ins Spiel, der das Glück hinter dem letzten Bissen verdirbt.

Mag es trivial sein! Mag es auch märchenhaft sein! Einestheils ist mir diese Gewohnheit der Vorsehung ganz lieb. Ich müßte auch sonst eine schlimme Enttäuschung bereiten. Dann soviel ist sicher: ich werde, wenn morgen früh kein Geld kommt, einfach doch wieder Schulden machen.

(Dirke Paulin)

Lieber Simplicissimus!

Eines Tages hinterbrachte mir Direktor F., daß der Lyriker X. denn doch gar zu oft im Salon seiner Frau angetroffen werde, ihr seine ätherischen Neuschöpfungen versetzend, wobei die Gefahr nahe lag, daß sie sich dabei gegenseitig in trübselige Stimmungen hineinwiegen. „Oh, des ist nicht schlimm“, meinte da der gemüthliche Gatte, „träume könne sie miteinander — wenn sie bloß net miteinander schlöfe.“

Auf dem Treppenhaus erfährt man durch die dort in munter bewegten Gruppen herumstehenden Hausfrauen oft lustige Dinge, die sich die Schulweisheit eines Jungesellen nicht träumen läßt. Als ich eines Morgens ausging, hörte ich im Vorbeigehen die Frau eines Werkmeisters sagen: „Tja! Mein Mann hat sich auch immer ungewisschen ins Bett gelegt; aber seit wir die seidenen Daunendecken haben, geniert er sich doch ein wenig.“

Redeblüte

aus dem Geschichtsunterricht

„Hätte Cäsar sich nach seinem Siege über Pompejus mit dem Besitze der tatsächlichen Gewalt begnügt und nicht nach dem äußeren Glanze eines Königs gestrebt. — er lebte noch heute!“

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Karl Arnold Berliner Bilder

Kartiert RM. 1,50

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei

Simplicissimus-Verlag, München 13

Der kleine Roman von HANS LUP

MISSLIND UND DER MATROSE

Karton RM. 1,50

geb. RM. 1,50

Simplicissimus-Verlag

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: BERLIN:

Kottler Zum Schwabenwirt
Mozartstraße 31
Das original süd.
deutsche Gaststätte

Kottler zur Linde
Harburger Straße 2
K. u. Laubentzstraße
Das Berliner
Königstempel

BUREAU
ZEITUNGSAUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DORNBERGE 7, 8.2 LOTZOW 4807-8

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN ABTEILUNGEN.
INSERATEN

IN- UND AUSLANDES
IM ABONNEMENT ZU MISSIGEN PREISEN

In ganz
Deutschland
werden die
Inserate
des
„Simplicissimus“
gelesen!

Haar'n Nox
Müllersche Haarwachs
Dr. Müller's Haarwachs
Elixier und Dr. Müllers
Edel-Shampoo.
Fürdert den Haar-Neu-
wuchs, beseitigt Haarverlust, verbin-
dert Haarwund, kühlt die Kopf-
nerven, Mit oder ohne Fett.
Jede RM. 1,25; 3,25; 9,25.

Müllers Siehr Haar
bei Apotheken, Drogerien, Friseur-, u. Wäsche-
Geschäften, Galanterie-, Leder-, Parfüm-, Ausstattungs-
Geschäften, etc.

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenerkrankung mit Pank-
störungen, verbunden mit Schwächen der
besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Ärzt-
lichen Standpunkt aus ohne wertvolle Ge-
waltmittel zu behandeln und zu heilen? Wert-
voller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter
Beitrag für jeden Mann, ob jung oder alt,
ob noch gesund oder schon erkrankt.
Preis RM. 1,50. Zahlung nur nach Empfang.
Verlag Postfach Nr. 15,
Schwabenheim 67 bei Mainz.

„... ein Happen für Feinschmecker“

„Karl Ferbs, bekannt als Bühnen-
autor und Bearbeiter, ist auch ein
berühmter Anekdoten-Erzähler. In
einem Band hat er die schönsten seiner
Anekdoten gesammelt. Aus der Ge-
schichte und aus der Gegenwart hat
er viel Anekdoten zusammengetragen.
Natürlich schneidet die Heimat von
Ferbs, die Hansestadt Bremen, am
schönsten ab. Die „Bremischen Anekd-
oten“ des Autors, erlaubt und
wundervoll durchgeformt, sind ja schon
berühmt geworden. Man findet sie
hier zum Buche Bremens, das humor
genug hat, sie nicht übersehen.
Das Buchlein, von Otto Kurrh mit
Zeichnungen versehen, ist ein Happen
für Feinschmecker.“

(S. 3. am Montag, Berlin)

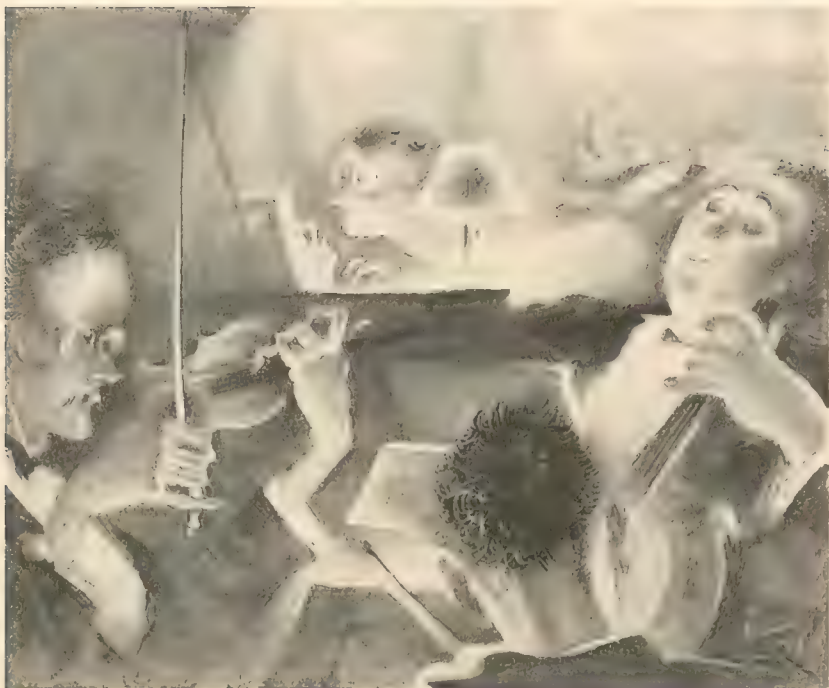
Karl Ferbs, der Neue Feuilleton. Kurz
gefasst und Anekdoten, Anekdoten, Anekdoten
und Bilder von Otto Kurrh. Umfang 128 Seiten
In Feinen geb. RM. 1,50.

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Deine Jagdzeitung sei
„Der Deutsche Jäger“ München

Das Ensemble

(Paul Scheurlich)



„Was, wenn et Bockbier jibt, müß'n wa in Ledahos'n antret'n? Und darauf freuste dir ooch noch?“
 „Klar, Mensch, det betracht' ick als meinen Urlaub!“

Im Frühjahr

Hingeworfen am Rande des Weges,
 ganz einfach ins grüne Kühle frühjahrsgras,
 liegt ich ergeben still.

Wie das schon leise summt vom wachsenden
 der Pflanzen und Tiere... [Jahr

Im selbe
 silbern aufglänzend
 wie eine winzige Sonne: ein Pfug.
 Mir klingt, als sei es nicht auf diesem Stern,
 der Pferde Wiehern
 und des Bauern Arbeitsruf...

Ich bin ein Mann der Stadt,
 sorgfältig verzeichnet in allen Registern.
 Aber in mir wird vieles Vergangene wach,
 in mir bewegen sich die Pfäugerhände meiner
 Vorfäter...

Ich schaue zu.
 Niemals werde ich die laufend Elnien des Feldes
 mit der gleichmäßigen Schrift von Pflug und
 Egge beschreiben.
 Walter Baner

Lieber Simplicissimus!

In unserem Betrieb zirkuliert die Urlaubsliste. Einer der Kollegen aber weigert sich, jetzt schon die Zeit seines Urlaubs festzulegen. Es hilft kein Zureden des Abteilungsleiters. „Nein“, sagt der Kollege, „es geht nicht, ich kann noch nicht sagen, wann ich Urlaub nehme!“ — „Ich muß leider darauf bestehen: das muß alles seine gewohnte Ordnung haben!“, drängt der Abteilungsleiter. „So“, antwortet der Kollege aufgeregt, „ich heirate aber, das ist höhere Gewalt!“

An einem Weiher bei dem Ort D. ist, für das ganze Jahr berechnet, eine Tafel angebracht, wonach dort Baden und Schlittschuhlaufen verboten ist. „Kümmert sich denn ein Mensch um das Verbot?“, fragte ich meinen Wirt, denn ich hatte den Weiher wiederholt bevölkert gesehen. „O ja“, antwortete er, „das Verbot wird brav beachtet: im Winter unterlassen die Leute das Baden und im Sommer das Schlittschuhlaufen.“

Im Gasthaus „Zum Ochsen“ ergab sich die seltene Gelegenheit, mit einem eindrucksvollen Privatauto nach dem eine Stunde entfernten R. mitfahren zu können. Leider war nur noch für eine Person Platz: ich wollte ihn einem alten Bauern überlassen, der auch nach R. mußte. Aber er lehnte ab. „Fahre no Sia“, meinte er augenzwinkernd, „es macht sich für 'en Herre besser; a Bauer bleibt Bauer, au wenn 'r läuft.“

In einer Klasse noch kleinerer Schüler kommt das Lehrgespräch zufällig auch auf den Menschen selber; und in diesem Zusammenhang fragt der Lehrer auch: „Woraus besteht denn nun eigentlich der Mensch?“ Er erhält darauf mancherlei Antworten, wie: „Aus Fleisch und Blut“ — „Aus Haut und Knochen“ — „Aus Muskeln“ — „Aus Fett“. Einer meint sogar: „Aus Erde.“ Damit sind die Aufzählungen erschöpft. „Nichts mehr?“ fragt abschließend der Lehrer und wartet noch ein Weilchen. Und wirklich, es meldet sich noch ein kleiner Bub. „Nun?“ Und der Kleine erklärt: „Mei' Vater sagt, der Mensch besteht aus Not und Elend.“

Ausgleich

Wilhelm Schulz



„Klio, auch ich habe Großes getan: trag' mich in deine Blätter ein!“ — „Geht leider nicht, liebes Pfund; aber im Kilo wirst du dafür weiterleben.“

Ap r i l t a g

Wolken sind herangeoglitten,
Und ein Regen ist gestürzt;
Wolken sind davongeritten,
Und das Feld dampft frisch gewürzt.

Zwar: das dauert nur ein Weichen!
Doch die Veilchen, naß und tropfend,
Drehn die Zartgesichter schon,
Und die Amsel probt den Ton.

Wieder kommt es hergeritten,
Wolkenpferd an Wolkenpferd,
Schwarze Regenmäähnen schwingend,

Schnee und weißen Hagel bringend,
Der jetzt stäubend niederfährt.

Ach, die Amsel hört man nimmer,
Schnell verschlehtes Frauzimmer,
Das der Schneehieb gleich vertrieb.
Doch ein süßer blauer Schimmer
Noch das raue Weiß durchsprüht:

Das kommt von dem Veilchenwolke,
Das auf seinem Platze blieb
Und zu glänzen sich bemüht.

Oben eine weiße Wolke
Wie zerfließend glüht.

Georg Dittling

Windhundrennen / Von Fritz Knöller

Unter den Klängen zweier Lautsprecher zogen achtundsechzig Hunde ein, lauter Whippets, typisch englische Rennbahnhunde, eine Zwischenform des großen Greyhundes und des italienischen Windspiels, Schulterhöhe vierzig bis fünfzig Zentimeter, Brust tief nach Windhundart, Bauch hochgeschürzt, Flanke schmal, Nase spitz, Beine lang und dünn, hasenpfotenähnlich die Zehen. Im ganzen gesehen eine Stromlinienform, wie sie nur die Natur mit ihren formvollen Händen zu schaffen vermag. Das Rennen wickelte sich so ab, daß die Hunde, durchs Los bestimmt, paarweise nach einem elektrischen Hasen liefen. In einer zweiten Tour traten die vierunddreißig Sieger an, und so weiter.

Die erste Tour brachte nichts Besonderes, die zweite versprach eine erhebliche Spannung. Das Los war auf die Champions Darling und Minion gefallen.

Darling ging ab, nicht allzu rasch, schier ein wenig bedächtig, und setzte sich hinter den Hasen. Minion, von einem unaufhörlichen Zittern durchlaufen, stürzte geradezu aus den Händen der Herrin, drohte sich zu überschlagen, blieb aber auf den Beinen und riß sich nun mächtig zusammen. Sie hatte ihre Startschwäche überwunden, holte in einem frischen Tempo auf und setzte sich vor Darling. Der Elektromoteur schallte den dahinstrasenden Hasen auf eine höhere Tour. Die Stimmen der Minionwetter schwollen zu einem triumphalen Beifall an. Selbst solche, die

auf Darling und andere gesetzt hatten, konnten ihre sportliche Bewunderung nicht zurückhalten, und allgemein finden erregte Rufe, wie: „Minion macht's! Minion zieht nach Haus!“

In der Tat hatte sich Minion einen weiten Vorsprung gesichert. Allmählich aber konnte man sehen, wie Darling sein Tempo erhöhte, mühselos, selbstverständlich fast, und seiner Rivalin näher kam. Oder war das, weil Minion erschlaft? Nein, ihr Tempo war dasselbe, dicht hinter dem Hasen, an dem sie gleichsam zu hängen schien.

Die Stimmung der Menge schlug um wie ein Segel, das der Wind von der andern Seite nimmt. Die Darlingwetter schossen mit einem donnernden Brüllen hoch: „Darling packt Minion zusammen! Gegen Darling kommt keiner auf!“

Der Rüde lag im Rücken von Minion. Minion mußte sein Schnaufen hören, den unerhörten sicheren Wirbel seiner Läufe; sie zog nämlich an, und wieder bekundete die Menge mit rabiatem Geschrei, daß es nun doch die Hündin schaffe. Aber im letzten Bogen schien Minion dem Hasen nicht mehr so nachzuziehen, und wie der Knoten einer Transmission rückte Darling auf. In der Geraden aber entdeckte man, daß Minion immer noch führte, und angesichts des Ziels verklangen sich die Fäuste der Minionwetter, schwappten ihre Stimmen über, erschallten die Gesichter der Darlingwetter, versteinten sich. Plötzlich geriet Minion ins Stolpern, überkugelte sich, blieb liegen, und während eine Fahne von Sand und Staub über ihren Leib ins Blaue verwehte, schoß Darling an ihr vorbei mitten durchs Ziel.

Minion war einem Herzschlag erlegen.

Die dritte Tour brachte ein heiteres Zwischenspiel. Devil, ein anderer Favorit, der mit einem schwachen Partner lief und eifrig an dem Hasen klabte, hielt mit einmal inne, setzte sich breit auf sein Hinterteil und heftete, weder durch den vorrollenden Partner noch durch die Rufe der Menge beirrt, seinen Blick auf den in die Ferne gleitenden Hasen. Etwas mußte ihn beschäftigen. Ein Gedanke, den er sich in seinem kleinen Hirn zurechtzulegen suchte. Die Maschine lief bereits den letzten Bogen, als Devil endlich langsam aufstand und mit zaudernden Sätzen dem Hasen entgegenlief. Ratsch! — hat er ihn geschonapp!

Ein spöttischer Beifall, eine Lachsalve durchbrachen die Entrüstungsschreie sel-

Der Lebenskünstler

(R. Kriesch)



„Junge, Junge, wo bringste nur det velle Zeug her? In Arbeit darf unser Jeschäft nich ausart'n, vastand'n!“

ner Partel. Devil war auf den „Dreh“ der Maschine gekommen und hatte den Leuten auf ihre Kosten bewiesen, daß er doch nicht so dumm sei.

In der vierten Tour lief Darling mit Quick. Quick hatte auf mehreren Provinzbahnen gut abgeschnitten, er war ein flotter Beginner, an einen Steher wie Darling aber konnte er nicht heranreichen. Es dauerte auch nicht lange, bis ihm die Puste ausging und Darling spielend leicht aufkam. Doch Quick, auf seine Provinzlorbeeren eitel, ertrug es nicht, daß sich ein anderer vor seine Nase setzte, und suchte Darling zu rempeln. Darling wich hastig zur Seite und ließ den Partner für immer hinter sich. Am Ziel aber begann er zu hinken. Sein jähes Ausweichen mußte ihm geschadet haben.

Dazu ein weiteres Pech. Dr. Hopkins, der Arzt vom Platze, ein erprobter Kynologe, der sich vornehmlich auf Unfälle eines Hundemeetings verstand, lag krank zu Bett. An seiner Stelle bemühte sich ein Hilfsarzt um den am rechten Hinterbein lahmen Favoriten. Hatte Darling das Unterschenkel- oder das Wadenbein gebrochen? War das Sprunggelenk ausgerenkt? Fehlte es am Mittelfuß oder an den Zehen? Konnte man Darling in den fünfzehn Minuten, die zwischen der vierten und der fünften Tour lagen, nicht nur herstellen, sondern auch startbereit machen? Fragen, die alle bewegten. Viel Geld, ungeheuer viel, stand auf dem Spiele.

Wie immer in solchen Fällen ging es der Menge zu langsam, auch schlen das Kopfschütteln des Veterinärs vielen verdächtig, kurzum, man wurde ungehalten, schalt auf den „Kurpfuscher“ von Arzt und rief im Sprechchor nach Hopkins. Und plötzlich rannten welche in die Telefonzellen, den kranken Doktor aus dem Bette zu holen, andere sprangen auf ihre Wagen und sausten nach der entlegenen Wohnung des Arztes. Man war erbittert, in Angst, man kannte keine Rücksicht, man hätte Hopkins sterbend aus dem Bette geschleift.

Träge, endlos krochen die Minuten dahin. Man hatte kein Ohr für die Lautsprecher, die ihre Rennplatzschlager herunterplärrten, man hatte kein Auge für die Frühlingsschau der vereinigten Modelfirmen, nicht mal für die lässig tänzelnden Mannequins. Man starrte auf die Uhr, auf die Landstraße, in jedem Knattern den Wagen mit Hopkins vermutend, man stierte auf den Boden, in die Luft, man war außer sich. Ein Trost noch, daß Darling erst in der zweiten Runde zu laufen hatte. Aber die Zeit verrann, verrann . . .

Der rote Mastkorb, das Zeichen zur Eröffnung der fünften Tour, glitt hoch, Rash und Byron traten mit ihren Herren an den Start — endlich raste ein Taxi heran. Im Nu wurde Hopkins aus dem Wagen gerissen, über die Köpfe der Menge geschleppt und vor Darling niedergesetzt. Ruhig, mit geübten Fingern tastete er den Lauf des leise winselnden Riden ab, verweltete schließlich bei den Zehen, und dann ein Ruck — die verrannte Zehe war eingerichtet. In zehn Minuten, sagte der Doktor, in zehn Minuten, nicht eher, könne Darling wieder starten.

Was hieß das? Die Runde Rash-Byron, kaum beachtet, neigte dem Ende zu, gleich darauf, das war die Derbyregal, mußte Darling mit Gleadynne laufen. Man tobte, schall auf den Arzt, der achselzuckend davonfuhr, die vorbereitenden Startzeichen ertönten — Darling war nicht startbereit. Über vierzigtausend Pfund, die auf Darling standen, waren verloren. Verloren einer zu spät eingerenkten Zehe halber!

Im kühlen Grunde

(R. Kriech)



„So ein Picknick, liebes Fräulein Käthe, ist doch immer unerhört romantisch!“ — „Ja, das kommt darauf an — vielleicht gefallen Sie meiner Freundin?“

Bolschewismus-Filiale Spanien

(E. Thöny)



„Wissen Sie, Herr Litwinow, die Sowjets sind uns ja natürlich lieb und wert — aber doch nur, wenn Deutschland zwischen uns und ihnen liegt.“

SIMPLICISSIMUS

Deutsche Stimmen

(Illustration: Gedult)

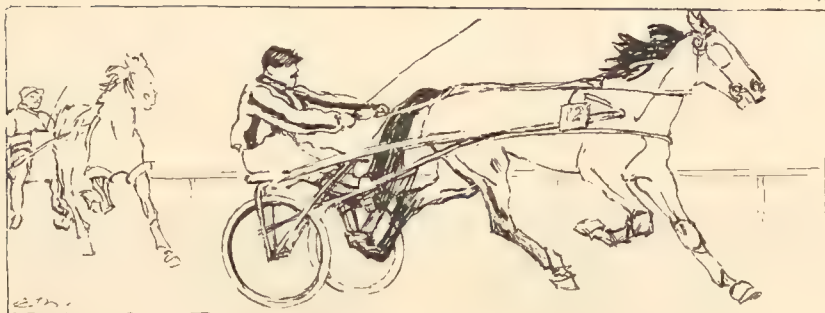


Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
ein einzig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mart!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reißt, das altert spät!
Wann Andre wellen, werden wir ein Staat.

Conrad Ferdinand Meyer
(Buttens legte Tage)



Der Sohn seines Vaters / Von Paul Volkmann

Mit brandigen Sohlen und hungerdürrem Gabeln hält Per Struck Einzug in die Stadt seiner Väter. Er bringt nicht mehr mit von seiner Weitenfahrt, der tolle Per, als eben diese Sohlen und dieses Gebeln; die vier Winde haben ihn wacker umhergeschleudert über zwei wilde Jahre. Seine junge Seele hat einen Riß bekommen dabei, der ist wie ein Beweis von der menschlichen Bosheit und sein einzig Gepäck obendrein. „Ein schweres Gepäck!“ weiß Per, aber wann hätten die Riffbüller, die nun in ihren warmen Stuben die Köpfe zusammenstecken wegen seiner Verkommenheit, ja, wann hätten diese Wurzelmenschen je ein Auge gehabt für solche Last?!

Per wagt nicht einen Blick von den Kopfsteinen der Straße. Das große Elend seiner Heimkehr würgt ihm die Kehle zusammen, die verächtlich abschätzenden Blicke der Frauen und Männer schaffen ihm rote Ohren. Mit erschreckender Klarheit wachsen aus dem müden Tritt seiner wunden Sohlen all die lauten und prahlerischen Worte, die er beim Auszug gebrauchte, sie hängen sich gleich Ketten um seine Beine, als wollten sie ihn hier noch niederzwingen, zur Umkehr zwingen, zurück zur ewigen Straße. Aber Per ist mutlos, so mutlos.

Er geht diesen Weg, ja, er tut diesen Kanossengang, denn wo ist ein Platz, diesen müden Schädel zu betten, heimlicher als unter des Vaters Dach: — wo wäre die Geborgenheit, die offenen Wunden dieser Jahre vernarben zu lassen, anders als in den vier Wänden, die seine Kindheit umschlossen?!

Per schlägt die Zähne zusammen und ballt die Hände unter dem zerfetzten Dreiltuch der Hose. Lachen diese Riffbüller? Grinsen die Ackerbürger?! Ach, deren Wissen um die Welt —!

So gelangt Per in der Dämmerung des jungen Abends unangefochten und unangegesen von enggeschallenen Gatter des väterlichen Hofes. Nur die Blicke brennen im Rücken, diese höhnischen, diese verächtlichen, ja, diese mittelteiligen Blicke. Verlangend streckt der Junge die Hand zum kühlen Eisen der Torklinke — und fährt zurück wie mit verbrannten Fingern, und steht, und alles Blut fährt ihm zum Herzen und stoßweise wieder zum Gesicht im jähen Schreck. Eine Stimme wird hinter den Planken laut, eine herrische und zornige und gewaltige Stimme, wie sie auch oft hinfuhr im dröhnenden Donnerwetter über des Sohnes Halbwerk und Dösigkeit.

Des Vaters Stimme, gewaltig wie vordem, ja, weit gewaltiger noch scheint sie dem, der da verirren und nicht besser als ein Vagabund am Außengatter steht, und mit krausen Gedanken aus dieser großen Stimme ein Bild des Vaters malt, das Bild eines gewaltigen und herrischen Mannes, der keinen Sohn kennt, der am Leben zerbricht. Und Per sieht diesen Mann und denkt: das ist der Vater! — und Per fühlt brennend die mitleidigen Blicke des kleinsten Kätters und denkt: das gilt dem Sohn! — und wie er zu Ende gedacht hat, da ist auch die Stimme im Hofe am Ende, ein harter Schritt kommt zum Tore — und Per Struck muß vor diesen Schritten seitwärts am Hofe vorbei fliehen, weit, immer weiter, mitten hinein wieder in die Ziellosigkeit der tausend Straßen und in die erstaunliche Boshaftigkeit der anwohnenden Menschen.

Wie sie allesamt ihr Gespräch verbergen beim Eintritt des Justus Struck, diese Riffbüller Honoratioren! Wie sie die Nasen in ihre Seidel hängen, und wie doch die rote Lohe über die Gesichter fährt, diesen ertappten Hecheln! Eine Kuckuckuhr tickt hastig durch die lastende Stille — Justus

(Schluß auf Seite 65)

(R. Kriech)



„Nanu, ich denke, wir sollten zusammen?“

Frankreichs Sorgen

(Karl Arnold)



„Jeden Abend fährt er in die Stadt, der Maire.“ — „Ja, die Neugierde treibt ihn: er gehört ja auch zu denen, die Angst haben, daß vielleicht doch einmal der französisch-deutsche Friede ausbrechen könnte!“



Der Liebe frönen alle Gatter
in jugendlicher Strebiamkeit,
wogegen sich das reife Alter
dem Studium des Maibocks weiht.

Ihm ist es Wollust, still zu sitzen
mit einer Blume in der Hand
und Blümchen um die Zehenspitzen
— Wollust, gemildert durch Verstand.

Zuletzt:



„Was, du willst nicht mal mehr die Rechnung im Gasthaus übernehmen? Die Rechnung im Leben bezahle sowieso ich!“

Der Sohn seines Vaters

(Schluß von Seite 62)

Struck steht ohne Verständnis, und doch steigt ihm von irgendwoher eine dumpfe Angst in alle Glieder. „Sprecht weiter!“, will er gelassen sagen, will auf den Tisch schlagen, wie stets zur Begrüßung, doch die ferne Angst macht seine Glieder schwach und sein Tun ihm selbst fremd. Per, denkt er, Per! — und springt plötzlich zum Tisch und schreit auf die Runde ein, daß die Bierseidel klirren.

„Was ist? Ja, was ist denn? So sprecht doch!“

Der Pfarrer steht auf. Er ist ein alter Mann; er hat wohl hundert verlorener Söhne Heimkehr erlebt und legt nun im Hirn das Bibelgleichnis als gute Medizin für die Seele des barschen Alten parat. Er nimmt ihn beiseite und sagt, es wäre wohl alles schlimmer am ersten Tage, jedoch bringe die Junge Sonne ein neues Denken, und wenn Per nun —

Das ist ein Wort für den Alten. „Was ist mit Per?“ brüllt er auf und schüttelt dem Pfarrer um ein Weniges die Gelenke aus den Angeln. „Sagt, was ist mit Per?“

„Nun“, gibt der Pfarrer verstörte Antwort, „Ihr werdet doch dem Sohne die Tür nicht verschlossen haben, Justus Struck?“

Der Bauer sieht blöd auf den Seel-sorger.

„Die Tür? Warum die Tür? Niemand hat geklopft!“

Da drängen sie alle um den Alten und

Scheingewitter

Von

Hermann Hesse

Der Donner spielt und knarrt wie eine Klappe, Auf seinen Pleinern Trommeln phantasierend Den halben Tag, bald schlafrig sich verlierend, Bald ernster grollend mit gerechter Tage.

Auffeugend manchmal läßt er Töne hören, Die — noch von fern und nur erst probe weise — Die große Untergangsmusik beschwören, Dann tremoliert und schnarrt er wieder leise.

Nun übt er sich in fatten Paukenschlägen, Hördt jedem lange und genießend nach, Hört launisch wieder auf, scheint nicht mehr nach ...

Und Mensch und Tier und Erde ledzt nach Regen.

reden. Und erzählen von dem Vagabunden, verkommen wie nur einer, der über Mittag die Straße entlang kam und niemand anders gewesen sei als Per Struck, des Justus Sohn —

Justus Struck steht und fühlt über all dem Geschwafel nur die jache, fremde Angst von der Seele fallen, so leicht werden ihm die Glieder, so froh der Sinn — und nun lacht er hochauf, ja, er lacht, daß alle im großen Schreck zurückweichen. Der Alte lacht und schlägt alch auf die Schenkel vor lauter Lustigkeit; wie ist das komisch, dieser Gedanke: sein Sohn kehrt heim als ein Vagabund! Sein Sohn, des Justus Struck Sohn? — Nein, nein ... „Der ist der Sohn seines Vaters!“

Nun, darauf trinken die Männer einen, das ist klar. Und dann zweie, wobei der Lehrer einen langen Vortrag hält über Doppelgänger; und dann trinken sie noch einen, und nun vielleicht etliche darüber, wie das so ist.

Und als sie mit schwerer Schlagseite einkehren zu Hause, sagen sie ihren Frauen: das war unmöglich Per Struck heute auf der Straße, ei, wie denn, wo doch der Per des alten Justus leiblicher Sohn ist! Und lachen noch einmal und schlafen.



„Wenn wa 'n paar Raubtiere dabei hätt'n, würd'n die Jeschäfte anders jehn!“ — „Klar! Der Olle hofft ja ooch immer, daß wir beede uns noch entwickeln.“

Hackneys Experiment / Von Ernst Kreuder

Ungefähr um vier Uhr nachmittags wurde Hackney plötzlich unruhig. „Was ich dir sagen wollte“, setzte er verschiedene Male an, und was er dann sagte, war bestimmt etwas ganz anderes. Hätte er nicht auch etwas von einer Geburtsstübr- raschung geschrieen?

Seit dem Morgen feierte er seinen sechzigsten Geburtstag mit mir in seinem Landhaus in D. Hackney hatte mehrere große Besitzungen und galt für ungeheuer reich. Aber er war ein geborener Pessimist in Bezug auf alles, was von Menschen auf dieser Erde hervorgebracht wurde. Er machte aus seinem Haß gegen die Zivilisation kein Geheimnis, er hatte lange Aufsätze darüber veröffentlicht. Dafür liebte er die Natur mit abergläubischer Verehrung.

Wir saßen auf der großen Veranda des efeu- umwachsenen Hauses und tranken Kaffee und leichte Schnapsen. Und nun war er plötzlich unruhig geworden. Er strich sich mehrere Male über den dünnen, eisgrauen Scheitel, dann starrte er wieder versunken seine Zigarre an.

„Du hast dich außerordentlich gut gehalten, Hackney“, sagte ich, um etwas zu sagen, denn er schwieg schon eine ganze Zeit. „Das ist es nicht, Berridge“, meinte er und drehte die Zigarre zwischen Daumen und Zeigefinger, „ich wollte dir etwas sagen. Hast du Lust, mitzukommen? Wir fahren ein bißchen raus.“

Ich dachte, vielleicht sagt er mir unterwegs, was ihn die ganze Zeit unruhig macht. Ich stimmte zu. Was konnte es nur sein? Eine Beichte? Hatte er einen „dunklen Punkt“ in seiner Vergangenheit? Ich wußte von Hackney, daß er als Student ein riesiges Vermögen und ausgedehnte Besitzungen geerbt hatte, worauf er sich damals gänzlich zurückzog und sich seinen philosophischen Studien widmete. Wir hatten uns vor mehr als dreißig Jahren auf der Universität kennengelernt; seitdem waren wir befreundet geblieben. Eine Stunde fuhren wir jetzt schon durch das

verlassene, hügelige Land, als Hackney dem Chauffeur befahl, schneller zu fahren. Dann fing er ein philosophisches Gespräch an. Das alte Thema. Was ich von der Zivilisation hielt? Ob sie den Menschen glücklicher mache? Oder ob

Klassische Walpurgisnacht

(K. Bösing)



sie ihn nicht zuletzt ganz der Natur entfremden würde?

Ich wußte, daß er sich viele Jahre mit solchen Problemen beschäftigt hatte und gab ihm nur zögernd und vorsichtig Antwort. Wir seien selbst Kinder dieser Zivilisation, meinte ich; auch diese Fragestellungen seien damit bedingt. „Ach, ich seh nur was Teufisches darin“, sagte er, „es ist doch alles künstliches Machwerk, Phantome, vergängliche Schatten. Es steckt keine Wahrheit darin, nur Zweck, das ist's.“

Wo fuhren wir denn eigentlich hin? Und was sollte jetzt diese Attacke gegen die Zivilisation? Ich fand das alles etwas sonderbar.

„Jetzt habe ich beinahe etwas Angst davor Berridge“, sagte er nach einer Weile.

„Wo fahren wir denn hin?“ fragte ich nun geraderaus.

„Es wird noch ungefähr zwei Stunden dauern, ich weiß es selbst nicht mehr so ganz genau. Ich kann dir nur sagen, Berridge, daß ich auf diesen Tag lange gewartet habe. Es ist wahr, ich habe Angst davor. Dreißig Jahre habe ich auf diese Stunde gewartet.“

Was sollte das alles bedeuten?

„Hast du hier herum Besitzungen?“ fragte ich ihn. Er bewegte etwas den Kopf, es konnte ja und nein heißen. Dann zog er aus der Seitentasche der Wagentür eine Whiskyflasche, klappte eine Aluminiumdose mit frischen Sandwiches auf.

Wir stärkten uns, während der Wagen gleichmäßig schnell durch die verlassene, steppenartige Landschaft fuhr. Im Grunde konnte es mir vorerst gleich sein, wo Hackney mich an diesem Herbstabend hinbrachte. Sonderbar schien mir an dieser Reise, daß wir keinem Menschen begegneten und sich nirgends eine Ansiedlung zeigte. Die Dämmerung brach herein, wir fuhren durch vereinzelt Waldstreifen, die Wege wurden schlechter. Marwell, der Chauffeur, hielt mit der Linken das Steuer und nahm mit der Rechten einige Sandwiches zu sich.

Es wurde kühler, Nebel stiegen aus den Wiesen gründen, die Herbstnacht rückte vor. Einen Augenblick fragte ich mich, ob Hackney vorhatte, mich an die Stätte eines Verbrechens zu führen.

„Du wirst bald sehen, wie das Experiment aus gefallen ist!“, sagte er, mit der Geringachtung und Furcht im Ton.

Ein Experiment also? Und dazu hatte er dreißig Jahre gebraucht? Meine Spannung war auf höchste gestiegen.

Ich hielt es zuerst für dunklen Waldrand, dann für eine schwarze Wolkenwand in der Ferne. Hackney saß wie gebannt im Wagen und starrte geradeaus. Es mußte eine dunkle, hohe Mauer sein, von ungewöhnlicher Länge, der wir uns jetzt rasch näherten. Ein Experiment? Was mochte hinter dieser düsteren Mauer liegen?

Wir kamen an ein flaches Wasser, und da nirgende ein Übergang war, fuhr Marwell hin durch, daß uns das Wasser ins Gesicht spritzte. Vor uns war der Mond aufgegangen fahlgelb und rund.

„Halt!“, sagte Hackney. Der Wagen stand zehn Meter vor der Mauer, hohes Gras und Nesseln wuchsen dicht ringsherum. Die Mauer bewahrte ein felsenähnliches Schweben. Ich folgte Hackney aus dem Wagen, wir bahnten uns einen Weg durch die wuchernde Wildnis der schwach und bitter riechenden Pflanzen. Die Mauer warf ihren unheimlichen Schatten uns entgegen. Hackney leuchtete die schweren Quader mit einem Taschen- scheinwerfer aus. Jetzt sah ich die einge- lassene, niedrige Eisenröhre. Er steckte einen Schlüssel ins Schloß. Etwa drei Minuten ver- suchte er, den Schlüssel herumdrehen. Ver- geblich, das Ganze war verrostet.

„Marwell!“ rief er, „kommen Sie mit dem Werkzeug.“

Der Chauffeur kam heran, schnitt und bohrte in das Eisen, dann gab die Tür nach. Es gab einen hohlen Klang, modrige Luft drang heraus.

„Warten Sie im Wagen auf uns“, befahl er dem Chauffeur.

„Los, Berridge“, sagte er dann, „jetzt ist es

„Was ist das, Hackney?“ sagte ich.
„Eine Stadt, denke ich“, sagte er, seine Stimme klang hier oben unnatürlich hohl. „Sieh dir das

eine Frau und einen roten Bart; er machte einen verwilderten Eindruck, seine Bewegungen

sie das nötig?

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postcheckkonto München 5802

Jetzt RM 1,25, 1,90, 2,25, 9,75.
bei Apotheken, Drogerien, Friseurien, in Mädchen Schützen
Apotheken, Schulapotheken, in d. Apotheken, Postapotheken
Straße 2, Hymenstraße, Apotheken, Romanapotheken.

ÜBERALL ERHÄLTlich

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0,20 Reichsmark • Anzeigen-Aannahme F. C. Mayer Verlag München 2 M, Sparkassenstraße 11

Der tiefere Grund

Im benachbarten K. haben sie einen Pfarrer, dessen ungemein hagere Gestalt eindrucklich von den asketischen Idealen Kunde tut, die er seinen Schäflein beizubringen bestrebt ist.

Als er an einem schönen Frühlingssonntag wieder einmal in der Kirche gegen die allenthalben mit Macht hervorbrechende Sinnenlust zu wettern begann, meinte auf dem Heimweg einer der quicklebendigen Burschen des Ortes: „Wenn i bloß aus Boirer bestehe tät, wia der, wüßt i au net, was Fleischslust ischt!“

Das gute Mittel

Der etwas korpulente ehemalige Gastwirt H. hat sich zum Zeitvertreib einen Garten angelegt, in dem er die verschiedensten Produkte großziehen versucht. Meist mit nur recht bescheidenem Erfolg; irgend etwas bringt ihn stets um die schönsten Früchte seiner Bemühungen. Kürzlich hatten ihm Erdflöhe oder sonstiges Ungeziefer die hoffnungsreichsten Stocklinge abgefressen. Er hatte eine Bombenwut, so daß ich mich rasch verzog. „Wär's denn nicht besser“, sagte ich im Abziehen zu seiner Gemahlin, „er läßt diesen ganzen Murks und kauft seine Gemüse auf dem Markt?“ — „Bestimmt nicht!“, antwortete sie rasch, „seil er den Krger mit dem Garten het, nimmt er ja so schön ab!“

Köpflich

Als Notar Urban im gesegneten Winzerhause seines Freundes Faller im Markgräflerlande einkehrte, hatte der neue Wein bereits so viel Unreines zum Fasse hinausgetrieben, daß er gut zu proben war.

So setzten sich die Freunde recht wie Genießer zum Britzinger, liebkosten auch den Augener schon mit den Lippen, schmeckten und lobten. Aber im Gesicht des Winzers nistete irgendeine Sorge, und dies Ding beschäftigte den Notar arg. Ob alles unterm Dach wohlbestellt sei gleich dem Weinkeller nach Müß und Plag, fragte er. Zum Exempel: wie gadelhe Franz, der nun bereits ins dritte Jahrzehnt tastende Sohn des Hauses? Der Franz, hub Faller an, sei wenig nach Wunsch geraten.

„Ist aber doch ein heller Schüler gewesen?“ warf Urban ein. Faller nickte.

„Wo fehlt's also?“

„Köpflich!“

„Wieso im Kopfe? Hat ihn das Weibsvolk verdreht?“

„Das weniger.“

„Zu wenig Geschäftssinn vorhanden?“ Geschäftssinn, der wäre wohl da. Allein köpflich bleibe dennoch manches zu wünschen.

„Schlechter Rechner? Krankheit?“

I wo doch! Rechnen könne er, gesund sei

er, könne zudem schwätzen gleich einem Kalender. Trotzdem herrsche köpflich schlimmer Notstand.

Das verstehe, wor könne, grollte der Notar. Köpflich? Was bleibe zu wünschen übrig? „Für uns die Hauptsach!“, rief Faller. Gleich hinter den Zähnen des Sohnes hockte das erbärmliche, köpfliche Fehl: „Meinst du, der mißratene Kerle schmecke beispielsweise die Jahrgänge auseinander, etwa den 31er und den 33er? Oder die Lagen, Sonnenberger, Gutedel und so weiter? Pfeifedeckel! Himmelhergott!“, donnerte die Faust des Winzers auf den Tisch. „Keine Zunge, wie man sie bräuchte in Haus und Geschäft! Ein rechter Kerle sonat, der Franzel, allein köpflich — köpflich, da fehlt's!“

Lieber Simplicissimus!

Eines Tages war es so weit. „Emil“, der von uns mit viel Grünzeug und zunehmender Liebe großgezogene Stallhase, war schlachtreif. Ich sagte es meiner Frau. Sie machte wehmütige Stielhase und erklärte entrüstet, ein Tierchen, an dem man so hänge, zu essen, sei barbarisch. „Dann werden wir ihn verkaufen“, schlug ich vor. „Nein, nein!“, wehrte sie ab, „das wäre noch entsetzlicher, wenn Emil von fremden Leuten liebloß gegessen würde.“ So haben wir ihn denn am nächsten Sonntag mit Liebe verzehrt.

Sachbeschädigung

(Rudolf Kriesch)



„Resl, Resl, wo kriegst denn bloß die Löcher in deine Strümpf' her?“ — „Ja mei, Muatta, die Herrn schaug'n halt allweil gar so auf d' Füäß!“



„Sehr tüchtig bist du in deinem Beruf, Genosse Iwan Iwanowitsch, sehr tüchtig! Sollst dafür aber auch den Titel ‚verdienter Schullehrer‘ bekommen.“ — „Was tu‘ ich schon damit? Verdienender Schullehrer wäre mir lieber!“

Abendliche Wanderung

Von Karl Martin Schiller

Die Häuser warfen mich der Straße zu.
Die Bäume sagten: Komm nur mit uns, du,
und nimmh mich und meinen kleinen Schritt
voll Freundlichkeit in ihrem großen mit.

Doch vor der Wiese ließen sie mich stehn:
sie könnten nun nicht weiter mit mir gehn.
Da kam der Abendstern den Weg entlang
und grüßte mich und nahm mich in Empfang.

Mit dem nun wanderte ich hin zum See.
Dort aber stieg er nieder aus der Höh'
und stand vor mir und gab mich in die Hut
der lichtbeglänzten, spiegelhellen Flut.

Das Wasser aber gab mich wieder mir,
indem es sprach: „Was soll ich denn mit dir?“
Nimm dich nur wieder selber ins Geleit
nach dieser bösen und verworrenen Zeit.“

Mein Antlitz sah mich an und sagte: „Ja,
so soll es sein.“ Wie glücklich war ich da!
Ich trat zurück. Mein Spiegelbild verschwand.
Mein Blick war klar in mich hineingewandt.

Die Rache

Von A. Tschechow

Lew Stepanowitsch Turmanow, ein Durchschnittsbauer mit einigem Kapital, einer jungen Frau und einer soliden Glatze, spielte Karten bei seinem Kollegen. Nach einem mißlungenen Spiel erinnerte er sich plötzlich, daß er schon lange keinen Schnaps getrunken hatte. Er erhob sich, schlingelte sich vorsichtig an den Spieltischen vorbei, durchquerte den Saal, wo die jungen Leute tanzten (es war der Namenstag der Hausfrau), und schlüpfte durch die kleine Tür, die in das Büfettzimmer führte. Hier fand er auf einem runden Tischchen Flaschen mit Wein, Karaffen mit Schnaps ... daneben, unter anderem Imbiß, lag ein maulerisch von Zwiebeln und Petersilie bekränzter Hering. Lew Stepanowitsch goß sich ein Gläschen Schnaps ein, leerte es mit Appetit und wollte gerade mit der Gabel in den Hering fahren, als er hinter der Wand Stimmen hörte.

„Gewiß, gewiß ...“, sagte eine helle Frauenstimme. „Aber wann?“
Seine Frau, dachte Lew Stepanowitsch. Mit wem spricht sie?
„Wenn du willst, mein Kind ...“, antwortete hinter der Wand ein saftiger Baß. „Heute paßt es gerade nicht, morgen bin ich aus den ganzen Tag beschäftigt.“

— Das ist Balinski! Turmanow erkannte die Baßstimme seines Vorgesetzten. Auch du, mein Sohn Brutus ... auch dich hat sie schon umgarnt? Was für ein unersättliches Weib, nicht eben Tag kann sie ohne Roman leben!

„Ja, morgen bin ich beschäftigt“, fuhr der Baß fort. „A propos, wir müssen unsere Korrespondenz besser einrichten, einen neuen Trick ausfindig machen, denn mit der Post geht es nicht mehr gut. Dein Hering, der Dickbauch, könnte den Brief unterschlagen und meine bessere Hälfte ist aus dem Moment, meine Briefe zu öffnen.“

„Was also machen?“
„Ich habe bereits alles überlegt“, sagte Balinski. „Morgen Abend um sechs Uhr werde ich in den Stadtgarten gehen, ich habe gerade mit dem Aufseher zu reden, und du, mein Liebling, mußt um sechs Uhr, nicht später, den Zettelchen in jene Marmorseife werfen — weißt du — links von der Weinlaube ... Das ist außerdem noch poetisch und geheimnisvoll.“

Beide lachten.
Lew Stepanowitsch trank noch ein Schnäpschen und kehrte zu seinem Spieltisch zurück. Die soeben gemachte Entdeckung hatte ihn weder verwundert noch empört: er kannte seine leichtsinnige Frau, und die

Zeiten, wo er noch tragische Szenen machte, waren längst vorüber. Trotzdem war er schlechter Laune: solche Ausdrücke wie „Hammel“ und „Dickbauch“ rührten an sein Ehrgefühl.

Welch eine Kanaille ist doch dieser Balinski!, dachte er, seine Scham beleidigt. Wenn er mich auf der Straße trifft, lacht er jedesmal über das ganze Gesicht. Klopft mich auf die Schulter. Ins Gesicht nennt er mich seinen Freund, und hinter dem Rücken bin ich ein Hammel und ein Dickbauch ...

Je unglücklicher sich sein Spielgestaltete, desto schwerer drückte ihn das Gefühl der Kränkung.
Der Gelbschnabel ... der dumme Junge, dachte er, vor Wut seine Kreise zerbrechend, ich werde es ihm schon zeigen ...!

Während des Abendessens konnte er die Physiognomie von Balinski nicht mehr gleichgültig ansehen. Dieser verfolgte ihn wie absichtlich mit teilnahmsvollen Fragen: „Warum sind Sie so mißgestimmt? Haben Sie viel verspielt?“ usw. Er hatte sogar die Frechheit, seine Frau im Scherz vorzuwerfen, sie kümmere sich zu wenig um die Gesundheit ihres Gatten, und diese lächelte ihn unschuldig an und plauderte harmlos.

Nach Hause zurückgekehrt, dachte er nur daran, wie er sich am besten rächen könne: ihn fordern und wie einen Spatz abschließen ... ihn seiner Stellung verlustig machen oder einfach in die Marmorseife irgend etwas Unanständiges einwerfen, skabrische Verse ... eine Kröte ... eine tolle Ratte? Lange schritt er im Schlafzimmer auf und ab in tiefen Gedanken versunken. Endlich hatte er das Richtige gefunden — fast hätte er vor Freude aufgeschrien! Er wartete mit Ungeduld, bis seine Frau eingeschlafen war, dann eilte er in sein Kabinett, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb folgenden Brief, wobei er seine Handschrift sorg-

fältig verstellte und sich Mühe gab, die richtige Anzahl orthographischer Fehler einzuflechten:

„Dem Kaufmann Dulinow. Hier. Geehrter Herr! Wenn Sie heute, am 12. September bis sechs Uhr abends, in die Marmorseife im Stadtgarten links von der Weinlaube, nicht zuwiderstehend Rubel deponieren, dann werden Sie ermordet, und Ihr Geschäft wird in die Luft gesprengt.“

Er adressierte den Brief, und seine Hand zitterte vor ungeduldiger Freude.

— Das war fein ausgedacht! flüsterte er, die Hände reibend. Eine bessere Rache hätte der Teufel selbst nicht erfinden können! Natürlich wird der Kaufmann sofort die Polizei benachrichtigen, diese wird sich eindringen und den Vogel Balinski fangen ... Der wird Augen machen! Bis sich die Sache auflärt, wird er genug Ärger, Zeitverlust und Geldausgaben haben. Bravo!

Lew Stepanowitsch klebte eine Marke auf den Umschlag und trug seinen Brief unverzüglich zum nächsten Postkasten. Dann legte er sich mit aeligem Lächeln auf den Lippen neben seine Gattin und schlief so gut wie seit langem nicht mehr. Am nächsten Morgen stand er in fröhlicher Laune auf, frühstückte, kniff seine Frau lächelnd in die Wange und begab sich in sein Büro.

Um halb sechs Uhr konnte er schon vor Ungeduld nicht mehr arbeiten. Er sprang auf und lief in den Stadtgarten, um sich mit eigenen Augen an der verzweifeltsten Lage seines Feindes zu ergötzen.

Ah!, dachte er, einem Schutzmann begegnend ...

An der Weinlaube angelangt, versteckte er sich im dichten Gebüsch und wartete. Punkt sechs Uhr zeigte sich Balinski. Der junge Mann schien in ausgezeichneter Laune zu sein, sein Zylinder saß flott auf dem Hinterkopf, er pfliff einen neuen Schläger, eine Zigarre zwischen den Zähnen. Er trat an die Marmorseife heran und griff hinein ... Lew Stepanowitsch erhob sich ein wenig aus seinem Versteck, um nur ja alles genau verfolgen zu können. Der junge Mann zog ein kleines Paket aus der Tasche, betrachtete es von allen Seiten, zuckte mit den Schultern, dann öffnete er es unentschlossen, und auf seinem Gesicht zeigte sich äußerstes Erstaunen: das Paket enthielt zwei Bankscheine von je hundert Rubel!

Laud betrachtete Balinski die Scheine. Endlich zuckte er wieder mit den Achseln und steckte das Paket in die Tasche. Lew Stepanowitsch sah ihn lächeln und hörte deutlich, wie er im Fortgehen „merci!“ sagte ...

(ins Deutsche übertragen von H. Januszewski)

Lebenslied

Von Clara-Maria Frey

Immer ein Narr, wer dem Wandel grollt!
Sei doch kein Zaunpfahl, kein oder!

Wer stets dem „Passé“ die Träne rollt,
spürt nichts vom rinnenden Lebensgold,
wird immer dürre und blöder.

Kinderkehlen schmelzen sich um
und sprechen männliche Laute.

Herrliche Stimmen werden stumm;
steile Gestalten entschleichen krumm.
Das Leben spielt Flut und spielt Flaute.

Unzeitige Galanterie

L. & P. 1900



„Plag' dich nicht länger!“ spricht der Gockel.
„Jetzt setz' mal ich mich auf den Sockel!“



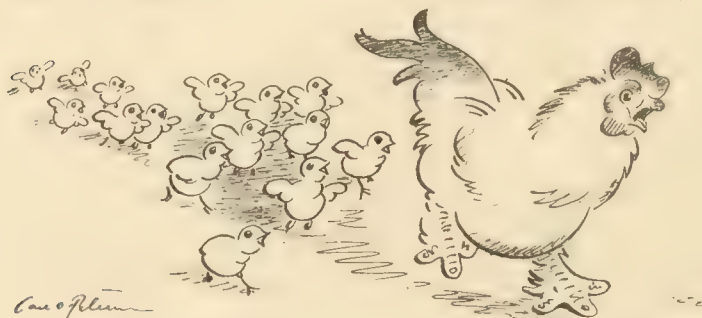
Der Frau Gemahlin ist's schon recht:
„Und gib fein acht, daß keins zerbricht!“



Kaum ist die teure Gattin fort,
begibt sich eine Frühgeburt.



Und nicht genug, o weh und ach:
ein Küchlein zieht das andre nach.



Carl O. Plümm

Der Gockel kriegt es mit der Angst
und kräht verzweiflungsvoll: „Mir gangst!“

... So läuft das Selbstgefühl Gefahr,
wenn man galant zur Unzeit war.

Kalot'sch

Flandins Friedensplan

(E. Schilling)



Herr Flandin, Sie werden doch nicht glauben, daß der dürre Ast, den Sie da aufpfropfen wollen, jemals den Baum lebenskräftiger machen wird?!

SIMPLICISSIMUS

Altes Eisen
(Versailles — Lausanne — usw.)

E. Schilling



Kronos: „Hier können Ketten abgeladen werden!“



Idyll

Es gibt doch immer noch lustige Sachen.

Ein Kind hör' ich lachen.

Warum?

Darum:

es hat eine wandernde Schnecke entdeckt,
die tastend die Hörner recht und streckt
und bis auf zwei schwarze Pünktlein versteckt,
weil das Kind sie mit einem Grashalm neckt.

Ein mäßiger Spaß das — zugegeben.
Über das Kind . . . nun, das freut sich eben.
Es brümmelt, gang in sein Spiel verloren,
das alte Lied von den Schneckenhöfen
und lacht dazu. Und ich? Lache mit . . .

So anspruchslos wird man, Schritt vor Schritt,
bleibt dafür aber auch ungefährdet,
gemäß jenem Spruch
in dem heiligen Buch:

So ihr nicht wie die Kindlein werdet . . .

Natalie Str.

Die brave Berta

Von

Katarina Botsky

Die Tanzlehrerin, eine kleine Brünnetten in langem Kleid, trat mit dem spitzen Fuß den Takt zu dem Menuett von Mozart, das sie auf ihrer Geige spielte. Zwei lange Reihen von hübschen Schulkindern, die sich gegenüber standen, ließen ihre Lackschuhe nach der alten Melodie zierlich über den Fußboden gleiten. Alle die blanken schwarzen Schuhe schoben sich immer zugleich mit einem langsamen sanften Scharen über die Dielen des Saals. Die Geige sang Mozart, die Füße glitten, die Gesichter lächelten, die Augen träumten. Die Saaltür tat sich auf, und herein rauschte „die Frau Direktorin“. Ihr Haar war weiß, ihr Kleid war schwarz. Sehr volles Haar noch über einem großen energischen Gesicht. Die Frau Direktorin sah immer geradeaus. Sie war von altem Adel. Ihr ganz kam etwas Zierliches geflogen, auch in Schwarz, aber auf weißen Brokatschuhen: Mademoiselle, jung und hübsch und aus Paris. Die Mädels machten alle Augen rechts nach ihr und lächelten der jungen Lehrerin zu. Mademoiselle wollte wohl mittanzen, denn sonst — wozu die weißen Schuhe? Und lange schwarze Spitzen hatte sie an ihren Ärmeln. Doch die Französin hustete bedenklich und sollte nicht tanzen: die Frau Direktorin schaute es ihr auch zu verbieten.

Das Menuett wurde zu einem Fest gößt. Heute war Generalprobe, darum trugen auch einige der Mädels Blumen an ihren dunkeln Schulkleidern, und alle hatten sie ihre Lackschuhe an, nur die brave Berta nicht: denn sie besaß leider keine, weil ihre Mutter sehr arm war. Berta gab sich Mühe, den Luxus zu verachten, was nicht dumm von ihr war; aber sie wurde sehr nüchtern und selbstgefällig auf diesem Wege.

Am anmutigsten tanzten „die beiden Kathrinen“, nur oftmals zu ausgelassen: sie tanzten der braven Berta gegenüber. Wo hab' ihr die schönen Schneegöckchen her?“, fragte sie Berta mit schiefem Lächeln. „Vom alten Friedhof“. „Dort wachsen sie jetzt in Mengen.“ Und das andere sagte: „Du brauchst keinen neidischen Mund zu machen, Berta! Wir schenken dir auch welche, wenn du uns die Rechenaufgaben abschreiben läßt.“

Berta wies das freundliche Angebot mit einer stummen Handbewegung, meilenweit, von sich. „Man pflegt nichts auf Friedhöfen“, sprach sie entrüstet, „auch nicht auf verfallenen.“ Im stillen setzte sie noch gereizt hinzu: Man hüpfte auch nicht vom Morgen bis zum Abend von einem Bein auf andere, wie ihr es tut.

Die beiden Kathrinen lächelten nur und machten Berta ihre zierlichsten und spöttischsten Knicks. Und wenn Berta auch ihre Klassenerte war, so fühlten sie sich ihr doch überlegen. An Berta war alles so krampfhaft.

Die Französin stellte sich der Klassenerten gegenüber auf: sie tanzte doch mit. Bertas trockene Vernunft verurteilte es durchaus, mußte dabei aber schwer mit ihres Herzens Seligkeit ringen. Was fiel diesem Herzen ein? Durfte das Herz einer bitterarmen und fast häßlichen Freischülerin sich überhaupt den Luxus einer großen Schwärmerei gestatten?

„Wo hab' ihr die herrlichen Schneegöckchen her?“ fragte auch Mademoiselle die beiden Kathrinen. Auf französisch. Als die Antwort erfolgt war, rief sie sofort: „Morgen hole ich mir auch welche von dort! Oder wir gehen zusammen hin!“ Ihre leichten Füße huschten im Tanzschritt wie weiße Mäuse hin und her. Manchmal brachte sie das Menuett in draufgängerlicher Ekstase und durch halbe Unkenntnis des Tanzes in Verwirrung; dann wollte sie sich vor Lachen ausschütten. Auf ihren Wangen glühten rote Flecken auf, ihre weißen Füße huschten immer flieherhafter. Jetzt sang die Geige! Galopp! Galopp! Die Tanzenden schlängelten sich übermütig in großer Eile reihauf, reihauf. Die weißen Mäuse schwammen wie toll um die schwarzen Lackschuhe herum; noch einmal lachte die Französin ganz hoch und schrill, dann blieb sie, taumelnd, stehen: sie konnte nicht mehr.

Geistesbleich stand sie in einem bestürzten Mädchenknäuel, von Berta gestützt. Die Frau Direktorin war außer sich. Verwirrt wollte sich Mademoiselle die Tanzschuhe ausziehen, weil die an allem schuld sein sollten; man mußte sie ganz energisch daran hindern. Nun wollte sie in ihrem Zustand Schneegöckchen pflücken gehen. Die beiden Kathrinen rissen sich die ihren ab und drängten sie ihr auf. Berta stand traurig mit leeren Händen da. Die Frau Direktorin nahm Mademoiselle unter den Arm und verschwand mit ihr die Treppe hinauf nach ihrer Wohnung.

Nach war es draußen hell; im Saal dämmerte es schon. Noch einmal das Menuett. Im Dämmerlicht. Die Geige sang Mozart, die rechten Füße scharten sanft über die Dielen, die jugendlichen Gestalten neigten sich alle zugleich, die linken Füße folgten den rechten nach, die jugendlichen richteten sich alle zugleich wieder auf, erhoben sich auf Zehenspitzen und drehten sich zierlich um sich selbst. Wieder das sanfte Scharen der Füße, das Sichsenken und -heben aller zugleich. Wie eine Welle ging das Menuett im Dämmerlicht durch den Saal: aber die Gesichter lächelten nicht mehr.

Bahnhof und Post lagen in einem Grunde dicht nebeneinander; beide, wenig hoch und langgestreckt, bildeten zusammen einen



„So, Gugelbauer, und wenn es weh tut, geben Sie mir nur ein Zeichen!“ — „Guat, Herr Dokta, deszweg'n hob' i scho dõ G'nagelten o'zog'n!“

rotbraunen Halbkreis am Ende der Stadt. Auf der Höhe, ihnen gegenüber, lag der Friedhof, wo die Schneeglöckchen wuchsen. Zwischen Höhe und Grund ging Berta auf einem breiten Wege auf und ab, weil sie — — — ach nein! Der rotbraune Gebäudehalbkreis hatte heute abend je vier dicke weiße Wachskerzen in jedem der vielen, vielen Fenster, und Fahnen wehten auf seinen Dächern. Das sah sehr hübsch und feierlich aus. Diesen Eindruck verstärkte noch die geheimnis-

volle Stille, die heute abend den Bahnhof umgab. Man erwartete dort einen Besuch, der auf Feierlichkeit Anspruch erheben durfte, und darum waren auch die Fenster illuminiert und wehten die Fahnen auf den Dächern. Berta sah die Flämmchen flackern und dachte an Mademoiselle. Die lag krank, sehr krank. Die brave Berta ging schon geraume Zeit im Kampf mit ihrer Bravheit zu Füßen des Friedhofs spazieren, auf dem die Schneeglöckchen wuchsen, — die man Mademoiselle schenken konnte, wenn man

(Schluß auf Seite 77)

La France

(Karl Arnold)



„Das europäische Konzert spiele ich solo. Ihr anderen braucht nur darnach zu tanzen!“

Die brave Berta

(Schluß von Seite 75)

kein Geld für Blumen übrig hatte, Noch war das Tor offen.

Daß die Liebe doch stärker als die Bravheit war, das mußte die brave Berta, schaudernd, erfahren. Dieses übermächtige Gefühl schob sie plötzlich den Weg hinan, den die beiden Kathrinen, die doch Blumen kaufen konnten, aus reinem Übermut gegangen waren. Die hatten aber den Glauben, daß ihnen das erlaubt sei, und Berta hatte ihn nicht; das war der Unterschied zwischen ihnen und ihr, der schmerzende Unterschied.

Ganz krumm lief Berta den Weg zum Tor hinauf. Noch war es offen, ihre Bravheit bekam einen Riß, wenn sie das erlaubt sei, Tor ging. Aber sie tat es. Berta —! Berta —! Ganz vernemlich hörte sie eine innere Stimme also rufen. Die Flämmchen drüben reckten sich ja alle auf, um ihr nachzusehen. Um zuzusehen, wie ein braves kleines Mädchen, das wie der alte seine fünfzehn Jahre war, ein etwas plumpes Mädchen, in ärmlichem grauem Mantel und mit einem harten dunklen Zöpfchen unter der Mütze, schau, durch eine hohe Pforte auf einen Friedhof ging, wo es bestimmt nichts zu suchen hatte. Die alte Pforte kreischte auch wie vor Verwunderung. Das gelbliche Gesicht des kleinen Mädchens wurde dabei ziemlich rot.

Es wollte schon Abend werden, es war totenstill auf dem Friedhof, und drüben die wartende Feierlichkeit der Lichter und Fahnen — Berta wurde ganz traumhaft zumute. Doch klagte ihre vergewaltigte Bravheit unablässig in ihr; manchmal schrie sie sogar. Bangen und Herzklopfen hoben Berta förmlich in die Luft auf diesen Wegen, die zum Diebstahl führten. „Wer auf Friedhöfen Blumen abpflückt“, hatte ihr verstorbenen Vater zu ihr gesagt, „dann wächst einmal die Hand aus dem Grabe heraus.“ Das war natürlich Sage; aber es beeindruckte sie trotzdem. Unwillkürlich suchte sie nach herausragenden grauen Händen auf den Gräbern.

Da — dort — oh, wie schön! Keine verblanchenen Hände — Schneeglöckchen! Lauter lange weiße Perlen an grünen Stengeln, das waren die Schneeglöckchen. Berta, die nur von Pflücken wußte, kannte noch gar nicht das Vergnügen des Blumenpflückens, und dieses Vergnügen überwältigte sie auf dem träumenden Friedhof, angesichts der Lichter und Fahnen. Zwar fiel ihr eine Träne aus dem Auge und blieb, glitzernd, an einer Blütenperle hängen; denn es tat doch weh, die Bravheit zu verlieren; aber sonst war das Erlebnis — bis auf die Angst, entdeckt zu werden — einzig schön.

Schritte — Rascheln — ein Vogel stieß hoch. Berta fuhr auch in die Höhe, sah sich wild um und stürzte zum Tor; aus dem Paradiese heraus, kam es ihr vor. Das Tor — das Tor — war — ver . . . nein, noch nicht! Und es kreischte vor Empörung über den großen Strauß in Bertas Hand.

„Wurde alles gefilmt“, sagte jemand dreie, an denen sie hastig vorbeilief. Das galt natürlich nicht ihr; aber die Worte blieben in ihrem Unterbewußtsein hängen und sollten ihr noch zu schaffen machen. In der Zweizimmerwohnung, die sie mit ihrer Mutter bewohnte, stellte sie den Strauß heimlich, unter ihr Bett; denn die Mutter sollte ihn nicht sehen. Im Traum erfuhr Berta dann, daß auch ihr Tun auf dem Friedhof gefilmt worden war, zusammen mit den Vorgängen am Bahnhof. Schon wurde der Film, zu ihrem Entsetzen, im Turnsaal ihrer Schule vorgeführt. Alle sahen sie die illuminierten Fenster und ein schemenhaftes Hin und Her am Bahnhof, und schon sahen sie auch auf dem verlassenen Friedhof —

„Das ist doch Berta!“, riefen die beiden Kathrinen wie aus einem Munde. „Die doch sagte: Man pflückt nichts auf Friedhöfen!“ Und weiße Brokatschuhe hat sie

an!“ Alle machten lange Hälse. Ja, es war Berta, die da auf einem Friedhof Schneeglöckchen pflückte, und weiße Brokatschuhe hatte sie an, und sie sprang und hüpfte im Stil der beiden Kathrinen. Die Frau Direktorin schüttelte sprachlos den Kopf, und hinter ihrer Stirn schien ein harter Entschluß zu entstehen . . .

Berta sah immer noch ihre Füße in weißen Brokatschuhen hüpfen, als sie längst aufgewacht war. Mit einem trocknen Aufschluchzen wühlte sie ihr Gesicht ins Kissen, denn nun wußte sie, wie ihre Sehnsucht aussah, allen guten Vorsätzen zum Trotz. Auf keinen Fall durfte sie mit den Schneeglöckchen zu Mademoiselle gehen, wenn sie noch retten wollte, was zu retten war. Entschlossen sprang sie aus dem Bett, ergriff die Blumen, schlüpfte mit ihnen im Morgengrauen zu einem verschwiegenen Ort und streute sie ins Becken. Dann zog sie energisch an der Wasserklingel. Weg damit! Die Liebe, die Lichte und die Fahnen hatten sie gestern mehr als töricht gemacht. Das durfte anders passieren; aber nicht ihr! Das kleine Mäd-

chen im Hemd und mit dem dunklen Zöpfchen wie mit einer Schlange auf der Schulter riß abermals an der Wasserklingel. Und das kalte, farblose Wasser rauschte mit den letzten Blumen von dannen, auch alles Törichte und — Schöne schien es mitzunehmen. Zugleich flüsterte der Versucher, den man sich in Gestalt der Schlange auf Bertas Schulter denken konnte: Warum solltest du nicht von weißen Brokatschuhen träumen dürfen, nicht hüpfen und springen wie die beiden Kathrinen? Warum sollte nur denen alles erlaubt sein und dir nicht? Warum solltest du nicht auch einmal auf einem verfallenen Friedhof Schneeglöckchen pflücken dürfen? Warum —

— weil es mich die Freischule kosten könnte!“ flüsterte Berta trübselig resigniert. Und sie schob Mademoiselle so gut es ging aus ihrer schattigen Herzenskammer heraus und setzte ihren alten Götzan, die selbstgefällige Bravheit, wieder dorthin. Er bekam wohl leicht ein schiefes Maul; aber man konnte sich auf ihn verlassen.

Gewogen und zu leicht befunden

(Ch. Girodi)





Der Trick. „Werst as scho sehng: wann mir im Wirtshaus sitz'n, hört 's Regnen auf!“ — „Woastt was, Alte, nacha geh i ins Wirtshaus und du bleibst draußt.“

Jan Hinnack über seinen Zahn

Im Englischen Kanal ließ ich den Zahn in Kümmel baden. „Kümmel ist gut“, sagte der Bootsmann.

Vor der Elbmündung stopfte ich den Mund voll Tabak. Querab von Blankenese wollte ich mit dem Kopf gegen eine Tür laufen. Sie mußten mich mit drei Mann festhalten. In Hamburg ging ich als erster Mann von Bord.

Der Zahnarzt bohrte, bis ich nach unten durch den Stuhl wollte. Dann machte er eine Einlage. Mit dieser Einlage ging ich wieder in See. In England schwankte ich, beide Hände auf die Backe gepreßt, von Bord. Der Zahnarzt entfernte die Einlage, bohrte, bis Bohrer und Zahnecke heiß wurden. Ich wollte mit der Linken aus holen, aber er sprang zur Seite. Mit der neuen Einlage ging ich an Bord.

In Italien fuhr mir ein hageres, boshafte Mannchen mit einer feinen Nadel in den Zahn und riß das Bleist von Nerv heraus. Ich kam nicht mal zum Fluchen.

In Spanien blieben wir zwei Wochen. Hier wurde die Plombe angefertigt. Ein spanisches Mädchen hat mich sehr getröstet. Wie ich an Bord gekommen bin, weiß ich nicht.

Im Englischen Kanal fing das Bleist ohne Nerv ganz groß zu klingeln an. Ich hing mit dem Kopf in einem Eimer Wasser; ich spülte mit Grog; ich fraß dreißig Tabletten. „Ein Zahn kann auch ohne Nerv klingeln“, sagte der englische Zahnarzt. Die Plombe raus, einen mörderischen Krach in Maul. „Wir machen jetzt einen Stifzahn“, sagte der Zahnarzt. Ich ging mit einem Stifzahn wieder in See: die Wurzelhaut klingelte nicht mehr.

Aber vor der Elbmündung klingelte sie nicht nur, sondern ließ Sturmglocken dröhnen. Der Bootsmann versuchte mit der kleinsten Zange, die wir an Bord hatten. Ich habe ihn mit gerader Linken ohne Absicht zu Boden gehen lassen.

In Hamburg schwankte ich wieder als erster Mann von Bord. Es wurde eine Aufnahme gemacht. Wir haben uns lange gestritten; er wollte den Zahn nämlich erhalten. Bevor ich handgreiflich wurde, verpaßte er mir drei Spritzen. Als ich die Oberlippe nicht mehr fühlte, packte die Zange zu. Ich rechnete alles zusammen und fluchte. Der Zahnarzt wurde etwas rot. Jetzt drücke ich immer die Pfeife in die Zahnlücke. Emmi wollte ich mit einem Goldzahn über raschen, jetzt muß sie sich mit der Lücke abfinden. Alter Junge, wenn du angemustert bist, so laß dir gleich alles, was klingeln kann im Maul, raus reißen. Diesen guten Rat gibt dir Jan Hinnack!

Ernst Johannis

Langeweile in der Freizeit?

Nahkampf
im Tennis

**Das beste
Gegenmittel sind
die soeben heraus-
gekommenen
5 „Simplicissimus“-
Sammelhefte**



(Entnommen den „Simpl.“-Sammelheften.)

**Je 60 Seiten stark
(5 Nummern),
geheftet, Preis 60 Pfg.
zuzüglich 30 Pfg. Porto,
bei Bezug von
3 Heften und mehr
portofrei.**

Zu beziehen durch alle Buch-
händler oder direkt bei

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13, Postscheck München 5802

Rotsiegel-Krawatten

vereinen

SCHÖNHEIT
UND QUALITÄT

Die Fahrkarte

Neulich mußte ich von Klein-Niederobersdorf nach Groß-Niederobersdorf fahren. Mit der Kleinbahn. Der Klein-Niederobersdorfer Bahnhof bestand aus einer Tafel, auf der stand: „Klein-Niederobersdorf“.

„Wo bekommt man hier Fahrkarten?“, fragte ich einen wartenden Einheimischen.

„Fahkkarten jlb's in Zuch!“, wurde mir geantwortet.

Nun, so etwas findet man auf Kleinbahnen häufig, nichts dagegen zu sagen.

Der Zug kam. Ich stieg ein. Der Schaffner kam. „Bitte einmal Groß-Niederobersdorf!“

„Einmal Jroß-Niederobersdorf!“ Der Schaffner holte eine Karte aus seiner Tasche. Der Schaffner leuchtete die Karte. Der Schaffner reichte mir die Karte hin. „Zwanzich Fennie, Herr!“

Ich gab dem Schaffner zwanzig Pfennig. Ich nahm die Karte. Ich steckte die Karte in die Geldtasche.

Der Schaffner sagte: „Oorenblick, Herr! Ich muß es erst kontrollieren.“

Ich holte die Karte aus der Geldtasche, ich reichte dem Schaffner die Karte zurück.

Der Schaffner zückte einen Blaustift. Der Schaff-

ner betrachtete sich die Karte. Der Schaffner malte einen dicken Strich auf die Rückseite der Karte. Der Schaffner gab mir die Karte zurück. Ich nahm die Karte. Ich steckte die Karte in die Geldtasche.

Der Schaffner sagte: „So, nu müssen Sa die Karte wieder abgeben. Herr! Wir sind jleich in Jroß-Niederobersdorf.“

Ich holte die Karte aus der Geldtasche. Ich reichte dem Schaffner die Karte zurück. Ich sah den Schaffner an.

„Warum“, so fragte ich, „haben Sie die Karte eigentlich nicht gleich behalten? Warum haben Sie mir die Karte zweimal gegeben und zweimal wieder abgenommen?“

Der Schaffner betrachtete mich mit einem leicht strafenden Blick. Der Schaffner sagte: „Von wejen der Ordnung, Herr.“

Joachim Lange

Die Besetzung

Der Anwalt klärte die große Schauspielerei über die Formalitäten ihres Erscheinens vor dem Scheidungsgericht auf. Mit kühlem, freundlichem Interesse hörte sie zu, trat vor den Spiegel, um ihre Frisur in Ordnung zu bringen, und fragte so nebenbei: „Wer spielt eigentlich den Richter?“

Lieber Simplicissimus!

Mein Nachbar will bauen, und unversehens sind wir deshalb neulich am Stammtisch wieder auf das längst erledigt geglaubte Thema „Flachdach oder Giebeldach?“ gekommen. Man war fast einmütig für Giebelhäuser. „Wenn einer soho fürs Flachdach lecht“, meinte zum Schluß unser Stammtischpaßvogel, „worum grad für flache Dächer? Mit flache Ansichte fällt 'r doch viel weniger uf.“

Fundstück

Aus einem Werk „Physiognomische Studien“, Abschnitt: „Mund und Lippen“: „Dieselben bieten oftmals ein bewegliches Mienspiel. In diesem Gesichtsteil kommt die Wärme der Gefühle, der Freundschaft, die warme Zuneigung, sowie die Sinnlichkeit zum Ausdruck.“ „Bedeutungswert sind volle Lippen mit einem die Sinne bestricken den Rot; sie lieben es, Zärtlichkeiten auszutauschen, ohne grob-sinnlich auszuarten. Ein solcher Mund wird meistens nur wohlklingende Worte aussprechen, die von Herzen kommen.“

Inseriert ständig im Simplicissimus!

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

Von Karl Arnold

Kartoniert Mk. 1.50 franko

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei

Simplificissimus-Verlag • München 19

Elisabethstraße 30

Abends als Deines Chlorodont eine gute Gewohnheit!

INNE DEKORATION

Älteste und führende Zeitschrift aus dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumaussstattung

47. JAHRGANG • HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die **INNEN-DEKORATION** bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren stichbaren Niederschlag

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 • Einzelheft RM. 2,20 postfrei

VERLAGS-ANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H. STUTTGART O 72

Empfehlenswerte Gaststätten:

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Weststraße 31
Die original süd-deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler zur Linde
Marburger Straße 2
s. d. Taubentstraße
Das Berliner Kottler-Lokal

Die Glatze droht!

Müllersche Haar mit Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier und Dr. Müllers Edel-Shampoo.

Fördert den Haarwuchs, beseitigt Haarausfall, verleiht der Haartracht und -stärke die Kopf- nerven. Mit oder ohne Fett.

Jetzt RM. 1.20, 1.90, 3.50, 9.75.

Müllersche Haarwuchs-Elixier

bei Apotheken, Drogerien, Friseur-, te. Händlern. Schicken Sie: Apotheken, Schlemmer, Leber, Apotheken, Apotheken, Drogerien, Friseur, te. Händlern.

Dr. Müller, München 19

Min Lind und der Matrose

brochüert M. — 80

Bei Voreinsendung auf unser Postcheckkonto Nr. 5802 München erfolgt franco-Zusendung.

Simplificissimus-Verlag München 19

Neurassthenie

Neurassthenie, Nervenschwäche mit Funktionsstörungen, verbunden mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe von anderen Störungen zu unterscheiden und wie heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt.

Preis Mk. 1.50. Zahlung nur nach Empfang.

Neubauer Verlag Postfach Nr. 18, München 19

BUREAU für ZEITUNGSAUSSCHNITTE

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DOHNENSTR. 7. 8. 7. UTEW 4807 8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABILDUNGEN, INSERATEN

IN- UND AUSLÄNDE

IM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Deine Jagdzeitung sei „Der Deutsche Jäger“ München

Erfahrung

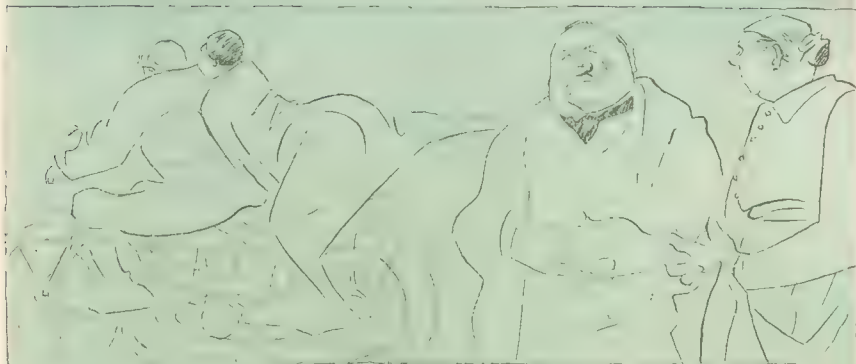
(Paul Scheurich)



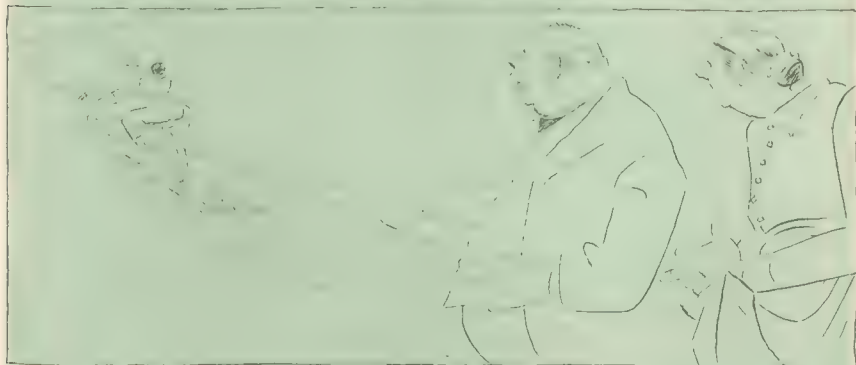
„Du denkst überhaupt nur an deine Kleider — ich aber suche deine Seele!“ —
„Na, mein Lieber, auch nur, solange ich schick angezogen bin!“

Fahrt ins Blaue

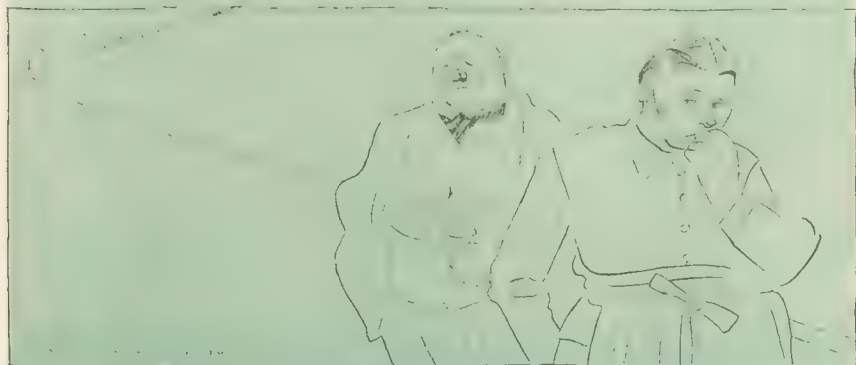
(Oleff Gulbrandsen)



„Jetzt fährt unser Elsie halt scho wieder mit dem Kerle! 's ischt mr gar net recht!“



„Mir au net! Was bei der Raserei net alles passiera käl!“



„Ond erscht beim Haltmache . . .!“



„Halt, Sie! Ihr Katzenauge ist nicht sichtbar!“ — „Aber, Herr Wachmoasta, langt mei Alte net?“

Erstes Grün / von Edmund Hoehn

Wie lange noch, und dir ip's selbstverständlich;
das Gras, die Blumen schaut Du laum noch an.
Ist heut' das Blumenwunder noch unendlich,
So wird es morgen Alltag und verrann —

jedoch in einen Sommersee der Stille,
in den du tauchst, in Ruhe und in Traum.
Du fährst durch Fluten von vertrauter Fülle
zum Keim zurück und weißt es selber laum.

Die Höllenmaschine / Von Dirks Paulin

James W. Kinroß war ein ordentlicher Mensch. Trotzdem war er immer heiter und liebenswürdig. Aber einmal hatte er ein böses Gesicht gemacht, und das bekam ihm schlecht. Das war, als ihn die Wach- und Schlafgesellschaft zum Abnehmen aufforderte.

„Ich bezahle Steuern für meine Sicherheit —“, hatte er gesagt, „und ich bezahle Versicherungspremien für mein Eigentum. Ich halte meine Schlösser instand und überzeuge mich allabendlich, daß meine Türen und Fenster geschlossen und verriegelt sind. Was soll ich mit einem Nachtwächter?“

„Haben Sie noch nie etwas von einem Gangster gehört?“ fragte der Werbebeamte.

Da also hatte James W. Kinroß sein böses Gesicht gemacht und erklärt, er wolle sein eigener Nachtwächter sein. Am selben Abend, beim Sicherungsrundgang, zuckte seine Hand von der Türklinke. War sie elektrisiert? Er griff sie vorsichtig wieder an und fühlte ein laises Prickeln — nein, ein Pochen und Ticken. „Gibt es Bohrwürmer in Messing?“ überlegte Kinroß. „Kaum!“ und er lauschte mit dem Ohr am Schlüsselloch. Es wurde ihm klar, daß da draußen eine Uhr tickte... James hatte keine Feinde, soviel er wußte, und er hatte auch vor Gott ein recht gutes Gewissen. Darum öffnete er unerschrocken die Tür. An der Klinke hing ein alter Wecker.

Dem braven Mann kamen Bedenken, und er warf den Wecker in die Regentonne. Wann es nun vielleicht doch eine Höllenmaschine war? Es gab ganz kleine Sprengladungen, die man wohl in einen alten Wecker hineinkapseln konnte. Sicher ist sicher, und Wasser bringt mindestens die Ursache des Weckers zum Stehen, verursacht elektrische Nebenschlüsse, mildert Explosionen. Kinroß ging zu Bett, schlief friedlich — und fand die Blechuhr am Morgen harmlos in der Regentonne. Er nahm sie auseinander, und es stellte sich heraus, daß es ein ganz einfacher Wecker war.

Wie kommt man auch auf so etwas — eine Höllenmaschine!

Am Nachmittag kam der Nachbar zu ihm herein und erzählte ihm, daß er in der Nacht auf der Straße einen alten Wecker gefunden hätte.

„Du auch?“ rief Kinroß.
„Ich habe ihn dir an die Haustür gehängt, weil ich annahm, daß er dir gehörte!“ sagte der Nachbar.

Am Abend tickte es wieder an James' Klinke. Diesmal erschrak er heftiger. Aber er ging unerschrocken hinaus, warf den Wecker in die Regentonne und schlief friedlich. Am Morgen entdeckte er auf den Stufen vor der Haustür einen Zettel mit den Worten: „Bitte regulieren! Verfüll täglich zwanzig Minuten.“ und einer Adresse. Er ließ den Wecker sofort dorthin bringen mit dem Bemerkung, daß er kein Uhrmacher sei.

Am Abend ging er mit gespannter Erwartung an die Haustür. Jawohl, es tickte! Deutsche Leser begrafen nicht, daß ein Angelsäcker bei so sonderbarem Zufall die Ruhe bewahrt. James Kinroß öffnete die Haustür, ergriff den Wecker und warf ihn in seine Regentonne. Diesmal fand er gleich den zugehörigen Brief.

„Den zurückgesandten Wecker kann ich Ihnen nicht abnehmen. Die Adressenverwechslung war meine Schuld, aber darum brauchen Sie mein Eigentum noch lange nicht zu beschädigen. Ich ersuche Sie, den Wecker auf Ihre Kosten reinigen und ölen zu lassen, da er offenbar im Wasser gelegen hat.“

Kinroß blieb heiter, aber er war entschlossen, sich verklagen zu lassen, ehe er etwas mit diesem Wecker unternahm. Er ließ ihn im Wasserfaß liegen und legte sich selber in sein Bett.

„Eigentlich müßte heute wieder ein Wecker an meiner Klinke hängen!“ lächelte James am Abend. Er behielt recht. Diesmal war es aber ganz anders, etwas unheimlich... Das Ticken kam nur ganz leise durch das Schlüsselloch, und als er die Tür öffnete, hing da ein würfelförmiges

Paket. James bedachte den Unterschied zwischen einem unverpackten rostigen Küchenwecker und einem sauberen, tikenden Paket. Er warf es nicht ins Wasserfaß. Er trug es rasch in einen Winkel seines Gartens, deckte eine Kiste darüber und bewarf das Ganze mit Torf. Für alle Fälle...

... dachte James und lächelte. Am Morgen grub er das Paket seelenruhig aus — wenn es etwas Besonderes gewesen wäre, dann wäre der Wecker gewiß in der Nacht abgesselt — und trug es ins Haus. Es enthielt einen funkelnden Reisewecker in Originalpackung und ein Begleitschreiben der Fabrik: „Benutzen Sie diesen Wecker ein Jahr lang! Wenn er in dieser Zeit mehr als eine Stunde verloren hat, bezahlen wir Ihnen zehn Dollar. Empfehlen Sie uns bei allen Bekannten!“

James W. Kinroß lächelte. Vielleicht lächelte er ein wenig starr. Jedenfalls fragte ihn an diesem Tage sein Nachbar, warum er so heiter wäre. — „Es ist das Gesetz der Serie!“ lächelte James. „Ich habe mir ein Buch darüber gekauft! Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder hängt morgen wieder ein Wecker an meiner Tür oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit ist wie bei rouge und noir: fünfzig Prozent. Oder mehr. Wer weiß das?“ — Der Nachbar wußte es auch nicht.

Am Abend hing ein würfelförmiges Paket an der Klinke. Kinroß trug es ins Haus und öffnete. Es war von der Wach- und Schlafgesellschaft. Es enthielt einen Spezialwecker mit einem Begleitschreiben. Darin hieß es: „Sie wünschen Ihr eigener Nachtwächter zu sein. Unsere Wächter würden Ihr Haus in einer Nacht viermal umkreisen. Um Ihnen dasselbe zu ermöglichen, stellen wir Ihnen einen Wecker zur Verfügung, der Sie um zwölf, zwei, vier und sechs Uhr weckt. Stellen Sie ihn aber lieber ab und abonnieren Sie bei uns! Es gibt noch eine Umwelt!“ Kinroß stellte den Wecker ab und schlief friedlich.

Lächelnd begrüßte er am nächsten Morgen den Werber der Wach- und Schlaf-

gesellschaft. „Ihre Reklame ist gut! Aber ich fühle mich wirklich sicher!“ — „So?“ fragte der Werber. Dann ging er ohne Gruß. Am Abend legte sich James W. Kinroß vor dem Hause auf die Lauer. Nichts rührte sich. Aber er fand nachher einen alten rostigen Wecker an der Kellertür.

„Es wird sich auflären!“ dachte Kinroß und lächelte. „Es ist das Gesetz der Serie! Wen das Gesetz erst gepackt hat...“ und bei diesem Gedanken packte es ihn wirklich, das Entsetzen der Serie. Er warf den Wecker in die Regentonne, rannte ins Haus und rief die Polizei an. Am nächsten Tag erschien ein Beamter, beschlagnahmte sämtliche Wecker die noch da waren, und entfernte sich.

Am Abend sah man Kinroß mit einem Hammer an seiner Haustür beschäftigt. Er nahm die Klinke ab. Ebenso verfuhr er an der Kellertür. Dann legte er sich ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Abends um zehn Uhr trieb es ihn mit Gewalt aus dem Bett. Er mußte doch nachsehen... Der Wecker stand diesmal auf den Stufen vor der Haustür. Es war wieder ein hübsches Paket. Kinroß nahm es ins Haus. Die Polizei teilte mit, daß sie Fingerabdrücke gefunden hätte, aber sie wußte keinen Finger dazu.

James W. Kinroß gewöhnte sich daran, jeden Abend eine Uhr ins Haus zu nehmen, um sie am nächsten Tag der Polizei zu übergeben.

In der dreizehnten Nacht ging der Wecker los. Es war eine Höllenmaschine. Kinroß flog in die Luft.

Am Morgen traf ein Brief von der Wach- und Schließgesellschaft ein: „Für den Fall, daß Sie noch leben, werden Sie nun hoffentlich eingesehen haben, daß man nicht sein eigener Nachtwächter sein soll. Unser Werber besucht Sie heute...“ Aber Kinroß lag auf dem Totenbett und lächelte. „Sehen Sie!“ flüsterte der Wach- und Schließ-Werber einem andern Trauergast zu, „sehen Sie! Ein hoffnungsloser Fall von einem Optimismacher!“

Lieber Simplicissimus!

Mit einem unserer Schreibfrauleins haben wir manchen Verdruß. Sie kapiert nie und da nicht so recht. Neulich erkundigte sich der junge Chef nach ihr. „Sie ist, alles in allem, nicht gerade dumm“, erwiderte der Prokurist zögernd. „nur manchmal neigt man zu der Ansicht, unter ihren Vorfahren könnten einige weniger Intelligente gewesen sein.“

Die Unentwegten

Ich kam mit einer Aufsichtsperson im Kitschmuseum ins Gespräch und gab meiner Freude darüber Ausdruck, daß hier durch Herausstellen abschreckender Beispiele ein so segensreicher Einfluß auf den Geschmack des Publikums ausgeübt werde. „Man täuscht sich da vielleicht ein wenig“, erwiderte der Mann bedächtig. „Bei der Besichtigung rümpfen s' alle d' Nas'n; aber Sie glauben gar net, wieviel sich vor 'm Weggehn so nebenbei nach der Bezugsquelle erkundigen!“

Definition

Bei der letzten Zusammenkunft unseres kleinen Kreises behauptete eine der Damen kühn, die Männer seien überhaupt keiner echten Liebe fähig; auch in günstigen Fällen sei eben alles bloß „so oben auf“. Das gab natürlich erregte Proteste und zeitigte ein wildes Durcheinander der Meinungen. Am wenigsten Widerspruch erhielt die Frau Bezirksnotar. Sie sagte gelassen: „Wie weit die Liebe eines Mannes geht, ist schwer zu sagen; auf jeden Fall liebt er seine Frau nie mehr als sich selbst.“

Die Tierfreundin

18. Knescht



„Wollen sich gnä' Frau nicht noch ein Parfüm mitnehmen?“ — „Ja, was glaub'n denn Sie? Daß mei Schnauz d' Witterung verlier'n tat!“

Der Spießer

(Wilhelm Schütz)



„Fabelhaft, nicht wahr, so ganz ohne Betriebsstoff zu fliegen!“ — „Hm . . . 'n Unternehmen ohne Betriebsstoff ist mir zu unsolid.“

SIMPLICISSIMUS

DIE LANGE BANK

OLAF GUERANSON 78

WISST IHR, WAS IM SCHREIBTISCHINVENTAR
BIS DATO DAS WICHTIGSTE MÖBEL WAR?

DIE LANGE BANK, WENN ICH NICHT IRRE,
AUF DIE MAN DIE SCHWEREN PROBLEMGESCHIRRE,
WEIL MAN SIE NICHT BEWÄLTIGEN KUNNT,
JMMER WIEDER UND WIEDER ZU SCHLEBEN VERSTUND.

ABER SCHLIESSLICH WAREN DES MÖBELS HAXEN
DIESER STETEN BELASTUNG NICHT LÄNGER GEWACHSEN
UND FINGEN SACHTE AN, ZU ZERKNACKSEN.
O WEH — UND DIE BANK, UM DIE SICH'S HIER HANDELT,
ZUR SCHIEFEN EBENE WARD SIE VERWANDELT.

IST DAS VIELLEICHT EIN SCHICKSALSWINK? —
JHR. HERREN VOM VÖLKERBUND, SETZT EUCH FLINK,
EH' ÜBER DEN KOPF EUCH, WACHST DIE ZEHE,
AUF DIE SO LIEBREICH GENEIGTE FLÄCHE
UND RUTSCHT SELBANDER IM HANDUMDREHN
HINAB — AUF FROHES NICHTWIEDERSEHN!

RATATÖSKR



BUZEIBU oder Das Weibereiland

Von Fritz Knöllner

Die Insel Eiolia und ihre Küstenbewohner bieten wenig Verlockendes, das Meer wimmelt von Haien, die Küste von Schlangen, und das magere Grün, welches Eiolia umgürtet, gibt zur Not ein paar Dattelpalmen Raum. Dann kommt die Wüste; man kann die Mäuler mit Sand stopfen. Die Ferne zackt sich zu einem Gerümpel Berge, braun wie die Hand eines Insulaners, dahinter schillert etwas Blaues, die Schneekappe des Buzelbu.

Am 11. Dezember, zur Zeit, wo hier der Frühling einsetzt, und zwar mächtig, erhielten wir den beherrschenden Führerschein für zwölf Kamele und zehn Kulis, etliche Dutzend Proviant- und Wasserschläuche; zwei Wochen später gingen wir in der Dattelpalmen an Land. Die Stille des immerhin umfanglichen Eilands, Poopette rechnete es zu den Servierbettern der Südsee, beklemmte uns. Wir forderten die Kulis zum Singen an. Klang wie die gelben Fluten des Jang-tse, die sich so unerträglich ins Meer drücken.

Die Sagen der Insulaner haben etwas Wahres. Eiolia glich einem „Vergessenen Reich“, und der Buzelbu einem „Herrscher im Exil“, der neidisch über seinen Schätzen wacht. Am Tage nichts als Sand, Himmel und kein Vogel. Endlich stießen wir an den Fuß des Buzelbu. Pung kung ku, den Berg der schmalen Grate, nannten ihn die Kulis. Wahrhaftig, auch Poopette und ich fürchteten, daß hier wenig zu holen sei. Doch seinetwegen waren wir gekommen.

Als die Dämmerung auflockte, schoß die Sonne wie ein Bumerang gegen den Buzelbu. Die Kulis sangen: „Pung kung ku, du lichter kahler Berg“. Der Buzelbu hat gut seine dreitausend Meter. In tausend Meter stießen wir auf scharfes Gras; je höher, desto dichter. Schließlich waren wir da, wo in der Regenzeit die Schneekappe sitzt. Wir sahen die kobaltgrüne Zunge des Meeres, die unermüdlich Eiolias schlaffe Lenden leckt. Auf dem Gipfel überblickten wir das ganze Land. Nach Norden öffnete

sich ein Tal zwischen Bergen, feucht und grün, mit Palmen, Bächen und pyramidenförmigen Hütten. Und wir zogen hurtig in das „Land der milden Hänge“. Einige hundert Meter über dem Tal entdeckte uns ein Eingeborener, warf beide Arme empor; im Nu lief das ganze Dorf zusammen. Wir lockerten unsere Brownings, die Kulis ihre Messer. Indes, der Anblick, den der Haufen bot, sah kaum nach Krieg aus. Ungefähr dreihundert Insulaner, vornehmlich Männer, blickten uns demütig entgegen. Bei unserer Ankunft löste sich ein hohes schlankes Weib aus ihrer Mitte, stieß einen strengen Laut aus und warf sich zu Boden; die andern folgten ihrem Beispiel.

Die Insulaner waren ungemein schön und ebenmäßig. Die Weiber trugen um die Hüften weisse ungeschiffene Steine, und zwar je jünger, desto mehr. Das Weib, das sich zuerst vor unsre Füße warf, trug einen besonders breiten, steinglitzernden Gürtel. Dem Willkomm ein Ende zu machen, stiegen Poopette und ich aus dem Sattel. Vier Kulis hielten uns wie stets die Bügel. „Nara, dosos Buri!“ flüsterten die Insulaner, ihre Leiber zitterten, nicht minder die Palmwädel, die sie uns entgegenhielten.

Rasch trat ich vor und legte dem Weibe eine Kette aus gelben Perlen um, wie man sie bei uns für fünfzig Pennies ersteht. Die Insulanerin umschlang meine Kniee, wollte meine Schuhe küssen; ein bißchen Mitleid bewog mich, ihr den seltenen Genuß zu ersparen.

„Badula“, sagte sie und deutete auf sich. Badula führte uns in eine Hütte, die wie die andern pyramidenförmig aus schwarzen Ruten geflochten, aber bedeutend größer war. Wir hockten uns auf eine Bastmatte, den Kulis wiesen wir die andere Seite an. Draußen klopfte man schüchtern unsere Kamele.

Wir luden Badula zum Sitzen ein; er-

schocken wehrte sie ab. Als Weißer ist man das einigermaßen gewohnt.

Männer wuschen uns Gesicht und Hände. Auch die Kulis mußten daran glauben; vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Dann kamen Badula und vier junge Weiber an die Reihe. Den Männern gegenüber herrschte ein scharfer Ton, der annähernd mit dem unserer Ladies verglichen werden konnte.

„Den Männern scheint es hier nicht gut zu gehen“, raunte Poopette. Mir fiel auf, daß die Männer wohl schön gewachsen, die Weiber aber stattlicher waren. Nach der Mahizeit, der wir nur aus Anstand zusprachen, ließen sich die Weiber schmücken. Rote und gelbe Blumen kamen ins Haar. Die Männer benahmen sich dabei sehr gewandt. Sodann bat uns Badula, scheuer Gebärde, aufzustehen. Vor der Hütte standen die Dörfler säuberlich spazier, zuvörderst die Weiber, dann die Kinder und zu allerletzt die Männer. Die Zahl der Weiber stand in keinem Verhältnis zu der der Männer; auf sieben Männer traf ein Weib.

Man bildete einen Zug. Wir an der Spitze, die Kulis sehr aufgeräumt und gesprächig, dann Badula und ihr Gefolge, hierauf die Weiber, dann die Jungfrauen und Jünglinge und als Schluß die Männer. Wir setzten uns in Bewegung längs durch das Dorf, wo hinfällige Weiber und Greise ihre Hülsen aus den Hütten streckten, gelangten in einen lichten Hain, wo die Männer auf Badulas Geheiß mit Blas- und Schlagwerkzeugen eine vorwegene blutrünstige Musik vollführten bis dicht vor die Pforte einer riesigen Kugelhalle, die aus roten Weiden gerüstet und mit bunten Steinen verziert war.

Badula eilte voran, versank im Innern der Halle, ihre Gürtelsteine blitzten und klirrten, es war, als fielen ein Meteor. Die Musik schritt betäubend auf und verstummte. Die Stille schrie noch lauter. Könnte die Erde schreien, sie schrie wie jene Stille.

(Schluß auf Seite 69)



„Is ja 'n netta Zustand, so ejal det Parfüm vorm Fensta!“ — „Ja mei, Herr Dokta, wia Sie 's Hirn, so braucht halt a Acker sein Mist.“

Hochzeitsreise

(Kurt Heiligenstaedt)



„Bis jetzt ist alles wunderbar verlaufen — nur eines haben wir noch nicht raus: wann wird eigentlich gezankt? Die Versöhnung hernach soll so schön sein . . .“

(Schluß von Seite 66)

Bekommen traten wir ein. Ich glaubte mich im Innern der Erde, so brüteten Finsternis, Feuchte und Stille. Saltsam, es roch hier nach Blut, und eine Stimme fing zu röhren an. Wir schrien „Hände hoch!“, gleich aber ließen wir die Brownings sinken. Im bläulichen Lichte, das aus einem Loch der Kuppel rieselte, entdeckten wir ein dickes prunzendes Schwein auf einem roten, felfrigen, roh behauenen Stein und Badula davor, das Haupt bis zur Erde geneigt. Ganz hinten, da wo der Stein fast die Halle berührte, wölbte sich aus gestampfter Erde eine mächtige Kugel empor: Augen und Mund waren ihr eingeschützt, mit purpurenen Steinen durchsetzt, und aus der Mitte, bläulich schimmernd, quoll eine Nase hervor, die einem vorfallenden Nabel glich, und plötzlich schien das Gesicht ein massiger Bauch zu sein. Schwerfällig und blöd lächelte das Bauchgesicht, hämisch und zu allem fähig.

Badula, die heftig seufzend gebetet hatte, richtete sich auf, nahm den Gürtel vom Leib, wand ihn um die Nase des Bauchgesichts und bedeutete uns zärtlich, auf „Buri!“ Sockel zu steigen. Die Kulis ordnete sie im Kranz rings um den Stein. Unterdessen kroch die Menge herein, füllte die Halle ganz nach der Ordnung, unheimlich stumm. In Knickerbockers letzter Mode kamen Poopetie und ich uns fast perfid vor.

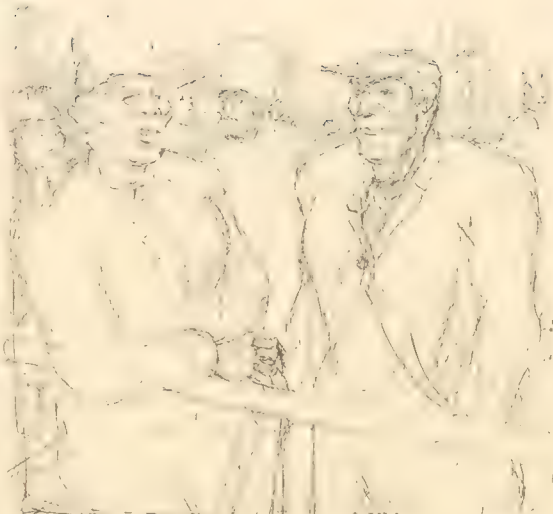
Badula trat zwischen uns, ergriff unsere Hände, riß sie empor, und die Gemeinde fiel wie ein Mann zu Boden; nur das Schwein blinzelte träge zu uns herauf. Badula stieß unheimlich rauhe Laute aus, die Gemeinde fiel dröhnend ein: „Nara Buri! Nara Buri!“ Dann räumte sie mit tiefer Stimme: „Puppui!“

Schweigen. Nur Badula: „Puppui!“ Plötzlich fuhr sie ins Haar, ein Messer blitzte, Blut schoß, und ein Schrei brach los, wie ihn nur der Tod kennt. Das Schwein sank in sich zusammen. Badula schleuderte das Messer weg und warf sich an meine Brust. Ich stieß das Weib von mir, schon wirbelte es auf Poopetie, dann wieder in meine Arme. Die Weiber fielen über die Männer her, und was übrig blieb, erhob ein Wehgeschrei. Buri grinst blöd und hämisch.

Nach einem halben Jahr beherrschten wir die Sprache „Vadas“ leidlich. So erfuhren wir auch den Grund unseres feierlichen Empfanges:

Der Buzeibu hieß bei den Vadianen „Buri“, in unserer Sprache „Nabel“. Berg Buri war die Urmutter, die Vada gebar, die weite Erde, und zur selben Stunde Badula, „das Weib“. Nachträglich entließ das Weib den Mann aus ihrem Schoß, damit er im Zeugen und den täglichen Verrichtungen behilflich sei. Einmal wird Buri ihre Brüder Bir und Bor besuchsweise nach Vada schicken. Großes Gefolge und große Freude werden ihr Anhang sein. Das waren wir. Vergebens suchten wir Badula klarzumachen, daß Poopetie und ich aus Plymouth stammten. Badula lachte nur. War nicht nur Haupt, sondern auch Vollweib, indem es, was ihm nicht paßt, unbenutzen legnete. Schließlich gaben wir jegliche Belehrung auf und uns mit vollen Sinnen der süßen Mühe hin. Darüber vergaben wir die ganze Südsee, Old England und unsere Sendung.

Nachdem wir über ein Jahr auf dem Eiland verweilt hatten, geschah es, daß ich eines Tages einen subalternen Gott dabei er-



Definition. „Was heißt das eigentlich, 'kollektive Sicherheit', René?“ — „O, mon ami, es ist ganz wie in unserer Branche: wenn einer was ausgefressen hat, decken ihn die anderen.“

tappte, wie er einen der weißen Steine zu schleifen suchte. Das Feuer, das dem Stein entbrach, konnte nur ein Diamant verschwinden. Der Kuli wies mir ein ganzes Häuflein linksich gefellter Diamanten. Sehr verstimmt fragte ich ihn, warum er dies so lange verschwiegen. Einfältig meinte er: „Was sollen wir in Vada mit Diamanten, Herr?“ — „Aber unsere Mission! Geologische Erforschung! Prüfung der Bodenschätze!“ England, Sehnsucht und Sensation bemühten sich meiner. Ich räumte zu Poopetie: auch der verspürte wieder das alte Blut.

Poopetie und ich rafften Diamanten in Menge, ließen die Kamele rüsten, sagten Badula, Buri habe uns zurückbegehrt. Den Kulis machten wir weis: Heimweh nach Old England. Auch die Kulis bekamen Heimweh nach den gelben Fluten des Jangtsi, die sich so unermäßig ins Meer drücken. Nach einer feierlichen Andacht im Tempel schieden wir von Vada, der einzigen Weltstüdelei. O daß wir Vada nie verlassen hätten!

Wir umgingen heimlich den Buzeibu. Als hätte sich Buri verschworen, bedrängten uns Sturm und Hitze. Vier blieben am Wege. Endlich kamen wir an die Dattelbäume. Poopetie und ich hatten die Säcke voll Diamanten. In Hongkong setzten wir die Kulis ab. Auch sie hatten, wie sie uns bei unserer Abfahrt zuriefen, die Taschen voll Diamanten.

Heute leben Poopetie und ich reich und vergessen außerhalb Englands. Der britischen Gesellschaft mißfiel unser illegitimes Verhalten in Vada. Vada suchte man dem Christentum zu gewinnen. Heute ist

Vada grau von Diamantshotterwerken. Es geht auch eine Eisenbahn. Oh, daß wir Vada nie verlassen hätten!

Lieber Simplicissimus!

Ein Geschehnis von ungeheurer Komik war die erste offizielle Begrüßung zwischen der deutschen und der japanischen Marine.

Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam der Tag, an dem das erstmal ein deutscher Kreuzer in die Gewässer des eben erwachenden Japan einlief. Der Kommandant des Schiffes besaß nicht die mindeste Rednergabe und war in Verlegenheit, auf welche Weise er die zu erwartende japanische Abordnung begrüßen sollte. Er sagte sich, es sei das Beste, sich möglichst kurz zu fassen, da die Japaner ja doch kein Wort Deutsch verstanden. Er verfiel auf eine drollige Idee und forderte seine Offiziere auf, vollkommen Ernst zu bewahren, welche Begrüßungsworte er auch sprechen werde. Die japanische Abordnung kam an Bord, mit lebenswürdigem Lächeln, und verneigte sich.

Der deutsche Kommandant grüßte freundlich, dann sagte er langsam und mit klarer Betonung: „Drei-und-zwanzig, vier-und-zwanzig, fünf-und-zwanzig, sechs-und-zwanzig.“ Hierauf erwiderte der Führer der japanischen Abordnung ebenso klar in tadellosem Deutsch: „Sieben-und-zwanzig, acht-und-zwanzig, neun-und-zwanzig, drei-Big.“ Lächeln, lebenswürdige Verbeugung. Die Zeremonie war beendet — eine Freundschaft begonnen.

Verlangen Sie, bitte, den „SIMPLICISSIMUS“ auch überall, wo Lesemappen aufliegen.

Stille Liebe

Von Heinz Rein

„Na, Kersten, Sie bleiben wohl noch?“, fragt der Kassierer und sieht den kleinen, ältlichen Buchhalter an, der wie eine Spinne über seinem Pult hockt.

Kersten zuckt zusammen, als ob ihm jemand von hinten auf die Schulter geklopft hätte, und zieht den Kopf ein wie eine Schildkröte. Das ist so eine seiner Angewohnheiten. Immer, wenn man ihn anspricht, erschrickt er und macht sich klein, als ob er nicht schon unscheinbar genug wäre, dieser kleine Mann mit dem dünn behaarten, schmalen Schädel, dem schmachtigen Leib und den kurzen, ein wenig gebogenen Beinen, um die die Hosen immer flattern wie nasses Fahnenluch.

Die plötzliche Frage des Kassierers hat ihn so unvermutet getroffen, daß er erst heftig schlucken muß, ehe er antworten kann. „Ja, ja ... Ich bleibe noch ein wenig“, bringt er schließlich hervor. „Ich muß ... ich habe noch einige Rückstände.“

„Daß Sie auch immer Rückstände haben, Kersten?“, meint der Kassierer und schüttelt verwundert den Kopf. „Na, mir kann's ja gleich sein. Hier sind die Schlüssel.“ Er legt einen Schlüsselbund auf den Bötenschild an der Glaswand und tippt mit zwei Fingern leicht an seinen Hut. „Adjäs, Kersten.“ „Auf Wiedersehen“, murmelt Kersten und folgt dem Kassierer mit den Augen, seinen wässrigen, hellblauen Augen, die nur geduldig oder hilflos blicken können.

Der Kassierer ist schon halb über die Schwelle, als er sich noch einmal umdreht. „Ich glaube, Sie sind in Ihr Hauptbuch verliebt, Kersten“, meint er und nickt ihm augenzwinkend zu.

Dann fällt die Tür mit einem Knall ins Schloß. Das Glas sitzt nicht ganz fest und klirrt. Schritte auf der Treppe, dann Stille. Die Aktenschänke knaken hin und wieder, in den Heizröhren rumort es ein bißchen, von der Straße her dringt gedämpft das Geklingel der Bahnen und das Hupen der Autos, Geräusche, die sonst vom unaufhörlichen Geknatter der Schreibmaschinen verschlungen werden, jetzt aber eindringlich und vorherrschend sind.

Kersten sitzt noch immer unbeweglich auf seinem Drehsessel. Langsam kommt sein Kopf wieder zwischen den Schultern hervor, er hält ihn gleichsam wie eine Fahne. Was hat der Kassierer gesagt? In Ihr Hauptbuch verliebt? Kerstens Lippen krawlen sich schmerzhaft, dann seufzt er leise. Verliebt? Ja, doch, verliebt, aber nicht ins Hauptbuch, sondern ...

Kersten blickt ehe er sein Pult hinweg zum großen Fenster. Da steht sie, die blitzblanken Mercedes, an der Fräulein Zimmer, Fräulein Erni Zimmer, tagsüber sitzt und ihre hübschen, rosigen

Fingern mit den blank polierten Fingerringen auf und abwirbelt. Er kann von seinem Platz aus gerade auf ihren braunen Madonnenscheitel und — wenn sie den Blick vom Stenogrammblock hebt — in ihre dunkelbraun schimmernden Augen sehen, über die Wimpern wie feine, seidene Schleiher herabhängen.

Langsam klettert Kersten von seinem Sitz herunter, stäubt sich die Jacke mit der Hand ab und zieht sie gerade, richtet den allmodischen Schlips und streicht sich das Haar glatt. Dann geht er langsam und würdevoll — nur wenn er allein ist, weil er sich würdevoll zu geben — wie in einem Hochzeitszuge den Gang zwischen den Pulten entlang und setzt sich vor die Mercedes. Das ist er allabendlich, wenn er allein ist, das sind seine Rückstände. Er streichelt die Tasten der Schreibmaschine und zieht die Luft in tiefen Zügen durch die Nase ein. Der Duft Erni Zimmers schwebt hier noch, ein Duft von feinem Parfüm und Körpergeruch, vor allem der Duft ihres Haars, das tagsüber von der Sonne durchleuchtet und verschönt wird. Hier zu sitzen, sich ihr Bild vorzugucken und ihren Duft einzusatzen, das sind Kerstens Feierstunden.

Dabei ist er sich klar darüber, daß seine Liebe aussichtslos ist. Das wäre ja anders ja auch gelacht Sie, ein lebenslustiges, hübsches Ding von höchstens zwanzig Jahren, und er, ein verkümmertes Junggeselle, nicht stattdich und nicht reich, und ... ja, Donnerwetter, am vierzehnten April wurden es wahrhaftig einundfünfzig Jahre! Und doch bewahrt sich Kersten ganz versteckt in einem Winkel seines Herzens eine Hoffnung, eine ganz kleine, winzig kleine, aber eben doch eine Hoffnung.

Noch einige Minuten sitzt Kersten unbeweglich da. Nur seine Nase schnuppert unaufhörlich. Dann schüttelt er nachsichtlich lächelnd den Kopf. Das Kind — er nennt Fräulein Zimmer ganz für sich das Kind — hat doch richtig wieder vergessen, die Maschine zuzudecken, obwohl der Bürovorsteher das nicht ausstehen kann und sie schon häufig deswegen angerufen hat. Kersten nimmt die Wachstuchdecke, zieht sie sorgfältig über die Maschine und stülpt hernach den Deckel über, daß das Schloß einschnappst. Sein hageres Gesicht leuchtet auf. Morgen wird er wieder einen dankbaren Blick aus zwei dunkelbraunen Augensternen dafür ernten. Das allein ist ja die Überstunde wert, die für ihn Minnendienst ist.

Kersten lächelt in sich hinein, in seine Augen tritt ein verträumtes Glänzen, das noch niemand bei ihm gesehen hat. Denn Kersten lächelt nur, wenn er allein ist. Dabei wiegt er den Kopf hin und her.

Ja, früher machten die Männer auf ihre Angebeteten Gedichte oder sangen vor ihnen oder kämpften gar mit Schwerdt und Lanze um sie. Nun, das waren die Zeiten der Romantik. Er, Kersten, lebt in einer anderen, einer sachlicheren Zeit. Er klopft die Liebe dadurch, daß er ihr die Schreibmaschine zudeckt und die Bleistifte anspricht.

Richtig, die Bleistifte. Da liegen sie, einer da, einer dort, abgeschrieben bis auf ein Holz. Ja, ein wenig unordentlich war das Kind schon, das ist wahr, aber bei ihr macht das alles nichts, bei ihr ist alles irgendwie niedlich.

Kersten nimmt die Bleistifte und spitzt sie fein säuberlich mit dem Messer an. Er hätte ja die Anspitzmaschine benutzen können, die auf dem Bötenschild festgeschraubt ist, aber er verschmäht sie. Das wäre ja auch noch schöner, die Bleistifte, die Fräulein Zimmer in ihre zarten, gepflegten Händchen nimmt, einer kalten, gefühllosen Maschine anzuvertrauen, die auch andere mit ihrer automatischen Selbstverständlichkeit bedient. Sorgfältig schabt er den Graphit herunter, bis das Blei einer Nadelspitze gleicht.

Dann legt er die Bleistifte neben den Stenogrammblock. Sinnend betrachtet er die markwürdigen Zeichen, die er nicht lesen kann. Vielleicht hat Fräulein Zimmer an ihn, den Buchhalter Bruno Kersten, einen Liebesbrief geschrieben, und er kann ihn nur nicht entziffern! Aber nein, Fräulein Zimmer schreibt gewiß überhaupt keine Liebesbriefe. Das hat sie gar nicht nötig. So, nun ist wohl alles getan? Kersten denkt nach. Halt, das Radiergummi! Wo ist es? Er zieht das Schufbach auf. Da ist es nicht. Sein Blick gleitet suchend umher. Aha, auf der Erde liegt es. Kleine Schlammfahle. Und klein ist das Gummi von gestern auf heute geworden! Sicher hat sie ihre Gedanken wieder einmal nicht ganz beisammen gehabt, sich oft vertippt und dauernd radiert. Er nimmt das Gummi, steckt es ein und holt aus seiner Westentasche ein nagelneues. Das legt er zu den Bleistiften und tritt einige Schritte zurück, um sein Werk zu beschaun, als habe er einen Geburtstagsgeschenk aufbau. Er gerapiert es anders, das Gummi in die Mitte, die Bleistifte schräg an beide Seiten. So, jetzt ist es gut!

Nun einmal setzt sich Kersten auf den kleinen Sessel mit der schmalen Rückenlehne, lehnt sich zurück und dreht sich hin und her wie ein Kind auf einem Klaviersessel, das sich ein Karussell vorstücken will. Dann schnuppert er noch ein paar mal in die Luft und geht an sein Pult, klappt das Hauptbuch und verläßt das Büro. Er knipst die Deckenbeleuchtung aus. Das Licht verlischt. Für Sekunden glänzen noch die Kohlenfäden, dann

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!“

entnommen aus den neuen

5 Simplicissimus-Sammelheften

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Der grüne Wagen

Es geht ein grüner Wagen,
Rumpumpel hothü.
Wir haben uns vertragen, tri-tra-tragen,
Die Nacht bis morgens früh.

Er war nur ein Matrose,
Rumpumpel ho ahoi.
So blau wie seine Hose, Hi-Ha-Hose,
Doch nicht wie blau so treu.

Wir liebten uns in Eile,
Rumpumpel windewind.
Schnurz auf die Langeweile! Wi-Wa-Weile,
Viel Kummer und ein Kind.

Ein Kind mit roten Locken,
Rumpumpel klingeling.
Es läuten alle Glocken, kling-klang Glocken,
Dann wird es Königin.

Wird Königin von Polen,
Rumpumpel ei juchei.
Hat immer Brot und Kohlen, Ki-Ka-Kohlen,
Und jeden Tag ein Ei.

Und fährt an allen Tagen,
Rumpumpel, sieh mal da,
In einem grünen Wagen, Wi-Wa-Wagen,
So schön wie die Mama.

Der Dreck spritzt von den Wegen,
Rumpumpel trippetrab.
Es kommt ein strammer Regen, Ri-Ra-Regen,
Der wäscht ihn wieder ab.

Hans Leip

Schmuggler

Von
Ernst Holdermann

„Das hab' ich dir nur sagen wollen“, beschloß der alte Lorenzo seine Rede, trank sein Glas aus und erhob sich. „Tust du es nicht, so tue ich's, als Vater deiner Frau. Aber dann fällt die Schande auf dich, denn dein Haas ist entehrt, und du bist der Nächste dazu.“ Grimmig schüttelte er die Faust und ging zurück blieb Stefano Mendoza, der junge Wirt, im Nebenberufe Schmuggler, wie jedermann hier an der mexikanisch-amerikanischen Grenze. Er saß in tiefem Nachdenken.
Also so war das! Er hatte seiner jungen Frau beigebracht, dem hübschen amerikanischen Zollbeamten verliebte Augen zu machen, ihm den Stundenplan seiner Reisevergänge abzulisten und ihm gelegentlich ein Stündchen im Wirtshaus festzuhalten. Das hatte er natürlich nicht für möglich gehalten, daß sein sanftes kleines Täubchen überhaupt jemals an einen anderen Mann denken könnte, wo es doch ihn, Stefano Mendoza, hatte! Und jetzt piffen es offenbar die Spatzen vom Dach, und der Schwiegervater war dagewesen, um nach dem Rechten zu sehen.
Da mußte Ordnung gemacht werden! Aber wie? Öffentlich Streit suchen ging nicht an, obwohl Stefano einem solchen durchaus nicht aus dem Wege ging; aber die amerikanischen Behörden, die nun hier die Macht hatten, verstanden keinen Spaß: lange Freiheitsstrafe, für den freien Mexikaner unerträglich als der Tod und Trennung von Frau und Freunden war das mindeste. Lange zerbrach sich der Mann den Kopf; aber als er aufstand und seine Frau rief, war der Plan fertig.
„Ich fahre morgen über die Grenze. Du könntest den Zollinspektor heimlich anrufen und ihm stecken, daß ich wertvolles Schmuggelgut mitführe. Schau, daß er dir glaubt, das ist deine Sache. Das Übrige“, setzte Stefano hinzu, und seine Augen blitzten auf, „ist dann meine Sache.“ Stefano näherte sich dem Zollposten in seinem alten klapprigen Fordwagen. Da stand auch schon der verhaßte amerikanische Zollinspektor.
„Nichts Steuerbares, Senator?“
„Wirklich, Inspektor?“
„Wirklich, gar nichts? Auch in dem Korb ist nichts?“ fragte der Inspektor mit höhnischer Stimme und griff nach einem gut verschürten Korb, den Stefano im Wagen hatte.

„Um Gottes willen“, schrie Stefano, „lassen Sie die Hand davon, Inspektor! Ich schwöre Ihnen, da habe ich eine ausgewachsene Hornvipre drinnen, gehört für das Serum-institut, ich habe es einem Freund versprochen, sie heute noch abzugeben.“
„Ach, was Sie nicht sagen, eine Hornvipre? Wie interessant!“ höhnte der Finanzier. „Nicht vielleicht Selds oder ungeschliffene Rubine aus den Gruben drüben, was? Eine Hornvipre! Machen Sie auf, ich möchte sie sehen.“
„Das können Sie nicht verlangen“, schrie Stefano und versuchte den Beamten vom Wagen wegzudrängen. „Sie liegt acht Tage und hat die Drüsen voll Gift. Ich schwöre es bei der Madonna! Sie sind wahnsinnig.“
„Ergeben Sie sich“, suchte er ihn zurückzuhalten. Der Beamte hatte schon mit höhnischem Lächeln den Korb aus dem Wagen gerissen, die Schnüre abgeschnitten und den Deckel gehoben. Drinnen lag ein Rohseidenpäckchen, wie es die Edelsteinhändler benützen. Ungesachtet der lauten Proteste band er den Sack auf, ein greller Farbstich züngelte, und mit einem Wutlaut zog der Mann die Hand zurück; am Fingerballen zeigten sich zwei kleine Blutstropfen, und am Boden ringelte sich der glitzernde Leib der Giftschlange.
„Ich hab' es ja gesagt“, jammerte Stefano und setzte seinen Stiefelabsatz auf den Kopf der Schlange. „Jetzt nur schnell ins Spital, Sensor, steigen Sie ein!“ Aber der Wagen ging langsam, und der Weg war weit. Das Gift wirkte rasch.
„Wenn er überhaupt davorkommt“, sagte der Arzt im weißen Kittel zu Stefano, „so bleibt er jedenfalls blind und gelähmt.“
„Blind und gelähmt, sagen Sie, Sensor? Schrecklich, schrecklich!“ meinte Stefano, seufzte hörbar und ging seiner Wege.

Wissenschaft

Manche nannten den Professor einen „falschen Hund“ — aber man höre, wie er sein Verfahren selber verteidigte:
„Ich bin nicht für diese vielen Pflichtfächer! Bildung ist etwas anderes als Ausbildung. Wissen ist noch lange nicht wissenschaftlich, den Geist der Universitas erobert man nicht durch Sitzfleisch, und selbst ein Student, der nur auf Berufsausbildung bedacht ist, sollte selber wissen, was er wissen sollte.“
So sprach Professor Ottgott-Kalkonelli gewichtig, um dann mit einem getragenen „Daher...“ in die leichtere Luft der praktischen Anwendung und Durchführung der Erkenntnis hinüberzuschweben.
„Daher“, sprach er, „bin ich auch nicht für die strenge Kontrolle des Kollegbesuchs, und ich bin einverstanden, wenn die Herren Dozenten ihre Gummistempel auslegen, damit sich die Herren Studenten die Teilnahme eigenhändig bestätigen. Mein eigener Stempel liegt beim Pedell. Ich verstehe gar nicht, daß sich Kollege Eckler aufgeregt hat, als er beobachtete, wie ein Kursteilnehmer fünf Anmeldebücher bei sich trug und den Namensstempel gleich für vier Kommilitonen mitbenutzte...“
Ottgott stieß wieder ins Gaislige vor: „Diese Kontrollsucht ist übertrieben! Es muß sich nicht unbedingt jeder Biologe für Descartes begeistern, und kann er es nicht, so ist ihm auch mit der Durchschlafung vieler Übungsstunden wenig gedient. Ein Chemiestudent, der sich in meiner Vorlesung über physikalische Chemie langweilt, ist vielleicht kein großer Geist, vielleicht fehlt es ihm auch am glühenden Herzen für das Erkennen, aber darum kann er doch ein Chemiker mit Fingerspitzen und Nase und Spektralagen werden...“
An dieser Stelle mochte man vielleicht einwerfen, daß Ottgotts „Allgemeine Chemie“ als Pflichtvorlesung lief.
„Allerdings!“, konnte er dann eifern, „und darin bin ich unerträglich. Ich halte nicht darauf, daß man sie von vorn bis hinten mit anhört. Aber ich halte darauf, daß die Herren Kandidaten mindestens mit einem Nasenloch bei mir hereingerochen haben.“
Aber er hatte seine Methode der Kontrolle: Im Examen stellte er eine Frage, auf die es ankam. Sie lautete: „Wie kommt man in den Hörsaal für physikalische Chemie?“, und man konnte sie bei den baulichen Verhältnissen des Instituts wirklich nur aus eigener Erfahrung beantworten. Konnte man es aber, so hatte man in den Augen von Ottgott-Kalkonelli die nötige Reife — als Chemiker im Nebenfach natürlich.
Dirks Paulsen





„Vorwärts, José! Wir müssen hier fertig werden, damit wir endlich in Frankreich Ordnung schaffen können!“



„Ja, da schaug her, da kimmt a Bier — und i Depp wart' allerweil auf a Tor!“

Lieber Simplicissimus!

In einem Aufsatz „Erde und All aus dem Ur-Ei“, den ein Hamburger Blatt bringt, heißt es:

Der Entdecker des Blutkreislaufes und Begründer der Evolutionstheorie, der englische Physiologe William Harvey, hat den Satz geprägt: „omne animal ex voto“ ...

Wir suchen unser blühendes Latein zusammen und übersetzen: „Jedes Lebewesen entstammt einem Gelübde.“ Eine außerordentlich tief sinnige Behauptung, die man eher einem Philosophen als einem Mediziner zufragen sollte. Würden wir nur auch, wer denn eigentlich wem was geloben muß, damit ein Lebewesen entstehe. Handelt es sich um Eheversprechen? Muß etwa jede Mücke ... ? Gar nicht auszudenken. Sollte Herrn Harvey im tollen Wirbel des Blutkreislaufes ein plötzlicher Schwindel befallen haben? Ist die Psychologie des Physiologen in Unordnung geraten? Ach nein, der Unglückliche ward das Opfer eines ruchlosen Attenzitates: hätte nämlich der Herr Verfasser des Tageblatt-Aufsatzes nicht gerade in der Schule gefehlt, als in den lateinischen Vokabeln „votum, voti neutrum das Gelübde“ und „ovum, ovi neutrum das Ei“ dran war, so

hätte er den guten alten William sicher richtig zitiert: „Omne animal ex ovo.“ Jedes Lebewesen stammt aus dem Ei.“ Harvey, dem der Engel vom Dienst in der Himmelskantine das Tageblatt überreichte, bestellte im ersten Schreck auf lateinisch anstatt des gewohnten „Rührei“ ein „gerührtes Gelübde“, hat sich aber bereits von der Verwirrung erholt.

Maimorgen

Von Emanuel von Bodman

Noch schläft der Wald im Morgentau,
Die Blätter siehn verjüngt,
Als hätten sie das Himmelsblau
Zum erstenmal getrunken.

Das war einmal im Kinderland,
Daß meine Augen glühten,
Weil ich die erste Wiefe fand
Geführt mit solchen Blüten.

Das Leben ist ein heißer Lauf;
Zuch mir verjank die Wiefe ...
Und immer wieder tut sich auf
Die Tür zum Paradiese.

Wahres Geschichtchen

Ein biederer sächsischer Chauffeur gerät mit seinem schweren Lastwagen an der Westküste Holsteins von der Straße ab, und der Wagen ist in dem weichen Marschboden nicht mehr weiterzubringen. Einige in der Nähe beschäftigte Arbeiter weigern sich, zu helfen; sie kennen genau die Zähigkeit des Bodens und wissen, daß der schwere Wagen ohne Maschinenhilfe nicht flott zu kriegen ist. Leider versteht der Sachse die plattdeutsche Erklärung nicht und hört nur heraus, daß die Holsteiner nicht helfen wollen. Zu seinem Glück verstehen diese wiederum seine in reinem Sächsisch gehaltene Schimpfkanonade über ihre Faulheit nicht, sonst wäre es wohl nicht ohne Tötlichkeiten abgegangen. Erst mit Hilfe eines Trickers konnte der Wagen auf die feste Straße gebracht werden. Am gleichen Abend sitzt der Sachse mit mir im „Krug“. Sein Blick fällt dabei auf den schön gerahmten, aus den Freiheitskämpfen der Dithmarscher herrührenden Wahlspruch: „Lever duad, als slov!“ Als er die Übersetzung: „Lieber tot, als Sklave!“ hört, meint er mit dem Brustton innerster Überzeugung: „Das hab' 'ch heile schon gemerkt, daß 'ns hier nich gerne arbeiten!“



„Please, noch eine Tasse Tee, Darling — es gilt, zu zeigen, daß uns für die Sicherheit Englands kein Opfer zu groß ist!“

Examina

Der Professor war äußerst entrüstet, daß der Nachbarsohn nachts zu seiner Stütze gekommen war, und zwar, wie diese reu-

mütig zugab, auf dem Weg über den Zaun und mittels einer Gartenleiter. Der alte Herr stellte ihn, seinen früheren Schüler, deshalb bei nächster Gelegenheit. „Was haben Sie sich eigentlich gedacht“, schrie

er erbost, „als Sie wie ein Dieb in mein Haus einstiegen und dabei rücksichtslos den ganzen Verputz ruinierten?“ „Der Zweck heiligt die Mittel“, entgegnete jener schlicht.

Nach den Wahlen

(Wilhelm Schulz)

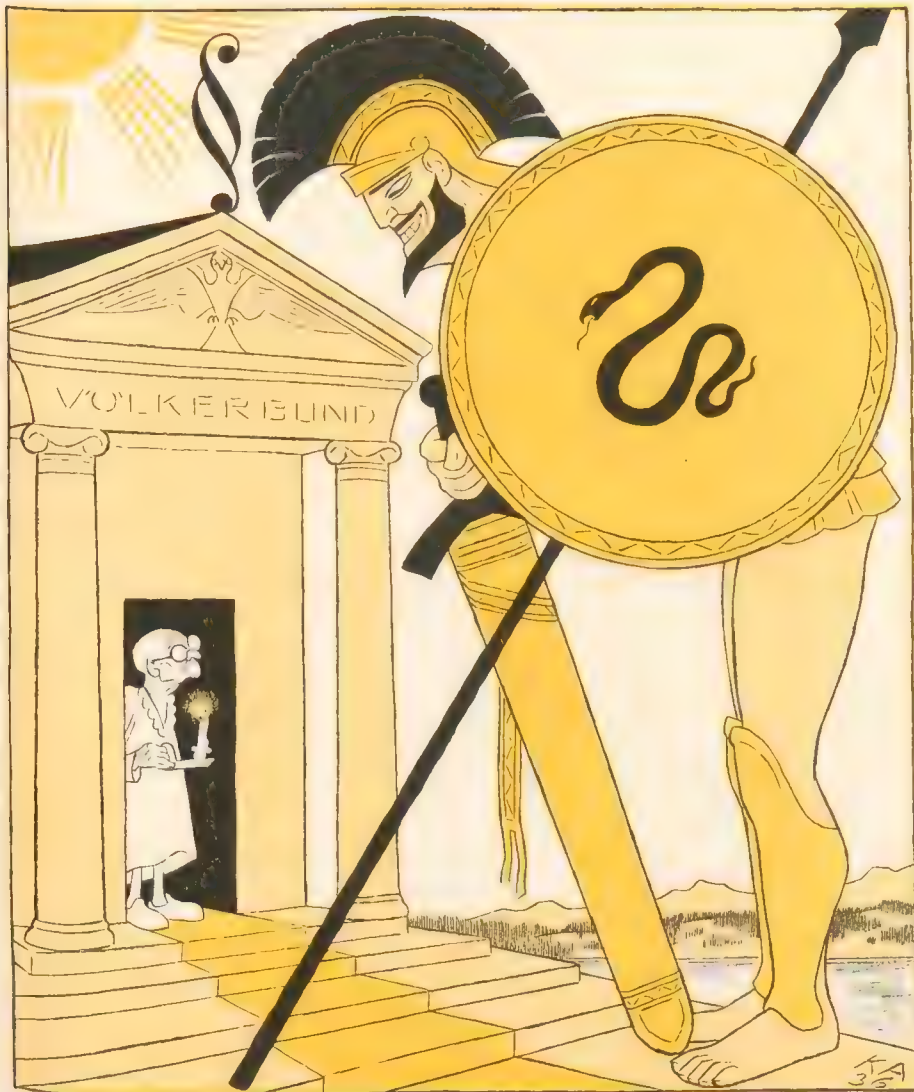


„Was für gesunde, rote Backen unsere liebe Marianne bekommen hat!“ — „Ich weiß nicht . . . das sieht mir schon eher nach Kongestionen und einem drohenden Schlaganfall aus.“

SIMPLICISSIMUS

Finale

(Karl Arnold)



„Verzeihung, daß ich Sie im Schläfe störe, aber ich wollte nur melden, daß Sie sich in Sachen Abessinien keine Sorgen mehr zu machen brauchen; dieser Akt ist inzwischen anderweitig erledigt worden.“

(Alfred Kubin)



Rechtfertigung

Du treibst mit Fleiß und Inbrunst Physiognomik,
Käsef zu raten.
Mit Gauselpfiff schaffst mein bißchen Sinn für Komik
den nötigen Braten.

Er jagt das Wild mit blinzeln in die Küche:
die lieben, kleinen,
die amüsanten innern Widersprüche
im Sein und Scheinen.

Herrje, wenn das die guten Leute wüßten,
die mit mir sprechen,
ich fürchte fast, sie würden sich entrüsten
und mit mir brechen.

Dies aber wäre keinesfalls richtig.
fehlt mir's an Güte?
Nehm' ich mich selber etwa gar so wichtig?
— J... Gott behüte!

Statistik

Die Laterne / Von Ludwig Bell

Nur unsere Stimmen sind lebendig. Wir haben kein Licht auf der Veranda gemacht. Fischer Folkerts hat mich noch heute mit tag gewart, nachts auf dem nahen Watt nach Krabben zu fischen. Er ist abergläubisch, der Alte, und meint, der Teufel drehe mir die Kompaßnadel in falsche Richtung, so daß ich mich verirren und ertrinken müsse. Darüber sprechen wir im Dunkeln, Inge und ich, und ich deute nach Norden, dort sei der Nordstern, selbst wenn der

Kompaß versage. Diesem Stern brauche man nur nachzugehen, dann könne man die Insel, auf der wir wohnen, nie verfehlen.

Inges Augen sind hell und groß auf mich gerichtet, ihr dunkles Haar sehe ich kaum. Sie bittet mich, nicht zu gehen, aber ich lache nur, dann hole ich mit viel Rumoren das Krabbennetz aus dem Geräteschuppen und den Elmer und zünde die Stalllaterne an. Warm sind die Lippen der Frau,

warm wie im Fieber, und ich erschrecke ein wenig und ermahne sie, schlafen zu gehen. Aber wie ich mich auf dem Wege umsehe, hat sie in ihrer Angst doch Licht auf der Veranda angezündet. Alle Häuser des kleinen Inseldorfes stehen schwarz daneben, wie mit Ruß auf den grauen Karten der Landschaft aufgetragen. Gelb aber ist unser Licht. Das ist schön zu wissen: In deinem Hause ist Licht.

Das feuchte Watt schimmert im Sternlicht wie ein einziger Silberstrand. Je tiefer ich ins Feuchte gerate, um so stärker leuchten meine Fußpfoten. Leise rauscht der Wind in den Netzmäusen; es ist Ostwind, der das Wasser aus den Prielen und Gräben treibt. Die Ebbe wird heute sehr flach werden. Jetzt die ersten breiteren Pfützen, ihre Ränder schimmern silbergesäumt: Meerleuchten!

Schaum glüht um die spritzenden Füße, es ist wunderbar! Die Ebbe hat noch nicht ihren tiefsten Stand erreicht, die Baaken — das sind kleine Baumgerippe, die als Merkzeichen für die Küstenschiffahrt längs der Flutlinie verankert sind — schauen noch nicht ganz aus dem Wasser. Ich stelle den Elmer und die brennende Laterne genau auf die Grenze von Wasser und Sand, ziehe den Rock aus, hänge ihn an eine Buake, nehme das Netz, das an einer rechenartigen Stange befestigt ist, von der Schulter und plüge los.

Das wird einen Fang geben, besonders jetzt in der Nacht, wo die Krabben das Netz nicht sehen! Die Ebbe ist so flach, daß die Strecke vor den Baaken mindestens zehn Meter wasserfrei ist. Rings rauscht leises Geschäume. Unheimlich, wie glühendes Sensenmetall schleichen auf der weiten Fläche lange breite Dünnungen. Phantastisch glüht vor mir jede Masche des Netzes, dessen Stange ich an die Brust gestemmt vor mir herschiebe, in dem schwarzen Wasser. Erschreckte Schollen schließen in feuriger Bahn schnurgerade wie eine breite Rakete durch die Flut, die mir jetzt um Leib und Hüften leuchtet, als ob diese mit Phosphor eingerieben seien. Merkwürdig lau, wie Öl, ist das Wattwasser. In tausend kleinen Funken spritzen jetzt die Krabben ins Netz, meterweit glänzt der Grund um mich wider von dem Tiergetümmel in der Tiefe, die ich aufwühle. Im Nu ist mein Netz voll. Ich stehe mit dem Rücken zum Inseldorf hin und drehe mich um, meine Laterne zu holen. Doch ein Schrecken fährt mir wie ein heißer Schluck durch die Brust: das Licht ist nicht mehr da. Ich habe es wohl zu dicht an die Flutgrenze gestellt, und so hat das steigende Wasser, das unheimlich, tödlich wieder angeschwollen ist wie ein feuchtes Untier, das Licht verdrängt.

Entsetzt sehe ich weiter: auch das Licht von Inge ist nicht mehr zu sehen. Und was ist das für ein Waschküchendampf, der meinen Leib langsam zu umspülen beginnt wie Milch?

Um Gottes willen: Nebel!
Nebel in der Nacht auf dem einsamen Watt... Wo hängt mein Rock? Mein Rock ist nicht wichtig, aber unter meinem Rock bin ich nicht daheim. Ich patsche geradeaus, das Wasser steigt mir bald bis an die Brust, ich schwebte schon halb in der aufkommenden Flut, meine Füße haben kaum noch einen festen Halt. Ich bin wie ein Tänzer ohne Schwerfart unter den Schollen, ich fühle nach meinem Halse: wo ist der Kompaß?

Er ist nicht mehr da; die dünne Schnur, an der er hing, muß beim Flischen zer-

(Schluß auf Seite 101)

Österreich

(Ola Gulbransson)

CLAF GULBRANSSON 36



„Also, beliaht bin i scho mehr, als mir liab is!“

Symbole

(E. Schilling)



Wo immer auch ein Friedenspflänzlein wächst – gleich schärft der Hammer die Sichel zum Mähen!

Die Laterne

(Schluß von Seite 98)

rissen sein, hat sich vielleicht beim Bü-
cken am Netzstiel verfangen . . . Es ist
mir, als ob in der feuchten Schwüle eine
eislige Hand meinen Nacken umspanne,
meine Blicke werden zu irr sinnigen Pfei-
len, die den Nebel durchbohren wollen
nach dem Nordstern.

Nichts, Milchige schleichende Nebelnacht,
sinnlos und deshalb alle Sinne von mir
nehmend.

Noch stehe ich mit dem Gesicht zur
Insel, das weiß ich ganz gewiß. Ist dort
nicht ein gelber Lichtschein, der den Nebel
durchdringt, das Licht von unserer
Veranda? Nein: dort! Seltsame phospho-
reszierende Hallen stehen da, dort am
Rande der ungeheuren grauen Nebel-
halle, deren Mittelpunkt ich bin: sie narren
mich! Beim Vorwärtsgang stoße ich mit
der linken Schulter schmerzhaft an einen
Pfahl. Ein alter Nagel daran reißt mir
den halben Hemdsärmel ab. Ich kenne
diesen Pfahl nicht, habe ihn am Tage nie
gesehen. Ich versinke urplötzlich, stoße
beim Schwimmen an etwas, das laut auf-
rasselt und mein Eimer ist, der hier un-
sichtbar herumtreibt.

Unheimlich, das Unheimlichste von allem,
hier auf etwas zu stoßen, das mir gehört.

Endlich habe ich wieder Grund unter den
Füßen. Meine Stirn ist naß, ob von Schweiß
oder Seewasser, weiß ich nicht.

Nach langem halb Waten, halb Schwimmen
sehe ich etwas Weißes in der Luft. Ich
greife danach: es ist jener Leinwandfetzen
von meinem Hemd, der da oben noch an
dem Nagel hängt: ich bin also im Kreise
gegangen . . .

Ich fühle, wie jetzt mein Gesicht fiebrig
glüht, und reibe es mit Seewasser ein.
Dabei erblicke ich im Spiegel des tückisch
seichten Wassers das Gesicht wieder,
eine Maske aus Phosphor. Mir kommt die
irrsinnige Idee, durch dauerndes Reiben
eine schwache Lichtquelle aus meinem
Gesicht zu machen, ich beginne zu
schreien, zu brüllen, bald bin ich heiser da-
von, und mir beginnen die Kniee zu zittern.
Irgendwo öffnet mich ein Echo.

Steht hier ein Schiff, dessen Segel oder
Bordwände den Hall meiner eigenen Stim-
me zurückwerfen, denn wie käme sonst
ein Echo auf dieser leeren Nebel-
und Wasserfläche zustande? Ist es eine Hallu-
zination meines fiebrigen Hirns?

Ich rufe wieder, und das Echo kommt —
es ist lauter, und es ist gar kein Echo —
da dröben hat sich jemand heiser ge-
schrien wie ich! Das Meer hebt langsam
seinen Wasserbauch hoch, während ich
auf die Stimme zugehe, die Stimme, die

vielleicht wie ein weißer Ballon im weißen
Nebel hängt, im Nebel, der mich ins Was-
ser drückt, im Wasser, das beim Schwim-
men wie mit ganz weichen Tüchern um
meine versinkenden Waden spielt.

Das Seewasser spucke ich aus, diese
teuflisch bittere Fleischbrühe, da kann
ich wieder rufen, und auch das Echo
kommt wieder. Es ist lauter als meine
Stimme diesmal, also kann es doch kein
Echo sein — jemand ruft meinen Na-
men — und eine der Nebelhallen vergrößert
sich, und in ihr ist ein starker gelber
Punkt — und das ist eine Laterne, und
zwei Menschen stehen dabei. Sie öffnen
den Mund, aber ich höre sie nicht rufen,
ich vernehme nur noch das sanfte Gluck-
kern im Ohr, dann kann ich auf einmal
wundervoll schwimmen, mein Kopf mit dem
nassen Haar ist wieder in der Luft, und ich
höre meinen Namen rufen, ganz nahe,
ganz nahe am Ohr.

Sie reißen mich hoch an den Armen, schlep-
pen mich zu der Stallaterne, deren Licht
sogelb ist, daß mich der Glanz des nassen
Sandes, auf dem sie steht, in den Augen
schmerzt . . .

Es ist Inge und der alte Fischer Folkerts.
Sie verschranken die Arme kreuzweise,
sie nehmen mich, den völlig Erschöpften,
huckepack — und unter mir schaukelt die
Laterne, die mir Kompaß und Rettung war.

Dienst am Kunden

(R. Kriesch)



„Z' mager, hot s' g'sagt, is ihr dös Bleam! Ja, nacha soll s' halt glei a fleischfressende Pflanz'n
kaffa, bal sie s' danähr'n ko!“

EINBANDDECKE und Inhaltsverzeichnis

zum „SIMPLICISSIMUS“, 40. Jahrgang, II. Halbjahr, Oktober 1935 bis
März 1936 sind herausgekommen. Preis in Ganzleinen RM. 2.50 zuzüglich Porto.

Lassen Sie Ihre
gesammelten Hefte binden!

Bestellungen nimmt entgegen: der Buchhändler und der
SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13. Postscheckkonto Münch. 5802.

Kreatürliches

Drei Regenwürmer, naß geregnet,
find unterwegs mir heut' begegnet,
als ich betrübt spazierengel
und sehr verfedete Grillen fing.

Das Mailaub tropfte schwer hernieder,
darüber schwamm ein Strauß von Glieder,
schloßweißer Glieder, knospenrein,
verschloß'nen Duftes, kühl und fein . . .

Kein Mensch war sonst in der Natur;
ich — und die Regenwürmer nur.

Den längsten sprach ich an: „O Wurm,
wohin in diesem Frühlingsturm?
Sag, Regenwurm, wo gehst du hin?
Mußt du die dunstige Straße ziehn,

und glaubst auch du, im andern Gras,
da ruft dich was?

Ich meinerseits such' hin und her
und finde immer weniger . . .“

Der Regenwurm — 's war eine Sie —
tief nur in Eile: „Stille, wie?“ III. D.

Garrisch als Wohltäter

Ein bekannter amerikanischer Filmschauspieler — hier nennen wir ihn Garrisch — war be-

rühmt wegen seiner Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft ärmeren Kollegen gegenüber. Er erntete nicht gerade immer Dank, aber er verlangte ihn auch nicht. Einmal passierte ihm aber doch etwas, was ihm über die Hutschnur ging.

Eines Tages kam ein Kollege zu ihm, der schon lange Zeit ohne Engagement war.

„Lieber Garrisch, du mußt mir helfen: Ich habe alles verloren, sogar meinen Frack. Nun habe ich morgen in einer Gesellschaftsszene eine kleine Rolle zu spielen und muß mir einen Frack ausleihen. Kannst du mir zehn Dollar leihen?“ Garrisch ließ ihm die zehn Dollar. Am Abend traf er den Kollegen in sehr gehobener Stimmung und fand sehr schnell heraus, daß die zehn Dollar in Cocktails und Whisky aufgegangen waren.

„Und was ist mit dem Frack, den du dir ausleihen wolltest?“ Der Kollege lächelte treuherzig.

„Weißt du, lieber Garrisch, ich habe mir gedacht, wir beide haben doch ungefähr dieselbe Figur, und diese Fracks, die man in den Geschäften ausleiht, sind ja doch nichts wert. Wenn du mir für die Szene deinen eignen Frack zur Verfügung stellen würdest —?“ Garrisch kanzelte den Bruder Leichtsinns tüchtig ab, aber er war zu gutmütig, um nicht auch diesen etwas schlechten Scherz zu verstehen. Der Kollege durfte sich am nächsten Morgen den Frack abholen.

„Nimm dich aber in acht damit, das Ding hat hundertzwanzig Dollar gekostet“, warnte Garrisch.

Am nächsten Tag wartete Garrisch auf seinen Frack und am übernächsten auch. Am Abend fuhr

er kurz entschlossen zu dem Kollegen. Wieder konstatierte Garrisch Cocktails und Whisky. „Wo ist der Frack?“ herrschte er ihn an. Der Kollege sah ihn verglast an.

„Garrisch, du hast gelogen! Der Pfandverleiher sagte, das Ding wäre keine fünfzig Dollar wert, und hat mir nur zwanzig darauf gegeben.“

Wütend ließ sich Garrisch die Pfandmarke geben und löste seinen Frack aus, mit dem feierlichen Schwur, diesem undankbaren Halunken nie wieder etwas zu borgen.

Zwei Wochen später klingelt es bei Garrisch. Der Kollege steht wieder da. Sein Gesicht ist verzweifelt und seine Stimme dem Weinen nahe.

„Lieber Garrisch, ich habe seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Leih mir, bitte, noch zwanzig Dollar, ich schwöre dir —“

„Ganz ausgeschlossen, lieber Freund, von mir bekommst du nichts!“

„Garrisch, pump mir wenigstens zehn Dollar, ich will mich nur mal wieder tüchtig satt essen, nichts weiter.“

„Dazu braucht man keine zehn Dollar.“

„Dann gib mir wenigstens fünf, — Ich verspreche dir, keinen Alkohol dafür zu kaufen.“

Garrisch läßt sich erweichen und gibt ihm fünf Dollar. Als er am Abend in ein recht vornehmes Lokal geht, um zu essen, sieht er seinen Freund dort bei einem riesigen Hummer sitzen und ihn mit Behagen verschlingen. Garrisch ärgert sich. Ausgerechnet in dieses Lokal muß der Kerl gehen, wo er das Doppelte zu bezahlen hat, und außerdem muß er sich Hummer bestellen, um seinen Hunger zu stillen! Er tritt an den Tisch.

„Hör mal, lieber Freund, ich gönne es dir ja von Herzen, daß du dich satt ißt; daß du aber bei deiner traurigen Finanzlage ausgerechnet Hummer auf geborgtes Geld hin bestellst, ist mir etwas rätselhaft.“

Der Kollege sieht ihn beinahe traurig an: „Wenn ich kein Geld habe, kann ich keinen Hummer essen, — wenn ich Geld habe, soll ich keinen Hummer essen. Wann soll ich die Hummer essen?“

Siegfried Schmidt

Aus Schwaben

Oskar hatte ein bißchen über den Durst getrunken. Aber es war noch nicht schlimm. Trotzdem fühlte sich ein würdiger Herr, der regelmäßig die dunklen Gassen abstreift, um verlorne Seelen zu „retten“, bemüht, Oskar ins Gebot zu nehmen. Er redete fleberhaft auf Oskar ein; schilderte den Abscheu, den er empfinde, wenn er vom Alkohol Angesäuerte sehe; gab den unabänderlichen Willen kund, nicht zu ruhen und zu rasten, bis der letzte den Klauen des Alkohols entrisen sei. Oskar sah ihm milde ins hektisch gerötete Gesicht; dann sagte er fast gütig: „Dees ischt ja schön und gut; aber glaube Se, daß Se dadurch d' Besoffenheit aus dr Welt schaffe!“

Wir besuchten neulich einen Bauern. Mein Begleiter konstatierte dabei mit leichtem Grinsen, daß aus erster und zweiter Ehe zusammen elf Kinder am Leben waren. „Donnerwetter“, rief er erstaunt, „das scheint mir doch eine fruchtbare Gegend zu sein!“

„Schtemmt!“ erwiderte der Bauer und streifte meinen etwas schmalbrüstigen Kollegen mit einem flüchtigen Blick. „Aber wenn einer kol Kerle ischt, nützt de ganz Gegend nix.“

(A. Sailer)



Assoziation. „Du mußt mir die heilige Versicherung geben, daß du mir treu bleibst!“ — „A propos — Versicherung — wie hoch ist sie?“

Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität

Hungerstreik im Gefängnis von Marsala

Von Ernst Gärtner

Abends spät klopfte es. Wir saßen an der Petroleumlampe und arbeiteten, erzählten. Es war drunten in Südtalien in einem Gebirgstädtchen am Meer bei Mutter Anna. Mutter Anna — das muß ich noch sagen — hatte ein großes, liebevolles Herz für alles, was deutsch war. Sie war die Mutter von all uns Jungen, die da unten wanderten, suchten und auch sich verloren. Es klopfte also. Ich ging ans Tor, hob den Riegel zur Seite: im Mondlicht stand auf steller Stiege Hannes, der Malersmann, hinter ihm zwei braune Gestalten. Ob sie wohl schlafen könnten? Ja, sie sollten nur hereinkommen! Aus Sizilien kamen die beiden, Heinrich, stellungsgeloser Kaufmann aus Frankfurt, und Schorsch, ebenso stellungsgeloser Mechaniker aus Mainz. Saubere, muntere Burschen. Bald waren sie am Erzählen, froh, Landsleute gefunden zu haben, die gern und ohne Groll zuhören. So bekamen wir auch die Geschichte vom Gefängnis in Marsala zu hören.

Ja, in Marsala war gut leben. Stand doch eine Weinfabrik neben der andern, und die Sizilianer waren freigebig mit dem edlen Trunk. So hatten auch unsere beiden getrunken, was ihnen geboten wurde. Jetzt galt es, Quartier machen. Bei einem Bauern fand sich ein Stall. Doch der Bauer meinte, der wäre für seinen Esel, auf dem sein Eheweib noch spät von dem Besuche bei Verwandten heimkehren werde. Dies störte die Burschen aber wenig. Der eine besetzte das Quartier, der andere lief schnell zum Padrone ins Haus, um Stroh zu holen, was er selbsterweise auch bekam. Nun schliefen sie bald fest und tief. Da — Rütteln an der Tür. Lampenlicht, blitzende Säbel und Helme. Der Bauer hatte die Karabinieri geholt. Jetzt waren alle festgenommen wegen unerlaubten Eindringens in fremdes Besitztum, wie das so schön genannt wird. Und auf, auf ins Gefängnis! Unsere beiden hatten aber durchaus nicht die Absicht, dort einen Erholungsurlaub zu nehmen. Sie taten nun etwas, was in Sizilien noch nicht vorgekommen war. Sie streikten Hunger. Der ganze Polizeiparapparat geriet in Aufregung. Sie

kamen zum Kommandanten, zum Bürgermeister, zu allen hohen Behörden, wurden beschworen, angefleht, angeschauet, doch zu essen, sie mußten doch sonst sterben. „Bei der Mutter Gottes, so eßt doch!“ Aber die Tedeschi aßen nicht. Ganz Marsala geriet in Aufregung. Man riefte sich die Haare, man bariet. Es half ja alles nichts. Schließlich gab es nur den einen Ausweg: sie wieder freizulassen. Und so zogen die beiden nach zwei Tagen Haft wieder ab. Wie es so geht in einem gastfreien Land, sie bekamen wieder Wein. Schließlich brauchten sie Brot dazu. Aber woher nehmen, wenn man kein Geld hat? Da fiel dem einen ein königlicher Gedanke ein. Sie hatten doch im Gefängnis noch zwei Rationen

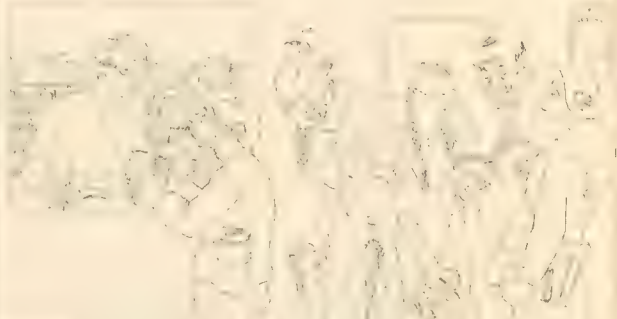
gut. Die mußte man holen. Und siehe da, gegen diese gerechten Ansprüche hatte die Polizei nichts einzuwenden. Die beiden bekamen ihr Brot zum Wein und loben die Gerechtigkeit Marsalas bis ans Ende der Zeiten.

Lieber Simplicissimus!

Wir sprachen neulich in einer Gesellschaft über Musikpflege. Ein Herr wandte sich ziemlich scharf gegen den öden Konzertbetrieb und empfahl temperamentvoll, daß die Hausmusik wieder zu Ehren komme. „Ganz meine Meinung“, flötete da ein junger Bäckfisch, „zu was hat man denn Schallplatten?“

Ablenkung

(Toni Bleich)



„Ham Se nich wat Uffregendes für meine Oile? So wat braucht se nämlich, sonst fängt se an, sich über mir uffzuregen.“

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Holzstraße 31
Die originalste
deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler zur Linde
Merburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Künstler-Lokal

Mio Lind und der Matrose

brotschlacht M. — 80

Be-Voranschauung auf unser Postcheckkonto
Nr. 5502 München erfolgt Franko Zusendung

Simplicissimus-Verlag
München 13

DER QUERSCHNITT

DIE WELTBERÜHMTE MONATSSCHRIFT

NEBEN PREIS MARK
ÜBERALL ERHALTLICH

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenerkrankung mit Funktionsstörungen, verbunden mit Schwäche der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ersten Standpunkt aus ohne weitere Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Preis Mk. 1.50. Zahlung nur nach Empfang. Selbstverlag Postfach Nr. 15, Schwabenheim 67 bei Mainz.

Auch kleine Anzeigen sind im „Simplicissimus“ wirkungsvoll u. bringen Bestellungen aus ganz Deutschland von guten Kunden.

Diese Größe kostet:

75 mm = Mk. 15,—

Verlangen Sie ein unverbindlich. Angebot!



Teske

Zum Zeichnen, Skizzieren od. Malen für lang u. all nachverläng. Mod. od. Naturbildgröße 11x12 cm RM 2.50 Bildgröße 20x25 cm RM 3.50 8 Tage Rückgaberecht, Nachnahme

Teske-Verlag
Dresden-A 21
Bärenstraße 73

BUREAU
ZITUNGSAUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
CORNBURGSTR. 7 A 10704W 4807 8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN, INSERATEN
IN- UND AUSLANDES
IM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Dichter in Gewissensnöten

(Ch. Girod)



Das Lachen / Von Edmund Hoehne

Es war ein ganz nüchternes Fazit, das Ferrenkofer wie mit dem Rechenschleier kühl und sachlich ermittelte und das er einem Geldgeber zu Lausanne, der ein großes Haus ererbte hatte, ohne einen Verwendungszweck dafür zu wissen, vorlegte.

Er referierte: „Die Schweiz ist von jeher der geeignete Boden für die Sammlung allfälliger Regungen. Amerika, England, Dänemark, Jugoslawien — kurz: die Welt sucht für ihre Söhne und Töchter Erziehungsinstitute von Niveau, Niveau in arithmetischer wie geistiger Bedeutung; beides nicht zu hoch, nicht zu tief. Bisher war die eine Bildungsstätte französisch, die andere englisch orientiert. Es gilt, diesen Richtungs dualismus zu beseitigen, ohne dabei einen farblosen pädagogischen Internationalismus zu propagieren. Nein, die verschiedenen Stämme, die der Globus trägt, sollen durchaus das Brot dieser Erde zu essen bekommen, das Werkzeug ihres realen Berufs in die Hand bekommen. Das ist das neueste Bedürfnis. Ihr Haus sei die Herberge.“

„Eine Phrase“, erwiderte der Bankier. „Was bedeutet das in der Praxis?“ „In der Praxis wenig, in der Zeitung eine neue Reklame an Stelle des:

Mlle Rougeâtre, Pension Orléans, on ne parle que français. Vue du monde, oder

Miß Longchin, boardinghouse for boys, English conversation and education.

So lasen es längst schon alle Urgrößen.

„Ich verstehe“, sagte der Finanzmann. „Aber mein Einfluß auf die Presse ist beschränkt. Nur ein kleines Blatt steht mir zur Verfügung. Annoncen sind teuer. Sie wollen Ihr Honorar —.“ „Ich bin genügsam“, beruhigte der neue Pestalozzi. „Ich will mich nicht versteilen, ich habe keinen Erwerb: Arbeit ward in der Schweiz knapp. Lassen Sie mich reisen, dritter Klasse oder mit dem Frachtdampfer: Ich bin mit einem Feldbett und Bratkartoffeln zufrieden, liege ich nur nicht auf der Straße, ich suche alle Lehrervereine, alle sozialen Klubs auf und halte dort Gratisvorträge über das neue Erziehungsideal.“

„Ein kläglicher Anfang. So dringen Sie nicht zu den Eltern erwünschter Pensionäre vor.“

„Doch. Es führen stets Quellbäche zu größeren Wassern. Ich muß als neue pädago-

gische Persönlichkeit gelten, schlicht, unaufrichtig und doch zäh, uneigennützig, weit gereist, allumfassend gebildet, ohne dabei Würdenvergatterung und Brotakademismus zu treiben.“

„Das stimmt — Sie haben keinerlei Examina abgelegt.“

„Das kann mein Vorteil werden.“

„Es kann —.“

„Es gilt ein Wagnis. Alle Romantik schätzte den Autodidakten, den selbstmaden. Mißlingt mein Plan, bin ich wenigstens ein im Ausland gewesener Angestellter für Ihr Büro.“

„In Ordnung, sofern Sie auch meine Geschäftsadressen aufsuchen.“

„Gerne. Ein guter, moderner Jugenddenker muß auch das Wirtschaftsleben kennen.“

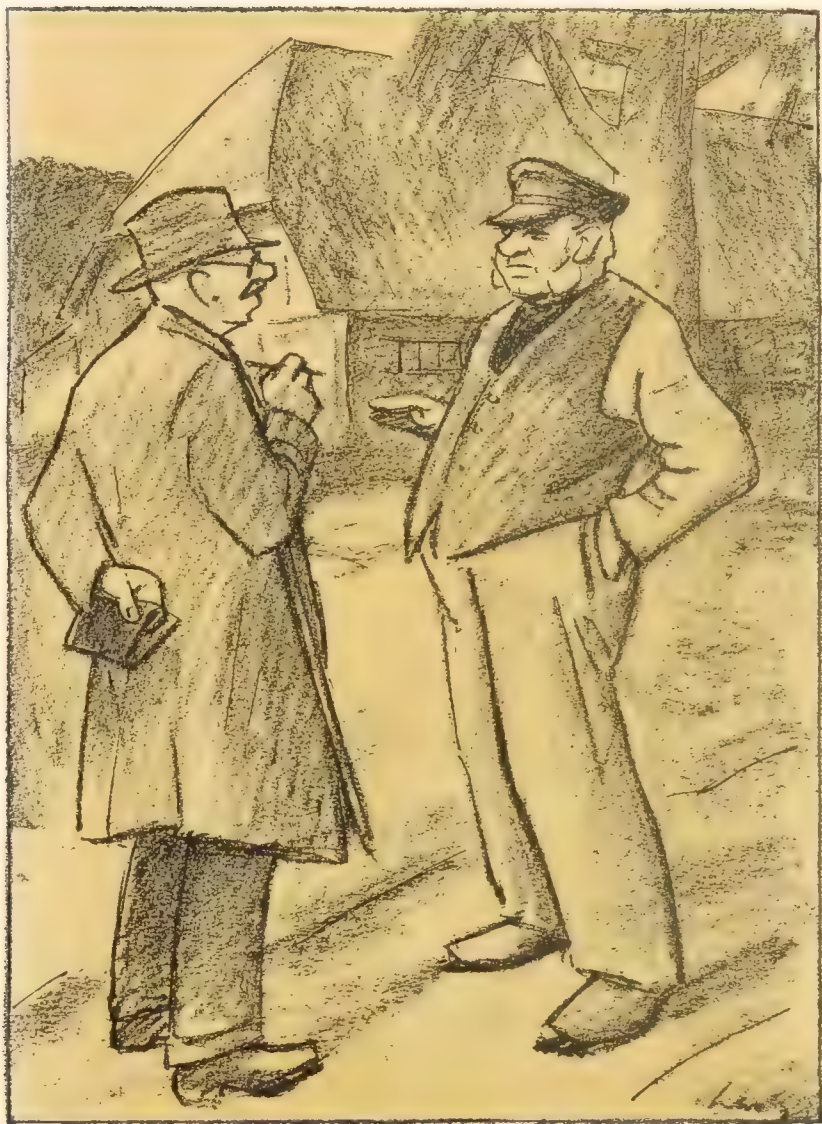
„Und ein guter Wirtschaftler die Jugend. Reisen Sie in Gottes Namen los.“

So tauchte denn Ferrenkofer in den Hauptstädten der Länder auf, energisch und doch gütig, ein idealistischer Sucher, stets gut frisiert, bescheiden und zugleich bedeutsam, vor allem aber Schweizer, Bote des Universalien. Er sagte in London: „Kopenhagen erwähnte —“ und in Wien: „London bejahte —“. Er kam den Dänen skandinavisch, den Amerikanern angelsächsisch, war für Söhne männlich, für

(Schluß auf Seite 106)

Ein harter Schädel

(Wilhelm Schulz)



„Lat mi ut mit dine Bank — min Erspores bliwt im Strump und damit basta!“ „Und de ganzen Zinsen, de Se dabi verleert?“ — „Döskopp! Daför leg' ick doch ümmer 'ne Klenigkeit extra bi Siet!“

Die gute alte Wochensuppe

Urgroßmutter wird jetzt neunzig Jahre,
Und sie hängt an manchem alten Brauch.
Ihre Ansicht ist die einzig wahre.
In der Wochenpflege auch.

So zum Beispiel ist ihr gänzlich schnuppe
Diese neue Nahrungswissenschaft.
Nur die gute alte Wochensuppe
Gibt jungen Müttern Kraft!

Sehr viel Wasser. Drin ein bißchen Semmel.
Butter, doch nur wenig. Oder Schmalz.
Ein paar Stücken Zucker. Etwas Kümmel.
Eine Meßerspitze Salz.

Als die ein'ge Stärkung und Erfrischung
Soll, so will's der Brauch, die junge Frau
Stündlich (auch des Nachts) von dieser Mischung
Einen Teller essen. Lau.

Und dies während zweier langer Wochen ...
Die Hebamme aber lächelt still,
Und die Mädchen dürfen alles kochen,
Was die Mutter haben will.

Urgroßmutter möchte gähnen, reffen,
Ehe es vorbei ist und ja spät ...
Habe sie in fünfzehn Wochenbetten
Diese Suppe je verschmäht?

Alle Stunde bringt sie die Terrine,
Doch die Schüssel wird und wird nicht leer.
Und sie nimmt sie mit gekrümmter Miene
Und begreift die Welt nicht mehr ...

Joseph Kange

Das Lachen

(Schluß von Seite 104)

Töchter gefühlvoll. Mit einemmal galt er
als präceptor mundi; es fehlte wirklich
einer und darum ward er es.
Das Institut kam zustande, elegant und
teuer, zugleich derb und dörflisch, wundert
euch nicht. In Balde führte eine Schweizer
Bank für Ferrenkofer ein stattliches Konto.
Jetzt hieß es nachträglich, all das
Skandinavisch - Angelsächsisch - Gallicisch -
Universale in ein gerundetes System zu
bringen.

Gut honorierte Doktoren stellten ein Buch
zusammen — es fügte sich friedlich anein-
ander, Rousseau und Cecil Rhodes stan-
den dabei Pate. Ferrenkofer legte die
letzte Felle daran. Selbstverständlich gab
es bei soviel Lesen und Schreiben auch
mancherlei Anempfindungen, die er in nahe-
liegender Selbsttäuschung für sein seeli-
ches Eigentum hielt. Eigentlich umfaßte

das Werk nur Gemeinplätze, geköpfte
Aphorismen des Geistesadels. Ferren-
kofer versandte Gutachten über seine
Zöglinge, deren psychologisches Verständ-
nis für ihre jungen Seelen sich durch
die ungeschützte Haut der Eltern fraß.
Die jungen Leute waren gern bei ihm,
weil er sie anhielt, sich über die Schüler
anderer Institute zu überheben.

Besichtigungskommissionen wurden zufrie-
den gestellt. Die Eltern beruhigten sich
über den amtlichen Stempel, den die Re-
gierung auf die Zeugnisse drückte, und
sagten, kamen ihnen Zweifel: „Nichts ist
volkommen.“

Da war es dieselbe Jugend, die sich
emport. Ein junger Norweger spürte in-
stinktiv die Eiskälte hinter der anfangs
bescheidenden Anteilnahme. Ferrenkofer's,
die nichts war als ein Lockartikel der
Firma für fabrikmäßige Seelenausbildung.
Sein Lachen entlarvte ihn. Es ist eine

Musik im guten Lachen, die kein Hexen-
meister der Welt nachahmen kann. Es ge-
hört dazu — es klingt paradox — ein tiefes
Gefühl für das Tragische. Nur der große
Ernst kann herzlich lachen. Tollte die
Schülerschaft über den Rasen, hörte sie
das erzwingende Hinterdrein- und Dröber-
wegklappen vom Kehlkopfzucken ihres
Mentors. Sie horchte auf: Dies Schepfern
flog nicht auf Gottes Schwingen, sondern
flatterte ängstlich und unsicher, so laut
es tönen mochte. Kein Mitwandern, kein
Mit-auf-Stroh-Schlagen, kein Suppenkessel-
schüren, kein kameradschaftlicher Händ-
druck überzeugte jetzt mehr.
„Lachen Sie ein einziges Mal richtig und
wir folgen Ihnen durch Not und Tod“,
rief der junge Osloer. Ferrenkofer an-
wortete pathetisch:
Ein halbes Jahr später stand sein Betrieb
leer. Man wandte sich dem eignen Volks-
tum zu.

Gastfreundschaft

(R. Kriesch)



„Altmodisch is halt so a Aquarium . . .“ — „Aber praktisch! Wann früher a B'suach kommen is, hat
mei Frau allweil an Kaffee kochen müass'n, und jetzt zoagt ma einfach die Fischerln her.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Zeugungspreise:** Die Einzelnummer **RM — 80**; Abonnements in Vierteljahr **RM 7 —** • **Anzeigenpreise:** für die 10 gespaltenen Millimeter-Zeile **RM 20** • **Anzeigenannahme:** P. C. Meyer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** E. Gelschauer, München • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 • **Copyright 1936** by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, O. 12 193 1 Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort:** München • **Postleitzahl:** München 8002 • **Druck von:** Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Lieber Simplicissimus!

Es gibt schreckliche Menschen. An keinem lassen sie ein gutes Haar. So eine sechsfache Kränzenschwester, die neulich bei unserm Arzt saß. „Haben Sie schon gehört, gnädige Frau“, fragte er im Laufe des Besuchs, „daß bei den jungen N.s heute früh ein Junge angekommen ist?“

„Ahl!“

„Ja, ein Siebenmonatskind?“
„Ein Siebenmonatskind?“ Die Dame lächelte innig. „Nun, mein lieber Herr Doktor, das sagt man dann ja immer!“

„Gewiß . . . aber in diesem Fall: N.s sind nämlich schon zwei Jahre verheiratet.“

„So!“, sagte die Dame, keineswegs vernichtet. „Wissen Sie das so genau, Herr Doktor?“

Die jungen Burschen wurden von einem Polizeibeamten angetroffen, wie sie sich an einem halbgeöffneten Schaukasten zu schaffen machten. Einen Diebstahl vermutend, nahm er sie auf die Wache mit. Dort stellte es sich nach langem Hin und Her heraus, daß der Kasten schon vorher offen gewesen war und daß sie nur Neugier getrieben hatte, zu untersuchen, ob es sich bei den ausgestellten Waren um Attrappen handle. Man mußte sie also notgedrungen wieder entlassen. Während über die verursachte Schererei meinte der Beamte streng: „Verschwinden Sie — und lassen Sie sich nicht wieder blicken, bis 'n richtiger Diebstahl in Frage kommt!“

Zehn Jahre war Benz Kassierer bei Deumig & Co., da faßte er sich ein Herz, ließ sich dem alten Deumig melden und erklärte: er sei nun soundso lange im Hause, und wie es denn mit einer kleinen Aufbesserung stünde?

„Zulage?“ knurrte der Alte, schmerzlich berührt. „Dafür müßten Sie mir schon mindestens zwei gute Gründe angeben können . . .“

Benz atmete tief, dann sprach er mutig: „Zwillinge, Herr Deumig!“

Ein Verwandter von mir verbreitete sich neulich über die Minderwertigen und verlangte Maßnahmen ihnen gegenüber, damit die Normalen durch sie in ihrer Entwicklung nicht gehemmt würden. Ich stimmte zu. „Und was?“, fragte ich interessiert. „rechnet du zu den Normalen?“ „Leut' wie mi“, antwortete er schlicht.

Schiller

Im Dresdner Staatlichen Schauspielhaus gab es vor Jahren einen Logenschließer, den man getrost als Geheimrat oder hochbühnen Kammerdiener hätte auf die Bühne stellen können, so ehrwürdig sah er aus. Dabei war er aber mittelarm und zutunlich, und so hatte ich als häufiger Theaterbesucher bald Freundschaft mit ihm geschlossen.

Nun wurden damals gerade die „Räuber“ neuinstudiert herausgebracht, zum ersten Male ungekürzt, mit allen Krabheiten, allem Schwung.

Als ich am Abend der ersten Aufführung erschien, um meinen Platz im dritten Rang einzunehmen, sagte mein Freund, der Logenschließer: „Na, Sie werden schaudern . . .!“

„Wieso?“ fragte ich.

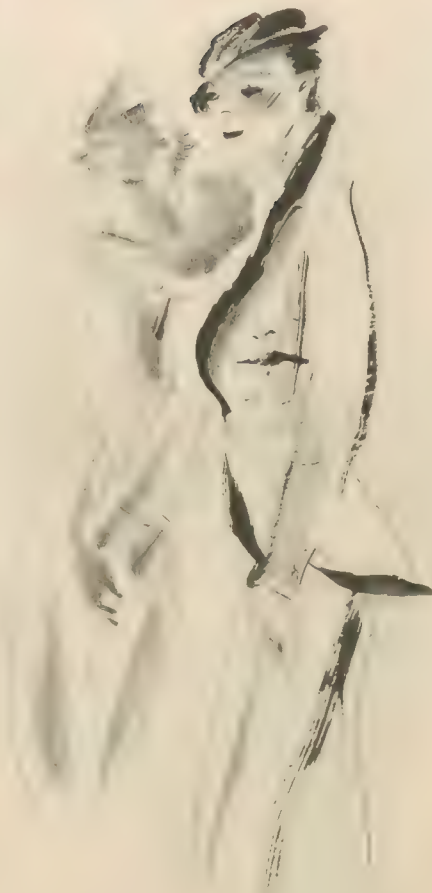
„Ich habe mir heute vormiddach die Generrahlbrobe angeschäh . . .“

„Und hat's Ihnen gefallen?“

Da schüttelte er das Haupt und versetzte ehrlich bekümmert: „Das is ja ein massiefes Schtück! Un ich hau' immer gedacht, Schiller is ä honedder Mann! A Glassigker . . .!“

Aufklärung

(Paul Scheurich)



„Wie ist denn das, Inge, wenn man einen Antrag bekommt?“ —
„Das weiß ich nicht; mein Mann wurde von mir geheiratet!“

K. d. F. auf Rügen

(E. Thöny)



„So wenn es überall an meinen Küsten zügte, dann hätte die Welt bald ein anderes Gesicht!“

SIMPLICISSIMUS

Pfingst-Blum-Orakel

(Wilhelm Scholz)



„Er liebt mich . . . von Herzen . . . mit Schmerzen . . .“



„Sixt as, i hob 's glei g'sagt: blei'm ma dahoam!“

Was tut die kleine Eule in Athen?

Von
Nikolaus Schwarzkopf

Um Pfingsten widerfuhr Hans Knoll, dem Geistigen, oft etwas Besonderes. Heuer kam eine Kiste aus Athen für ihn an. Ein wenig erregt, wie's seine Art schon lange nicht mehr war, griff er nach dem tönernen Frauenfüßlein, das auf dem Tisch stand, als könne, was heute vor sieben Jahren begonnen, sich nun fortsetzen und vollenden. Er stellte sich vor das Klassenbild seiner ehemaligen Schülerinnen, in deren Mitte Elsa stand, Elsa mit den schnippisch zugekniffenen Augen, Elsa, deren Fuß Hans an jenem Pfingstamstag geknetet, Elsa, die Hans an jenem Samstag zum ersten und einzigenmal geküßt hatte.

Er stand nach einer Viertelstunde im Zollamt vor einer Kiste, die von einer griechischen Weinhandlung abgeschickt worden war. Der Beamte brach die Kiste auf und schnupperte, als rieche er Wein. In Holzwohle eingewickelt zeigte sich endlich ein Marmorbrocken, so groß wie zwei aufeinandergelegte Backsteine: ein Fuß, ein Frauenfuß, untarn Knöchel abgeschlagen: ein tanzender Fuß, der nur mit den Zehen die Erde berührte, feinsten pariser Marmor. Niemand anders als Elsa konnte ihn geschickt haben! Es lag aber kein Brief bei, keine Karte. Hans Knoll starrte ziellos in den Lagerschuppen und sah zwischen Ballen und Fässern Elsa. Der Neckar floß da, zwischen den Hügelu breitete sich wie ein Teppich die Wiese hin, und aus dem Marmorbrocken wuchs Elsa empor. Sie bewegte sich gerade noch ein wenig: sie raffte das Oberkleid in vorsichtigem Griff zusammen, die feierlich vorgewölbte Hüfte warf mit verhaltenem Zucken die Falten zurecht, und in lieblicher Verlegenheit wandte Elsa das Angesicht nach dem Gipfel hinauf.

„Suchen Sie noch etwas?“ fragte der Zollbeamte, und Hans Knoll schrak auf und ging.

Die griechische Tänzerin, die zu diesem Stein gehörte, lag wahrscheinlich verschüttet im heiligen Berg, aber Elsa lebte. Elsa lebte und dachte an Hans Knoll!

Hans mußte nüchtern bleiben und betrachtete deshalb den Stein, ob er seinen verhöhten Ansprüchen genüge. Er genügte: es war ein ganz sauberes Werk, bis in die kleinste Fußzehe durchblutet. Im Tanz erstarrt, überrascht und erstarrt. Eine Inschrift trug er auch, eine antike. Hans war so glücklich, sie entziffern zu können. Sie bedeutete: Schön, was? Der Künstler haschte nach dem Beifall der Menge, obgleich er's nicht nötig hatte! Oh, dachte Hans, die Liebe versteckt sich hinter assyrischen Scherben, hinter parischem Marmor, hinter Rosen aus dem Rheingau: was ihr gerade in den Weg kommt, das benutzt sie, wenn sie meint, sich verstecken zu müssen.

Er lief hinaus an den Rhein. Er entschloß sich, koste es, was es wolle, den Schritt ins feierliche Haus zu tun, wo Elsas Eltern wohnten. Einst hatte er sich von den goldenen Buchstaben abhalten lassen, die überm griechischen Portal prangten: In arte voluptas! Zu deutsch: In der Kunst ist das Vergnügen! Einst hatte Hans diese Buchstaben selbst im Traum gesehen, hatte im Traum seines lumpigen Lebens hohngelacht, hatte sich gesagt: Wo Liebe ist, da kann selbst ein Rüpel barfuß umherlaufen und kann die an sich hübschen Übereinkünfte der Menschen untereinander verhören; die Diener haben ihn zu gehorchen, und die Herrschaften ringsum haben ihn zu achten, weil die Prinzess es so will.

Aufrecht eilte Hans aufs Portal zu, und indem er die breite Treppe hinanlag, sagte er Stufe um Stufe für sich: „Was — tut — die — kleine — Eule — in — Athen?“ Aber die Herrschaft war bis morgen verreiselt, und Hans Knoll wollte das Mädchen nicht fragen: so was gehört sich nicht.

Er ging heim. Vom Dom schlangen schon die Pfingstglocken: v-num, bo-num, vi-num, bo-num! In seinem Odenwald riefen sie jetzt: hoppel, boppel, hoppel, boppel! Der ganze Zwiespalt zwischen ihm und Elsa lag in diesem Geglöck: Elsa — lebenslustig und genießerisch, er — finster, ver-

büchermurmt, verholzt, verstaubt! Er trat in seine Stube. Der liebe Gott, der's immer gut mit ihm meinte, deutete mit zwei Sonnenstrahlen auf die Wurzeln seines Leids: auf das tönerne Füßchen und auf die vielen, vielen Bücher ringsum. Hans stellte den Fuß neben das Füßchen und sagte: „Nun tanzt, ihr ungleichen Füße, so gut ihr könnt!“ Er lachte einmal laut. Elsa war ein Teil von ihm. Elsa wollte in Griechenland; Elsa hatte für sich erreicht, was er für sich erhofft! Das Leben gibt Winke, und heut' war Pfingsten! Und ein Glück kommt selten allein!

„Veronika!“ rief er, und das Töchterchen des Hauswirts erschien. Hans warf, als das Kind eintrat, schon Bücher hinter die Tür, warf sie wild durcheinander und sprach: „Veronika, erst einmal ordnen, wenn sie gehören, der Staatsbühner!“, der Stadtbühner, den Freunden. . . . Halt, so nicht! Du schmeißest mir ja sogar Lukian weg und Plato! So nicht. . . nur die wissenschaftlichen Schmöcker! Sieh, der Bücherhaufen wächst, Veronika! Nun stell' dich drauf und krähe!“ — „Kikeriki!“ machte Veronika, und Hans Knoll machte auch „Kikeriki!“

„Hier“, sagte er, „auf dem Nachtschiff, siehst du denn das nicht? Hier liegen sie noch dutzendweise beisammen, als schliefen sie. Aber sie versteilen sich, sie wittern die Sintflut. Hier untarn Sofa liegen sie wie alte Stiefel. Das sind diejenigen, die täglich meinen Schlaf stören: heraus damit! Hier im Bett stecken sie wie Wanzen, hier im Polster, Teufel auch! Da, in dem Manteltaschen machen sie sich breit. Das sind die, die mir die Spaziergänge versaut haben. Wenn ich den lieben Gott anbeten wollte, haben sie an meine Seiten geklopft und haben gesagt: Ich bin der Herr, dein Gott!“ Geh, Veronika, hol den Kehrbesen, bring die Dreckschuppe,kehr das Ungeziefer zusammen, spannd den Staubsauger ein, den Schlosser hol, daß er mit dem Brecheisen mir die Stirn aufbreche, denn dastelst ill alles mit Papier überstopft und raucht und rußt!“ Veronika schleppte hin und her und fand gar zu ihrem größten Entzücken auf dem Nachtopf einen Band. „Halt!“ rief Hans Knoll, „die Experimentalpsychologie von Brillmayer! Meinen lieben,

(Schluß auf Seite 113)



„Siehete, ick hab' et ja jesacht: fahr'n wa hinaus ins Jrdne!“

An der Himmelspforte

(Olaf Gulbransson)



„Gleichzeitig mit Ihnen trifft bei uns die Nachricht von dem neuen Imperium Romanum ein. Was sagen Sie nun dazu, Herr Spengler?“ — „Flagranter Konstruktionsfehler Ihrerseits!“

Garten hinterm Haus

(Kob. 2168)



Die Straße lärmt am Haus vorbei.
Das zeigt ihr stumm den Rücken,
als ob es nicht „zu Hause“ sei,
und lauscht des Gartens Melodei
mit seligem Entzücken.

O Rajenamt, o Blumenglanz,
ihr Sträucher und ihr Bäume!
Ein neugeborner Schwalbenschwanz
übt seinen ersten Taumeltanz
durch die besonnten Räume.

Auf einer Treppe rotem Stein,
smaragdgrün, träumt die Echse.
Das Brännlein plauscht für sich allein
und fängt die Spiegelbilder ein
hold schwanfender Gewächse.

... Erregt der Lärm noch deinen Zorn?
Er läßt sich ja vermeiden.
Die Straße ist kein Freudenborn.
Es gibt ein Hinten und ein Vorn
— man muß sich nur entscheiden.

Hr. Gwiglas

Was tut die kleine Eule in Athen?

(Schluß von Seite 110)

alten Brillmayer! Ausgebrüllt, mein Lieber, ausgebrüllt!"

So laut waren Gelärm und Gelach, daß Veronikas Eltern hereinkamen, um zu sehen, was es da gebe.

"Hier wird nur ein wenig Pfingsten gemacht", sagte Hans, und packte den Arm voll Bücher und ging in die Küche, wo das Herdfeuer brannte. Die Flammen begannen an den Deckeln herumzuschuppen, wollten nicht anbeilen, verkochten sich vor dem Geist, schlüpften unter die Asche, irrlichterten umher. Die Elemente hasseten das Gebild des Menschengestes, sagte Hans Knoll und stocherte mit einem Schürhaken in das zögernde Geflamm, bis die grünen Lichter mitten hineinsprangen in die geöffneten Blätter und die mit dicken Bleisärbalken angestrichenen Seiten aufkrauselten, umhüllten und hexenzelig mitnahmen in den Schornstein. Wie gespaltenes Holz setzten die Wirtsleute die Bänke neben den Herd. Hans aber, nachdem er die Stube gesäubert sah, stellte sich bräuturig an ein Fenster, winkte seinem Odewandt und war bereit, sich in pfingstliche Schönheit aufzulösen und hinüberzuschweben ins liebliche Bergland. Einem bestimmten Geiste gleich sagte er, "Will ich deine Höhen und deine Täler berühren, daß ich bin und bleibe, was ich war, und daß ich werde, was ich bin: ein Liehaber, ein Dichter! Dein Liehaber und dein Dichter, Elsa!"

Von den dreißigzwei Mädchen, die auf dem Bilde Elsa umstanden, war nur noch eines in Mainz, Dora Mein. Obgleich sie wie Elsa aus gutem Hause stammte, war sie aus der Bahn geschleudert worden und saß nun tagsüber im Fenster einer kleinen Weinwirtschaft, um Kundschaft anzulocken. Von Dora hätte er vielleicht über Elsa was erfahren können. Er mußte jemand haben, um über Elsa zu sprechen: er ging hin. Dora brachte eine Flasche Wein. Sie kannte ihn nicht mehr, aber sie ent sann sich seiner. "Wissen Sie", sagte sie, "wir nannten Sie den Stier von Salzburg, weil Sie so brüllten, aber heut ist Ihre Stimme ausgebrüllt. Was als Elsa betrifft, ist Elsa hat sich vor Grotke verlobt, mit dem Sohn eines Korkfabrikanten Sonnen-schein."

Dora brachte eine neue Flasche, entkorkte sie und stellte den Kork auf den Flaschenhaas. Kaum hatte Hans mit Dora angestoßen, ärgerte ihn der Pfropfen, und mit dem geduckten Mittelfinger knallte er ihn davon, daß er hoch in die Ecke flog. Dora lachte. "Ich weiß, was das zu bedeuten hat", sagte sie, "der Bräutigam lebt in Griechenland." Und Hans erwiderte: "Nun, wenn du das so genau weißt, dann will ich dir verraten, daß ich den Kork ins Mittelmeer schleudern werde. Da kann er auf den blauen Wellen tanzen, soviel er will."

"Aber wie gedanken Sie das zu tun?"

"Ganz einfach durch meine Leistung! Durch meine wissenschaftliche und meine künstlerische Leistung!"

"Das dürfte Ihnen schwerfallen."

"Wieso?"

"Wieso? Der Kork ist ein Haudagen, und Elsa ist eine verwöhnte Schönheit."

"Dies letztere fesselt mich mehr als das erste. Bring' eine neue Flasche! Glaub' mir, Dora, wenn ich Geld hätte, würde ich sogleich nach Athen fahren. Denke nicht, daß der Stier von Salzburg einem glatten Burschen gegenüber verzagten könnte! Ich liebe Elsa, ich habe das Bewußtsein, ihre Liebe in der Hand ... hier, sieh, das hat sie mir heute geschickt, heute!"

Dora stellte den neuen Kork auf den Flaschenhaas, und Elsa hätte, würde ich davon. "Herrhoh", rief er, "ich will Elsa auf meinem Nacken entführen wie ein rechter Stier ... He, Dora, ich bin so ausgelassen, weil mein Leben wieder etwas Besseres bekommen hat, ich möchte nun auch dich einmal abküssen, Dora, he, Dora!"

"Ers' müssen Sie einmal gebrüllt haben wie der Stier von Salzburg!"

"Das kann geschehen, Dora", antwortete Hans, und aus der Sofaecke rief die dicke Wirtin: "Los, gebrüllt, wenn Sie der Stier von Salzburg sind!"

Hans Knoll stellte sich, reckte sich auf und schöpfte Atem. Und dann brüllte der Stier. Er stieß nach dem Eckbrett, wo Silber-

Pfingstausflug

(Teil Blich)



"Was tatest jetzt du sag'n, wann heut' plötzlich an anderer Geist über mich käm?" — "Du untersteh' di, wo mir scho drei Jahr lang mitand gegnht!"

becher standen, wahllos einen Schrei aus, aber der Schrei brach entzwei und zerbröckelte zwischen die Stühle herunter. Plötzlich müde, bezahlte Hans und ging.

Um elf Uhr des nächsten Tages schritt er wieder unter den goldenen Buchstaben empor und sprach für sich: "Was — tut — die — kleine — Eule — in — Athen?" Bald saß er auf einem roten Plüschsofa und spielte mit dem Messingring des Löwenkopfs. Frau Faber, Elsas Mutter, die Hans vom Sehen her kannte, erschien, und ihre elsenhaft großen Augen schwammen hinter unheimlich dicken Brillengläsern. Sie hörte freundlich zu. Sie sagte dann: "Gewiß haben Sie solche an sich schönen Dinge im Unterricht mit den Kindern besprochen, Herr Doktor?"

Hans sah seitab, sah ein Bild von Elsa hängen, erschrak vor den verflänglich offenen Augen, meinte aber sogleich, ein wenig Wehmüt darin zu sehen, und schöpfte Hoffnung. Elsa konnte vielleicht in Griechenland bei ihrem Kork ein flügelarmes Vögelchen geworden sein, das sich nach dem Frieden eines liebenden Herzens sehnte. "Danke!" sagte er, "danke, gnädige Frau, aber ich bin nicht Doktor ... noch nicht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das Geheimnis verraten darf, das sich hinter dem Fird verbirgt."

"Vielleicht kenne ich es schon, Herr Studienrat!"

"Nein, danke, ich bin auch nicht Studienrat, noch nicht, gnädige Frau, aber ich habe Elsa aufrichtig geliebt."

"Das ist schön, Herr Knoll; doch die Sache mit dem Fuß sollten Sie nicht zu ernst nehmen. Elsa macht gern solche Sondertänze. Sie ist ... sie hat den Brocken vielleicht gekauft, um Ihnen eine Freude zu machen! Vielleicht hat sie auch gedacht: Herr Knoll entwickelt sich zu einem angenehmen Schriftsteller! Herr Knoll braucht, wie bei derlei Leuten üblich ist, einen guten Wein im Keller; er wird sicher auch einmal etwas Schönes über unseren Wein schreiben: den Mann hältst du dir warm ... nicht wahr, wie das Leben so ist ..."

Hans ließ den Messingring knallen und sprach: "Der Wein ist eine Himmelsgabe, genau wie die Milch der Kühe, der homerischen und der anderen, wie die Gesänge Homers, wie der griechische Giebel, wie die ionische Säule. Ich liebe den Wein, ich liebe ihn so, daß ich ihn preisen kann, und es soll an nichts fehlen ... Wissen Sie, das alles war damals so schön, so knabenhaft schön ... an einem Pfingst-samstag war's, denken Sie, welch sinniges Zusammentreffen ... natürlich von Elsa so beabsichtigt, natürlich!"

Frau Faber ließ die Augen fluten, und Hans Knoll erschrak.

"Sagen Sie's frechweg heraus", bat er, "sie ist verlobt? Sie ... glücklich? Sie wird sich bald verheiratet?"

Oh! Es schwante mir, aber ich wollte es nicht glauben. Er sah nach Elsas Bild. "Der Glückliche heißt Sonnenschein, hörte ich. Welch ein Name für Elsas Bräutigam! Aber grüßen Sie Elsa! Sagen Sie ihr meinen Dank für den Fuß, er ist aus parischem Marmor."

Frau Faber erhob sich. Sie griff nach einem Büchlein, das auf den goldenen Klassikern lag, und sprach: "Dies ist Elsas Gedekbüchlein; wenn Sie ihr einen Vers einschreiben wollten, wäre das sehr schön von Ihnen!"

Hans Knoll schmunzelte. Er nahm die Feder und schrieb: Ich komme nach dem Sonnenschein.

Er lief heim. Er stieß die Küchentür auf und raffte, was noch der Verbrennung harzte, zusammen. "Veronika!" rief er, "ist du da? Hast du Zeit? Die Experimental-psychologie von Brillmayer, ist die schon verbrannt?"

"Hier!" rief der Hausherr aus der Stube, "ich habe gerade darin gelesen!"

"Welch ein Glück, daß sie noch lebt!" sprach Hans Knoll, "sie ist meine pfingstliche Rettung! Wenigstens einsteilen noch. Wenn irgend, alles erkalte, wenn die Wolken den Sonnenschein verjagen, dann ist's noch Zeit, mit dem lieben Schmöcker einzuhängen!"

Dann stellte er die beiden Füße nebeneinander, als gehörten sie zusammen, den marmornen und den tönernen; es waren aber zwei linke.



Diese Zeichnung ist dem prachtvollen Album

Berliner Bilder (aus den Jahren der Korruption) von Karl Arnold entnommen.

Preis des Werkes (27 x 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich hörte ich zwei junge Leute im Nachbarhof miteinander streiten. „Das ist so bidd an dir“, schrie der eine, „daß du immer besser sein willst als ich; dabei machst du doch dieselben dummen Streiche!“ „Das bestreit' ich gar net“, entgegnete der andere, „aber ich hab' wenigstens nachher Gewissensbisse.“

Sie gingen miteinander durch die blühenden Auen: Kufinke, der schon geraume Zeit Witwer ist, und der alte Lutze, der jede Gelegenheit benützt, um der Betriebsamkeit seiner bedeutend jüngeren

Ehegattin zu entfliehen. „Herrlich“, orakelte Kufinke, „wie sich's allenthalben regt: freust du dich nicht auch?“

„Wie kann ich?“, antwortete der alte Lutze kleinlaut. „Grad' wenn draußen alles ins Kraut schießt, schießt meine Frau immer die vorwurfsvollsten Blicke.“

Der Pfarrer hatte angesichts der neuen Frühjahrskleider der weiblichen Kirchenbesucher auch einige Stellen aus dem Neuen Testament zitiert, in denen die Hoffart als verderblich gekennzeichnet war.

Auf dem Heimweg von der Kirche kam man darauf zu sprechen. Da schaute unser Röschen an ihrem

geblümten Kleidchen herunter und meinte: „Sicher beziehe sich die angeführte Spruch' net auf Sacho aus Kunstseide: denn die hat's damals noch gar net 'gebe.“

Richtigstellung

Das in unserer Nr. 4 (Seite 44) unter „Fundstück“ gebrachte Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf stand so, wie wir es wiedergaben, in einer Münchener Tageszeitung. In Wirklichkeit hat das Urteil folgenden Wortlaut: „Vom Kraftfahrer kann nicht verlangt werden, daß er bei Regenwetter ständig aussteigt und um die immer erneute Reinigung seines Kennzeichens bemüht ist.“

Redaktion des „Simplicissimus“

Von Hans Fahrwohl

aus vollem Halse. Er stieg in seine Schaluppe, steuerte zur Jacht zurück, und zum Abendessen ließ er aus dem Bauch des Schiffes eine Flasche

Das Ende vom Lied

aus vollem Halse. Er stieg in seine Schaluppe, steuerte zur Jacht zurück, und zum Abendessen ließ er aus dem Bauch des Schiffes eine Flasche

guten deuten Sekt heraufholen, die er mit besonderem Behagen trank.

Kinder, diese ebenso wahre wie merkwürdige Geschichte. Denn ungefähr zwei Jahre später kam Luckner mit seiner Jacke noch einmal in jene Gegend Affens, und als er wieder die ragenden Palmen und die dicken, knorrenartigen großen Fliegen sah, packte ihn die Sehnsucht, noch einmal auf dem weißen Strande zu lustwandeln, und er ließ die Jacke liegen, um sich zu erfrischen, und er, wie damals rauchte er seine Pfeife und hielt die Hände in den Hosentaschen, während er behaglich über den Strand dahinbummelte. Aber nun war es nicht mehr die Jacke, die er suchte. Genau wie damals nämlich sah er zu seinem Entsetzen, wie sich vor ihm die Zweige eines Tamarindbaums gegen einanderbogen und ein Löwe aus dem Freie

[illegible]

luckner triumphierte. Er bilde eine besonders üppige und phantasievolle Wolk aus seiner Tabakspfeife in die afrikanische Luft, setzte sich mühslich in die Schlingentropfen und schmeckte sie. „Ich kenne guten deutschen Sekt aus dem Bauche des Schiffes heraufholen, aber diesmal nicht nur eine Flasche, sondern eine richtige Batterie, denn er lud die ganze Batterie auf, die er kassieren konnte.“

„Nun auf, als ein solches großartiges Erlebnis berichtet, während man mit leichtem Winde neuen Abenteuer entgegenruft.“

So erzählt man sich lachend in New York, wo die deutschen Matrosen sitzen und Whisky trinken.

Zuviel des Guten

Die mit einer scharfen Zunge begabte Bohlhauerin war plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Der Pfarrer kam, um den hinterbliebenen Gatten, so gut es ging, zu trösten. Der hörte eine Weile die gut gemeinten Trostworte an; als ihm aber die himmlische Verklärung seiner im irdischen Leben so resoluten besseren Hälfte in gar zu rosenigen Farben geschildert wurde, meinte er trocken: „Daß 's jetzt im Himmel is, will i ja nicht glauben“, aber a Engel werd aus der naht.“

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Moltkestraße 31 Die original alt- deutsche Gaststätte	Kottler zur Linde Hamburger Straße 2 Süd-Tempelhof Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:

Adressen schreibt:


Wurfsendungen erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

Ferrnstr. 77, Janowitz 5116, 517 und 5118

Druckschriften bitten wir anzufordern



GESCHNETZT
IN LÖS
SUNSTG. 36

Gallensteine

Insensiert stündig
„Simplicissimus“

Sans Balmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jaager Dohdri

In Leipzig erschienen Juli 1901

Dies ist ein letzter Gedächtnis, hoch dem Balm-
bacher, Thomas letzter Jaager „Dohdri“, auf
den Thoma hat, Ludwig Thoma als zähle
zu einer Reihe und begeisterten Sammlern
eingekauft. Damit hat Thoma einen wert-
vollen Beitrag zur Kenntnis der Tübingen Ludwig
als Mensch geliefert.

H. v. Waacke & Co., Verleger, München 2M
Courantstraße 11

Axy-Tee HERBESSENDE BAHNUNG M. 2.
HERBESSENDE BAHNUNG M. 2.
HERBESSENDE BAHNUNG M. 2.

*Lassen Sie Ihr
 Englisch nicht
 einrosten!*

Können Sie es auch nicht!

**Langenscheidt's English
 Monthly Magazine,**

die neue universitäre Monatszeitschrift
 für Völker- und Übersetzungswissenschaft
 Sprachunterricht, Sprachreife und
 höhere Sprachbildung auf allen
 Sprachen des Völker- und
 Sprachunterrichts, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2

**Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!**

Briefmarken. Die Bayer. Reichspost
Europä. Marken vom 1. 1. 1914 an, die
nach der Größe, Farbe, wie auch nach
den verschiedenen Gegenständen
F. Felder, Stuttgart-Wehl (im Darm 2.

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenerkrankung mit un-
kalkulierten, sehr häufig mit Schwächen
der besten Kräfte, wie sie dieselbe vom
ersten Lebensanfang bis zum Alter
hinüber nach sich zieht. Die
Wahrnehmung des eigenen Zustandes
Ragebogen für jeden Mann, ob jung
oder alt, ob noch gesund oder
erkrankt. Preis 10.50, Zahlung nur beim Empfang.
Verlag Paulsen & Co.,
Schubertweg 67 bei Mainz.

**Deine
Schilddrüse**
nach Koller 1.50
und 1.90
Zinn- und Eisen-
blech.
einmal
Schilddrüse
Medisch. Berlin

Der SIMPLICISSIMUS erscheint vierteljährlich. Beiträge werden nach dem Buchstabenfolge-Zeitungsschicht- und Postanstalten sowie des Verlags entgegen = Anzeigenpreis:
Die Einzelnummer RM – 60/- Abonnement im Vierteljahr RM 7,- – 30/- Anzeigenpreis für die 10-gesetzten Millimeter Zeile RM – 30/- Anzeigenannahme: P. C. Mayer Verlag,
München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 • Copyright 1936
Simplicissimus Verlag G. m. b. H., München Da 12893 V. Pl. 3 • Erfüllungsort München • Postfach München 682 • Druck von M. C. Mayer Verlag, München
Printed in Germany • Printed by the Publisher • All rights reserved • No part may be reproduced without written permission from the publisher • Printed on acid-free paper • Printed in the U.S.A. • Second class matter, Post Office New York N.Y.

Wenn wir vom Tage gar nichts mehr erborgen,
nicht Schein noch Maske oder Underschein,
wenn wir uns nur durch uns allein bejorgen
und keinen Rausch mehr brauchen, keinen Wein —

dann lernen wir das Letzte, dieses Ganze,
das Kindsein aus der tiefsten Einsamkeit,
und sind mit allem: Ding und Tier und Pflanze
im Ringe wachsender Gemeinsamkeit.

Wenn wir so schlicht wie sie, die Gott noch haben,
geworden sind, dann finden wir vielleicht
im tiefsten Kern, jenseits von Günst und Gaben,
zu Ihm den Weg, der keinem Wege gleicht.

Magdalena Benfer

Die Freunde

Von
Edmund Hoehne

Graf Anton Auersperg war katholisch, aber nicht römisch. Er ehrte den edlen Priester und haßte den lauernden Pfaffen. Darum rieten ihm eines Tages seine Freunde, Österreich für einige Zeit zu verlassen; er ging nach Italien. 1832 traf er in Rom ein und dichtete weiter.

In einer Weinkneipe fand er einen lang vermißten, gleichgesinnten Freund. Sofort waren sie wieder vertraut, als wären sie nie getrennt gewesen. Sie tranken eine stroh-umhüllte Flasche Chianti nach der andern

leer, aßen Käsesuppe, Brot und Olifisch. Sie tauschten den Gitarren der Wandersänger und sprachen von der Heimat und vom Mitternäch. Und im holden Rausch von Sehnsucht, Freundschaft und Wein, in der leichtbeschwingten Selbstverständlichkeit alles Daseins fragten sie einander nicht, wo sie wohnten.

Tagelang suchten sie einander. Zwar saß der hier Ansässige oft in der gleichen Osteria, aber der Zugereiste fand sie nicht wieder. Dann riß beide ein Ozean von strömenden Menschen mit auf den Platz vor San Paolo ante fuori, wo ein politischer Kardinal predigte. Kopf stand an Kopf — wer will hier einen versprengten Gefährten finden? In all den Hirnen

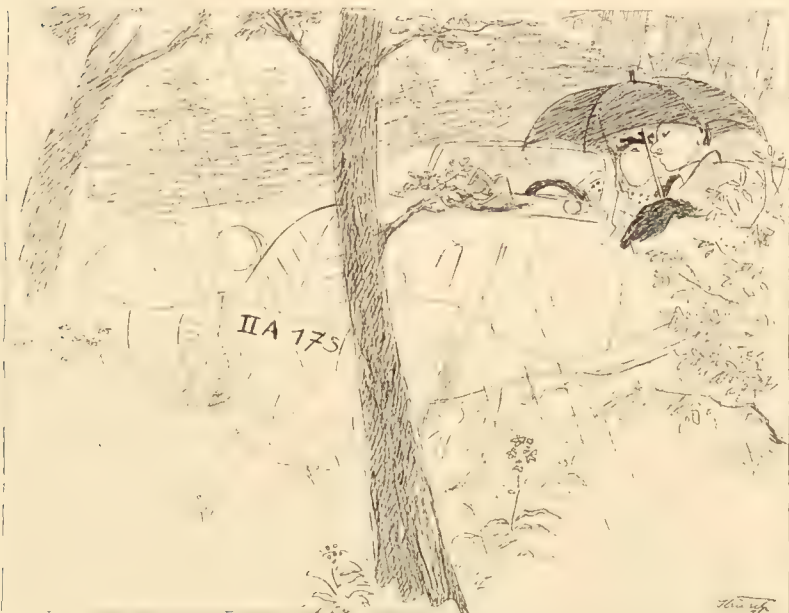
war nur Lauschen und kein Denken, nur Sehnsucht ohne Klarheit, Gehorsam ohne Ernst. Dem Poeten und dem Maler, die hier voneinander nicht wußten, zwischen denen ein Meer von Zusammenlaufen und Wortetrinkern wogte, wurde ganz beklommen unter all den Vielen.

Da setzte der Schlüßritus ein. Man vernahm die Segenspendung und die Verfluchung. Dann kniete alles Volk mit einemal nieder; unzählige Häupter beugten sich.

Nur zwei blieben aufrecht stehn. Als des einen wie des andern über all die Rücken unter ihnen schweifende Blick verwundert einen gleichfalls Stehenden ersah, fanden sie sich wieder, der Graf und der Künstler.

Mairegen

(Rudolf Kriesch)



„Ist es nicht wunderbar? Man sieht geradezu, wie alles wächst!“ — „Ja, dein Bärtchen ist auch schon etwas länger!“

Politik im Wirtsgarten

(E. Thöny)



„Da Negus von Abessinien hot ja a Villa in Lausanne!“ — „Armer Mo! Zu alledem aa no d' Hausbesitzersorgen . . .“

Der neue Kurs

(Kurt Helligenstedt)



„Siehst du, Elli, nicht einmal, um aufs Wasser hinauszukommen braucht man einen Mann!“ — „Na ja, aber um in einem gewissen Hafen zu landen, schon!“

Monsieur Chauvinist in Ekstase

(E. Schilling)



„Dieses Biest hat schon wieder einen Fragebogen im Schnabel! Das führt ja doch nur zum Frieden!“

Ödipus von Genf

(Karl Arnold)



„ . . . und wie denkt er sich die Zukunft Europas?“ — „Die wird vertagt!“

SIMPLICISSIMUS

Russisches Theater in Frankreich

«Karl Arnold



„Lassen wir vor Beginn unseres eigentlichen Programmes erst mal die Sozialdemokraten tanzen!“

Vögel in Flammen

Von
Hans Breitenlechner

Ossip ging voran. Er hatte den scheuen, leicht spielenden Schritt eines jungen Mädchens und war trotzdem ein guter Hirte. Über dreihundert Schafe hatte er zu bewachen; Tag und Nacht. Die Bauern konnten nicht klagen. Als Ossip die Stelle des alten, nun toten Miska übernommen hatte, waren sie seinem Auszug mit unruhig zaghaflichen Blicken gefolgt. Sie dachten wohl, so jung wie Ossip noch war, gehöre er hinaus aufs Meer in das Boot seines Vaters zum Fischfang. Dies hatte mir Ossip schon am ersten Tag gesagt.

Er trug leichte Sandalen aus einem grünlich matten Weidengeflecht. Seine Füße waren nackt, sehr sehnig und von einer warmen, bronzenen Bräune. Die schmale Spur seiner kurzen Schritte im weichen Flugsand löschte der Wind wieder aus, noch bevor ich sie erreichen konnte. Selbst nach! Während ich den Strand entlang ihm folgte, hatte ich plötzlich den Wunsch, einmal voll mit meinem Fuß in seiner frischen Spur zu stehen, als sei diese Spur etwas Lebendiges und Ossip und ich würden auf diese Weise eng miteinander verbunden. Seit fünf Tagen schon zog ich mit ihm und seiner Herde. Als ich auf die Insel gekommen war, hatte ich gleich erkannt, daß Ossip ganz allein mir viel mehr sagen konnte als alle Bauern und Fischer. Am frühen Morgen hatte es großen Sturm gegeben. So wild war er, mit viel lautem Brüllen, Donnern und feurigem Rasen, als sei das Meer krank gewesen vor Erregung über die vorhergegangenen vielen sonnen-tragen Tage und habe einmal zeigen wollen, daß es immer noch mächtig war, das starke wilde Meer! Ossip und ich, wir waren weit hinten geduckt am Boden zwischen den Schafen gelegen. Als wir am späten Nachmittag zur Küste aufbrachen, hielten die Schafe, liegend, ihre Beine matt weggestreckt, wie wenn sie ihre eigene Schwäche und Angst immer noch zitterten. Wir konnten ruhig fortgehen, ohne fürchten zu müssen, daß auch nur ein einziges von ihnen hätte ausreißen können.

Wir gingen schon über eine volle Stunde der Küste entlang, ein hin und wieder zurück. Nicht länger war diese Strecke als jeweils gut tausend Meter. Als wir unseren Marsch begannen, stürzten die Brecher auf über die schmalen Klippen wie wilde Hunde und umgichteten zornig mit bösen Zungen unsere Füße. Das Meer lag vor uns noch äußerst unruhig; wir wußten, es grollte weiter, und Ossip sagte, nach so einem Sturm vergingen immer viele Stunden, bis das Meer seinen Zorn vergesse. Aber der Wind war vor Mittag umgesprungen und rührte mit noch feuchtem, aber schon wieder lauen Händen in der Luft seinen Wolkenbrei; wir hätten wetten können, bis zum Abend würde der Himmel wieder klar sein. Langsam rückten wir in dieser Stunde im Auf und Ab unseren Weg dem Lande zu, und als diese Stunde vorbei war, waren die Küste weit hinter uns nur noch ein schmaler Strich. „Genug!“ sagte Ossip. In seinem weißen Sack, den er, wie eine Frau einen Sonnenschirm, unter dem linken Arm trug, waren zehn tote Vögel.

Wir gingen wieder zur Herde zurück; wir schritten jetzt neben mir. Wir erwarteten die Nacht. Es wurde Tag. Über den westlichen Horizont kam Aufklaren, dann ging die Sonne auf. Sie zeigte sich groß und leuchtend wie in einem Freudenrausch. Trunken und blutrot – sie schwamm in ihrem eigenen Blut – lag der Horizont rasch an sich. Die Sonne stürzte. Der Tag war wieder zu Ende, er hatte nur wenige Minuten gewährt, und doch war es für uns, die wir diesen gewaltigen Umbruch der Zeiten am Himmel miterlebten, als sei ein volles sonniges Jahr mit Bedacht über die Erde gezogen.



12 Kretel

Vor unseren Augen lag Flimmern, immer noch, ganz dicht unter der harten Schale der Sterne zerrte es weiter. So gingen wir mit hängenden Armen und plötzlich schläfrig geworden unser letztes Stück Weg bis zur Herde zu Ende.

Dann wurden wir wieder wach. Der ganze Himmel war grün und hart wie das Fleisch eines unreifen Pfirsichs. Die Schafe, als wir zu ihnen kamen, blühten uns freudig erlosch entgegen. Auch ihnen war der Sieg der Sonne nicht entgangen, sie standen kraftvoll aufrecht und hatten angefangen gierig zu weiden, als gelte es, das Verlorene des Tages noch vor dem Einbruch der vollen Nacht aufzuholen.

Während des ganzen Weges waren wir stumm. Ossip und ich. Und jetzt, vielleicht brachte uns das Rauschen des feuchten Grases an den blanken Schafszähnen die Erinnerung, überfiel uns plötzlich der starke pochende Hunger: wir dachten daran, daß

wir seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen hatten.

Vom Essen soll jetzt weiter die Rede sein, hauptsächlich vom Essen; also hört zu! Ich erinnere mich, Wochen später war es, auf derselben Insel, ein Bauer hatte mich zu Mittag geladen, er wollte mir Besonderes vorgesetzen, einen „Leckerbissen“, wie er sagte, und es war, als triefe ihm Fett über die Lippen bei diesen Worten. Gebratene Vögel brachte er auf den Tisch. Es waren die feinsten Sturm-vögel, groß wie eine Lerche, schwarz-weiß; sie können etwas Wunderbares, diese Sturm-vögel, was keine andere Kreatur jemals fertig gebracht hat: sie laufen, ohne einen einzigen Flügelschlag, sie rennen weite Strecken wie flinke lustige Spielbälle auf dem Wasser über das Meer. Und diese Vögel, bei ihrem göttlichen Spiel heimtückisch vom sicheren Boot aus überrascht und erlegt, den dünnen Hals mit einem rohen Handgriff umgedreht, dann nackt geröstet, waren dem Menschen ein Leckerbissen.

„Oh“, erklärte mir der Bauer, „wir liefern sie gut bezahlt auch an Land, diese Vögel, noch nicht sehr lange; aber seit wir den Strom bezahlen für das Licht der Nacht, seit unsere Boote mit Motorkraft rasch und weit hinausfahren auf Meer, gilt es selbst die kleinsten Dinge zu beachten, die ihr Geld wohl wert sind.“ Ich hatte genug. Herr Bauer, es würgte mich vor deinen Vögeln! Ich dachte an dieselben Sturm-vögel, aber ich dachte dabei an Ossip, an jenen späten Nachmittag, als er am Strande die im großen Sturm an den harten Felsen der Insel verunglückten armen Vögel behutsam auffas und sie traurig in seinem weißen Sack barg. Ich muß gestehen, daß das, was dann weiter mit diesen toten Vögeln geschah, ist, ist nur vorvergangen Zeit, noch merkwürdig und ein wenig gefülllos gehandelt vorkam, aber nachdem ich die andere Seite erlebt hatte, verstand ich klar, warum Ossip von den Bauern und Fischern einer neuen Zeit, so jung er noch war, abseits und rückwärts gepöngt ist auf den Platz des alten, einsamen und nach-

Antike Statue

Der Jüngling sieht die Welt nicht mehr.
Was er geliebt, ist abgetan,
Und seine Hände halten schwer
Den runden Reif, in hohem Wahne.

Hob er ihn morgens aus dem Tau,
Als jeder der frühe Nebel wich?
Hob er ihn aus der Mittagsau?
Gefühmbet weiß er ihn für sich.

Er drückt ans Gold den schmalen Mund
Und sucht nach einem guten Rat.
Die Götter werfen solchen Fund
Nicht jedem Menschen auf den Pfad.

Er hebt den Reif und zaubert noch,
Führt sich in der Erwählten Schar,
Führt nicht das selbstverhängte Joch,
Und drückt die Krone sich ins Haar.

Hans Zieser

Das koptische Land

(R. Krienen)

denklichen Hirten. Und dafür, was in jener Nacht mit den toten Vögeln geschah, will ich Ossip heute noch loben und ihm lange gut sein.

Vom Essen sollte die Rede sein; ihr wißt es nun.

Der Himmel wurde schmutzig grün. Dann tiefblau und matt wie die Schatten unter den Augen von Menschen. Die frühe Nacht schwebte wie ein müder Vogel über das Land. So langsam flog dieser Vogel, daß er schließlich vergaß, seine breiten Flügel noch einmal zu heben. Sie blieben liegen auf der Erde, verdeckten uns und die Schafe. Da war es dunkel.

Wir hatten Hunger. Also brachte Ossip Käse, gedörrten Fisch, Salz und Brot. Aber nur ich allein aß. Ossip setzte sich auf den Boden nieder, zündete eine verbeulte Windlaterne an, deren Licht ihn wie Öl in einem großen runden Becken träge umfloß und bis zu seiner Schulter reichte. Er tastete nach dem weißen Sack, legte rasch die zehn toten Sturmvögel eng nebeneinander vor sich hin, so, daß ihre kleinen, eingeschlagenen Köpfe ihm zugewandt waren. Ihre Auglein waren matt geschlossen, die dünnen Beinchen eng an den Bauch verkrampt. Nur noch Ossips Hände sah ich, schmale und doch starke Hände, wie sie fast spielend geschmeidig ihre Aufgabe erfüllten. Es war, als streiche Ossip jedes einzelne Tier zum Abschied noch einmal, und als er damit zu Ende war, hatten alle zehn Vögel ihre leicht gebogenen, spitzen harten Schnäbel, wie zu einem letzten Schrei, schwarz und weit offen. Sodann drehte Ossip zwischen den Händen Fäden roher Schafswolle: es wurden zehn gut fingerlange, weiche, dünne Schnüre daraus. Ich wollte Ossip fragen, was er Seltsames vorhabe; da schickte er mich fort. Ich solle mich um die Schafe kümmern!

Gut eine Viertelstunde stapfte ich im Dunkeln umher, dann wollte ich nicht mehr. Ich wußte genau, Ossips Worte waren nur ein Vorwand gewesen. Also zurück zu Ossip!

Und dann:

Zehn starke Gerten steckten im Boden, bildeten einen Kreis. An der Spitze jeder einzelnen Gerte stand ein Sturmvogel, den weit aufgerissenen Schnabel nach oben gereckt. Und aus jedem dieser zehn Schnäbel stieg steil eine schmale, strohgelbe Flamme auf. Es waren zehn lebendig brennende Zungen, die leise bebend und wie in Angst zum Himmel aufzitterten. Es waren zehn Zungen, die zugleich leise sangen, tief hineinsangen in diese schwere Nacht.

Und viel später erst habe ich erfahren, wie Ossip dieses kleine Wunder der brennenden Vögel vollbrachte, während er mich fortgeschickt hatte. Nach einem uralten Brauch seiner Väter auf dieser Insel hatte er gehandelt: den weichen Docht hatte er durch die dünnen Hälse in den prallen Leib eingeführt, und so nähren die Vögel mit dem Fett ihres Körpers die Flamme.

Im Kreise aber der flammenden Vögel, auf dem Boden ausgestreckt, das Gesicht mild und gläubig wie das Gesicht eines frommen, reinen Kindes, dem Himmel zugewandt, lag Ossip. Er beachtete nicht mein Kommen, und ich wagte nicht, ihn anzusprechen.

Nur wenig Sterne waren am Himmel: so war er flach und Ossip nahe wie eine mächtige Hand, die schützend ihm ein Dach bot. Über die Grassoppeln auf der Erde spielte ein Wind, warm und kessend, wie zwei Liebende ihre Gesichter mit den Lippen ertasten. Das unruhige leise und doch tiefe Keuchen der Schafe, die sich schwer in den Schlaf suchten, weit im Hintergrund, war wie die schmale Erinnerung an einen längst vergangenen, gewaltigen Sturm.

Allein die Vögel waren Licht in dieser Nacht, in dieser seltsamen, in tausend Sehnsüchten lautlos schreienden Nacht, da Ossip die toten Sturmvögel wie Opferflammen zum Himmel aufsandte — die Vögel dem Himmel zurückgab.



„Jetzt schickt da Vatikan seine Missionar' glei' per Flugzeug nach Abessinien.“ — „Na kummt ma ja dahinta, warum die an Krieg valor'n hab'n — an falsch'n Glaub'n hab'n s' ghabt!“

Mariannes ewiger Personalwechsel

(E. Thöny)



„Haben wir noch die neue Regierung oder haben wir schon wieder eine andere?“ — „Nein, Madame, die andere Regierung wird erst neu gebildet.“

Der heffische Goldgräber / von Anton Schnack

Er gehört zu allen Stichen und zu allen Sprüchen,
Er gehört zum großen Worte Gold,
Er gehört zu Tropenregen, Stechereien, Glühen,
Nicht mehr zu den blauen Bauernfächern:
Er hat in die zweifelhafte Welt gewollt.

Eine Meerballade, eigensinnig, bitter,
Schmerzlich deutlich, fernverloren, fort.
Aus dem braunen Weiteren der Schwitter
Wurde ein Welsfahrer durch Gewitter.
Dunkelheit liegt um ihn, Sage, fremdes Wort.

Hart und schön sind seine Reisespuren.
Ihr Beginn sind Pflug und Lindenbaum,
Ihr Beginn sind Buchenwald, Kornfluren,
Hundert Tage sie durch Meere fuhren:
In der unentdeckten Welt war noch für Männer Raum.

Auf dem alten Briefe steht des Schiffes Namen:
„Francis Hardy“ — Hafen Liverpool.
Saubersich ist so ein greller Rahmen,
Hängt voll Wind und Sünde, Ehm und Damen,
Riecht nach Wasser, Schnaps und Wirtshausfuhr.

Durch Australien ziehn die Spuren weiter,
Zieh durch Flugrinnale, Buch und Sand,
Ueber seine Spuren kommen schwarze Reiter,
Blut tropf auf die dornzerfetzten Kleider,
Hinter seinen Spuren raucht ein Steppenbrand.

Und sie löschen aus im gelben Wüsteninnern,
Gehn nicht weiter, farnen nie zurück:
Um sie schwebte lange lüfternes Erinnern,
Märchenchein von großen Goldgewinnern,
Um sie glänzen Reichtum, Pracht und Glück.

Eiliger Wunsch A36

Von Anton Sailer

„Hausdame, reif, Alt, v. alleinist, Herrn
ges. Angenehme Tätigk., jed. einige Kennnt.
im Haush., insbes. Zubereitung v. Süß-
oder Mehlspeisen unbed. erw. Zuschr.
u. Eiliger Wunsch A 36.“

Immer wieder überlas die verwitwete Frau
Ludmilla obiges Inserat. Sie kannte das
Leben und somit auch den Sinn solch
„harmloser“ Anzeigen! Eine geschäftliche
Intelligenz und das unerschütterliche Be-
wußtsein, außerordentlich beghehrtest
zu sein, hatte sie auch bereits mehrere
„Schiffe-Abenteuer“ erleben lassen. Was
Wunder, daß sie, von keinerlei Hemmungen
bedrückt, zur Feder griff! Hier lag
der versteckte Wunsch zu offenbar! Unter
dem Bemühen, originell, ermunternd und
dennoch zurückhaltend zu sein, entstand
also folgender Brief:

„Mein Herr! Wozu immer dieses Verstecken-
spielen? Eine Hausdame, deren angenehme
Tätigkeit in abendlicher Zärtlichkeit be-
stehen wird? Glauben Sie, ich wüßte das
nicht? — Aber! Man weiß ja, wohin das
führt! Die Süßspeisen, hah! Der süße
Nachtschlaf! Ein verheißungsvoller Wunsch!
Und eilig dazu — wie interessant! Mein
Herr! Ich bin weder schön wie Aurora,
noch gelistreich wie Penelope; ich bin eine
anständige Frau! Eine Hausfrau sogar —
wenn ich will. Noch einmal, schämen Sie
sich nicht, in derartiger Weise ängeln zu
wollen! PS. Seien Sie wenigstens ehrlich,
so wie ich es bin! Ludmilla.“
Auf dieses Kuriosum (mit Adresse und
Telephonenumber versehen) erhielt sie an-
dertags einen Anruf. Eine ruhige Männer-
stimme forderte sie höflich auf, nach-
mittags in der Villa Soundso vorzusprechen.
Ludmilla erbläute; eine Straße im vor-
nehmsten Viertel und der Name eines
Großindustriellen wurden genannt!

Pünktlich kam sie an. Die Unterredung be-
gann damit, daß ihr der mächtige Mann
darlegte, daß er wirklich und nur eine
seriöse Hausdame suche, und daß von
den Süß- oder Mehlspeisen vor allem ein
Idealgebilde von Apfelstrudel in Frage
käme. Da er bald Geburtstag habe, und
ihm als Kind zum Fest vor allem diese
Leibspeise aufgetischt wurde, da seine
Köchinnen aber bisher aus Eigensinn oder
Unverstand den Apfelstrudel nie so machen
wie seine vorstorbene Mutter — nun,
so hätte er diesmal die Erfüllung seines
Geburtsstagswunsches eben durch die Zeit-
ung gesucht.
Ludmilla hörte fassungslos zu und wollte
dauernd, und zwar in takvollster Weise,
dem Gespräch eine wärmere Wendung ge-
ben. Aber der Herr fing immer wieder von

alten Frauen und alten Rezepten an, so
daß sie schließlich voll Empörung ausrief:
„Ich lege keinen Wert darauf, in Ihrem
Heim als Attrappe aufgestellt zu werden!“
Und, einmal wütend, schlug sie dem Wirt-
schaftsführer einen derartigen Krach, wie
ihn eventuell dessen nächste Untergebene
ihm zu machen wohl einmal geträumt hat-
ten, wie er ihn selbst aber noch nie er-
leben durfte. Ludmilla schweigte gerade-
zu, sie kannte sich selbst nicht mehr, und
zur richtigen Besinnung kam sie erst
wieder, als sie sich von energischen Dien-
erhänden auf die Straße gesetzt
fühlte.

Völlig benommen stand sie noch vor dem
Tor, da kam ein junges bildhübsches, blondes
Mädchen an und klingelte. „Sind Sie die
Hausmeisterin?“ sprach sie die er-
hitzte Ludmilla an, „ich komme nämlich
wegen der Stelle. Wissen Sie, ich habe

doppeltes Alter angegeben; so alte Her-
ren haben ja zu unsernem kein Zu-
trauen ...“

Das Mädchen wurde eingelassen. Ein un-
bestimmtes Gefühl zwang Ludmilla, zu
bleiben. Das Mädchen kam nach einer
Stunde noch nicht heraus! Ludmilla schlich
in den Garten, spähte zu den Fenstern.
Aus einem ertönte Lärm; mit zwei Sprün-
gen war sie dort, blickte hinein — und
sah das blonde Mädchen Teil auswalken.
„Was machen Sie denn da?“ frug sie böse.
Das Mädchen sah kurz auf: „Apfelstrudel!“
Ludmilla wandte sich verächtlich zum
Gehen. „Na!“, knirschte sie vernachlässigt
vor sich hin, doch es ihm wenigstens
ordentlich gegeben! Ich habe die Ehre
des gesamten weiblichen Geschlechtes ge-
richtet!“ — — „Nun, nun!“, klang es
plötzlich hinter ihr, und als sie sich um-
wendete, stand der Industrielle da. „Ich
meine!“, sagte er keck, „die junge Dame
da drinnen ist eben dabei, die Ehre des
gesamten weiblichen Geschlechtes wieder-
herzustellen!“

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund hatte sich durch seine erste
wissenschaftliche Arbeit einen Namen ge-
macht, und man gab in Fachkreisen all-
gemein der Überzeugung Ausdruck, daß
noch Bedeutendes von ihm zu erwarten
sei. Sein Frauchen strahlte deshalb vor
Stolz und war eifersüchtig darauf aus,
den nach dem Abendessen in sein
Arbeitszimmer zurückziehenden Gatten vor
Störungen zu bewahren. Wir hatten in-
folgedessen kein Glück, als wir einmal
die jungen Leute für abends in unseren
Garten einladen wollten. „Es geht wirt-
lich net!“, meinte sie, „wir essen zwar
schon um sieben Uhr, aber nachher ist
mein Mann gewöhnlich noch zwei oder
drei Stund' bedeuten!“

Auf einem Gut wird für den Personen-
wagen ein neuer Chauffeur eingestellt.
Er kommt aus dem benachbarten Dorf.
„Wie heißen Sie denn mit Vornamen?“
fragt die gnädige Frau. — „Balthasar.“
„Ach, weich ein häßlicher, langer Name,
den kann ich ja gar nicht aussprechen!“
— „No, des brauchen Sie auch net!“, an-
wortete der Mann. „Wenn Se fahren wol-
len, stecken Se einfach die zwei Finger
ins Mul und pfeifen: Hu-u-|-|-|-iff!“

Nachdem sie etwa sechs Monate verheir-
tet war, kam Erna eines Tages zur
Mutter und weinte herzzerbrechend. „Er
liebt mich nicht mehr!“ schluchzte sie wild.
Die Mutter wollte wissen, wie sie darauf
käme. „Ach!“, meinte Erna, „er fängt bereits
an, mich zu beurteilen ...“



Eine Frau geht nachts allein durch den Park

Eine Frau geht nachts allein durch den Park.
Was soll man in diesem Fall von ihr denken?
Fühlt sie sich schwach oder fühlt sie sich stark?
Träumt sie vom Nehmen oder träumt sie vom Schenken?

Geht sie nur so durch die nächtliche Kühle?
Oder ist sie vom Frühling entzündet?
Hat sie kein Geld oder hat sie Gefühle?
Oder ist der Spaziergang ganz unbegründet?

Wandelt sie Schlaf? Ist sie durchgebrannt?
Geht sie vielleicht — wer weiß — über Leichen?
Trägt sie ein Schicksal in ihrer Hand?
Fragezeichen um Fragezeichen . . .

Einsam geht sie, setzt Bein vor Bein.
Sind ihr die Fragezeichen nicht wichtig?
Mir wird sie stets problematisch sein,
denn sie geht allein und ich geh' allein —
Ist das denn richtig? Freig. H. Mendel

Das Wunder vom kleinen Auto

Von Ernst Hoferichter

Jeden Morgen, wenn ich aufwache, denke ich an
meinen laubfroschgrünen Wagen.
Er federt wie eine frische, aufgefüllte Matratze,
und sein leises Surren erinnert mich an Fleisch-
fliegen, die an den Schaufenstern der Backer-
eien auf und ab brummen.
Jeden Tag gebe ich meinem kleinen Auto einen

anderen Liebesnamen, und in Gedanken habe ich
es schon oft in Ziegenmilch und Champagner
gebadet.
Es hat nur zwei Sitze: für mich und — sie. Und
wenn der junge Tag rosarot aus dem Osten
schlüpft, steigen wir ein.
Unser Wagen fährt so schnell und so langsam,
wie wir wollen. Aus dem Kühler klingt ein Morgen-
lied, und in uns jubeln Hallerjagdföhne. Die Straße
schneidet die Welt vor uns her in zwei Stücke
auf, und zur Linken und zur Rechten liegt je eine
halbe Portion Landschaft, die erschaut sein will.
Gärten und Felder, Wiesen und Wälder!
An jeder Kurve wollen wir einen Bocklen Erde
aufs neue umarmen. Und die Seele, die eigene
Seligkeit möchten wir aus uns hinaus schreien!
Aber unser Auto wird nicht romantisch. Es ist
selbst die Blaue Blume — und verglüht nur seinen
Lackaufstrich.
Es fährt und führt und verführt uns, das ist
alles.
Täler und Hügel senken und heben sich. Es ist
das Atmen der Heimat, hinter der mit offenen
Augen der liebe Gott schläft . . .
Und jetzt naht ein Dorf!
Aus dem ersten Gehöft läuft uns eine Geruch-
mischung von Kräutergarten, Kuhstall und
Bremsenöl entgegen.
Eine Entenprozession schnattert in weißen Klei-
dern quer über die Dorfstraße dem Pfarrhaus zu.
Aus den Fenstern wachsen Geranien. Hinter einem
Fliederstrauch steigt eine Wolke aus Pfeifen-
qualm. Der Raucher selber bleibt wie ein Stern
geringer Größe verborgen.
Es ist Sonntagsnachmittag.
Und ein Fetzen Paradies ist Bild geworden.
Der Wagen hält von selbst vor der Tafernwirt-
schaft „Zum wilden Mann“. Wir streichen die
Pneumatik wie die Mähne eines Zauberpferdes,
das über Länder und Meere trägt — das uns aus
Asphalt, Klinkerkasernen und Tapetenwänden an
diese Gasthöfe verfrachtet hat.
An die hölzerne Stirne sind die Monogramme der
Heiligen Drei Könige geschrieben: „C : M : B“.
Um die Kegelbahn summen Wespen. Drinnen
schreien die Burschen und spielen das Sonntags-
bier aus. Das Rollen der Kugel donnert dazwischen
hinein.
Wir sitzen im Schatten einer Kastanie. Zwei

Menschen, ein kleines Auto — und rund herum ein
Dorf im Sonntag. Mehr Weit und Erde halt, kein
Mensch aus. Und ins Vaterunser möchte ich noch
die Bitte hineinbeten: „Herr — und vergelte uns
nicht die Freude — — — Amen.“
Der Wagen wartet geduldig — wie auf eine Frage
die alle Antwort in sich trägt. Er würde auch bis
zur Auferstehung ausharren und mit uns vor die
Türen des Letzten Gerichtes fahren.
Wir sausen durch die Nacht mit zwanzig Kilo-
meter Geschwindigkeit. Das kleine Auto schlägt
die Augen auf.
„Bitte, fahr' nicht so rasend . . .!“
Und ich bremse noch zehn Kilometer ab.
Und doch geschieht ein Unglück. Ich unterschätze
das scharfe Eck einer Ackerstraße und komme
mit dem rechten Vorderrad über den Zipfel eines
Weizenfeldes. Bei dieser Gelegenheit überfähre
ich eine ganze Familie Mohblumen.
Fünf Blüten sind tot.
Und wir stecken die Opfer an die Schutzscheibe,
auf daß der Nachtwind ihre Samen in die Erde
zurückwehe. Nächstes Jahr wollen wir die Kinder
größen.
Nächstes Sonntag reisen wir in die Berge. An
Hängen, Halden, Wänden und Gipfeln vorbei.
Unser kleiner Wagen erfüllt, was wir erhoffen.
Oder willst du nach Rom, über den Rubikon, auf den
Marktplatz von Athen, nach Madrid oder — — ?
Dein, mein, unser Auto kennt keine Entfernung und
keine Grenzen. Ich weiß nicht, wie viele Men-
schen solch ein wunderbares Gefährt ihr eigen
nennen. Aber ich möchte es allen wünschen, die
Söhne und Töchter aus sich herausfahren wollen.
Noch nie habe ich eine Panne erleben müssen.
Daß ich fünf Mohblumen totgefahren habe
war nur mein Einfall.
Unser kleines Auto braucht weder Benzin noch
Öl. Tankstellen und Reparaturwerkstätten kenne
ich vom Wegschauen. Jeden Tag ist es fabrik-
neu. Und sein Anschaffungspreis wurde aus einer
Not geboren. In Reichemark ausgedrückt kostete
es keinen Pfennig.
Aber diese Vorzüge beruhen auf einem einzigen
Nachteil. Unser liebes Auto hat nämlich den einen
Fehler: es existiert — nicht. Es fährt bis heute
nur durch unsere Träume, und unsere Träume
reisen mit ihm.
Nächstes Sonntag also — geht es in die Berge . . .!

Langeweile in der Sommerfrische?

Nahkampf
im Tennis



Das beste
Gegenmittel sind
die soeben heraus-
gekommenen
5 „Simplissimus“-
Sammelhefte

Je 60 Seiten stark
(5 Nummern),
geheftet, Preis 60 Pfg.
zuzüglich 30 Pfg. Porto,
bei Bezug von
3 Heften und mehr
portofrei.

(Entnommen den „Simpl.“-Sammelheften.)

Zu beziehen durch alle Buch-
händler oder direkt bei

Simplissimus-Verlag G. m. b. H., München 13, Postscheck München 5802

Herbert Lehmann

127



Ja, die Arbeit / Von Fritz Sängner

Peter warf mit einem Male den Hammer weg, mitten im Vormittag. Dann sah er scheu um sich, ob ihn niemand beobachtete, und blitzschnell steckte er einen sogenannten Schaber in die Tasche. Gleich darauf ging er zur Werkstatte hinaus. „Peter! He, Peter!“ rief ein Kamerad ihm nach. Peter aber hörte und sah nichts als den schmalen Weg vor sich, wußte nichts als den glühenden Schmerz in seinem Innern, der ihn zu dem, was er eben getan hatte und weiter tun wollte, trieb. Nur einmal griff er an die Spitze des Schabers. So fest und kräftig tat er das, daß ihm der Stich recht weh durch die Hand zuckte. Es war ein Werkzeug aus dreikantigem Stahl, mit dem ganz haarfeine Späne aus einem Lager genommen wurden. Eigentlich wollte er keine haarfeinen Späne damit wegschaben. O nein, er wollte — natürlich wollte er — selbstverständlich wollte er — — — aber was eigentlich? Er rannte quer durch die Heimgärten. Dort, an einem Weiher, stand sein kleines Haus, das er sich mit Hilfe von Kameraden den ganzen Sommer hindurch selbst gebaut hatte. So etwas hat man innig lieb. Niemand, der's nicht erlebt hat, weiß, wie lieb man so ein Giebeldach, solche kleinen Fenster, solchen grünen Gartenzaun haben kann, aber noch viel lieber hatte er dieses eine Mädchen, das da drinnen die Hausfrau werden sollte und jetzt schon dort arbeitete, manchmal im Garten, manchmal im Haus.

Sie konnte es, die Kathrin, oh, da fehlte es gar nicht, sie konnte noch mehr. Sehr gut kochen konnte sie, und das Essen würzte sie sehr gern mit „guten Reden“, die immer auf einen Endton hinausliefen, der war: „Du, Peter, solltest mehr verdienen. Ja, wenn du so viel verdienen würdest wie der Hans Gampel oder der Willi Rester, ja dann könnten wir, dann könnten wir — — — jaaaa!“ Das war jetzt alles einerlei, jetzt trieb

etwas ganz anderes den jungen Menschen an sein Haus. Er schlich hinter Brombeersäuden und Weidenbüschen, er spähte wie ein Dieb nach den Fenstern und horchte wie ein Iltis auf jedes kleinste Geräusch. Richtig! Er war da, der Vetter der Kathrin! Ein lustiger Vetter war das, ein hübscher junger Mensch, ein geschickter Menschenkenner, das heißt Frauenkenner: wo er auftauchte, reckten sie die Hüfte; wo er ging, senkten sie die Augen — sehr lustig, daß es solche nette junge Männer gibt, es gibt viel zu lachen um solche Männer herum. Auch Peter hatte lange mitgelacht, bis er auf einmal merkte, fürchtete, vermutete, daß auch die Kathrin . . . Peter griff nach dem Schaber in der Tasche und schlich an sein eigenes Besitztum heran. Er horchte, und mit einem Male wußte er es ganz bestimmt! Er brauchte sich nicht lange zu besinnen. Da hinein durchs eingeschlagene Fenster . . . und wie man zustoßen mußte, das wußte er. Er faßte das friedliche Werkzeug beim Griff, es lag fest in der braven Arbeitshand — schmiegte sich an und funkelte mit der frisch geschliffenen Spitze. Und wie er das so hielt, da fühlte er sich mit einem Male an seinem Arbeitsplatz. Richtig, ja, die Arbeit! Ach ja, die mußte dann wohl ein anderer fertig machen . . . Blitzschnell gingen hundert Gedanken durch seinen Kopf. Wenn er das tat, dann — würde er wohl nie mehr Arbeiten fertig machen können, und . . .

(Schluß auf Seite 130)

Das Ammonshorn

Ich sei verfallen, beliebt du zu bemerken. Manu? Genügt es schon, dein Selbstgefühl zu räkeln, wenn ich ein bißchen älter bin als du?

Hast du noch nie föjfüllen im Jura studiert?

Dies Ammonshorn beweist dir in figura, wie grab der Kalt vortrefflich fonserliert.

Dein gartes Schneckenhaus in allen Ehren, Herr Kritikus!

Jedoch ein Fußtritt kann es stracks zerstören, was mein verfallenes nicht befürchten mag.

Katastroph

Die Milchkur

(Wilhelm Schütz)



„Jetzt begreif' i's, warum daß dö kloana Kinda scho in der Fruah allweil so schre'n!“

Ja, die Arbeit

(Schluß von Seite 126)

Er sah auf, an sein Haus hin. Da mußten im nächsten Jahr die Pfirsiche blühen. Das würde er dann auch nicht mehr sehen. Er warf den Kopf in den Nacken und sah zu dem blauen Sommerhimmel hinauf. Mit einem Male lachte er. Bitter und hart lachte er. Er erschrak selbst über sein Lachen, aber dann wurde er ernst und still, und ging ganz leise, wie er gekommen, den Weg zurück nach der Werkstat, wo er im Hof abgefahren wurde. Er sollte ins Büro kommen, der Herr wolle mit ihm reden.

„Jetzt kommt's!“ dachte er erschreckt. Es kam aber etwas ganz anderes. Er hatte gemeint, daß man ihm gehörig die Leviten lesen würde, weil er von der Arbeit wegelaufen war. Nein, man teilte ihm mit, daß man ihm die Aufstellung der neuen Presse in Frankfurt übertragen wolle, daß er in Zukunft immer zu solchen Arbeiten verwendet werden sollte, daß sein Lohn darum entsprechend höher sein werde, und daß er sich selber drei Hilfsarbeiter, die er benötigte, aussuchen könne. Bis zur Abreise in vier Tagen wolle man ihm frei geben bei voller Bezahlung, damit er sich auf die neue Arbeit vorbereiten könne. Still hörte er das alles an. Das war ja so viel mehr, als er sich je selber zu wünschen gewagt hatte, daß er nur staunen konnte. Ernst und still ging er an seinen Schraubstock zurück, packte seine Kleider zusammen und ging nach seinem kleinen Haus. Es war Mittag geworden inzwischen. Er hatte den Schaber in die Werkzeug-

schrubade getan an seinen Platz, und seine Gedanken waren jetzt bei der neuen Presse, die er in Frankfurt aufstellen wollte. Aber hier mußte er Gleichmut lügen. Lügen lag ihm gar nicht, aber er merkte nach der ersten Begrüßung, die von seiten der Kathrin sehr freundlich, sogar extra freundlich war, daß sie es recht gut konnte, das Lügen, und dann durfte er es auch können, und so lag er dann weiter.

„Warum bringst du deine Arbeitskleider, Peter?“ fragte sie.
„Sie haben mir gekündigt.“
Die Freundlichkeit im Gesicht der Kathrin verwandelte sich langsam, aber vollständig, und schließlich warf sie ihm grob ins Gesicht: „Dann ist doch alles nichts, was wollen wir dann noch? Siehst du, das hab' ich immer gedacht!“

„Ich nicht“, antwortete er in voller Ruhe und Sachlichkeit, drehte sich um und ging zur Türe hinaus in den Garten. Dort schritt er ganz langsam den Weg hinab zu dem Weiher. Am Wasser blieb er stehen und sah hinein. Auf einmal meinte er, daß es Zeit wäre, zum Haus zurückzukehren. Es war leer. Auf dem Tische lag ein Zettel mit den lapidaren Worten: „Ich mach' nicht mehr mit!“

„Ich auch nicht!“, schrieb er darunter, nahm das Papier und heftete es mit einem Reißnagel außen an die Türe. Er wußte, daß sie wiederkommen und es lesen würde. Dann schloß er die Türe ab, von innen, und ging in das kleine Zimmer, wo ein paar Bücher auf dem Schrank standen, und legann, sich den Plan zurechtzulegen, nach dem er seine Arbeit einteilen wollte.

Der Sperling

Grau drückt der Himmel.

Die Sonne,
der goldene Schimmel
des Sommers,
ist hinter die Wolken verjagt.

Es regnet.

Wo nur mehr der Rabe
dem Raben begegnet,
wird es bald Nacht.

In der Dachrinne doch,
siehe, hüpf
noch ein Sperling.
Kleine Hoffnung,
die das Herz mir läßt.

Was kimmert ihn Regen,
was Wolke und Wind,
solang seine Flügel
lebendig sind.

Immer wieder,
mit flatterndem Schlag,
grüßt er den kommenden
neuen Tag.

Gottfried Kühnel

Ein besserer Herr

(R. Kriech)



„Der Franzl geht wohl heuer übahaupts net ins Wasser?“ — „Naa, der hat jetzt a Zimmer mit Bad!“

Der Unterschied

(Kurt Helligenstedt)



„Schön langsam wird die Mode wieder wie zu Ihren Zeiten; ist es nicht schon fast daselbe?“ — „Nee, Frollein, nee, zu meiner Zeit war mehr drunter!“

Lieber Simplificissimus!

Gottlieb saß die Hälfte seines Lebens in der nahen Wirtschaft „Zum Adler“ und sog gut temperierten Gerstensaft in sich hinein. Daß er überhaupt ab und zu im Hause seiner Beschäftigung nachging, war lediglich der emsig auf seine Nüchternheit bedachten Frau zu verdanken. Als sie eines Tages auf dem Sterbebett lag, kreisten ihre Gedanken allzu hartnäckig um diesseitige Dinge. „Liebe Frau“, mahnte drum

der Pastor, „denken Sie daran, bald werden Sie im Himmel sein!“ — „Ja“, seufzte sie schwer, „und mein Mann im „Adler.““

Höflichkeit

„Er liebt mich“, flispelte Mariechen. „er hat mich gestern abend in den Arm genommen.“

„Dös besagt net viel“, entgegnete das etwas erfahrenere Luischen. „sobald die

Kerle mit eim allein send, halte se sich zu solche Sache für verpflichtet.“

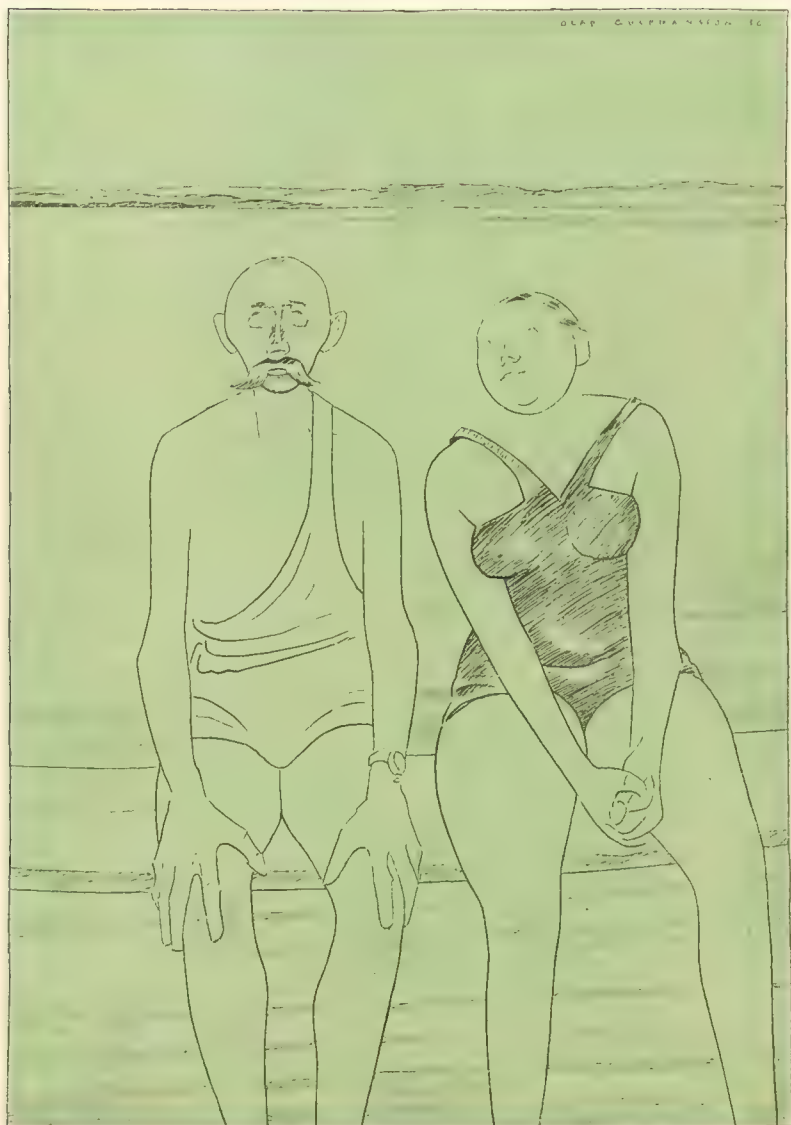
Eva

„Bin ich dir denn wirklich gut genug?“ forschte er, als sie den ersten Kuß getauscht hatten. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie offen und hatte ein reizend-nachsichtiges Lächeln dazu. „das gerade nicht. Aber zu gut für jede Andere . . .“

Der Nüchterne

(Olaf Gulbranson)

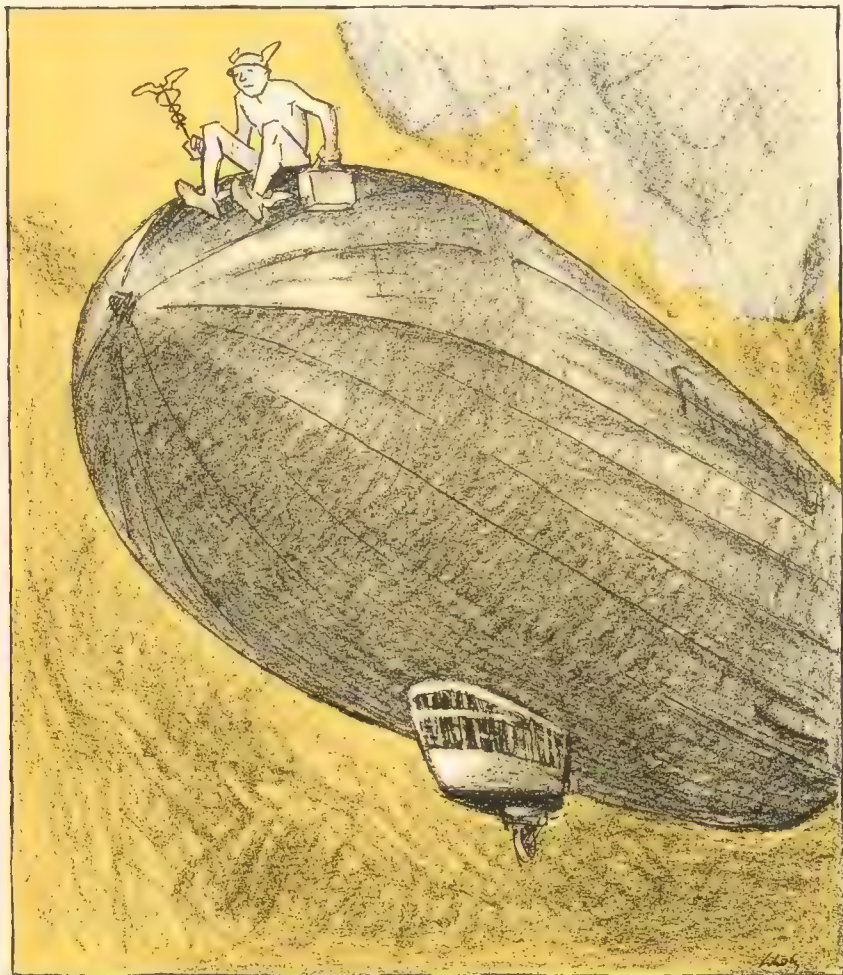


„Nicht wahr, Liebster, das Glück kommt oft über Nacht?“ — „Ja — am Tage hätte ich nämlich auch keine Zeit dazu!“

SIMPLICISSIMUS

Armer Merkuri!

(Wilhelm Schulz)



„Auf diese Weise kommt man wenigstens wieder einmal zum Fliegen! Vielleicht darf ich eines Tages auch noch meinen Musterkoffer mitnehmen . . .“



Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnake

mitgeteilt von Hans Alfred Kihn

Ich bin am 2. August 1901 in der ebenso herrlichen wie unvergleichlichen damaligen Kaiserstadt Berlin geboren und liebe ich als Sohn eines Universitätsprofessors und Geheimen Obermedizinalrats dortselbst. Mein Vater gilt heute als einer der ersten Frauenärzte der Reichshauptstadt, und erfreut derselbe sich allgemeiner Beliebtheit in der vornehmen Gesellschaft. Mein Großvater war König, Justizamtmann in preussischen Diensten, seine Gattin entstammte als Tochter eines bekannten General-superintendenten einem altberühmten theologischen Hause.

Von meiner Mutter her bin ich fürstlichen Geblütes, war sie doch eine Tochter Sr. Hoheit des Erbprinzen Karl Anton v. Dinsingen-Katzenellenbogen auf Hohen-ziesack. Persönlich habe ich meinen erlauchten Großvater zwar nicht mehr kennen gelernt, doch soll selbiger dem erhaltenen Familienbild zufolge ein stattlicher, ritterlicher Kavallerist gewesen sein, durch den ich meine Abstammung bis ins elfte Jahrhundert zurückführen vermag und auch mit dem Hause Anjou und den Stuarts verwandt bin. Über die Mutter meiner Mutter und ihre Ahnen vermochte ich noch nichts Urkundliches zu ergründen, doch ist selbige eine schöne feurige Frau südlichen Temperaments gewesen, die der Erbprinz als Primadonna der Hofoper kennen und schätzen lernte. Als ihr einziges Kind von ihm hat meine Mutter am 4. September 1876 das Licht der Welt erblickt und wurde auf die Namen Emilie Marie Friederike Luise getauft. Dies alles ist aus den in meinem Besitz befindlichen Familienpapieren nachzusehen, wie ich auch sonst in diesem Tatsachenbericht mich absoluter Wahrhaftigkeit befleißigen werde.

Daß meine Großmutter dem Personal der Schloßküche angehört haben sollte, ist ebenso eine böswillige Erfindung meines späteren Vormundes wie die ins Reich der Fabel zu verweisende Behauptung, daß ihr späterer Gatte dem Erbprinzen als Pferdewärter gedient haben sollte. Da ihre Vermählung mit dem Erbprinzen seitens der Familie des Letzteren als unzulässig betrachtet worden wäre, zog sie es vor, einem Herrn Karnake die Hand zum Bunde zu reichen. Dies war ein Beamter des fürstlichen Marstalls, der eine große Erfahrung in Reit- und Rennsportangelegenheiten besaß. Meine Mutter, dahem familiär Emmi genannt, erhielt daraufhin leider den Zunamen ihres Pflegevaters Karnake, der sich alsdann als geschickter Ökonome etablierte und zehn Morgen trefflichen Obst- und Gemüselandes sein eigen nannte. Schon früh zeigten sich in ihr die kunstsinigen und leicht extravaganen Neigungen ihres hohen Erzeugers. Der Schule kaum entwachsen, verabschiedete sie sich von ihrem Pflegevater, dessen beschränk-

ter Horizont für ihr heiteres Naturell nicht in Frage kam, und ging nach Berlin, um sich der höheren Kunst zu widmen. Sie nahm bei ersten Lehrmeistern Gesang- und Tanzunterricht, um ihren Herzenswunsch, zur Bühne zu gehen, zu erfüllen, was ihr auch gelang. In vielen Städten des Vaterlandes, ich nenne nur Schneidemühl, Tirsch-tiegel und Altwasser, hat sie als Mitglied des Choralängers- und Ballettverbandes rauschende Triumphe gefeiert, bis kollegiale Intrigen sie zum Austritt aus dem Ver-bande nötigten. Um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern, war sie dann eine Zeitlang in Berlin dienender Stellung im Gast-wirtsgewerbe tätig. In dieser Epoche machte sie die Bekanntschaft meines vor-erkrankten Vaters.

Es war ein freundlich ausgestattetes Re-staurant im Hochschulviertel, in dem die erste zarte Annäherung stattfand, ein Lokal übrigens, in dem nur erstklassige Herren verkehrten und meine Mutter sich bei Gästen und Kollegen allge-meiner Beliebtheit erfreute. Mein Vater, damals ein feuriger junger Medizinstudent, wurde schon beim ersten Besuch von ihrer ansprechenden Erscheinung in Nu um-fangen und faßte alsbald eine tiefe und nachhaltige Neigung zu derselben. Er wurde ein gemesener Gast an ihrer Wirkungsstätte, und oft noch mag ihm die rosige Ampel, die in den Abendstunden das trauliche Gäßchen am Stettiner Bahnhof schimmernd erhellte, den Weg zu der Dame seines Herzens gewiesen haben. Aus dieser Verbindung ist ich hervor-gegangen.

Meine Eltern scheinen selbiges Ergebnis zunächst als ein wenig begrüßenswertes empfunden zu haben. Meinen Vater habe ich damals nur selten und flüchtig ge-sehen, nicht ohne daß seine treuen Augen hinter den funkelnden Brillengläsern mit ernstem und forschendem Ausdruck auf mir gerichtet hätten. Dagegen machte ich in früher Kindheit die Bekanntschaft zahl-reicher freundlicher Oheime von mir, die mir Bonbons und Spielsachen mitbrachten. Im Übrigen befolgte meine Mutter bei mir das gesunde Erziehungsprinzip, mich in weitgehender Freiheit und Ungebundenheit aufwachsen zu lassen. Als Pflögetochter einer gewichtigen Autorität in allen Fragen der Rennstall- und Reitpferdebehandlung trat sie in gesellschaftliche Beziehungen zu vielen prominenten Anhängern des edlen Sports und war an den Berliner Trabrennbahnen eine auffallende Erschei-nung.

Als der Weltkrieg die wehrfähige Mann-schaft zu den Waffen rief, war es mir leider nicht vergönnt, daran teilzunehmen, zierte ich doch damals noch die Bänke der 134. Berliner Gemeindeschule! Erst als der Krieg nach überraschend kurzer Zeit zu Ende gegangen war, habe ich das wahr-

fähige Alter erreicht. Und jetzt begann für mich die große Zeit!

Da mich ein postleoser Vormund zur Erlernung des Friseurgewerbes bestimmt hatte, war ich zunächst genötigt, die Be-ziehungen zu meinem Lehrherrn zu lösen. Da selbiger mir des öftern mit schlichten Worten zu verstehen gegeben hatte, daß er erfreut sein werde, mich aus seinem be-scheidenen Betrieb in ein mir angemessenes Milieu verschwinden zu sehen, war der beiderseitige Trennungsschmerz kein großer. Die Anleihe, die ich vor meiner Verabschiedung aus seiner Ladenkasse zu erheben genötigt war, habe ich ihm vier Jahre später bei wesentlich günstigerem Dollarsatz auf Heller und Papiermark zurückerstattet.

Sogleich ließ ich mir gegen Anzahlung einen erstklassigen Anzug anmessen, ver-schaffte mir auf Kredit eine standes-gemäße Equipierung an Oberhemden, Schuhen, Kravatten und diakreten Schmuck-gegenständen und erreichte damit in Kürze Zutritt zu den öffentlichen Veranstaltungen der ersten Gesellschaftskreise. Aufge-wachsen in einem Milieu, das von Theater-luft und Rennstall-Atmosphäre pikant ge-schwängert war, vermochte ich mich den neuen Verhältnissen aus Glücklichsinn an-zupassen. Der geneigte Leser möge es mir er-lassen, all die festlichen Nächte voll Glanz und Fülle, Champagner, Trüffeln und Frauenliebe zu schildern, die ich in den herrlichen Jahren der Inflation genießen durfte. Unbegreiflich blieb mir in dem exklusiven Trubel nur das Eine, wie so viele reich gewesene Familien und offen-bar verkalkte Großkaufleute in solcher Zeit zu schimpfenden Bettlern herabsinken konnten. Brauchte man doch nur an der Börse die leicht erlernbaren Limit- und Bestensgeschäfte nachzumachen, die man weltgewandt und achverständige Jüng-linge vormachen sah!

Leider ging die herrliche Zeit des Papier-segens viel zu früh zu Ende, obwohl das Zahlensystem noch noch ganz andere Größen als die mit Mühe erreichten Tril-lionenziffern ermöglicht hätte. Die Mark-stabilisierung war für mich und meine Freundinnen ein harter Schlag. Man lasse mich den Mantel christlicher Liebe über die nachfolgende schreckliche Epoche breiten, in der ich genötigt war, mir als Eintänzer, Zettelverteiler, Staubsauger-Vorfürher, Vertreter in Gummiartikel, Tol-lettenwärter und Schöffor mein Brot sauer verdienen zu müssen — letzteres will der Führerschein für meine Inflations-Limousine den einzigen Befähigungsnachweis dar-stellte, den ich mir erworben hatte!

Mit meiner Familie war ich nicht mehr in Verbindung geblieben, da meine Mutter leider eine unstandesgemäße Heirat eingegangen war. Mein Stiefvater war ein älterer be-schränkter Kleinbürger, der sich in sehr

(Fortsetzung auf Seite 137)



„Wenn ich so weitermache, hat der Trainer gesagt, dann werde ich noch eine Olympia-Hoffnung. Jetzt mücht' ich bloß wissen, ob er noch ledig ist.“

Churchill der Hetzer

(E. Thöny)



„Neue Informationen über Deutschland gefällig, Mister Churchill?“ — „Danke, Mister Lopez, ich schöpfe nicht aus trüben Quellen. Was ich sage, habe ich selbst erfunden.“



„Grad' zahl'n laßt mi heut', grad' zahl'n! Geh, Alois, i bin do in Urlaub und net du!“ — „Ja, eben drum — a jede Illusion muaß ma zahl'n.“

Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnauke (Fortsetzung von S. 134)
unziemlicher Weise in meine Berufsangelegenheiten einzumischen suchte. Mein eigentlicher Vater, dessen Vornamen ich trage und dessen Zunamen ich vorläufig diskret verschweige, war inzwischen einer unserer beliebtesten Frauenärzte geworden, dessen vornehme Ausdrucksweise in Verbindung mit einem langen gepflegten Vollbart ihm Zutritt zu unseren ersten Familien verschaffte. Trotzdem schienen die pekuniären Zuwendungen, die ich in der Folgezeit von ihm erbat, ihm ernste Mißstimmung zu bereiten. Nach seiner Vermählung mit der Tochter eines unserer angesehensten Schwachstrom-Industriellen bat er mich, von weiteren Besuchen bei ihm Abstand zu nehmen. Seitdem stehen wir nur noch schriftlich in Konnex miteinander.

Zu meiner Rettung wurde uns die Inflation bald von anderen Staaten nachgemacht, nachdem die Ausländer bei uns auf den Geschmack gekommen waren. Dies ermöglichte mir nach einer abermaligen geschickten Umstellung noch eine jahrelange geachtete bürgerliche Existenz, und darf ich mich wohl rühmen, die Hauptstädte der verschiedensten Länder Europas kennen gelernt und ihre Zahlungsmittel gegeneinander ausgetauscht zu haben. Meine Be-

scheidenheit verbietet mir, auf meine Studienreisen in valutaschwachen Ländern näher einzugehen, haben doch die berufensten Kenner des internationalen De-

Die weisen Alten

Unter Bäumen saßen sie und tranken, und sie sprachen — und sie schwiegen viel. Silberklingig schweiften die Gedanken... Unter Bäumen saßen sie und tranken, und sie fühlten sich an aller Ziele Ziel.

flüsterte ein Vogel im Gezweige, War es wie ein Ruf zu frohem Sinn; keerten sie den Becher bis zur Neige, flüsterte ein Vogel im Gezweige, Nahmen sie es neu als Segen und Gewinn.

Schritt ein Mädchen ihrem Tisch vorüber, Kam's nur wie ein Lächeln in ihr Blut; Schwoß ihr Herz nicht mehr von Wänschen über...

Schritt ein Mädchen ihrem Tisch vorüber, Waren ihm sie wie der ganzen Erde gut.

Hermann Senfenthal

visenverkehrs mir ihre Anerkennung nicht versagt und mir bestätigt, dabei mit einer Geschicklichkeit operiert zu haben, die selbst die hervorragenden Finanzaristokraten unserer damaligen deutschen Republik mit achtungsvollem Staunen erfüllt haben soll. Was die Frauen anbelangt, die mir diesen Aufstieg vom Eintäzler in der Kakadudiele zum Kosmopoliten großen Stils ermöglicht haben, so kann ich von mir mit Recht behaupten, daß ich keine materiellen Opfer ohne reichliche Gegenleistung angenommen habe!

Die Wirtschaftskrise mit ihren betrüblichen Einschränkungen des freien Devisenhandels bereitete mir schwere Sorgen. Nach Berlin zurückgekehrt, gelang es mir leider nicht, von meinen Vätern die Mittel zur Fortführung eines standesgemäßen Lebens zu erhalten, und da auch der Konkurrenzkampf um die wenigen noch zahlungsfähigen Frauen sich immer schärfer gestaltete, zog ich es vor, mich in einer feudalen Pension als Dr. Karnauke einzumietten. Dies steigerte meine Erfolge bei den Damen zusehends, und waren diese doch wohl auch verdient; wenn man schon einen Geheimen Obermedizinalrat zum Vater hat, der von einem nichts mehr wissen will, wird man sich doch zum Teufel wenigstens „Herr Doktor“ titulieren lassen dürfen! Leider stieß ich bald auf engherzige bürokratische Vorurteile, die mir mein akade-

(Schluß auf Seite 140)



Diese Zeichnung ist dem prachtvollen Album

Berliner Bilder (aus den Jahren der Korruption) von Karl Arnold entnommen.

Preis des Werkes (27 × 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Acht Jahre alt

Ein würdevolles Kopfnicken zur Vorsteherin — dann nahm die schlanke, gerade Gestalt ihre struppige Tochter bei der Hand und wanderte hinter dem Kofferkarren her durch den Wald. „Gefallen dir die neuen Schuhe?“ fragte sie, und das Kind nickte. „Sel schön artig, mein Wildfang!“ sagte die Mutter und ließ die Kinderhand los, um den Hut zurechtzurücken. „Lern brav! Schreib mir jede Woche, wie es dir geht! Vergiß nicht, dir die Ohren zu waschen! Verdirb dir nicht den Magen!“ Die Tochter schielte ein wenig nach oben und reinigte sich heimlich die Nägel. „Halte dich doch ein bißchen gerade!“ ermahnte die Mutter, „auch, wenn ich nun wieder weg bin!“ — Und als das Kind das Taschentuch zog und um-

stündlich damit an der Nase zu tun hatte: „Du hast wohl wieder einen Schnupfen? Du weißt doch, wie dich das herunterbringt! Du mußt dich sehr vorsehen. Du bist nun acht Jahre alt geworden und mußt allmählich lernen, auf eigenen Füßen zu stehen! Eure Vorsteherin kann nicht auf alles achten!“ Das Kind ging ernst und schweigend nebenher. „In vier Wochen sind Ferien“, fuhr die Dame sanfter fort, „da darfst du nicht auf der Nase liegen, sonst kannst du nicht nach Hause, nach Potsdam kommen!“ Sie strich mit langer Hand über den unordentlichen Kopf des Kindes. „Ich habe auch eine Überraschung für dich!“ Jetzt schlug das Kind erstaunt die Augen auf, senkte den Kopf aber gleich wieder und schaute auf die hohen, wildledernen Stiefel hinab, die ihm die Mutter zum Geburtstag mitgebracht hatte.

„Wenn du in den Ferien kommst, hast du wieder einen Vater!“ sagte die Mutter, „wir feiern dann Hochzeit! — Sieh also zu, daß du recht gesund und ordentlich bei uns ankommst! Vor allem hüte dich vor Erkältungen! Nicht barfuß laufen in dieser Jahreszeit! Hörst du?“ Das Kind nickte. Es hörte! „So, und nun kehre um und geh nach — und mach' deine Schularbeiten! In diesem Aufzug kannst du nicht mit zum Bahnhof kommen!“ Dreimal drehte sich die Mutter noch um und winkte mit den Fingern — dann war das Kind weg gelaufen. Es saß auf einem Baumstumpf und... „Wenn du dich verheiratest...“, murmelte es und streifte die Schuhe und Strümpfe herunter, „dann laufe ich barfuß!“ Und es kam auf nackten Sohlen von diesem Weg zurück — — — auf eigenen Füßen! *Dicke Paulus*

Stammbaum und Lebenslauf des Herrn Edmund Karnauke

(Schluß von Seite 137)

misches Fortkommen unnötig erschwerten. Allein ich ließ den Mut nicht sinken und schuf mir mit frischer Zuversicht eine neue Existenzgrundlage. Ein Freund, dem ich in Mosbit meine Familienverhältnisse offenbart hatte, gab mir den trefflichen Rat, mit ihm gemeinsam eine Erholungsreise durch eine Reihe freundlicher Provinzstädte des Vaterlandes zu unternehmen. In diesen sollte ich unter dem Namen meines Großvaters mütterlicher Linie auftreten, während er als mein Adjutant Freiherr von Burghelm-Hattenhausen mich zu akkompagnieren gedachte. So trat denn der gleichnamige Enkel Seiner Hoheit des Erbprinzen Karl Anton von Döslingen-Katzenellenbogen auf Hohenziesack, mit fürstlichen Lederkoffern und Familienpapieren wohl versehen und von seinem getreuen Herold begleitet, eine äußerst profitable Bildungsreise an. Es war ein Triumphzug ohnegleichen, ich war jeden Abend eingeladen und wurde überall interviewt, illuminiert und stürmisch gefeiert. Mein Adjutant hatte jedesmal vorher diskret durchblicken lassen, daß ich zu Allerhöchsten Herrschaften des verflorenen Reiches in privaten Beziehungen stünde, die Familienpapiere und die Genea-

logie meines Hauses bis zu den Stuarts und Anjous hinauf taten ein Übriges, und bald umgab uns ein Stab von Exzellenzen und Würdenträgern, Generalen und Generaldirektoren; berufene Vertreter des Handels und der Pädagogik, Zierden der Kunst und Industrie fanden sich ein und buhlten um meine Gunst. Die Frauen lagen mir reihenweise zu Füßen und waren beglückt, von mir emporgehoben zu werden, wobei mir eine dank meiner väterlichen Ahnenreihe von Frauenärzten und Theologen erworbene salbungsvolle Beredsamkeit sehr zustatten kam. Leider nahm meine profitable Bildungsreise ein stilles, aber unruhliches Ende. In einem idyllischen Städtchen nahe der Schweizer Grenze verließ mich plötzlich unangemeldet mein Begleiter, nicht ohne unsere gesamten Barmittel vorsichtshalber mitgenommen zu haben. Zu spät erfuhr ich, daß die Nachkommen des Erbprinzen meine Ansprüche auf ihren Namen anzufechten gewillt waren. So war es mir leider diesmal nicht möglich, die argwöhnisch gemachte Hoteldirektion zu vertrösten und bei Gelegenheit unauffällig abzureisen, wie wir es sonst in solchen Fällen zu tun pflegten. Denn auch meine Koffer hatte der Hallunke mitgehen heißen! Ach, in der Tat, die heutige Jugend ist schlecht und verdorben, und kann man heutzutage in

Berlin keinem Menschen trauen, denn nur zu oft verbergen sich hinter der Maske des Blademanns Tücke und Hinterlist. So habe ich nach dieser bitteren Lehre meinen Ausführungen vorläufig nichts mehr hinzuzufügen. Rücksichten auf die Öffentlichkeit haben mich veranlaßt, einige Jahre in beschaulicher Zurückgezogenheit zu verleben und meine künftige Laufbahn in der Stille zu überdenken. Doch bin ich überzeugt, nach meiner Rehabilitierung von neuem in der bürgerlichen Gesellschaft Fuß zu fassen, und hoffe ich, daß dereinst eine Zierde derselben aus mir werden möge.

Lieber Simplicissimus!

Der alte X. ist ziemlich eifriges Mitglied einer Gemeinschaft und trägt ein betont frommelndes Wesen zur Schau. Neulich ist ihm die Scheuer mitsamt dem angebauten Stadel abgebrannt. Er trug's mit einer Gelassenheit, die verklärt war durch einen von innen herausbrechenden stillen Glanz, so daß sich einige über die seelische Kraft wunderten, mit der er das Unglück trug. „Ja, ja“, sagte da sein Nachbar, der ebenfalls der gleichen Sekte angehört, „einen Menschen mit Gottvertrauen kann eben nichts erschüttern — außerdem ist er ja sehr günstig versichert.“

Auffassung

(Ottomar Starke)



„Mehr Leidenschaft, Fernando! Dämonischer!“ — „Nee, mein Lieber — wenn du Würstchen mit Kraut gegessen hättest, würdest du die Sache ooch freundlicher ansehen.“

Starhemberg zwischen Vatikan und Palazzo Venezia

(Olaf Gulbransson)



„Hol' ich mir nun zuerst die Instruktionen oder den Segen?“

Segellied

Wenn alle Tage golden sind,
Wiege, Welle, wiege,
Dann seien zwei Segel in einem Wind,
Wehe, wehe, Wind.

Sie spiegeln sich im Wasserblau,
Wiege, Welle, wiege,
Das eine weiß und das andre grau.
Wehe, wehe, Wind.

Sie kennen sich, sie trennen sich,
Wiege, Welle, wiege,
Verliebte Seelen wie du und ich.
Wehe, wehe, Wind.

Da kam ein Sturm, und was geschah? Wann ist das graue ganz allein.
Wiege, Welle, wiege. Wiege, Welle, wiege.
Das weiße Segel war nicht mehr da. Wann wird es nicht mehr alleine sein?
Wehe, wehe, Wind. Wehe, wehe, Wind.

Hans Kelp

Der Notruf

Von
Heinz Weis

Die vier erwachsenen Söhne von Melchior Trank hatten sich in der Stube ihres Vaters versammelt und schweigend verlegen. Sie wechselten zueinander die Stühle, traten ans Fenster, sahen schau die Straße hinab und beteten in der Erwartung, daß ihr Vater Melchior um die Ecke gehen und sein Haus betreten könnte.

Der Wirt „Zur Post“ hatte es übernommen, dem alten Melchior zu erzählen, was die Spatzen von den Dächern piffen: daß nämlich Melchior's einzige Tochter, das letztgeborene Kind seiner Ehe, die noch unverheiratet beim Vater lebte, einer Niederkunft entgegenginge.

Es war nachmittags halb drei, und der Wirt, falls der Mut ihm nicht entfallen war, mußte Melchior nun die Mitteilung gemacht haben. Die vier Söhne, von denen drei außerdem des väterlichen Hauses verheiratet waren, hatten sich zu diesem Zeitpunkt verabredet und waren zusammengekommen, um sich schützen vor der Schwester zu stellen. Nun saßen sie betreten auf den Stühlen umher und warteten.

Neben dem länglichen, gusseisernen Ofen, auf der Truhe, in die die Milch zum Säuern und Dickwerden gestellt wurde, saß Fridenke und weinte in ein Tuch.

„Wir dürfen kein Wort widerreden, wenn er tobt“, sagte der älteste der Söhne, ein Hüne von Mann. „Ihr habt euch immer so zu stellen, daß er Rike nicht erwischen kann. Falls er mit dem Leibriemen schlägt, haltet die Fäuste dagegen, — falls er jedoch mit einem Eisenstück ankommt, müsst ihr es ihm abnehmen. Franz und ich werden es ihm abnehmen.“

Im Stalle, der unter ihnen im Erdschoß des großen alemannischen Hauses lag, brüllte eine Kuh. „Es ist die Blüß“, sagte der Jüngste, „im Zeit ist aus, man muß nach ihr sehen.“ Er erhob sich, öffnete die Stubentür und — erblickte. Seine Hand fiel leblos von der Klinke, die Türe schitterte mit Krächzen auf, in ihrem Rahmen erschien Melchior Trank.

Auf der Schwelle blieb er stehen, die Türe schlug ans Sofa an.

„Hund!“, hauchte er, tonlos vor Zorn, den Jüngsten an. Und als er die anderen sah, die sich erhoben hatten und ihm nun im Wege standen, schweigend, jedoch entschlossen, einen Totschlag zu verhindern, — da verfärbte sich Melchior Trank. Blau schoß das Blut ihm zu Gesicht, die Knöchel seiner geballten Fäuste wurden weiß. Mit der Rechten griff er in die Tasche, „Also ist es wahr“, sagte Melchior, „erwachte mit der Unterlippe ein Stück seines Schnurrbartes und zog ihn in den Mund. Die Uhr schlug, das Mädchen auf der Truhe weinte.

Melchior zog sein Messer aus der Tasche.

Es war ein feststellbares Messer mit schwarzem Heft. Er öffnete die schmalgesetzte Klinge, in einem leisen Knacken stellte sie sich fest.

„Ich gehe jetzt!“, sagte Melchior, „auf den Speicher“, und er hielt inne, — und häng' mich auf! — Und war mich abscheidet, bevor ich kalt bin, dem bohre ich das Messer in den Ranz.“

Er griff mit dem linken Arm rückwärts und zog die Speichertüre auf. Sein breitschultriger Körper schien die schmale Treppe verstopfen zu wollen. Melchior mußte sich etwas verwinden, als er durch die Speichertüre trat. Die beiden Türen blieben offen stehen, niemand sprach ein Wort.

Melchior Trank betrat den Heuboden. Als er den Fuß von der vorletzten Stufe auf die Dielen schob, streifte er mit dem Hut die „Würzbuscheln“, die an einem Sporn steckten. Zwei blutrote Blüten brachen ab, der Hut glitt ihm vom Kopf und rollte die Treppe hinunter. An einem Balken hingen Ernestricke. Es war ein buntes Bündel müßiger Stricke, untätigen, eines Tages Laß zu tragen. Melchior ließ sie durch die Hände gleiten: da entdeckte er unter ihnen einen langen, festen, häfensen Strick, an dem er zuweilen die Rinder und die Kühe zum Fasel geführt hatte.

Eine kleine Schlinge war vom Sellar schon hineingedrückt. Jetzt stülpte Melchior das andere Ende des Strickes hindurch. Durch mehrere Glasziegel brach trübes Licht. Der Mann, der mit gerecktem Halse nun zum Gebälk aufstieg, den günstigsten Platz zu finden, warf keinen Schatten mehr. Und während er hin und her ging, zu suchen, wohin er sich am besten hänge, gaben seine Schritte keinen Laut. Nach einer kleinen Weile blieb er stehen und nahm die Suche mit dem Kopfe auf, den er weit in den Nacken legte. Es roch betäubend nach Rapskuchen und Kamille.

„Ich nehme die Leiter“, sagte endlich das Gespenst des Melchior Trank und ging auf die Leiter zu, die von der Tonne und dem Futtergag herauf bis in den Dachstuhl reichte.

Als er, den Strick in der Linken, vom

Speicherboden hinaus auf die Leiter trat, um hinaufzu steigen in die oberste Gebälk da brüllte unter ihm im Stalle eine Kuh. Es war ein kurzes, abgerissenes Brüllen, das heraufdrang, ein Bellen beinahe, ein Notruf, ein verzweifelter Signal.

Melchior hielt im Steigen inne, ihre Zeit ist aus, dachte Melchior. Er brüllte die Kuh zum anderen Mal. Melchior ließ die Sprossen los und klammerte sich mit beiden Armen um die Leiterholme. Seine übermenschlichen Kräfte versagten sich ihm plötzlich, er ließ seinen Kopf vornüber auf eine Sprosse sinken. Er fühlte sein Gesicht blaß werden, er fror, er mußte sich mit aller Willenskraft festhalten, um nicht auf die Tonne hinunterzustürzen. Und während seine Kniee zitterten, so daß er sich nur mit Mühe bewegen konnte, begann Melchior mit äußerster Vorsicht Sprosse um Sprosse auf die Tonne hinaufzu steigen.

Als er durch den Futtergang in den Stall trat, warf das geängstigte Tier den Kopf herum. Seine Augen waren kugelig aus den Höhlen getreten, es starrte gesenkt. Melchior sah, daß die Fruchtblase schon gesprungen war. Aus dem Mutterleibe des Tieres ragten die nassen Vorderhufe des Kalbes. Melchior nahm den Strick, den er noch immer in der Hand hielt, und band mit je einem Ende aller Vorderfüße des Kalbchens fest. Jetzt hätte er seine Söhne rufen müssen. Er aber ging in die kleine Werkstatt nebenan, holte ein Stemmeisen, legte den Strick darum, stellte es in eine Ritze des Steinfußbodens und fing vorsichtig an, das Kalb aus dem Mutterleib zu ziehen. Zuweilen hielt er inne und half behutsam mit den Händen nach.

Als er endlich nach der Tonne ging, ein Bund Stroh zu holen, um das Kalb darauf zu legen, stiegen seine Söhne über die Leiter herab, über die er selber vor einer halben Stunde gekommen war.

„Macht der Kuh ein Saufen!“, fuhr Melchior sie an; dann schüttete er das Stroh auf, legte das zappelnde Wesen vor die Füße seiner Mutter und trat dann zum Brunnen, um sich die Hände, und mit den gereinigten Händen wiederum das Gesicht zu kühlen.



(P. Winner)



„Mir scheint, Azori, die neue Zeit ist unserem Unternehmen nicht mehr günstig!“

Kleine Bemerkungen Lieber Simplificissimus!

Manche Leute bringen es fertig, an ein ewiges Leben zu glauben und gleichzeitig auf ein Lesekränzchen abonniert zu sein.

Wenn die leibliche Nahrung so schlecht verdaut würde wie die geistige, wäre die Menschheit längst an Enkräftung eingegangen.

Die Tugenden mancher Leute sind oft nur aus dem Wunsch zu erklären, ein Alibi zu besitzen.

Die Frau Konsul konstatierte im Schauspielhaus, daß die Heldin des Stücks in einer Liebeszene „ganz groß“ gewesen sei. „Sie macht das so täuschend“, meinte sie, „daß ihr Mann zu Hause sicher oft im Zweifel ist, ob sie echte Gefühle äußert oder bloß Theater spielt.“

„Um solche Zweifel zu kriegen, braucht man nicht der Mann einer Schauspielerin zu sein“, brummte der Konsul.

Wir haben einen großen Hund, einen Bernhardiner. Durch sein Bellen zeigt er jedesmal an, daß an der Haustüre geklingelt wurde.

Eines Nachmittags sitzt unser vierjähriger Bub im Flur und spielt, während der Hund schläft. Es läutet; aber Sultan hört es nicht. Da steht das Kind leise auf, steckt den Kopf durch die Tür des Wohnzimmers und macht: „Wau! Wau!“

Davon erwachte der Hund und hob den Kopf. Doch unser Bub sagte zu ihm: „Schlaf nur weiter, Sultanchen; ich hab' schon gebellt.“

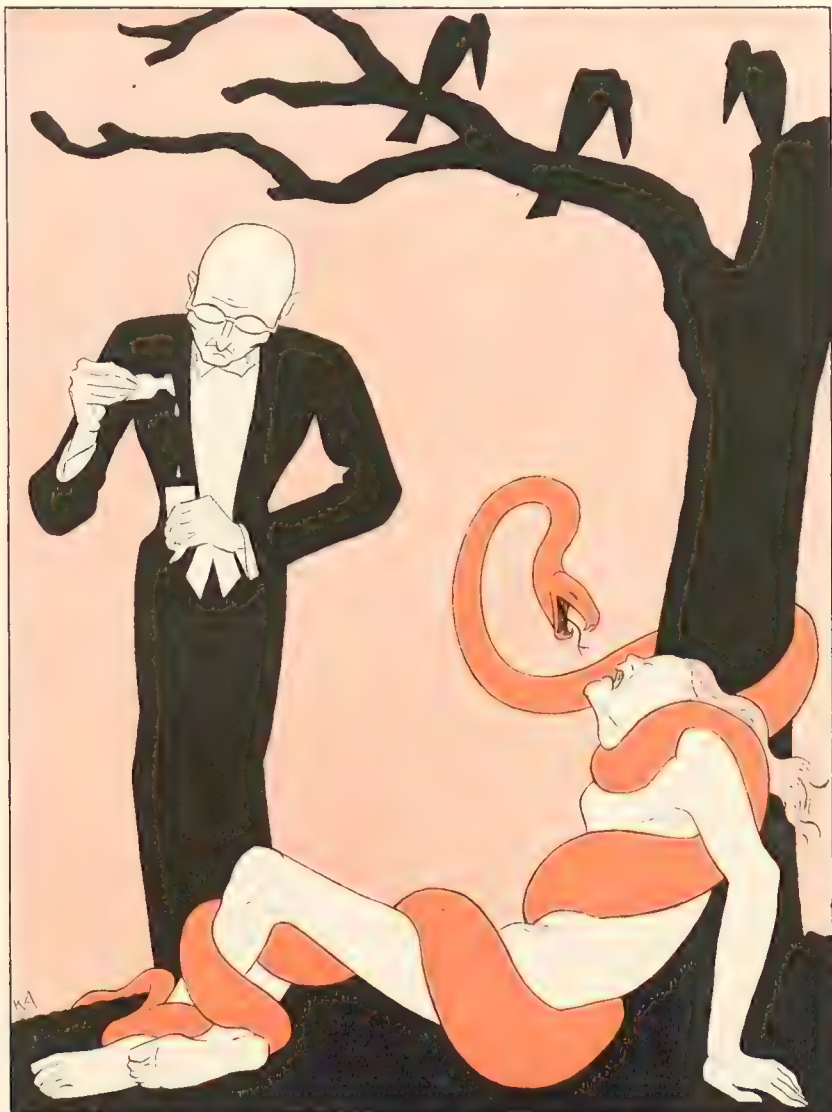
Eheliches

Sie: „Ich weiß wirklich nicht, von wem unsere Else die spitze Zunge geerbt hat! — Von mir sicher nicht!“

Er: „Nein, du hast ja deine noch!“

Völkerbundsdoktor und Bolschewismus

(Karl Arnold)



„Nur keine Angst, liebe Frau Europa! Ich habe hier ein probates Gegenmittel.“

SIMPLICISSIMUS

Versicherungsschwindel in England

„Olaf Gulbransson“



„Mir scheint, auch ein vornehmer Löwe hat Ungeziefer!“



Besuch bei Wallenstein

Von Hans Lachmann

Der Urlaub hat begonnen. Am Görlitzer Bahnhof haben sie sich getroffen, Fritz und Fridtchen. In Wahrheit heißen sie ganz anders. Aber das tut nichts. Sie wechseln ihre Namen ab und zu. Im Abteil sitzt außer ihnen noch eine ältliche Dame in herber Kleidung. „Märchen in Uniform“, meint Fridtchen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Nach drei Minuten schreit Fridtchen auf: „Sieh bloß 'mal gradeaus: achzehn Rehe!“ „Wo? Ach dort! Wart 'mal — ich sehe achtzehn.“ „Plemm! Wo bloß zwölf da waren!“ „Und woher hast du den Restposten von vier Stück bezogen?“ Sie kippelt sich an die Stirn und sagt: „Das mecht, ich hab' Köpfe!“ Die ältliche Dame blickt streng auf die sonderbaren Menschen. Fridtchen beantwortet ihren Blick mit einem erwartungsvollen Lächeln. „Rehe?“ sagt die Dame. „Rehe wollen Sie gesehen haben? Hier, mitten in Berlin?“

„Sie meint Pferde, gnädige Frau“, beruhigt Fritz. „Sie redet nur so eine wunderliche Fauna.“ „Nicht doch Pferde!“ widerspricht Fridtchen. „Hunde meinte ich. Hunde mit Federn. Pudels also, meine Dame.“ Die Dame zieht sich beleidigt hinter ihre Zeitung zurück. So fängt es an... In Kottbus steigt ein braves, ebenfalls ältliches Ehepaar zu. Es beginnt sogleich, Fritz und Fridtchen interessiert zu beugen. Fritz holt eine Schachtel Pralinen aus dem Koffer. „Hast du die mir mitgebracht, Onkel?“ fragt Fridtchen mit honigsüßer Stimme. „Eigentlich nicht.“ „Wem denn sonst? Etwa dir?“ „Nein. Netten kleinen Kindern, die mit uns fahren würden.“ „Na, dann biete man den Herrschaften gleich an!“ „Fridtchen, benimm dich gesellschaftlich!“

„Rapäh! Wo du mir bloß so 'ne kleine Schachtel mitgebracht hast! Bis Görlitz ist die leer.“ In Görlitz ist die Schachtel wirklich leer.

Fahrplanmäßig sind sie dann in Friedland. Fritz liest aus dem Prospekt vor: „Friedland in Böhmen, 200 Meter über dem Meer, 6500 Einwohner, am Zusammenfluß der Räginitz in die Wittig, der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, welcher im Westen von Sachsen...“ „Laß die Geographie aus dem Spiele, Fritzchen! Das führt zu nichts. Außerdem ist 'Zusammenfluß der Räginitz in die Wittig' Deutsch mit Gummikragen. Mein Sprachgefühl räuspert sich dagegen.“ Und also gehen durch das Städtchen, durch enge, kleine Gäßchen mit niedrigen Häusern darin, sie stellen fest, daß Gasthaus auf tschechisch „hostinec“ heißt, und freuen sich über diese Erweiterung ihrer Weltanschauung, sie fragen auf dem Markt eine alte Frau, wo der Markt sei, und die Frau antwortet ihnen beleidigt, so etwas sei ihr auch noch nicht vorgekommen, sie seien wohl vom Lande? Sie machen einen Rundgang um die Stadt und finden alles wunderschön. Aber bleiben wollen sie hier nicht. Es fehlen ihnen die Berge. „Isergeburge, noch, das kann das hier wohl noch nicht sein. Jedenfalls halt' ich mir das etwas alpiger vorgestellt. Das hier ist richtig für wenn wir mal alt sind und langsam gehen müssen. Für jetzt ist das zu flach.“ Sie nehmen Pläne und Karten zur Hand und kriegen heraus, daß sie noch ein Stückchen weiter nach Osten fahren müssen. Dort sind Berge: Nußstein, Mittagsteine. Schöne Marie und Vogelgangskoppen. Und über allen die Tafelfichte und der hohe Iserramm. Nach Haindorf werden sie also heute noch fahren. Aber der Zug geht erst in vier Stunden...

„Weißt du“, sagt Fridtchen, „ich bin sonst wirklich nicht auf alle Burgen gestimmt. Aber was wollen wir hier vier Stunden machen? Uns Liebe erklären? Bist du nich der Mann zu. Wollen wir Wallenstein besuchen? Fritzchen, wollen wir das tun? Er wird sich freuen, der Gule.“ Also auf zur Burg! „Wenn dich nun der Führer fragt“, meint sinnend Fridtchen, „in welchem Akt Wallenstein gestorben ist, weißt du das auch? Bestimmt? Blamier' uns nicht.“ Nach langem Warten beginnt die Führung. Und nun geht es treppauf, treppab, durch Zimmerfluchten und Gänge, an Wallen steinbildern vorbei und an den Ahnengalerien derer von Ciam und Gallas und Rädern; sie werden schwindlig von all der Bildung. In der Rückkammer: Und hier sehen Sie das Beil, mit dem Katharina von Rädern, die edle Stifterin der Kirche zu Neustadt an der Tafelfichte, zwölf Bürger von Friedland im Burghof hinrichten ließ, die gegen ihr Brauerelgesetz verstoßen hatten.“ Sieh mal an! Rundgang durch das Obergeschoß. Eine Tür führt in einen Turm, der war einst ohne Treppen und ohne Zwischenböden. Man führte liebe Gäste durch diese Tür, man ließ sie, wie es der Anstand gebietet, vorausgehen, die Gäste gingen drei Stufen abwärts, dann gingen sie nicht mehr. Dann fielen sie. Dreißig Meter in die Tiefe. Das Geld hatte nur zu drei Stufen gelangt. Traurig zog sich der Gastgeber zurück. Katharina von Rädern liebte solche Spiele. Wallenstein hat das innere des Turms zusuchen lassen bis obenhin! Ein guter Herr! Fridtchen kommt etwas verstört aus der Burg ans Tageslicht. „Weißt du“, sagt sie kopfschüttelnd, „wegen Mord- und Teilschlaggeschichten fahr' ich nicht die weite Reise bis hierher.“ (und mit Ausdruck) „pfi! Pudel über das Web!“

(Schluß auf Seite 149)

Mütter / Von Anton Schnack

Sie haben für mich geweint und gewacht,
Und sie würden es noch einmal tun.
Sie haben mir immer schon zugelacht
Aus alten Spiegeln und Wäschetruh'n:
hinter mir ist nicht Nacht.

hinter mir leuchten die Mütter hell,
Die Väter waren nicht immer im Haus,
Sie liebten die Finke des Wasserlaufs,
Sie ritten im Walde und fährten schnell
Und saßen bei Wirtin in Saus und Braus.

Alter die Mütter, bewahrend und gut,
Waren beim Kind im stillen Gemach,
Sie wachten über das drängende Blut,
Damit aus Mut nicht würde Wut
Und Zorn und Mörderkymach.

Mütter ist soviel wie gemablenes Korn,
Mütter heißt Milch, Träne und Schmerz,
Vater ruft aus Welfahrt, Holskylag und Jägerhorn,
Die Mütter durchsicht blutend der Lebensdorn,
Der Väter Herz ist Erg.

Vater ertrinkt in Brandung und Nacht,
Mutter ist soviel wie geschnittenes Brot,
Vater ist Schwert, Gewalt und Schlacht,
Mutter ist Blume, aus Demut gemacht;
Mutter besiegt den Tod . . .

Sie halten manchmal die Treppe besetzt
An Abenden, deren Dunkelheit regnet;
Die Stufen sind naß und tropfenbenetzt
Ein Mütterjahrtausend mir jährlch bezeugnet,
Edelst, betet und segnet.

Rehabilitation

(Paul Scheurich)



„Warum sagst du immer, ich soll leise sein? Unseren gestrigen Krach haben die Nachbarn ja auch gehört!“



„Ob's alsdann besser wird, wann mir an Kaiser krieg'n?" — „Auf jeden Fall is' a Arbeitsbeschaffung. Der Otto von Habsburg ko aa nöt sei Leb'n lang stellungslos bleib'n!"



„Die Zimmer sollen teurer sein als letztes Jahr? Es ist doch gar nichts gerichtet worden!“
 „No, es schaut echo saub'rer her — der Kuahstall is frisch g'weißt!“

Besuch bei Wallenstein

(Schluß von Seite 146)

Sie winken noch einmal Wallenstein zu, dann fahren sie weiter . . .

In einer reichlichen halben Stunde haben sie ihr Ziel erreicht. Das Bimmelbähnchen hält. Sie klettern aus dem Wagen, ein kleines bißchen lendenlahm. Kein Mensch ist zu sehen.

Im Bahnhöfchen erkundigen sie sich nach einem Hotel. „Das erste am Platze“ wird ihnen empfohlen. Die Koffer dürfen sie einstweilen bei der netten Frau des Bahnhofsvorstandes lassen. „Der Gerhard holt's nachher schon ab.“ „Gerhard?“ „Ja, Gerhard ist der Ober des „Ersten am Platze“. Es ist dunkel. Man sieht die Umrisse der Berge wie schwere Wolken gegen den Himmel stehen. Groß ragt in die Nacht der Schatten der Kirche. Fischer von Erlach hat sie gebaut. Neben der Kirche das alte Franziskanerkloster. Ein Mönch begegnet ihnen. Der macht auf Fridettchen einen tiefen Eindruck. „Ob der Clam-Gallas heißt?“

„Warum soll der nicht Pletsch heißen?“ „Ach, Pletsch! Clam-Gallas ist ein so schöner Name, ich möchte Clam-Gallas heißen, Mönch sein und ein Reh haben!“

„Ein Reh?“

„Zum Nachts-durch-die-Wälder-Reiten, wenn Mondschein ist!“

Sie kommen in das Hotel. Im Gastzimmer spielt „Gerhard“ Billard. Mit sich allein. Sie sind die einzigen Gäste im ganzen Ort. Die Saison ist vorbei. Um so besser!

Spät abends. Fridettchen, todmüde, fragt: „Und wie spät . . . haben wir's . . . denn nun glücklich, wie?“

„Sieben Minuten über zwölf.“

Stille.

Nach einer Weile murmelt sie, schon halb im Schläfe, und die Worte klingen ganz leise durch das Dunkel: „Hinnerk . . . über zwölf . . . sagst du? Übermüdet sind schlimme Fälle, dazu soll man's eigentlich . . . gar nicht . . . erst . . . kommen las . . .“

Und ist eingeschlafen.

Acht Tage haben sie vor sich, acht lange Tage.

Acht kurze Tage!

Lieber Simplicissimus!

1889 war's, im Infanteriekasernenhof zu N. Wir Rekruten übten Beinespreizen. Auf

das Kommando: „Rechtes Bein spreizt!“ schnellte mein rechter Nebenmann das linke Bein vor. Sofort rief der aufsichtführende Unteroffizier W.: „Welches Riesendrindvieh hebt denn da beide Beine zugleich in die Höhe?“

Meine Schwester, in ihrem fünften Jahrzehnt lebend, ist zu Besuch gekommen. Im Laufe der Unterhaltung klagt sie über ihren Gesundheitszustand und sagt zum Schluß: „Der ganze Körpermotor funktioniert eben nimmer!“

Da blickt mein dreizehnjähriger Junge von seinem neuen Kampfflieger auf und sagt: „Gelt, Tante, in deinen Motor sollte man halt auch neue Zündkerzen einsetzen können!“

Ein Fremder spaziert in München in der Barerstraße und hält einen Vorübergehenden, den er richtig als „Einheimischen“ taxiert, an. „Verzeihen Sie“, sagt er, auf die Alte Pinakothek zeigend, „können Sie mir sagen, was das für ein Gebäude ist?“ — „Sovul i mit 'n bloß'n Aug' sieh“, antwortet der Münchner, „le dös d' Hausnummer siemnazanzzge vo da Barerstraß!“

„Der Beruf des Stehlens verliert bei uns in Rußland zunehmend an Interesse. Das Publikum entschließt sich nicht mehr so rasch dazu wie früher. Einstweilen haben sich viele moralisch umgestellt, andernteils hat auch unser Polizeiwesen in letzter Zeit eine Höhe erreicht wie nie zuvor. Wenn ihr erlaubt, möchte ich euch gern einmal sozusagen auf den Boden des Lebens hinabführen und euch an einem Beispiel zeigen, wie es dort jetzt aussieht. Ihr seht daraus von selbst, wo es heute bei uns fehlt.“

Ein gewisser Leningrader Bürger namens Sergej Konstantinowitsch Fokin ergab sich eines Abends dem Suff. Er hatte etwas Geld verdient, ging damit in die nächste Bar, setzte sich an ein kleines rundes Tischchen im Schatten einer Topfpalme und ließ sich da, wie man sagt, so langsam volllaufen. Dies beobachteten zwei dunkle Individuen, Vertreter der sogenannten Unterwelt. Sie bemerkten, daß der Bürger an dem Tischchen nicht mehr im Vollbesitz seiner kontrollierenden Sinne war. Sie sagten sich: er ist recht anständig angezogen, gut genährt, und was er trinkt, ist auch nicht schlecht. Die Herzen der beiden Kumpane begannen rascher zu schlagen.

Ihre niedrigen Instinkte erwachten. Sie beschlossen, an dem biederem, vom Wege abgeirrten Bürger ihr dunkles Handwerk auszuüben. Sie setzten sich zu ihm an das Tischchen und sagten ihm einige Schmeicheleien. Er zerfloß in Rührung und Seligkeit. Als er aufstand, um zu gehen, stützten sie ihn unter beiden Armen, begleiteten ihn auf die Straße, führten ihn in einen dunklen Winkel, versetzten ihm einen kräftigen Hieb aufs Dach und zogen ihn aus bis zum letzten Faden. Sie nahmen ihm den Mantel ab und den Anzug, sie zogen ihm die Halbschuhe von den Füßen und genierten sich nicht einmal, ihm sein schönes Zephirhemd über den Kopf zu ziehen. Nur die Unterhosen und die Socken ließen sie ihm. In Anbetracht der Minderwertigkeit der Ware. In einem völlig unmöglichen Aufzug ließen sie den ehrengeachteten Bürger Sergej Fokin, der erst kürzlich in der Zeitung „eine Leuchte des Bauwesens“ genannt worden war, in dem Mauerwinkel stehen.

Den Helmweg des Ausgeplünderten kann ich euch leider nicht beschreiben. Ich war nicht dabei, und ein Gang durch die Straßen in solcher Aufmachung entzieht sich der künstlerischen Dar-

stellung ohnehin. Allerdings pflegt das, was der literarischen Gestaltung die größten Hindernisse bietet, in der Wirklichkeit sich dauernd ohne weiteres zu ereignen. Ich denke mir jedenfalls, unser ehrenwerter Mitbürger verlor sich etwas erüchtert nach Hause, so gut es ging. Wo es möglich war lief er, wobei er die Unterhose mit einer Hand hochzog, dann wieder schlich er sich strecken weise, in den Schatten der Häuser gedrückt, still dahin. Seine Stimmung war ziemlich niedergedrückt. Man muß sich das bloß vorstellen: der Himmel wird langsam hell, die Vögel machen tschirik-tschirik, und da läuft auf der Straße so ein halbnaektes Elend. Man kann sich auch leicht ausmalen, wie sich der Pfortner, prustend vor Lachen, rasch in seiner Loge verdrückt. Völlig dagegen entzieht sich der Beschreibung der Moment des Betretens der Wohnung und des Erscheins von der Familie. Das muß weniger schön gewesen sein.

Jedenfalls — so oder anders — unser lieber Mitbürger gelangte nach Hause und verkroch sich in seinem Zimmer, indem er das Geheimnis seines nächsten Erlebnisses in unverbrüchliches Schweigen hüllte.

Nun geschah folgendes. Die beiden Diebe wurden noch in der gleichen Nacht von Kriminalern aufgegriffen. Man fragte sie, wo sie die Sachen gestohlen hätten. Sie konnten nichts Näheres angeben, als daß sie dieselben, wie sie sagten einem „Menschen“ abgenommen hatten, in der und der Gasse. Man ging in die Gasse. Der Mensch war fort.

Die Kriminaler sagten: „Ein merkwürdiger Fall. Die Sachen sind da. Die Diebe sind da. Alles wäre in Ordnung, nur der Bestohlene fehlt. Folglich stehen uns die größten Schwierigkeiten noch bevor: man muß ihn suchen. Und nach der Beschaffenheit der Sachen zu schließen, wird der Bestohlene vermutlich alles tun, um seine Spur zu verwischen.“

Drei Tage wurde die ganze Stadt abgesucht. Man setzte Belohnungen aus, fahndete nach Zeugen, niemand meldete sich. Aber die Polizei ließ nicht locker, und am vierten Tag gelang es ihr tatsächlich, den Bestohlenen zu stellen. Man ermittelte ihn nämlich durch einen Postanweisungsabschnitt, der sich in der gestohlenen Hose fand. Und obwohl der Bestohlene hartnäckig leugnete und beteuerte, weder geschlagen noch beraubt worden zu sein, kam die Wahrheit dennoch an den Tag. Er wurde mit den beiden Dieben konfrontiert, und diese erkannten in ihm auf den ersten Blick das Opfer ihres Überfalls.

Das Opfer sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich muß leider gestehen, ich bin es. Bitte, lassen Sie es um Gottes willen nicht bekannt werden!“

Die Kriminaler lächelten und sagten zu dem Opfer: „Sie können gehen.“

Die Diebe, die den Vorgang nicht ohne Erstaunen verfolgt hatten, flüsterten zusammen über die schlechten Zeiten ihres Berufs.

Und in der Tat: erstens ist das Taschenkrabbeln meist nicht mehr rentabel, zweitens aber, was das Schlimmste ist: man erwischt den Bestohlenen.“

(Deutsch von Rolf Graahy)

Der Moralist

(Toni Biehl)



„So ein gescheites Mädel wie du sollte sich eigentlich nicht schminken.“ —
„Pah, da müßt' ich schön dumm sein!“

Namen

In Berlin gab es in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen bekannten Kritiker Hyan, der die Wortwitze liebte. Auf einer Abendgesellschaft bemerkte er Theodor Fontane, der sich eben verheiratet hatte. Hyan ging auf ihn zu, und Fontane stellte ihm seine junge Frau vor.

„Freut mich sehr!“, sagte der Kritiker, der gut aufgelegt war, „also der Fontane — die Fontäne.“

Nach einer Weile trat Hyan nochmals an das jungvermählte Paar heran und brachte seine Frau mit, die er vorstellte.

„Freut mich sehr!“, bemerkte Fontane, „also der Hyan — die Hyäne.“

Langeweile in der Sommerfrische

**Das beste
Gegenmittel sind
die soeben heraus-
gekommenen
5 „Simplicissimus“-
Sammelhefte**



(Entnommen den „Simpl.“-Sammelheften.)

*Je 60 Seiten stark
(5 Nummern)
geheftet, Preis 60 Pfg.
zuzüglich 30 Pfg. Porto,
bei Bezug von
3 Hefen und mehr
portofrei.*

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13, Postscheck München 5802

N o o s / Von Siegfried von Vegesack

Hast du schon jemals Moos gesehen?
 Ist nicht bloß so im Vorübergehen,
 so nebenbei von obenher
 so ungefähr —
 nein, dich vor Augen, hingefallen,
 wie man sich eine Zigarre befielt?
 O Wunderwerk! O Zaubergeraden!
 Wie wächst es — nicht ohne Absichten
 Und wehrt sich wild und wunderbar
 im Trauendunkel Jahr für Jahr,
 im Farnen Kranz, im grünen Gürtchen,
 mit silbernen Tropentüchern,
 mit wirren Zweigen, krummen Stielen,
 mit Sammetbüscheln, Blüthenlocken.
 Und wachst so flüchtig und ungleich —
 in Hümpen, Hümpen, Hümpen
 Und riesengroß die Hümpen stehen . . .

Doch manchmal kommt es wohl auch vor,
daß sich ein Reh hierher verlor,

sich unter diese Zweige bückt,
im Moos* die feinen Füße drückt,
und daß ein Haß, vom Suchs gehengt,
das Moos mit seinem Blute nent.
Und schauend friert vielleicht hier auch
ein sammetweicher Jgelbauch,
indes der Amei! Karawanen
sich unentwegt durchs Dickicht bahnen.
Ein Wiesel pfeift — ein Sprung und Stoß —
und Kalt und groß
gleitet die Schlange durch das Moos.

Wer weiß, was alles hier geschieht,
was nur das Moos im Dunklen sieht
Hier, Liebesbrunst und Mordmord
Fein Wort
verrät das Moos.
Und riesengroß
die Häume stehen . . .

Hast du schon jemals Nicos gesehen?

Gallensteine Mützen-Liefer **Axy-Tea** W. Hermanns Kaffeehaus, M. 2.

Inseriert ständig im Simplicissimus



Hans Holmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jäger Bacherl
In seinem gehunden Bitt. 1. 20

Es ist ein feinerer Gladsack, das Hans Palm-
bacher, Thomas letzter Jäger „Bacher“, aus
den Gebirgen kam, Ludwig Thoma als passio-
nierten Jäger und begeisterten Naturfreund
feilschenden. Damit hat Bacher einen wert-
vollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Ludwig
Thoma als Reich geleistet.

J. G. Wager Spias, Libi. Corlumen, München 2M
Verlagspreis 11

Auch kleine Anzeigen sind im „Simplicissimus“ wirkungsvoll u. bringen Bestellungen aus ganz Deutschland von guten Kunden.

Diese Größe
kostet:
75 mm = Mk. 15.—
Verlangen Sie
ein unverbind-
lich. Angebot!

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenerkältung mit Funktionsstörungen, verbunden mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkt aus ohne wertlose Genußmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt.
Preis Mk. 1,50, Zahlung nur nach Empfang.

**Melbvertierung Postfach Nr. 15,
Schwabensheim 67 bei Mainz.**

Miß Lind

und der Matrose
broschiert M —.80

Bei Versendung auf unser Postcheckkonto
Nr. 5802 München erfolgt Franko-Zusendung

Simplicissimus-Verlag
München 13

Empfehle

Bitte, beziehen Sie sich

Kottler
Zum Schwal
Motelstraße 3

Die original 80
deutsche Gust

Die Glatze droht!



wuchs beseitigt Haarausfall, verhin-
dert Haarschwund stärkt die Kopf-
nerven Mit oder ohne Fett.

Müllern Sie Ihr Haar

bei Apotheken, Drogerien, Friseurien, in Münchener Schützengilde, Schützentr. Ludwigs-Apotheken, Neuhausstraße 2, Weymann-Apotheken, Romanplatz

Schwäche. vorz. d. Männer heilbar. 25 J.

Schreibweise: Erfindung Erster Schriftsteller, Schrift u. Probe versch. auszugsgem. 24 Pl., Porto, Unvergl. Chemiker Rostbach, Berlin-Wilmersd. 11, Postfach

Iswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Taubentzenstraße

Stätte	Das Berliner Künstler-Lokal
--------	--------------------------------

**BUREAU
PUB
ZEITUNGSAUSSCHNITTE**

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DÖRNBERGSTR. 8, 2. STÖZEWO 4807.8

Zeitungsausschnitte

**LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
INSERATEN
PIS
IN- UND AUSLANDES**

25% ABSCHEIDUNG ZU KARSTIGEN PREISEN

Der letzte Mann von Phönixstadt

Von Fritz Knüller

(J. Hegenbarth)



Hoch in den Rocky Mountains liegt eine große Stadt. Britisch Kolumbien und die Vereinigten Staaten nähern sich hier auf einsamen Straßen, und die Stadt liegt in Kolumbien.

Vor vielen Jahren hatte man hier Gold entdeckt. Das lag in Kupfer und Sand gebettet. Und die Abenteuerer nahmen ihre Hacke, liefen in die Rocky Mountains und errichteten eine Stadt, die sie Phönixstadt nannten. Eine Kirche, eine Bar und ein Tingeltangel waren auch dabei.

Viel Gold fand man nicht. Phönixstadt wurde allmählich verlassen. Bären und Wölfe wagten sich schon in die Straßen hinein, als ein Mann nach Phönixstadt kam, der königliche Weisung brachte: Krieg sei ausgedroht und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.

Bald stieg Kupfer auf die Höhe des Silberkurses. Die Einwohner schwellen auf hunderttausend. Mitten in den Hochglanz drahtete man Frieden. Das Geschäft war aus. Die Abenteuerer nahmen ihre Hacke und ritten weg auf andere Felder, viele auch heim, wo sie ihre Taten bei Whisky servierten.

Nur einer blieb, Goldwäscher John, der beim ersten Spatenstich dabei gewesen war. Was ihn hielt, war unbekannt. Man liebt eine Stadt schwerlich, wo man nur notdürftig zu Hause ist, den Schießprügel in der Hand gegen Menschen und Tiere, um schließlich zu verenden oder sich mit einem Klumpen Gold davonzuschlagen. Sehr schneidig geht der Wind auf dieser gottverdammten Höhe bis auf die paar Wochen, wo einen die Hitze dengelt. Phönixstadt liegt 4000 Meter hoch, in den Norden hinein, weiter als die großen Seen.

Der alte John versah sein Geschäft fernerhin. Um fünf stand er auf, klebte einen Priem hinter die Zähne, trank eine schwarze Brühe und kaute Zwieback dazu. Dann zertrat er das Feuer, hängte die Knarre über den Buckel, nahm einen Stecken in die Faust und verammelte die Tür mit einer Eisenstange. John kannte die Stellen genau, wo sich das Sieben noch lohnte. Kupfer hatte er nie geböhrt, er war Goldwäscher geblieben.

Gegen elf Uhr räumte John zusammen, lief in die alte Bar, schlug den Prügel auf den Tisch: „Holla, Bob, einen Kümmel!“, dann trabte er hinter den Schenktisch, pflanzte sich auf wie der schmierige Bob: „Einfach oder doppelt?“ — „Doppelt, Schwein!“ John besorgte sich einen Doppelten, stülpte noch zwei Kognaks nach, je nach der Kälte, und zwei bis drei Whiskys, je nach der Kälte. Auf den Straßen verwischte er die Hunde, wuchelte den Wildschweinen vor den Schädel, auch die Wölfe lernten ihn achten. Es war wirklich kein Vergnügen, umprasselt von Regen und Sand durch die Straßen von Phönixstadt zu ziehen, wo sich die Baracken fendenhain neigten und die Fensterläden im Winde trompeteten.

John stapfte nach der Kirche, um zu läuten. Jetzt mußte Phönixstadt, daß es Mittag war, auch die Tiere, die gottverdammten, die ihre Schnauzen immer tiefer in die Straßen steckten, und der

Wald, der sich nicht aufhalten ließ und Quartier bezog, und der Wind auf den Felsen, der sich noch weniger hindern ließ und wegfuhr, was ihm beliebte.

Alles konnte John nicht aufhalten, aber seine Hütte, seine Kirche, seine Bar und sein Kino flückte er immer wieder mit Holz und Moos. Einmal wird der Tag kommen, wo man in Phönixstadt — John wußte es — die Tiere samt dem Wald aus den Straßen hauen wird; den Wind freilich und den Sand kann man nicht an die Rocky Mountains schmeiden.

Nach dem Mittagsmahl zog John wieder auf, schwemmte und siebte, siebte und schwemmte und lauschte mitunter, ob da wirklich Stimmen waren oder ob bloß der Wind vom Felsen maulte. Um sieben Uhr machte er Feierabend, wusch sich, bürstete die Glatze aufs Geratewohl, hängte sich einen Schlips vor mit vergilbten Blümchen. John hielt was auf sich; denn einmal wird Phönixstadt — John wußte Bescheid.

Im Kino stand der Streifen immer noch da, wo ein Herr in Lackschuhen vor einem Mädel kniete. John strich ein Hölzchen an, konnte alles sehen, klein zwar, aber das genügte. So eine mußte man haben hier heroben in den Rocky Mountains, dachte er.

John sackte auf seine Matratze, die dünn war und schmierig wie eine Pfanne, und wo die Felle einen großen Dienst taten und die Knarre auch, die man bei sich hatte zur rechten Hand. Patronen freilich waren rar, aber die konnte er tauschen bei Trappern gegen Gold. John schlief und war halb wach dabei, und der Wind schief und war halb wach dabei.

Sonntags fettete John die Glatze ein und nahm den Weg zur Kirche. Ein Hase glotzte vielleicht, wenn er den Riegel vom hölzernen Tore schob und ins Kirchenschiff trabte, wo Spatzen nisteten. Vor der Kanzel, die ein Baumklotz stützte, läufte John die Mütze: „Herr Pfarrer, darf ich eruchen?“ John stapfte die Treppe hinauf. „Liebe Gemeinde, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes —“ John war kein Redner.

Mittags, wenn der Himmel blau und sauber war, krabbelte John auf einen Felsen, den er „Goodbye“ hieß. Da konnte er die Straße abwärts sehen, die Stümpe der Telegraphenstangen entlang. Von dort würden sie kommen, und einer hier „good bye!“ schreien.

Frühling war, der eilige Frühling der Rocky Mountains. Bald würde die Sonne rot und hart werden wie die Felsen und das Kupfer, das im Bauch der Rocky Mountains lag. Sonntag war und der Himmel blau und glänzend. Die Hand über den Augen, konnte man sehr tief in die Berge sehen, nach den Kuppen, die fern und traurig und nicht allzu hoch die Ebene durchsetzten.

Als John auf der Matratze lag, war die Luft noch weich draußen, und ein Vogel pfiff. In dieser Nacht, wo die Tiere verwundet auf die Plätze kamen, leistete sich der alte Jonny einen Traum: Ein Wolf kam gelaufen, in den Zünnen eine Rolle, die er mit den Pfoten aufrüll. Wie ein kluger Mensch las er königliches Geheiß: Krieg sei ausgedroht und das Kupfer schnellstens aus dem Berg zu holen.

Auf den Felsen kroch der John, wenn der Wind auch volle Backen nahm. Und sie kamen zwischen Wald und Telegraphenstümpfen, hundert, tausend und weit mehr, und der Sand war schwarz von ihnen.

„Good bye!“ schrie John. „Good bye!“ brüllten sie, und jetzt schrie auch der Wind „good bye!“ Die Tausend würden Latten nehmen und den Tieren vor die Schnauze dreschen und den Wald aus den Straßen hauen, die Axt würde die Stämme spalten, und Häuser würden erstehen, die Kirche würde läuten, drei Glocken, hart aus Kupfer: die Bar würde Schnüsspe und Mädeln verschicken, und das Bild, wo der Herr in Lackschuhen und Bögelfalten kniete, würde in Bewegung geraten und der Schultheiß aus der obersten Luke des Rathauses die Fahne herausstecken!

Bergab, bergab! John mußte gleich unten sein, alle sehen, Bob, Tim und den Pfarrer. Noch einen verdammten Satz — Jonny ward es finster vor den Augen, und er brüllte. Ob's die Wölfe in den Rocky Mountains hörten?

John lag steif auf der Matratze, aber die Felle taten ihm keinen Dienst mehr. John faulte wie die hölzernen Baracken von Phönixstadt, und der Wind ging fernerhin. Vor der Türe standen Wölfe. John wies seine Knochen, frei von Haut, und die Felsen ihre Rippen, frei von Sand. Und Sonne, Regen, Schnee besetzten Phönixstadt, und der Wald, der sich nicht aus den Straßen hauen ließ, und die Tiere, denen man nicht vor die Schnauze dreschen konnte . . .

Auf gut bayrisch

(E. Thöny)



„Sagen Sie, warum ist denn der Gaul so lange nicht gelaufen?“ — „Ja, der hot ja aso an Rotz g'habt — an solchenen ham Sie no nia g'habt, Herr Baron!“



„So a Autorität wie die Naturgewalten hat halt der stärkst! Mo' net!“

Nachtsfahrt im Tiergarten

Der Kutscher thront
Am Boß und grüßt.
In stimmergrünen Höhen
Schwankt um den Mond
Ein Traumgespinnst,
Nachteulen, Nebelfeun.
Der Wagen schleicht
Am Waldesfaum
Dahin auf schmalen Wegen.
Die Zweige nicken
Wie im Traum
Aus grünen Waldeshegen.
Ihre Köpfchen lehnen
Die kleine Frau
Schlummernd an meine Brust.
Auf einmal weht
Das Glück sie auf —
Schaut mit zergausten Haaren
Sie zu mir auf, verwirrt, beglückt,
Und hat mir alle meine Zigaretten
Kaputt gedrückt.

Bons Alfred Nibn

China

Nach seinem Tode erschien der Affe vor dem Herrn des Feuers und bat, ihm Menschengestalt zu geben. Seine Bitte wurde unter der Bedingung bewilligt, daß er sich einzeln alle Haare ausrupfen lasse. Der Affe war einverstanden. Aber schon als ihm die ersten drei Haare ausgerissen wurden, schrie er laut vor Schmerz und bat, mit der Prozedur aufzuhören. „Törichter“, rief da der Herr des Feuers, „du willst Mensch werden, und kannst noch nicht einmal ein paar lumpige Haare lassen?“

Japan

„Wie Gott will!“ sagte ein Mann. Aber das hatte gar keinen Sinn, denn er hatte seine Frau noch nicht gefragt.

Marokko

Die kleine Djeble fiel eines Tages in den Brunnen und weinte jämmerlich. Ihr Vater kam hinzu, beugte sich über den Brunnen

und versprach, „so schnell wie möglich Hilfe zu holen.“
„Ich laufe so schnell ich kann. Djeble: daß du mir aber brav so lange unten bleibst!“

Türkel

Ein frommer Muselman starb. Er kam in den Himmel. Dort führte ihn ein Engel herum und zeigte ihm alles. Zuletzt öffnete er einen Raum, in dem auf langen Tischen unzählige menschliche Ohren und Zungen lagen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Muselman.

„Dies sind“, erklärte der Engel, „die Ohren der Leute, die auf Erden eifrig die Mosechen besuchten, aber nie nach Allahs Worten handelten. Ihre Ohren kamen ins Paradies, sie selbst in die Hölle. Ebenso erging es denen, die fromm redeten, aber nie Allahs Gebot befolgten. So sind auch nur ihre Zungen in den Himmel gekommen.“

Kreislauf der Zeit

In einer süddeutschen Kleinstadt war es in früheren Zeiten Sitte, daß um zwölf Uhr mittags auf dem Bahnhof ein Beamter mit einem Signalhorn laut tute. Das war das Zeichen, daß es genau zwölf sei. Die Bewohner stellten danach ihre Uhren und hatten so immer Bahnhofszeit.

Ein Fremder, der diese praktische Gewohnheit zum erstenmal beobachtete, fragte einmal den Signalmann am Bahnhof: „Wonach richten Sie sich denn, um immer die genaue Zeit zu haben?“

„Oh, nach meiner Taschenuhr. Ich stelle sie jeden Morgen bei dem Uhrmacher auf dem Markt ein. Er hat genaue Zeit!“

Der Fremde ging am nächsten Tag zu dem Uhrmacher auf dem Markt, wo er kurz vor zwölf ankam. Er wollte eine Kleinigkeit kaufen.

„Warten Sie, bitte, einen Augenblick“, entschuldigte sich der Uhrmacher, „gleich wird es vom Bahnhof zu Mittag tuten, da muß ich auf meiner Uhr die genaue Zeit einstellen!“

Wahres Geschichtchen

Der Fischer Fiete hat im Sommer Fremde in seinem Haus einquartiert. So einer von der Sorte, die alles bestaunen wollen, fuhr einmal mit ihm auf den See hinaus. Der Fischer warf das Netz aus und zog es wieder ein: silbern zappten ein paar Fische darin. Da meinte der Gast: „Wie kommt das eigentlich, daß die Fische das Netz so sicher im Dunkeln finden?“

Komplexe. „Trübe dich, mein Lieber, wir sind immer noch im besten Mannesalter!“ — „Ach ja — nur sind wir leider über das beste Frauenalter längst hinaus.“



(E. Grolasanti)

Kundendienst

(Kurt Helligenstedt)



„Sie bemühen sich sehr, kleines Fräulein! Ich bewundere ihre Geduld.“ — „Ja, wir haben aber auch eigene Abendkurse für richtige Behandlung von Damen, die nicht wissen, was sie wollen.“

Frankreichs Kommunisten

(Karl Arnold)



„Schluß mit dem Streik! Rußland will uns endlich bei der Arbeit sehen!“

SIMPLICISSIMUS

ZUM HEIDELBERGER UNIVERSITÄTS-JUBILÄUM

OLAF GUERANSON 36



GROSSMÄCHTIG IST DAS FASS IM SCHLOSS ZU HEIDELBERG,
UND EIN PERKĒO DOCH, WILL SAGEN: NUR EIN ZWERG,
WENN MAN'S DEM ANDERN FASS VERGLEICHT, DAS DORTEN THRONET,
DRIN SEIT FÜNFHUNDERT FÜNFZIG JAHR' DIE WEISHEIT WOHNET.

SO VIELE TAUSEND AUCH SEITDEM DARAUS GETRUNKEN:
DES WEINES SPIEGEL IST NICHT UM EIN' ZOLL GESUNKEN,
DES WEINES WÜRZGEHALT BESTEHT VOR JEDEM THRONUM.
EIN VIVAT DRUM DEM FASS IN SAECULA SAECULORUM!

RATATÖSKR

Meine Sektion

Von Dr. Owlglaß

Glandula pinealis? . . . Was ist das nur gleich? . . . *Pinus*: Fichte, Föhre . . . ? . . . Kannstverstan! Unglaublich, wie einem in der Praxis die anatomischen Fakta und Namen, die man nicht Tag für Tag braucht, durch die Lappen gehen! Schlagen wir in Gottes Namen beim alten Hyrtl nach . . . Ah, jetzt wird's Tag: Zirbal . . . Zirbeldrüse . . . wödrin die cartesianische Seele haus't . . . So so . . .

Aber was steckt denn hier zwischen den verstaubten Blättern des anatomischen Lehrbuchs von anno dazumal? Ein vergilbter Papierfetzen, drauf ist mit raschen Strichen ein ausgestrecktes nacktes Kinderkörperchen gezeichnet, und in der Ecke steht:

7. Juli 1895 — Laternchen, Laternchen . . . Ich drücke die Augen zu . . . Wie war das bloß? Wie war's doch?

An einem schwülen Nachmittag wohnte ich im pathologischen Institut einer Sektion bei.

Es war ein kleines Mädchen, das die gelehrteten Herren mit viel Schmöl und Kaltblütigkeit zerlegten. Und ich wunderte mich im stillen, wie das zarte Kind bei all der Barbarei sein liebliches Lächeln beibehielt und die anmutliche Haltung des blondlockigen Köpfchens.

Dicht unter mir im Zuschauer-Amphitheater unterhielten sich zwei Studenten über das Geschehnis und notulierten eifrig die Gewichtszahlen von Herz und Lungen in ihre Kollohefte.

Der eine war ein hochbegabtes Semester, hart vor dem Examen, und sein blaßes, gedunsenes Gesicht zeigte nächst einer goldenen Brille ein brandroter Schnurrbart; der andere, Jüngere, anscheinend kein Mediziner, zeichnete sich durch nichts weiter als eine neugierig schneifende Stüpnase aus; dazu rauchte er eine stark gebeizte und widerlich qualmende Zigarre und zog, seinen durch nichts zu erschütternden Gleichmut an den Tag zu legen, einen schiefen, verächtlichen Mund.

„Jetzt kommt das Gehirn dran!“ rante der Rotbärtige seinem Nachbarn zu. Der nickte wiederholt mit dem Kopf, schneuzte sich die Nase und beugte sich weit vor, wie sich's für einen freien Geizt geizert, der Jederzeit bei Nennung des Wortes „Gehirn“ die Ohren spitzt gleich einem Hund, wenn sein Herr „Wurst!“ sagt, aber um das Thema „Seele!“ mit erhabenem Sarkasmus herumzugehen pflegt.

Drunten machte indes der Praktikant seinen Hautschnitt vom einen wachsblichen Ohrchen zum andern und griff dann mutig zur Säge. Und müde summten die erläuternden Worte des Prosektors durch den heißen Raum.

Ich hatte die Nacht zuvor so gut wie nicht geschlafen, weil ich bei einer schwierigen Geburt hatte assistieren müssen. Um mich jetzt was zu erhalten, hatte ich das dörftige Körperchen auf dem Sektionsfach zu skizzieren begonnen; aber bald taten mir die Augen weh, und ich wurde unaufmerksam.

Nachmals versuchte ich eine Sammlung meiner geistigen Streitkräfte, indem ich angestrengt eine Fliege beobachtete, die dem Kind übers Bein kroch . . . Alles umsonst.

Da schaute ich auf zum gegenüberliegenden Fenster, sah, wie ein Kastanienbaum drau-

ßen die dichtbelaubte Krone wohlgerut in den tiefblauen Himmel hineinwölbte, und malte mir seinen kühlen Schatten aus, zumal auch verklingend das ferne Plätschern eines Brunnens mir ins Ohr drang.

Doch riß mich das alles nicht heraus aus dem eigenümlichen Gefühl einer — Ich kann's nicht anders bezeichnen — sich rasch steigenden Gefühlslosigkeit. So etwa denk' ich mir den Seelenzustand in der Euthanasie.

Mir war, als ruhe ich lang ausgestreckt auf grasigem Grund, die glänzende, wolkenlose Himmelskuppel über mir und um mich her tiefe, brütende Stille.

Plötzlich gab es mir einen Ruck, der Himmel erblaute, verworrenes Murren erhob sich, und eine feuchte Kühle rieselte mir über den Leib . . .

Tod und Teufel — das war ja ein Wasserstrahl . . . noch einer . . . und wieder einer . . . Und ich lag, ohne Herrschaft über meine Glieder, ohne Macht über meine Stimme, mit einem unschreiblich beklemmenden Angstgefühl — auf dem Sektionsfach.

Die unendliche Angst wich indes rasch erst einer heftigen Scham über meine Lage und Nacktheit, dann aber einer großen Ruhe und fast freudigen Spannung, was sich nun wohl mit mir begeben würde.

Und gleich hörte ich wieder die fettige, flüsternde Stimme des Rotbärtigen: „Jetzt kommt das Gehirn dran!“

Aha, sagt' ich mir, steigt man dir also hinter deine Schliche? Wenn nur die Säge scharf ist, daß es nicht gar zu weh tut!

Aber der hageren, ziegenbärtige Prosektor im weißen Talare griff die Sache ganz anders an. Er schien meinen Schädel als eine Art Schatulle oder Zuckerdose mit aufklappbarem Deckel zu nehmen, fingerte ungeduldig dran herum, fand endlich eine Kerbe, drückte, schob, und — *ecce si movetur*! — ein schmaler Spalt tat sich verheilungswillig auf.

Alter Part

Alles bröckelndes Gemäuer,
Moos und Zwergfarn in den Nischen.
Durch die schwarzen Eiben blitzen
Grell zerflockte Sonnenfeuer.

Hiße kocht im Land und glutet:
Hier im moosigen Versteck
Duftet herb die Buchsbaumhecke,
Feucht von Nellenrot durchblutet.

Schwarzes nasses Erdreich lagert
Unter Kräutern geil und mafsig,
Oben wirrt sich dünn und häufig
Häuerl alt und abgemagert.

Hinter eingeroßten Riegeln
Schlafen flüsternd Lied und Sage,
Wacht das Tor, daß niemand wage
Sein Geheimnis zu entriegeln.

Fernmann Heffe

Im selben Augenblick fuhr ich — das heißt das Blöchen, was übrig bleibt, wenn man vom sogenannten Individuum sämtliche auf ihm lastenden Hypothesen der exakten Wissenschaft in Abzug bringt — wie der Dampf durchs geöffnete Ventil nach oben und verharnte hier in einer Schwebelage, die mir unästhetisches Wohlbehagen verursachte, während ich gleichzeitig nach unten schielte, was die da wohl mit meiner Körperlichkeit anfangen würden.

. . . Das also war mein Gehirn! O heiliger Ramon y Cajal!

Ein gallertiges Gebilde, schwärzlich durchsprengt, einen Klumpen Froischlaich nicht unähnlich, lag da auf dem Tisch, aber nicht leblos, wie man hätte erwarten sollen, sondern in steter glitschiger Bewegung, allwärts Fühlhörner und Tentakel ausgestreckt und wieder einziehend. Mit einem Schlag gerann die ganze Herrlichkeit zu einer untadeligen festen Kugel, die eigenmächtig, aus sich selbst heraus, über die Platte rollte und sicherlich auf den Fußboden geplumpt wäre, hätten nicht Prosektor und Praktikant mit höchst drolligen Hasch-Hasch-Bewegungen sich ihrer bemächtigt und sie in eine große Schüssel mit Wasser gesetzt.

Statt nun aber nach dem Messer zu greifen, zog der ernsthafte Leiter des merkwürdigen Unternehmens einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche und steckte den mit der harmlosen Miene der Welt in ein entsprechendes Schlüssellochlein, das sich im Kugelmantel zeigte.

„Die Zirbeldrüse!“ flüsterte es drunten. „Ich werde immer heiterer zu Mute: Der bildet sich wohl ein, mir nichts dr nichts mit seinem Schablonenschlüssel meinen Gehirnschrank aufzuklinken und das zapplende Tausendfüßchen Psyche am Schwanz zu erwischen? Wir sind in höheren Regionen, Herr Nachbar!“

Fellgeschossen, Der Prosektor drehte und drehte: Ich vernahm ein Geräusch wie beim Aufziehen einer Uhr, und plötzlich begann die allererbaulichste Musik zu ertönen, die ich je gehört hatte. Dazu vollführte die klingende Kugel überaus zerliche Bewegungen in ihrem Bassin, vorwärts, rückwärts, tauchte unten, hüpfte wie ein Gummiball auf der Wasserfläche und fing ganz sachte an, sich von innen heraus zu orteilen, während alles rundum in nächtlichem Dunkel versank.

Und wie der volle Mond hinter schwarzen Wäldern heraufsteigt, so hob sich nun langsam die Kugel, lichter und lichter werdend, und schwebte mir entgegen. In ihrem Innern aber — immer deutlicher sah ich's — kauerte das nackte Blonden und streckte die Arme nach mir aus.

Das Blonden? Nein — das waren doch braune Locken, das waren ja deine Locken, das war dein Mund, dein Lächeln . . . du warst es!

Wie konnte es sich anders sein? „Du“, jubelte es in mir, „nur du füllst mich ja ganz aus! . . . So ist es, wahrlich, so ist es!“

Und schon schlüpftest du behend wie ein Schlingens aus der leuchtenden Hülle, die alsbald mohnrot aufglühte, schwangst sie gleich einem Papierlaternchen überm Kopf, stülptest sie dir ins Pudelmitz auf die Locken und . . .

„Pardon, Herr Kollega!“ brumnte eine Stimme hart an meinem Ohr.

Aber der Herr Kollega, mein Banknachbar, der sich drücken wollte, war mir bereits



„Ist es nicht ein erhebendes Gefühl für Sie, Herr Geheimrat, daß Ihnen Ihre Schüler eine derart umfangreiche Huldigungsschrift widmen?“ — „Freilich, Herr Kollega — aber es wird Monate dauern, bis ich das alles widerlegt habe!“

zuvorkommend auf die Zehen getreten, während ich mir noch verwirrt die Augen ausrieb. Wie ein Automat erhob auch ich mich, tappte ihm nach und kletterte hinter ihm her die schmale Wendeltreppe hinunter und hinaus in die blendende Grelle des Mittsommer spätnachmittags.

Ferien vom Ich

In glühender Mittagssonne strebt der Herr Studienrat Mittelmann den steilen Gipfel des Hochsteinkopfs hinan. Den schattenspendenden Tannenwald hat er bereits durchschritten, nun steigt er die vielen, vielen Stufen empor, die ihn noch von der letzten Höhe trennen. Der Rucksack drückt. Das Herz hämmert wild. Der Schweiß läuft in Strömen. Der Atem geht schwer. Aber zwischen den keuchenden Atemzügen hört man den Herrn Studienrat halbblau zählen: siebenund-siebzig ... achtundsiebzig ... neunund-siebzig ...
Endlich ist er oben.

„Dreihundertfünfzehn Stufen!“ japst er mit versagender Stimme. „Im Reiseführer steht dreihundertvierzehn. Aber ich sage es ja immer: die Angaben im Führer sind unzuverlässig!“

Das Buddelschiff

Sieh, Marie, das schenk' ich dir, dieses Buddelschiff, und es sei zu deiner Zier und ein Inbegriff.

Ach, der gute Rumverschnitt, dessen letzter Dunst sich verdichtete hiermit zu des Seemanns Kunst!

In das klare Hafenglas fuhr es sauber ein; mochte man doch selber baß so im Buddel sein.

So von Stürmen unbewegt aus dem Fenster sehn, unverstaubt, gut aufgelegt immer bei dir stehn ...

Manche Flasche wird geleert, Whisky, Rum und Gin und wird lieblos ausgekehrt, niemand weiß wohin.

Manche leben lang im Meer flaschenpostgelaubt, manche sterben rasch und hehr auf des Feindes Haupt.

Manche füllen sich mit Mus, das die Hausfrau brau'n, andere mit Rizinus, um es zu verdau'n.

Manche birgt im Kinderland Milch und Gänsewein, manche spendet den Franzbrannt für das Zipperlein.

Manche säumen halsversenkt blank ein Beet ums Haus, manche dienen abgesprengt einem Blumenstrauß.

Doch der Flaschen schönster Traum — mit dem rechten Kniff eingefügt dem gläsern Raum — bleibt das Buddelschiff.

Zum Gedenken bringt es mit der, der dich verehrt. Bißchen Holz und bißchen Kitt und kein großer Wert.

Doch zur Nacht, da hebt es sich über Tisch und Spind wie Schneewittchen königlich als der Meere Kind.

Hans Leip

Eine gewisse Revolverpresse

(E. Thöny)



„Dieses italienisch-abessinische Problem ist derart unangenehm, daß nur ein neuer Lügenfeldzug gegen Deutschland Ablenkung schaffen kann!“

U m w e g / Von Klara Maria Frey

Ein Mann fühlte Unmut über die Menschen. In quälender Erkenntnis sah er, wie sie nicht mehr eins in sich waren und nicht mehr in einem mit aller Kreatur in den Werken der Schöpfung lebten. Für den Geist gingen sie auf Schulen, für ihre Seele in die Gotteshäuser, und für den Leib übten sie sich in den Künsten der Bewegung und der Gewandtheit. Und noch mehr der Verirrungen und Verschleibungen betrachteten sie als richtig. Der Mann besaß noch nicht die leise Kraft des Lächelns über die Umwege der Menschen. Deshalb schloß er sich ab und lebte sich selber. Sein Leben teilten ein Weib, ein Freund und ein Knecht.

Knecht, Jaulend und verkümmert stand der Bursche, daß er sich an seines Herrn Gut schwer vergriffen habe. Dann befragte der Mann mit Herrscherstimme sein Weib. Erblassen und Erröten in dem klaren Frauengesicht sagten ihm genug und bestätigten ihm, daß seine Angetraute ehebrecherisch mit ihres Mannes Freund gelebt hatte.

Nun sollte auch noch der Freund, der zur gewohnten Stunde erwartet wurde, unter das Richtschwert der Wahrheit kommen. Jedoch er erschien überhaupt nicht und nie mehr! Die Frau hatte ihm aus der Speicherlücke Zeichen gewinkt, sie seien entdeckt, und er solle verschwinden.

Der Mann jagte den Knecht aus dem Hause und trieb sein Weib in die Fremde.

Nun wärmte ihm nichts mehr Herz und Leib; die Grobarbeit blieb ungeschafft, die Gedanken versprühten zu einsamen, verloschenden Funken. Der Mann floh wie ein Gehetzter in die laute Stadt zu den Menschen. Oft befahl ihm ein seltsames, neugeborenes Staunen, daß manche Menschenanlitze noch leuchten konnten. Nach einem Jahr hatte der Helmgekehrte einen neuen Freund, ein neues Weib und einen andern Knecht. Der Mann lächelte wieder — und konnte sogar lächeln.

Der Knecht schaffte die Grobarbeit — das Weib wärmte ihm Herz und Leib, aus der Freundschaft wuchsen ihm Befuerungen in den Kreisstrom seiner Gedanken. So glaubte der Mann sich glücklich im Ferne sein von den Menschen, und er glaubte sich glücklich in der Gesicherheit, die ihm Liebe, Freundschaft und Werkhilfe gewährten.

Eines Nachts machte er eine Wanderung durch den föhnigen Wald, wie er manchmal tat, wenn die Lust ihn trieb, auf das Bewegte und werdende zu lauschen. In der Tasche trug er heute zudem einen seltenen, zauberhaften Fund, eine Eichel mit zwei Keimen. Aus den Büchern hatte er erfahren, eine solche Eichel müsse man zur Geisterstunde spalten, die Teile in die Ohren stecken, dann werde man wunderbar scharf hören.

Zur angegebenen Zeit spaltete der Mann die Eichel mit seinem Sackmesser und steckte in jedes Ohr eine der Hälften. Kaum hatte er dies getan, als er wie ein Klotz hinfiel und bewußtlos liegen blieb. Ein Brausen, von Pfeifen und Zischen durchmengt, umhüllte ihn alsbald und machte ihn kornhaft klein. Geschwänzte Kobolde, schlangenartig sich windende Dämonen, erschreckende Köpfe ohne Leib und fast körperlose Gebilde, die nur Maulöffnungen waren, bedrängten und umtobten ihn. Sie preßten furchtbare Schreie in sein Ohr und zickelten ihm unfähige Sätze zu. Vor der letzten Zermalnung und Betäubung erwachte der Mann und fand sich im Gestrüpp liegend. Warme Regentropfen trösteten sein Gesicht; der Wald ward wieder vertraut, die Glieder bewegten sich nach Wunsch. So erhob er sich und tappte nach Hause. Von dem Gehörten bohrten die Wahrheiten, die er über Freund und Knecht und Frau erfahren hatte, schmerzhaft in seinem Gehirn.

Am nächsten Tag verhörte er zuerst den

Der Apfel fällt nicht weit . . .

(O. Herrmann)



„Aber Vati, was hast du für schöne Erinnerungen an deine jeweilige Filia hospitalis! Warum gönnst du mir den Filius hospitalis nicht?“

Enob-Trott



(Entnommen aus: Karl Arnold, Berliner Bilder)

Ein Album aus den Jahren der Korruption
Karl Arnold, Berliner Bilder: Mk. 1.50 franko.

Hamburger Fremdenblatt: „... Mit dem sezierenden Instrument das Chirurgie-Wild Atmosphäre und Kalendoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten süßlich aufgeschritten.“
Simplicissimus-Verlag • München 13 • Postcheckkonto München 5802

Teufel Lekpom

Die Sprechstunde in der „Ärztlichen Beratungsstelle“ hat begonnen. Feldscher Konowaloff zieht sich den schwärzlich weißen „Doktor Kittel“ über, steckt das bärtige Gesicht mit den funkelnden Brillengläsern in die Türspalte des Empfangsraumes und ruft mit Stentorstimme: „He, ihr da, Bürger! Waschen Reih’! Der Nächste!“ Auf einem Bänkehen in der Nähe der Tür sitzen zwei Personen, ein rotbärtiger Bauer und ein altes Mütterchen im roten Kopftuch. Der Bauer steht von der Bank auf, geht auf Zehenspitzen in das Doktorzimmer und blickt scheu auf den mit verschiedenen Medikamenten und medizinischen Gläsern gefüllten Schrank.

„Nun sprich, was fehlt dir?“ fragt strengen Blickes der Feldscher.

„Es brennt inwendig wie Feuer, Genosse Feldscher — — — und dann — — —“

„Nicht Feldscher, sondern Lekpom (Arztgehilfe) verbessert ärgerlich Konowaloff. „Früher waren wir Feldscher, jetzt sind wir Arztgehilfen. Wie oft soll man euch das noch sagen? Aber gegen eure Dummheit ist kein Kraut gewachsen...“

„Ja, unsere Dummheit...“, stottert erschreckt der Bauer, „doch — die Krankheit... Die Schmerzen sind inwendig — — — und abends tut das Kreuz sehr weh... Meine erste Frau, die Aksinja, war gesund und kräftig und starb; aber die zweite ist ganz schwächlich...“

„Was gehen mich deine Familienverhältnisse an? unterbricht ihn der Feldscher streng. „Hast du schon früher um Hilfe gebeten?“

„Um Unterstützung?“ fragt verwundert der Patient. „Ich habe noch keine Zeit dazu gehabt. Ich müßte mich dann an die Kommission wenden, den Sekretär... Hätte viel Laufen... Im Hause geht alles zugrunde... Ich kann nicht alles allein machen, und die Bäuerin liegt und kann sich nicht rühren...“

„Ach, Freund, du verstehst mich nicht. Ich meine natürlich ärztliche Hilfe.“

„Ach so“, erwidert lebhaft der Patient. „Ja, die Matrijewna ist mehrere Male dagewesen, die Krankheit zu besprechen, aber es half alles nichts...“

„Ja, so seid ihr“, der Feldscher runzelt hohle Stirn — „anstatt daß ihr um ärztliche Hilfe bittet, zieht es euch zu den dunklen Gängen des Dorfes — — —“

„Ja, wir sind dumm und unwissend, Genosse Feld... Kompom...“, seufzt der Bauer schwer auf, „aber was sollte ich tun... Die Wirtschaft geht zugrunde...“

„Höre auf zu jammern“, unterbricht ihn unwirsch der Feldscher, „Ich habe schon gehört...“

„Ja, Genosse Kompom, ich...“

„Lekpom“, verbessert der Feldscher schreiend „Zieh dich aus.“

„Ja aber — — — wie denn — — —?“ fragt erschreckt der Bauer.

„Ganz einfach, zieh den Pelz und das Hemd aus. Mach schnell!“

Angstlich zieht der Bauer den Kopf ein, als er warte er Schläge. Mit zitternden Händen entblößt er den Oberkörper und fragt dann schüchtern: „Die Hosen auch?“

Wütend ergreift der Feldscher das Hörrohr, setzt es auf die entblößte Brust des Patienten, fühlt seinen Puls und murmelt: „Wie ich mir dachte, es hängt mit dem Magen zusammen — — — kann aber auch Malaria sein. Eins von beiden ist es bestimmt.“

Er wirft das Instrument auf den Tisch, kramt einige Zeit im Schrank und gibt dem Patienten dann einige Pulver und ein Fläschchen. „Hier“, sagt er, „die Pulver nimmst du morgen und abends ein und die Medizin trinkst du auf einmal aus. Jetzt kannst du gehen.“

Der Bauer zieht sich hastig an, steckt die Medizin in die Tasche und verläßt fast laufend das Zimmer. „Oh, Oh“, murmelt er, sich erschöpft mit dem Armei des Pelzes den Schweiß von der Stirn wischend.

„Nun, welche Krankheit hat er gefunden?“ fragt interessiert das alte Mütterchen.

„Ach was, Krankheit“, spricht der Bauer, mit der Hand durch die Luft fahrend. „Ich bin ja gar nicht...“

den zweiten Monat und kann sich nicht rühren. Herbringen kann ich sie auch nicht... Ich wollte es ihm erklären, aber er ließ mich ja nicht zu Worte kommen — — dieser Teufel von Feldscher... Und verhöhnt hat er mich auch... Das Henke ließ er mich ausziehen... Gut noch, daß er mir Medizin gegeben hat; vielleicht, daß diese der Bäuerin helfen wird...". Der Bauer stülpt sich die Mütze auf den Kopf und geht eilends aus dem Zimmer. Ängstlich blickt das Mütterchen auf die Tür des Doktors zimmers, dann folgt sie ihm schnell. „Ach nein“, murmelt sie vor sich hin, „ich gehe lieber nach Hause. Er ist ja ein Teufel, der Feldscher. Besser, ich gehe abends zur Matrijewa, die bespricht mir schon die Krankheit...“ J.v.H.

Das Resultat

Mein Freund, der Mathematiker, hält sich für einen glänzenden Pädagogen. Sein Erziehungsobjekt ist sein einziger Bub, der sich zur Zeit zum Schrecken der Mutter aufs Lügen verlegt hat. Sie meint, man dürfe dem Kinde nicht mehr die kleinste Lüge durchgehen lassen, und auch ich setze mich als alter Hausfreund dafür ein, den kleinen Kerl ein paarmal gründlich zu bestrafen; denn würde er sich das Lügen bald abgewöhnen. „Falsch, ganz falsch!“, sagt mein Freund, „damit nähme man ja dem Kinde alle Sicherheit! Sicherheit müsse ein Mann notwendig haben — was mache schon das biblen Lügen! Ja, man brauche es geradezu im Leben. Nun, dachte ich, er wird es ja wissen... Neulich kam ich wieder auf Besuch — da gab's niedergeschlagene Miene! Der Liebling hatte ein Fünfmarkstück „weggenommen“: gab es sogar noch zu; ja, er habe es „weggetan“, aber da und da wieder hingelegt. Ich rate dem Freund, er solle doch den Schilling nochmal ganz vertraulich fragen. Vielleicht gestehe er seine Tat reumütig ein, wenn er dem Kinde recht fest in die Augen schaue. „Ja, was glaubst du denn?“, sagt mein Freund verzweifelt, „dazu ist mein Junge schon viel zu sicher!“

Kleine Tragik

•Ottomar Stamm



„Mein altes Herz sehnt sich nach 'ner kompakten Liebe, aber mein Jeld reicht bloß noch für eene Moll.“

Kino in Köpenick

„Pfui Deibel, Frollein!“, wandte sich in einem Köpenicker Kino ein Besucher an die unbekannte Nachbarin, „dort riecht ja hier so nach Keese?“

„Na, denken Sie vielleicht, Herr?“, erwiderte prompt die Angeredete, „ick wer' mir ihretwegen Veichen seefe uff de Stulle lejen?“

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung

47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die **INNEN-DEKORATION** bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,50 / Einzelheft RM. 2,50 postfrei

VERLAGS-ANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 72

HAAR-KOSMETIK
auch für Herren, auch ausleihen
Haareschneide- & Friseurgeschäft
röng. Damen- & Herren-Modellier
pomp. Künstl. Friseurkabinett D.R.G.M.
Halla-Kasse, Berlin W 50 A, Invalidenstr. 33

Insertiert ständig im **Simplicissimus!**

Der kleine Roman von **HANS LEIP:**
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. RM. —,80, geb. RM. 1,60
Bei Vereinsendung auf unser Postcheckkonto
Nr. 0802 München erfolgt Franko-Zusendung
Simplicissimus-Verlag, München 13

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN: BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Moltstraße 31
Die orig. nat. abd.
deutsche Gaststätte

Kottler zur Linde
Herburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte

liefert:

Adressen

schreibt:

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5118

Druckschriften bitten wir anzufordern!

Abends als Letztes Chlorodont

eine gute Gewohnheit!

Müllern Sie Ihr Haar

mit der **Antifur** Haarschwamm-Flüssigkeit
Fördert das Haar-Wachstum, bewirkt
turg. Haarschaft, kurtz die Lebens-
versicherung für Ihr Haar!
Jeder 2 RM 1,20; 1,90; 2,50; 3,20
In Apotheken, Drogerien, Feinkost- & Bilden Schöner
Apotheken, Apotheken, Ladungen, Apotheken, Apotheken
Johle 1, Apotheken, Apotheken, Apotheken



Hans Galmbacher
Ludwig Thoma

und sein Jäger Dackel

Im Verlage erschienen 1931: 1,90

Es ist ein toller Dackel, hat ganz ge-
buddelt, Thoma's letzter Jäger, "Dackel" in
den Geschichten kam, Ludwig Thoma ist ein
stimmiger Jäger und beglückter Naturist
behalten. Stunt bei jeder einen ge-
wollen Beitrag zur Roman- & Dackel-Literatur.
Thoma ist wirklich ein Jäger.
1. d. Mayer Verlag, 200, Gertelstr. 10, München 20
Erscheinungsrecht 11

Nahendes Gewitter im Gebirg

Nat blüht es auf im Wetterloch,
Hell hängt der Mond im Bergesjoch.

Um Wolken spielt ein Zwitterlicht,
Und Baum und Fels zeigt ein Gesicht.

Der Krüppelleiche grüner Strauch
Steht aufgewühlt im Kisthauch,

Hat plötzlich Gemsenleib und lauscht;
Sein grünes Blätterbärtchen rauscht.

Geipfing huscht vorbei und fragt
Nach dem verlaufenen Kalb die Magd.

Dampf brüllt die Mutterkuh im Stall,
Und Stürme brechen los im All.

Georg Schwarz

Das Echo

Von Edmund Hoehne

Im Herzen Deutschlands, in einsamer Waldhöhe, lebte ein siebenfaches Echo, das auf hallenden Flügeln zwischen Tälern und Klippen kreiste, bis es verging. Das vorige Jahrhundert, das noch mehr Sinn für Aöls-harfen und Windromantik hatte, entsandte viele Reisende ins Dorfversteck am Fuße des Bakenbergs: sie stiegen hinauf zur Schutzhütte auf seinem Gipfel, saßen bei Brot, Käse und Landwein, schauten über den dichten, grün schimmernden Waldpelz des ungeheuren Bären Germanien, der ruhig atmend selten tiefen Jassensrauch ausschleifte, kletterten über die Felsen und lärmten das Echo hervor. Siebenmal spielten Ost und West es sich zu wie einen leichten Federball, ehe es lautlos zu Boden sank. Eine klingende Windrose wies in Weite und Allheit, und ein mannigfaltiges Summen der Gäste auf deutsch, englisch, französisch, holländisch, dänisch entsprach dieser Welttrümmerei über der Idsenschlucht. Die Bauern nahmen die Nebengroschen der Wirterei mit und lebten unbekümmert weiter im Bannring unbäuscher Sitte, die sie wie Luft atmeten und darum nicht loyten. Erst die Enkel begannen gewerbsmäßigen Stimmungshandel und wurden Echohöher im Hauptberuf.

Mit einmalem versagte der Wilderhall jede Antwort auf die Zurufe: die Wolkenmilchkuh ließ sich nicht mehr melken. Das ganze Nest, das von den Fremden gelebt hatte, verarmte. Die Gasthöfe standen leer, die Mädchen fanden keinen Hausdienst mehr, die Holzschnitzer blieben mit ihren bunten Figuren allein. Man rief einen Gelehrten von der nächsten Universität, doch sagte er: „Ich weiß keinen Rat. Irgendwo ist der allererste Anprall zerstört, darum fehlen auch alle weiteren Tonrückwürfe. Vielleicht ist ein Felsen abgebrockelt oder eine Baumgruppe verwüstet, vielleicht ist es ein winziger Stein, ein einziger Ast, der nun fehlt — wer will das wissen? Die Statik dieser singenden Kuppel des Pan entzieht sich menschlicher Berechnung.“

Immer wieder bliesen die hoffenden Hirten auf ihren Hörnern, oder hungrige Köhler brannten Böller ab — das endlose Luftmeer verschlang jeden Laut; die reiche Wildmusik, die holde Stimme der Ferne, erkrank in den Wellen einer stummen See voll Tannentem.

Man versuchte zwar eine Zeitlang die dumme Täuschung eines falschen Echos, indem man sieben Mannsposten verteilte, die den Zuruf weitergeben mußten, doch klang das gar zu falsch und ungeschickt: der letzte Ruf der Gegend war durch einen plumpen Schwindel verschert. Die Siedlung lag wieder allein zwischen Buchenbroteln und Eichenrotz und lauschte enttäuscht dem eignen Murren aus dem

Idsenbach in enger Klamme. Einer schalt den andern schuldig, der Holzfäller den Steinbruchmann, der Jäger den Feilheuer: dieser hatte voreilig gerodet, jener unbedacht gesprengt. Der Drost mußte Soldaten einquartieren, um wüste Raufereien zu verhindern. Nun stichelten sie nur noch insgeheim und speisten wieder Gäste, doch ohne Bezahlung, aus eigenem Topf. Man schaffte dämpf vor sich hin, und die Urnenkel lächelten ungläubig, wenn der Ahn von den bunten Echojahren voller Butter und Most erzählte. Da wanderte von Süden her eine Schülerschar von Söhnen vieler Nationen über das Gebirge, um ins Rheintal zu dringen und nach Köln zu fahren. Es war Frühling, aber ein verspätetes Schneetreiben hüllte sie in dicke Irrschleier: sie verfehlten den Weg und folgten auf eigener Pfadspur sich selber, bis sie erschöpft niedersanken. Drei schleppten sich weiter, fanden Baken-dorf und holten Hilfe. Das ganze Völklein vom rüstigen Greis bis zum Schafhuben beteiligte sich am mühseligen Suchen. Das war kein Umwerben von Verdienstrümmern mehr, sondern echte Lebenskameradschaft zwischen Unbekannten. Erst nach einer Woche fand man die letzten Vermissten:

(Ottomar Starks)



starr und kalt lagen sie hoch oben auf einem Grat am Rande der Schlucht, von dem aus sie Umschau über den fürchterlichen Winterfort hatten halten wollen. Man trug sie zum Friedhof, und der Bildhauer meißelte eine Granitafel, darauf stand: „Hier fanden zwei schönheits-suchende Brüder aus der Fremde den Tod.“ Die mauerte man ein in ein Mal aus Streublöcken, die rings um die Fundstätte lagen, hart über der morchen Wolfswand, weit sichtbar allen Nachbarn. Da lag noch aus alter Zeit eine verwitterte Bank zwischen den Trümmern eines hölzernen Aussichtsturms, in die in mancherlei Sprachen Namen eingeritzt waren, auch in der der Verbliebenen. So stand ihr Gedenkstein zwischen der Vergangenheit des Ortes und der Zukunft der Gefährten und ihrer Retter, die sich jede Belohnung verbaten.

— Als der Sommer mit leuchtender Gewalt über die Berge fiel, sang der Hirte auf dem verlassenen Gipfel ein altes Volkslied. Der Heimatpflegescheimeister hörte es nicht; kein rechnender Schulze hatte es angetragen, kein Gäst hatte es bestellt: er sang nur vor sich hin aus unbewußter Lust am Leben und am Vatergute. Plötzlich brach er ab und lauschte ergreifen — — — Über dem Tal schwebte wie ein junger Phönix mit sieben Wunderkehlen das sagenhafte Echo der Vorfahren. Die schlichte Grabpyramide der guten Glaubenstat hatte die Lücke im Schallbereich geschlossen.

*

Lieber Simplicissimus!

Vor einem halben Jahre habe ich mein bescheidenes Eigenheim vor der Stadt bezogen. Gestern bekam ich den Besuch eines Varieteters, jenes wichtigen Unternehmers, das die unvermeidlichen Rückstände unseres Erdenlebens nicht gerade sehr diskret, aber gewissenhaft abholt und wieder einfügt in den Kreislauf der Natur.

„Alle zwei Jahre kommen wir einmal“, versprach der Vertreter. Das ist nicht zu häufig, dachte ich. Aber er wird es schon wissen: er hat ja Erfahrung und kennt die Lebenshaltung des kleinen Mannes und weiß, was sich der so leisten kann. „Das kostet dann 4,50 Mark“, stellte er fest. Und — im Hinblick auf meinen kleinen Garten —: „Wenn Sie 'a aber behalten wollen zum Düngen, macht es 5 Mark im Jahr.“ Ich rechne schnell nach. Das sind ja 10 Mark für zwei Jahre, also 5,50 Mark mehr dafür, daß ich dieses löbliche Institut gar nicht benutze!

Noch immer bin ich nicht hinter das Geheimnis dieser Rechnung gekommen.

Das neueste Völkerbunds-Dilemma

19. Kriesch.



„Ich würde mich ja gerne reformieren lassen, wenn ich nicht so Angst hätte vor dem Streit der Reformatoren untereinander!“



Srau Sießner

Von Hans Alfred Kihn

Die Meere spei'n Ertrunkne Haus' um Haus',
Aus Gräberstädten wehn die Seelen alle
Von Myriaden Toten himmelauf,
Nun von des Weltgerichts Posaunenschalle.

Aus ihrer Gräste finsternem Verbleib,
Aus Wälfensand und Schlamm und Eis gerufen
Des Welten-Untergangs, mit neuem Leib
Bekleidet, nahm sie bang der Allmacht Stufen.

Es schweben Englein fiegend hoch im Schein.
Auf Wolkenfüßeln thronen Himmelspäter.
Da — in der Völker feierstimmten Reihn
Bricht plötzlich los ein keifendes Gezer!

Frau Sießner mach's, die auferstanden ist.
Sie hat vor vielen hunderttausend Jahren
In Klein-Polyn als Frau Geheimtanzlist
Gehtafsch, getrafcht — und war ins Grab gefahren.

Vielhunderttausend Jahre war sie stumm!
O schändes Schicksal! Gräßliches Gebrechen!
Nun schläft sich um die arme Seel' herum
Ein neuer Leib — nun kann sie wieder sprechen!

Die Wolken teilt der Engel Tubafschall,
In Ehrfurcht schweigen rings die Willionen.
Doch schriller kreischt Frau Sießners Redeschwall:
Sie holt ihn nach, den Stadtklatsch vor Ionen!

Daß Krulls Marielchen wieder schwanger sei,
Wo doch ihr Mann nur fünfsechshundert Mark hat,
Da sei's genug doch mit der Böhren drei,
Und daß die Schulzen auf dem Leib nur Quatz hat,

Dabei schon weckflugs trägt den neuen Hut,
Und daß die Kalkulatorf gar, man höre!
Drei Südde Zucker in den Kaffee tut,
Wild schreit's die Sießnern durch die Himmels-Chöre!

Und daß die Nöbdechen, die alte Kuh,
Heiraten will — — o uferloses Dabbeln!
Der liebe Gott hält sich die Ohren zu,
Er kommt nicht zum Gericht durch all das Sabbeln.

Der Himmel grollt, ihr jümt die Seelenwelt,
Bis ihr der tapferste der Himmelsstreiter,
Erzengel Michael, das Maul zuhält.
— — — Die Sießnern priestert mit den Händen weiter!

Die Allmacht stürzt sie in der Hölle Graus,
Sie soll den Wellenrichter nicht mehr füren.
Die Hölle spei sie fischend wieder aus:
Der Teufel kann das wüste Weib nicht hören!

Nun schwebt im All Frau Sießner ohne Ruh
Und muß das ewige Nichts mit Klatsch erfüllen.
Sie kreist und heult — und niemand hört ihr zu!
Im Grenzenlosen stirbt ihr Schrein und Brüllen.

Mariannes russischer Tanz

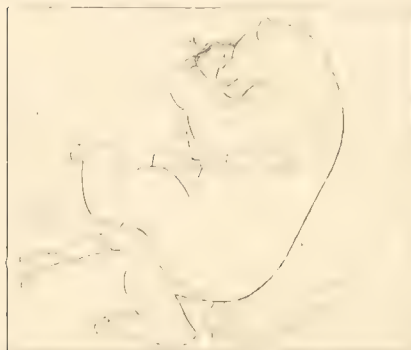
(Karl Arnold)



„Mesdames, Messieurs! Hier Sie sehen mon petit ami Russe!
Wollen machen eine kleine dance.“



„Allons enfants de la patrie — — — hl — — — he — — —“



„Nicht so enell, mon ami — — —“



Du mich machen swindlick — — —



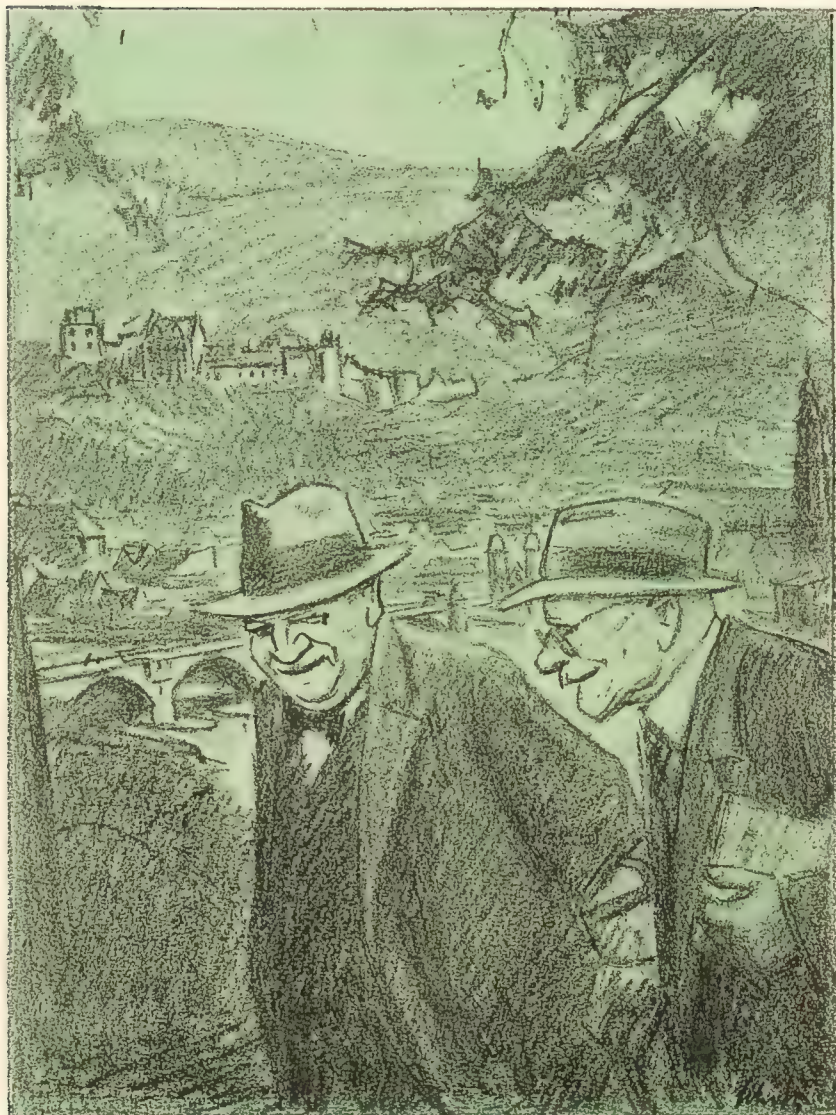
arrête — arrête — genuck!!!



„Bourgeois! Hrrr Sie sehen Schwesterchen Mariann! Ist sich
vom Tanz ganz kaputt!“

Alt-Heidelberg-Erinnerungen

(Wilhelm Schutz)

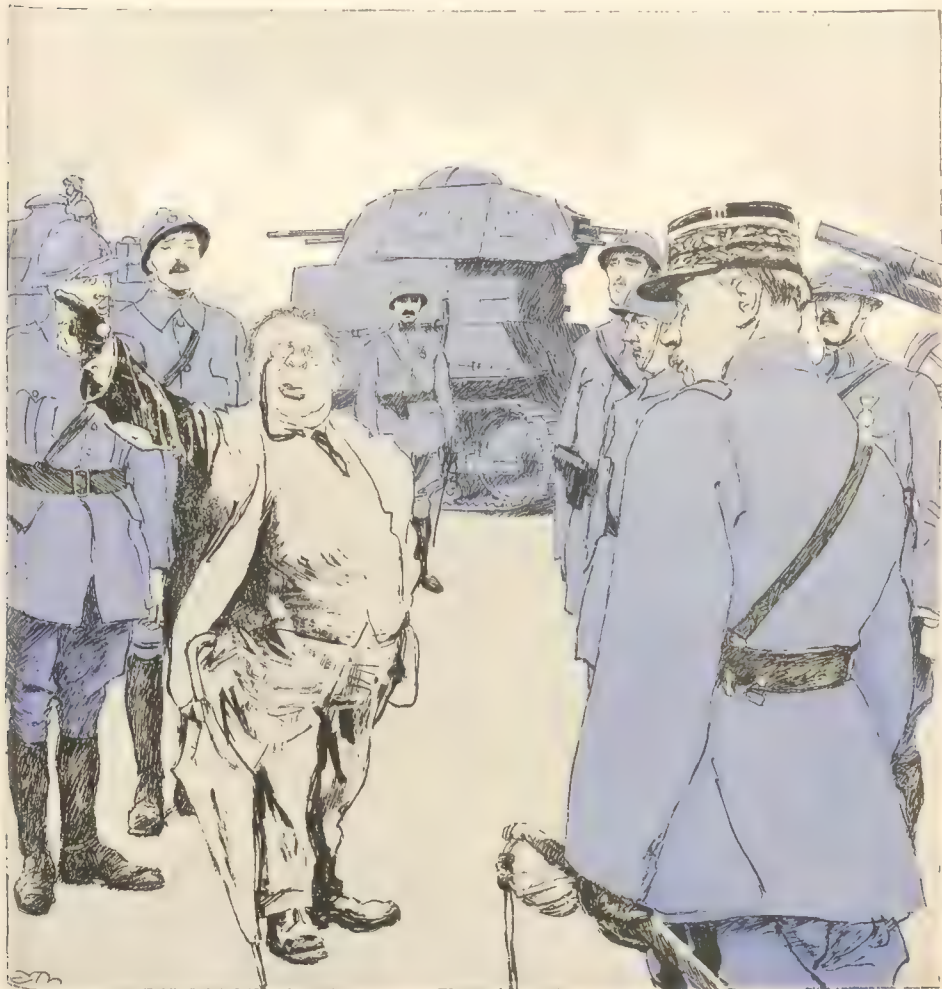


„Jaja . . . hier hab' ich so manches liebe Mal . . .“ — „Du auch? Meine hieß Aennchen . . .!“

SIMPLICISSIMUS

Pakt-Diktator Litwinow

(E. Thöny)



„Streiken, meine Herren, darf nur der französische Genosse. Sie aber müssen Ihre Maschinerie endlich in Tätigkeit setzen!“

Der Mann ohne Vaterland

Als einer Deutschland! rief, da stand ein anderer auf,
hieb voll Jörn auf den Tisch und sagte: „Ich pfeife drauf.
Schöner als alle Heimat ist dieser atlantische Strand.
Nebst mir vom Halbe mit eurem ewigen Neben von Heimat und Vater-

deutsch hörbar zur Nacht, ein Lied, nicht umschwirrt von dem Glühn
füßer Gitarren – ein Lied, von Trompeten begleitet, hell, sauber und lähn.

Wie er hinausging, war rings paradiesische Nacht.
Nach lang den Stütern der Wellen. Von Palmen bewacht
standen weiße Gebäude die Straße entlang.
Aus der Stadt am Geslade stieg goldenes Licht und blauer Gesang.

An einer Palme blieb da der nächtliche Wanderer stehn.
Berge des fernen Japans konnte er vor sich sehn,
Vater, der seinen Weinberg emporstiegt, und Mutter, die mit ihm ging,
und er selbst war der Knabe, der beiden im Arme hing.

Aber was war das? Von ferne nahte am Himmel ein Streif
silbernen Lichtes, herangebracht von einem dunklen Traumvogel: Streif:
bis die Erscheinung ein riesiges Kufschiff wurde, das langsam das Dunkel
und mit erleuchteten Fenstern zur Küste herüberzog. [durchzog

Plötzlich hob sich das Silberne unten im Süden empor,
glitt hinten Tiedel, kam mit der Spitze wieder hervor,
schwebte am Horizont hin, unbekannt, traumschön und fern,
wendete, schwebte dem See zu und senkte sich unter den Abendstern . . .

Keife jummend kam es heran, und über das schweigende Land
ward ein Lied aus Deutschland von oben heruntergeandt,

Da aber brüllten unten im Hafen begeisterte Schiffe los.
Glocken wurden laut, Fenster öffneten sich, Palmen reckten sich groß.
Breiter Lichtstrahl fuhr nieder und fand ihn, wie er da stand,
Tränen im Auge . . . der Mann ohne Vaterland.

Karl Martin Schiller

bushidō

Von
Katarina Botsky

Es wurde Abend. (Der Abend ist lange her — über dreihundert Jahre). Die hohe Burg der Toyotomi in Ōsaka, auf weitem Feld, schlen langsam in den grünen Frühlingshimmel, hinaufzuwachen. Ihre sieben Etagen mit sieben geschweiften Holzdächern türmten sich, herausfordernd, zum Himmel empor über ihrem hohen Steinfundament. In einer der Etagen war Licht. Dort ging die Zeremonie des Teetrinkens vor sich beim sanften Leuchten weißer Lampfons. Hideyori Toyotomi und seine Mutter hockten auf zarten Reistrohmaten und hielten winzige Täßchen in den Händen. Ihnen gegenüber im Halbkreis, ebenso, ein paar vernehmbar Samurai und Ōno Harunaga, der Befehlshaber der Burg. Eine kreideweiß gepuderte Dienerin besorgte stumm das Tezeremoniell. Die bunten Seidengewänder der Teetrinkenden leuchteten wie farbiges Wasser auf den Reistrohmaten. Wie rotes und blaues, gelbes und grünes Wasser mit vielfarbigen Ungeheuern. Nach dem Teetrinken sprach man von Tokugawa Jeyasu, dem Shōgun, dem mächtigsten Manne Japans. Aber man sprach nicht davon, daß er danach trachtete, die Toyotomis zu verderben, nachdem es ihm gelungen war, Hideyori Vater in einem Kampf zu besiegen und zu töten. Hideyori ließ die Mutter reden, weil sie es besser verstand als er. Auch zieme es nicht einem jungen bushi, das hieß, einem jungen Ritter, in Gegenwart älterer Ritter das Wort zu ergreifen. Nicht ohne Koketterie hielt er seine frommen Samt-äugen gesenkt, wobei er mit stillem Ge- nuß ein Gedicht auf „die gelben Schmet- terlinge“ machte. Die Fenster aus Papier waren zurückgeschoben. Der Mond drängte sich groß und golden durch die grünen Wolken. Lautes bestrahlte er die ge- schweiften Dächer der Burg, die so kraus waren und so bunt. Hideyori schlug träu- merisch die Augen auf zu dem schönen Mond. Da kreischte eine Horde Uhus auf den Dächern los. Der kleine bushi fuhr leicht zusammen. „Ōno Harunaga rü- pte sich ganz dünn, nur ganz dünn; aber das war schon Unwillen genug. Er sah den erötenden Träumer durchdringend an. Und er sprach zu Hideyori, als sie das Teesimmer verließen: „Ihr werdet diese Nacht unter dem Galgen schlafen.“ Haru- naga hielt es für seine Pflicht, seinen ner- vösen und allzu schwärmerischen jungen Herrn im Stil der Zeit abzuhalten. Es wurde Nacht. Alles Gold war vom Mond gelassen, und nun saß er so gelisterhaft blaß am Himmel. Gleich er nicht einem

weißen Metallauge, das spukhaft auf den Galgen starrte und auf die rote Stadt- mauer mit den vielen hölzernen Käfigen! Hideyori fand es. Ganz seltsame Vögel krochen hinter den hölzernen Gitterstäben der Käfige. Es waren verbliebene Men- schengesichter: lauter Köpfe von hinger- richteten Übeltätern. Fast schienen sie im Mondschein wie Buddha zu lächeln über Hideyoris Entsetzen. Am Galgen hing ein dünner grauer Bettler, dessen nackte Füße sich im Winde bewegten. bushidō, der rit- terliche Ehrenkodex, verlangte nun zweifel- los von Hideyori, daß er sein kleines hö- zernes Kokissen gerade auf der Stelle niederlegte, über der die rauen Füße des Bettlers schwebten. Man handelte stets dem Ehrenkodex gemäß, wenn man immer- das tat, was man nicht gerade gern tat und was dem eignen Verlangen wider- sprach. Das hatte der neunzehnjährige kleine Ritter schon herausgefunden. Die ersten zusammenbrennend, er tat, was er nicht gerade gern tat: er bettete sein zartes, halb kahl rasiertes Dichterhaupt auf das Klötzchen an vorschriftsmäßiger Stelle. Schon wollte er vor Grauen die Augen schließen und das Gedicht an die gelben Schmetterlinge zu fördern ver- suchen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß der bushidō eine angenehme Ablen- kung wohl kaum gestattete. Zweifellos war es seine Pflicht, die Augen offen zu halten und so, Aug in Aug mit allen Schrek- ken, abzuwarten, bis sie ihm von selbst zuflöhen. Eine dunkle Wolke ließ sich mit weichem Säusen auf den Galgen nieder: Raben waren es. Mit schlief gehaltenen Köpfen nahmen sie auf dem Gerüst Platz und krächzten schrill und böse. Hideyori er- griff einen Stein und schleuderte ihn empor. Die Raben lösteten probeweise die Schwin- gen. Erst nach dem zweiten Stein schwam- men sie schimpfend nach links davon, zu den Käfigen an der roten Stadtmauer. Dort ging ein riesenhafter Priester. Oder war es ein Kobold, der die Gestalt eines Priesters angenommen hatte, um verspä- tete Stadtbewohner — wie es so oft vor- kam — ins Verderben zu locken? Hideyori murmelte zitternd einen frommen Spruch, um allen Spuk von sich fernzuhalten. Die übergroße Gestalt des Priesters glitt schemenhaft dicht an den Käfigen vorbei. Plötzlich schossen graue Hände aus seinem Mantel heraus, wanden sich um die hölzer- nen Stäbe eines Käfigs, knickten sie laut- los und zerrten hastig den schauerlichen Inhalt heraus. Hideyori bemerkte, daß der Priester keinen Kopf hatte und daß seine Hände sehr tief am Körper hingen. Es war sicherlich ein Kobold. Den Raub im Arm, schwankte die Gestalt in das nahe Gehölz. Klägende Töne brachte der Nachtwind von dort mit sich.

„Hi—do—yo—ri!“ ertönte jetzt eine dumpfe Stimme im Gehölz. „Steht auf und kehrt heim! Jeyasu ist im Anzug!“ Der Liegende flog empor. Er mußte durchs Gehölz, wenn er zur Burg zurück wollte. Und im Gehölz war jener Koboldpriester. Vielleicht war er es sogar, der gerufen hatte, um ihn an sich zu locken und zu verderben. „Hi—do—yo—ri!“ wiederholte die dumpfe Stimme noch dringlicher. „kehrt heim! Eure Mutter wartet auf Euch!“ Was nun? Zweifellos war es jetzt seine Ritterpflicht, der Gefahr nicht achtend, sich in das Gehölz zu stürzen, um seine Tapferkeit zu beweisen, ob jene Stimme nun die Wahrheit sprach oder nicht. Leicht war es nicht, ein Ritter zu sein. Schmei- fend und mit zackigen Sprüngen, wie je- mand, der darauf gefaßt ist, auf etwas Furchtbares zu stoßen, rannte der Ge- rufenen in die Tannenfinsternis hinein. Der bushidō schlingte die Geißel hinter ihm. Die schwarzen Tannen hielten ihre starrten Äste feindlich gegen den Mond, um kein Licht auf den Weg zu lassen. Nur dort, wo er endete, setzte ein langer, traurig bauer Mondstrahl sich auf eine graue Brücke. Bunt aufleuchtend, glitt ein hoher Rumpf ohne Kopf über die Brücke. Ein großer Hund schien Hideyori in der Finsternis ent- gegen zu kommen. Schon prallten sie auf- einander. Lange harte Arme packten den jungen Ritter, und eine vor Schreck glä- serig klingende Stimme stammelte: „Seid ihr Hideyori? Dann kehrt heim. Jeyasu ist im Anzug.“ Es war der Rufer, ein junger Krieger, den man ausgeschiedt hatte, um Hideyori zu holen. „Sahst du den Priester ohne Kopf?“ flü- sterte der kleine Ritter, sich mit seinem Fischer Luft und Kühlung zuzufächeln. Der Soldat verneinte es. Aber im Finstern wäre etwas Rätselhaftes. Großes an ihm vorbeigehuscht, das bitterlich gewinkt hätte. Fürchtend, daß es ein iredeses Nachwesen sein könne, habe er nicht ge- wagt, es anzureden. Sie traten zusammen den Helweg an, ohne auf etwas Böses zu stoßen. Vor dem Gehölz gähnte ein graues Feld. „Neigt Euch einmal zur Erde“, sagte der Soldat zu Hideyori, „dann könnt ihr schon das Trappeln ihrer Pferde hören.“ Sie bückten sich beide über die frühlings- duftende Erde und lauschten. Von Osten summete ein einsames Tönen her. Unge- heuerhaft sah Hideyori, der Dichter, den Feind durch den Wind dahorkommen. Seine Phantasie sah übergroße Männer in fun- kelnden Rüstungen auf übergroßen Pfer- den. Die Samurai schlangen bunte Fächer in den Händen, mit denen sie dem Heer die Richtung wiesen. Des Dichters Phan- tasie hörte das wilde Schwirren der Fächer und das böse Klirren der Schwerter an. (Schluß auf Seite 173)

Sankt Franziskus

(Olaf Gulbransson)



„Wäre es nicht nützlicher, o heiliger Mann, wenn du, statt uns Kaltblütern zu predigen, deinen hitzblütigen Jüngern etwas schärfer auf die Finger sehen würdest?“

Österreich auf dem Weg zur Restauration

(Karl Arnold)



„Hoffentlich red't mein' Mondsüchtigen koans an — er kunnt sonst leicht an Föhltritt tun.“

bushidō

(Schluß von Seite 170)

Ihren eisernen Ketten. Er sah riesige Pfeile und Bogen zum Himmel aufragen. Er sah das Tigergesicht Tokugawa Jeyasus, gelb und finster, unter einer goldenen Haube. Wie dicht unter dem Himmel sah er es näher und näher und immer näher schweben. . .

In der Burg empfing sie Lärm und Waffenklirren und der blutige Schein von Fackeln. Ono Harunaga traf in aller Eile die Vorbereitungen zur Verteidigung der Burg. Mit einer tiefen Verneigung überreichte er Hideyori das frisch geschliffene Schwert seines Vaters: eine breite Todessichel. Langsam ging die Sonne auf. Innerlich schauernd hob der kleine Ritter das Schwert ins Licht. Auf tausend Pferderücken vogelte der Feind heran über die weiche Frühlingserde.

Bald sausten die Pfeile durch die Luft, bald ertönten die rauen Schreie derer, die zum letztenmal schrien, bald krochen rote Blutschlingeln über funkelnde Rüstungen und schreiend aufblühende Pferde. Tokugawa Jeyasu hielt seinen Fächer wie ein Beil über der Schulter, und sein harter, dunkler Mund schleuderte kurze Befehle. Jungenhaft starrte Hideyori aus der Burg zu ihm herüber, gekrönt das Schwert in der Hand. Bestürzt suchte er in sich nach dem wilden Rachedrang, den ein Sohn dem Mörder seines Vaters gegenüber zu empfinden hat.

Nun schien die Sonne in voller Pracht auf den alten Kamelienbaum vor der Burg; sie stieg höher und höher. Aber ihr nach stiegen rauchige Wolken, die den Himmel düster verhängten: ein Gewitter war im Anzug, und bald brach es los, Vom Hagel gebiend zog sich der Feind ein wenig zurück. Doch als die Raben unter dem Regenbogen anfielen kamen, um die Toten zu suchen, brach der Kampf auf neue los. Das ging so bis zum Abend.

Die Nacht war wolkig und windig. Lange, blutrote Gespenster huschten durch die Gänge der Burg, wenn ein Luftzug die brennenden Fackeln traf. Die Besatzung schlief erschöpft neben ihren Waffen. Plötzlich ein dumpfes Dröhnen! Der Wächter auf dem Wartturm hatte Übles entdeckt. Polternd jagten die finstern Weltuntergangsklänge des Gongs die müden Schläfer

empor. Mit verwirrten Augen, sich stoßend und sich anschreiend, taumelten die Krieger wie Betrunkene durcheinander. Was war denn los? Sie legen Feuer an die Burg! gelte es da durch den Aufruhr.

Ein Ausfall wurde gemacht. Es folgte ein blutiges Ringen Mann gegen Mann. Hideyori rief wiederholt nach Harunaga. Aber der kam nicht. Er konnte nicht kommen: er hatte einen Dolch in der Kehle. Der Feind war in der Mehrzahl, und das Feuer half ihm noch. Den Kämpfenden vor der Burg schnitt es den Rückweg ab und denen in ihrem Inneren den Ausweg. Ein Ruter Jeyasus forderte Hideyori und seine Mutter auf, die Burg zu verlassen und sich zu ergeben. Dann sollte ihnen kein Leid geschehen. Der Neunzehnjährige stürzte zu seiner Mutter hin und sah sie an, die Augen voll Lebensgier. Auch sie sah ihn an, die Hände in den langen Seidenärmeln vergraben. „Du bist ein bushi!“, sprach sie zwischen den Zähnen. „Und du weißt, was das heißt. Ein bushi ergibt sich nicht. Auch dürfen ihn die Flammen nicht lebendig erreichen.“ Abgewandten Gesichts schob sie ihm etwas Kaltes in die Hand. Abgewandten Gesichts standen sie einander im Rauch gegenüber. Wie gestern früh erhob sich die Sonne, ganz wie gestern: aber kein goldener Schmetterling flirrte über den Stahl in des kleinen Ritters Hand. „Es ist Zeit“, sagte die Mutter, ihren zuckenden Mund mit dem Armel bedeckend.

Die letzten Getreuen standen um sie herum, und so durfte Hideyori seine Mutter nicht einmal zum Abschied umarmen. Der bushidō gestattete dem Ritter keine Vertraulichkeiten vor anderer Augen. Sie verneigten sich nur tief voreinander. Ihre blauschwarzen Köpfe berührten fast den Boden, um die Tränen zu verbergen. Taumelnd gingen sie auseinander. Der Mutter folgten die Frauen, Hideyori die Männer.

Der kleine Ritter betrat das nächste Gemach und kauerte sich dort auf der Matte nieder: hinter ihm nahmen die Krieger Platz, die Diener im Vorraum. Leer starrte er auf das kalte blanke Ding in seiner Hand. Ihm fiel ein Ausspruch Buddhas ein: „Alle Wesen träumen nur in dieser fließenden Welt des Unglücks.“ Ihm war, er träumte nur. Über seinem Kopf an der Decke hing eine rosige Maske: ein reizendes Mädchengesicht mit zwei schwarzen

kreisrunden Flecken an der Stirn. Es war das Gesicht der O-Tafuku, der Göttin des Glücks. Sie lächelte ihm zu — auch jetzt. Die Lotusbäume in den Vasen standen da, als wäre alles wie sonst. Und der Rauch, der durch alle Ritzen heraufdrang, konnte auch Weihrauch sein aus den Opferschalen vor den Bildern der Götter. Vor dem zurückgeschobenen Fenster nickte zum letztmal der alte Kamelienbaum. Seine großen weißen Knospen schwellen in der Hitze an, und hier und dort tat sich eine langsam auf. Ein schauerliches Knistern erfüllte wie ein ewiges Koboldkichern das Ohr. Es war „Zeit“, die Mutter hatte recht.

In einem düstern Saal, der sein Licht nur durch die weiße Papierwand einer Galerie empfing, kniete sie auf der Erde, die Frauen hinter sich. Die Gebete waren gesprochen. Nur das Knistern sprach noch. Bis zum Gürtel waren die Frauen schlohweiß, denn sie hatten die Oberkleider abgelegt. Die langen wallenden Ärmel ihrer Hemden flossen leuchtend an ihnen herab und über den Boden. Alle saßen sie todesbereit da, die Augen aus der Dunkelheit auf die rote Scheibe gerichtet, mit der die aufgehende Sonne die weiße Papierwand schmückte. Unter irrem Flüstern drückten sie sich die Spitze kleiner Dolche in die Kehle — bis ihre hochfrisierten Köpfe, haarlos über den leuchtenden Hemden zu schaukeln begannen. Hideyori Mutter hatte das schwere Werk als erste vollbracht. Hideyori zögerte noch immer. Den Kopf tief zur Erde gesenkt, betete er sehr lange. Doch ohne daß er darum zu beten gewagt hätte, flüchte doch sein ganzes Wesen um eines vor allem, um das: im nächsten Leben nicht wieder ein Ritter zu sein. Wie der bushidō es vorschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, vollführte er alsdann das Harakiri, und alle Männer hinter ihm folgten seinem Beispiel. Keine Klage wurde laut. Die rosige Maske an der Decke bewegte sich sanft im Luftzug, im Rauch; reizend und ruhig sah sie dem Todeswerk zu. Ihren Kirschenaugen graute es nicht vor den Blutspeigeln auf der Strohmatte. Der Kamelienbaum ging jetzt in Flammen auf. Diese Riesenfackel leuchtete den Sterbenden beim letzten Blick auf das Leben. Dem bushidō getreu und in großem Glanz gingen sie den harten Weg zum Meido.

(E. Thöny)



Wer sich gut unterhalten will

bestelle sofort die

5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Blumenkohl

Von German Gerhold

„Fünfundvierzig Pfennig“, sagte der Händler, von der Waage aufsehend.

Adamson trat einen Schritt zurück und sah erst von dem Blumenkohl in der Hand des Mannes zu dessen Gesicht auf. Es drückte lediglich Gleichgültigkeit aus. Adamson schlug den Blick nieder, weil er sich für diesen Mann schämte, der ihn so unvorfroren betrügen wollte.

„Na? Was is, Herr Nachbar?“ rief der Mann, während seine Augen sich bereits vorübergehenden Hausfrauen zuwandten.

Adamson wich heftig einen weiteren Schritt zurück. Heiß stieg es in seinem Innern auf, und mit einem bittern Lächeln nickte er vor sich hin. So also ging es in der Welt zu, die sich während jener Tagesstunden abspielte, die er bislang in der grauen Eintönigkeit des Justizbüros verbracht hatte. So wurden einem also die wenigen Pfennige abgenommen, die man im Dienst für das allgemeine Wohl als kargen Lohn erhielt. Pensioniert mußte man erst werden, um diese Erfahrung zu machen.

Unschlüssig, wie man eine wirksame Abwehr orga-

nisieren könnte, nahm er das Marknetz von der einen in die andere Hand. Man hätte sich längst damit näher befassen sollen, dachte er. Wäre ich doch früher daran gegangen, mich nach einem eigenen Gärtchen umzutun, mich mit Samenkatalogen und Gartenbüchern zu beschäftigen!

Seit gestern wußte er es nämlich: Fünfhundert Korn des allerbesten Samens vom allererstklassigsten Blumenkohl Marke „Großer Maharadschah“ kosteten in der berühmtesten Samenhandlung der Welt — eine Mark und vierzig Pfennig.

Fünfhundert Blumenkohlköpfe —! Er und seine Frau hätten also ein Jahr und viereinhalb Monate lang täglich ihr Leibgericht Blumenkohl essen können, für — eine Mark vierzig Pfennig! Und wenn man nur hundert Köpfe selber essen würde, — konnte man nicht mit den übrigen vierhundert ein Schwein oder Scharen von Kaninchen mästen —? Dann hätte man das Fleisch noch umsonst dazu gehabt!

So also sah es in der Welt aus, welche man vierzig Jahre lang vertrauenselig seiner Frau allein überlassen hatte, ohne auch nur einmal durchgreifend nachzuprüfen. Sollten auch jedes Jahr nur hundert Mark auf diese Art verschwendet worden sein, so wären es viertausend gewesen!

Einen Riesengarten hätte man dafür kaufen können!

Grundbesitzer für ewige Zeiten wäre man geworden! Die fernsten Urenkel noch hätten Nutzen daraus ziehen können. Statt dessen mästete man diese Betrüger damit.

Eben trat der Händler von seinem Stand zurück und nahm von einem Auto weitere Körbe herunter. Adamson nickte heftig. Ein Auto hatte der Mann —! Natürlich hätte der ein Auto! Kunststück — von meinen viertausend Mark! Ich kann ja hier mit meinem Marknetz zu Fuß herumlaufen! In überquerender Bitterkeit zerbiß er seinen Schnurrbart. So stand man nun da. Grau und verblichen, im abgetragenen Lodenmantel, mit einem Einkaufsfanz; betrogen um die Früchte eines arbeitserfüllten Lebens.

Andere aber hatten ihr Leben in Licht und Sonne verbracht, fuhren Auto, kauften um anderthalb Mark Samen und lösten zweihundertfünfundzwanzig damit!

Irgendeine ganz große Tat dämmerte vor ihm auf. Geniale Schriftsätze, welche die Justizwelt aufhorchen machten, — ein Prozeß mit Enthüllungen, der über Europas Grenzen hinaus Aufsehen erregen würden.

Sein Blick fiel auf einen älteren Mann, der, wie er, wenig erfreut den Blumenkohl zu betrachten schien.

„Ist dieser Preis nicht ein Skandal?“ meinte Adamson.

Der andere nickte grimmig. „Eine Schande, eine wahre Schande. Ab und zu wundert's mich immer wieder mal, daß überhaupt noch einer herkommt und so was anbietet.“

Etwas ungewiß sah Adamson auf. „Wie meinen Sie das?“

„Na, wenn man bedenkt, was sich alles daran satt früt! —! Da fressen die Erdflöhe, Raupen, Schnecken und Läuse von oben, Drahtwürmer, Engerlinge, Erdräupen, Asseln, Tausendfüßler, Käfer und was weiß ich, von unten. An allen Zäunern lauern Hühner, Gänse und Enten, ein Versehen und alles ist verwüstet. Jeden Tag kann ein Frost kommen, und alles ist ruiniert. Regnet's viel, dann fängt das Zeug zu faulen an, und brennt dauernd die Sonne, dann wird erst recht nichts draus. Man's aber glücklich doch bald ein Jahr lang groß gepöppelt, — dann schießt das Zeug, macht keine Blumen oder sonst eine Dummheit. Es ist immer wieder ein Wunder, daß schließlich doch was auf dem Markt ist. Da sehen's die Leute dann mit krausen Nasen an, und schließlich nimmt man das meiste halberwelkt wieder mit heim. Was man erlöst, langt kaum für Abgaben und Steuern. Aber ob Sie's glauben oder nicht, Herr Nachbar: Es gibt tatsächlich Leute, denen alles noch viel zu teuer ist.“

Adamson nickte verwirrt. Die Uhr am Rathaus schlug mahnend halb zwölf. Eilends kaufte er Blumenkohl und trollte sich heim.

Die Mondäne

(Toni Blich)

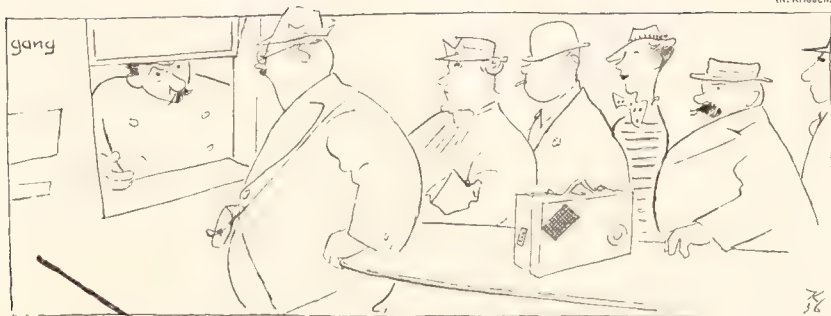


„Empörend, daß ich mir das Frühstück selber machen muß. Das wenn ich vorher gewußt hätte!“ — „Aber Pauichen, sei doch zufrieden, mittags essen wir ja sowieso im Restaurant!“

Geheimnis des Erfolgs

„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?“

„Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein.“



„Ich möchte eine Fahrkarte, bitte!“ — „Wohin?“ — „Ja, wozu würden Sie mir denn raten?“

Exzellenz und die Hühner / Von Wolfgang Wetterstein

Exzellenz packte eigenhändig ihre Koffer. Sonst pflegte die alte Dame dies nur bei drohenden Gewittern zu tun. Daran war Frau Leisegang gewöhnt. Aber diesmal mußte ein anderer Grund vorliegen. Es sah zwar nach Regen aus, doch an ein Gewitter war nicht zu denken.

(A. Saller)



„Als sportlicher Beobachter sage ich: total vakorkst — aber schad't nisch, als Mann muß ich saj'n: blende Fijur!“

„Es sind die Hühner, verlassen Sie sich darauf, Frau Leisegang“, sagte Luise, das Hausmädchen, beim Geschirrabwaschen. Frau Leisegang zuckte mit den Achseln. Sie hatte vor einiger Zeit allerdings Hühner angeschafft, und Exzellenz war entsetzt darüber. Nun, sie würde sich daran gewöhnen müssen. Hühner gackern. Besonders, wenn sie ein Ei gelegt haben. Es gehört zu ihrer Tätigkeit. Exzellenz lehnte die Eier auch nicht ab, aber sie hatte Luise mild angedeutet, daß sie das Gackern der Hühner und das Krähen des Hahnes störe. Sie sei alt und wünsche in der Sommerfrische Ruhe. Das fiel Luise nun ein. „Es sind ganz bestimmt die Hühner, Frau Leisegang!“ wiederholte sie.

Frau Leisegang wurde nachdenklich und begann zu rechnen. Exzellenz wohnte bei ihr in voller Pension und wollte den Sommer über bleiben. Sollte es sich da nicht lohnen, den ganzen Hühnerhof einzuwickeln? Der Lärm, den die alte Dame verursachte, bekam eine dramatische Note. Hier drängte irgend etwas zur Entscheidung. Plötzlich krähte draußen der Hahn wie toll. Oben wurde alles still. Dann klingelte es. Luise rannte die Treppe hinauf und kam nach einer Weile aufgeregt zurück.

„Exzellenz geht zur Polizei!“ berichtete sie empor. „Hühner dürfen in einem Kurort nicht gehalten werden.“

„Aber frische Eier sollen immer da sein!“ lachte Frau Leisegang erbittert.

Dann horchten beide auf. Schritte kamen die Treppe herab, die Haustür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Exzellenz bogab sich zur Polizei. Man sah sie über den Hof trippeln. Die Hühner stoben in ihrer ungeründlichen Dummheit aufgackernd vor ihr auseinander. Der Hahn krähte idiotisch hinter ihr drein.

Frau Leisegang überlegte, ob sie die Hühner nicht doch lieber opfern sollte, aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen.

Es begann zu regnen. Es regnete stärker. Die Hühner verstummten und standen in sich gekehrt an der Hausmauer. Der Hahn ließ den Schwanz hängen. Es gack.

„Exzellenz wird schön naß werden“, sagte Frau Leisegang besorgt. „Sie hat nicht einmal ihren Schirm mitgenommen.“

„Geschieht ihr recht, wenn sie naß wird!“ äußerte Luise feindselig. Es einflutete.

„Nimm doch mal eben meinen Schirm, Luise“, sagte Frau Leisegang. „...und sieh nach, wo Exzellenz ...“

„Nein“, widersetzte sich Luise schroff. Frau Leisegang stemmte die Fäuste in die Hüften. ...

Es hupte, und das Polizeiauto fegte auf den Hof. Die Pfützen zerstäuben, und die Hühner wollten vor Entsetzen irrsinnig werden.

Exzellenz stieg aus. Ein Polizeibeamter hielt einen Regenschirm über sie und geleitete sie zur Haustür. Man hörte tief empfundenen Worte des Dankes und die männliche Stimme des Beamten.

„Alles in Ordnung mit den Hühnern, Exzellenz“, sagte er und empfahl sich.

Es klopfte zart an die Küchentür. Exzellenz trat ein und ließ sich erschöpft auf einem Stuhl nieder.

„Ach, meine liebe Frau Leisegang“, begann die alte Dame, „ich habe Ihnen ja ein so schreckliches Unrecht zugefügt.“

„Wieso denn, Exzellenz?“

„Man hat mich auf der Polizei aufgeklärt. Hühner dürfen auch in einem Kurort gehalten werden. Es ist nicht verboten.“

„Gewiß nicht, Exzellenz“, sagte Frau Leisegang bescheiden. Luise stocherte im Herd.

„Also, liebe Frau Leisegang, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie wegen der Hühner gekränkt haben sollte. Und nun noch eine ganz kleine, bescheidene Bitte.“

„Das wäre, Exzellenz?“

„Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß die Hühner, und besonders der Hahn, sich wenigstens früh morgens bis acht Uhr und mittags von zwölf bis drei Uhr ruhig verhielten, und am Sonntag vielleicht ein wenig länger?“

Die Mittelmeerfrage

(Wilhelm Schulz)



„Meine Damen und Herren! Was aus uns Meergöttern wird, kann man noch nicht sagen — die Grundstückbesitzer hier sind unter sich selber noch nicht einig.“

Der Strohvitwer / Von Alfred Baresel

In diesem Sommer mußte Eleonore allein verreisen: er hatte eine größere Arbeit auf dem Schreibtisch liegen, die keinen Aufschub duldete.

Der Abschied am Abendzug war herzlich, aber ohne besondere gefühlvolle Regungen. Er war in Gedanken bei seiner Arbeit. Die Einsamkeit in den nächsten Wochen würde ihr förderlich sein. Wenn sie beendet war, konnte man vielleicht daran denken, Eleonore nachzureisen.

Er ging eilig durch die Straßen, durchschritt fast hastig die leere Wohnung, setzte sich sofort an den Schreibtisch. Die Fenster standen weit offen, die laue Abendluft kam herein. Er drehte die kleine Lampe an und dehnte sich behaglich im Sessel. Die Ruhe in der leeren Wohnung tat wohl. Er begann zu schreiben.

Nach wenigen Sätzen legte er die Feder enttäuscht wieder hin. Die Ruhe der Umgebung wollte sich ihm nicht mitteilen. Die Gedanken kamen nicht recht in Fluß. Er vermochte sich nicht zu sammeln.

Merkwürdig — was war denn anders als sonst? Wenn Eleonore daheim war, saß sie ganz hinten in der Ecke des Zimmers, mit einem Buch, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie sprachen nie miteinander, wenn er arbeitete...

Er versuchte es von neuem: aber es wurde nichts. Unruhig richtete er mit dem Stuhl hin und her, irgend etwas fehte.

Er fuhr mit dem Stuhl herum und betrachtete nachdenklich den leeren Sessel hinten am Nähtisch. Es muß wohl so sein, daß die Nähe einer geliebten Frau etwas Beruhigendes hat — auch wenn man gar nicht mit ihr spricht. Wie angenehm war es sonst, sie dort in der Ecke zu wissen.

Man dachte freilich nie daran — nein, wenn er arbeitete, vergaß er die Umwelt völlig. Aber eine unbewußte, uninteressierte Freude über ihre Anwesenheit war wohl doch dabei, ein Gefühl der Geborgenheit. Es waren Gefühlsströme im Zimmer, die jetzt fehlten.

Sie wollten ihren Kreislauf antreten, diese unsichtbaren Ströme, von ihm zu ihr und zurück — aber sie mußten auf halbem Wege umkehren. Sie suchten sich neue Wege...

Über seinem Schreibtisch hing Eleonores Bild. Er betrachtete es lange, aber es beruhigte ihn nicht. Der Karton des Photographen konnte nichts Seelisches ausstrahlen.

Im Gegenteil — das Bild beunruhigte ihn. Es gab nichts wieder als ihre Schönheit, ihre traumhaften Reize. Diese Reize, ohne das Seelische des Blicks, ohne den pulsierenden Atem der Brust, gehörten nicht eindeutig zu Eleonore. Sie konnten zu jeder anderen schönen Frau gehören...

Von der Straße her klang Mädchenlachen herauf. Es war weich und wohlklingend. Es gaukelte ihm eine neue Geborgenheit vor... Er schloß unwillig das Fenster.

Nach einer Weile öffnete er es wieder, denn die Luft im Zimmer war drückend. Man sollte einen Abendspaziergang machen; es wurde ja doch nichts mit der Arbeit heute.

Nein, das erschien ihm zu abenteuerlich, an diesem ersten Abend, da er allein war, als Strohvitwer. Er dachte an die dummen Witze, die früher regelmäßig, wenn die Strohvitwerzeit begann, in anspruchslosen Zeitschriften aufgetaucht waren.

Er saß wieder am Schreibtisch und be-

trachtete Eleonores Bild. Sie war so schön, daß der Gedanke an andere Frauen fast flüssig war. Damals, als die Aufnahme gemacht wurde, trug sie die langen Ohrringe noch nicht, die ihr freilich so gut standen. Aber warum nicht sie sie eigentlich? Sie war in letzter Zeit koketter geworden...

„Für wen machst du dich jetzt immer so schön?“ hatte er sie einmal im Scherz gefragt. „Für dich!“ hatte sie lachend geantwortet.

Ob sie die Ohrringe, die ihr so gut standen, weil mitgenommen hatte in die Sommerfrische?

Auf seiner Stirn stellten sich ein paar Falten ein. Er sah auf die Uhr. Jetzt war Eleonore wohl schon in den kleinen Kurort angelangt. Vielleicht saß sie auf der Terrasse des Kurhauses und saß abend, an einem kleinen Tisch mit buntem Lämpchen. Alle Herren sahen aufmerksam hinüber zu der neugewonnenen schönen Frau mit den schönen langen Ohrringen...

Gott ja, man müßte sich das schon einmal gönnen, für ein paar Wochen im Jahr sein eigener Mensch zu sein. An den Blicken fremder Leute zu merken, daß man noch wirkt, daß man noch jung war. Das bedrückte ein Teil der Erholung der seelischen Erfrischung.

Die fehlte ihm, sollte ihm in diesem Jahre wohl nicht schaden sein. Er mußte daheim bleiben. Aber vielleicht hatten die dummen Strohvitwerwitze gar nicht so unrecht? Ganz hinten in solch abgeschmackten Dingen liegen oft ewige Weisheiten...

„Es konnte ja harmlos sein — aber man müßte jetzt, da man allein war, einmal irgend etwas tun, was man sonst nicht tat. Etwas in den Biergarten gehen, den Lore nicht mochte: so daß man ein solches Männervergnügen sonst immer unternehmen mußte. Schließlich ja — es gab in der Stadt auch Gartenterrassen mit kleinen Tischen und bunten Lämpchen: da sie nun einmal den Biergarten nicht leiden konnte...

Er nahm Mantel und Hut und verließ die Wohnung. —

Nach zehn Minuten war er wieder da. Saß am Schreibtisch und arbeitete mit Lust und Frische, vergnügt lächelnd, immerzu lächelnd. Neben ihm lag eine Schachtel Zigaretten, die er, als Ausbeute seines abendlichen Spaziergangs, am Automaten der nächsten Straßenecke gezogen hatte.

Und dann lag noch ein anderes Schilfchen neben ihm: Eleonore hatte es ihm heute beim Abschied, wohlverpackt, in die Tasche des Sommermantels gesteckt. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht. Erst vorhin auf der Straße hatte er es in der Tasche gefühlt und neugierig geöffnet. Die langen Ohrringe lagen darin.

Clou der Rheinreise

Jeder Deutsche einmal an den Rhein, zu den rheinischen Mädchen und zum rheinischen Wein — wer könnte auf die Dauer diesen Lockungen widerstehen?

Auch Herr Pielicke aus Berlin konnte es nicht.

Er vertraute sich einem Sonderzug der Reichsbahn an, dampfte westwärts und graste vierzehn Tage lang zu Wasser und zu Lande den Rhein und seine Ufer ab, seine Berge und Burgen, seine stolzen Städte und seine vertrauten Dörfer.

Nun ist er nach Berlin zurückgekehrt und steht seinen Bekannten, die ihn aufgefragt, Rede und Antwort.

„Ist der Kölner Dom wirklich so imposant, wie es immer heißt?“

„O ja!“ sagt Pielicke.

„Haben Sie die Burgen alle gesehen?“

„Alle!“ sagt Pielicke.

„Und die Weinberge?“

„Und die Weinberge?“

„Und was war das Allerschönste auf der ganzen Rheinreise?“

„Das Allerschönste?“ Pielicke denkt einen Augenblick nach, dann sagt er strahlend:

„Det Allschönste, Kinds, det war in Koblenz. Da war nach der Mosel zu 'ne kleine Nebenjasse. Un in der Nebenjasse war 'ne ganz kleine Kneipe. Un da Jab et eckte Bealina Weiße!“

Der Individualist

(Paul Schöndorff)



„Die Jacke ist 'n bißchen zu groß, aber was glauben Sie, wie rasch der Junge 'reinwächst!“ — „Ja, bal er mag, scho! Sie hab'n ja koa Ahnung net, was eignisinnig der sei! ko!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM 0.50; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreise:** für die 10 gespaltenen Millimeter-Zeile RM 20.— • **Anzeigengestaltung:** P. C. Meyer Verlag, München 2 M. Sparskasstrasse 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** Dr. H. Müller, München • **Verlag:** München 13, J. F. P. 3 • **Erfindung:** München 5502 • **Druck:** von Strecker und Schröder, Stuttgart • Copyright 1938 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, J. F. P. 3 • **Druck:** von Strecker und Schröder, Stuttgart • **Post Office New York N. Y.** unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

Kurzweil

(Paul Scheurich)



„Reizend, die Männer sind genau so — nur das Schnürchen dürfen sie nicht merken!“

Die neue Verfassung der Sowjets

(R. Kriesch)



„Köpfe hinein, Gesindel! Ihr stört den Eindruck unserer neuen demokratischen Fassade!“

SIMPLICISSIMUS

Marianne, die Netzflickerin

(Ost Gubbrassen)



„Ich werde das Genfer Paragraphennetz schon wieder zusammenflicken — — — wenn das Zeug nur nicht so morsch wäre!“



Als ich den Nobelpreis erhielt

Von Heinz Weis

Ich war in größter Verlegenheit. Dann die drei einzigen Worte Schwedisch, die ich beherrschte: „takk for maten“ (zu deutsch: Dank für das Mittagessen), waren norwegischer Herkunft, und nun peinigte mich die Frage: wird König Gustav von Schweden, wenn ich in der nächsten Minute vor ihn gerufen werde, um den Nobelpreis in Empfang zu nehmen, mich überhaupt verstehen, wenn ich ihm auf norwegisch antworte: „takk for maten“ . . . ? Wird er sich vor allen Dingen damit zufrieden geben, wenn ich — anstatt der Rede, die jeder Preisträger vor den Majestäten zu halten hat — freundlich und nach allen Seiten mich verbeugend sagen werde: „takk for maten“ . . . ?

Ich griff nach der linken Rocktasche, in der die Preisträger ihr Manuskript zu tragen pflegen, und fand dort — ein Karamellbonbon. Ich wickelte es aus, steckte es augenblicklich in den Mund und erhoffte nun ein Sprachenwunder: vielleicht — wenn ich den Mund jetzt öffne — kommt Schwedisch heraus! Vielleicht — ich griff nochmals in die Tasche — vielleicht, daß sich noch ein zweites fände, das mir noch die erhabenen Gedanken schenkte, die ich auf schwedisch äußern könnte! Für das schlichte Pathos — falls man zu Majestäten spricht — wollte ich dann — man darf nicht alles vom Wunder erwarten — selber stehn. Ich griff also nochmals in die Tasche, aber statt des Bonbons fand ich mein heftig klopfendes, von Angst und Zweifel gepeinigtes Herz darinnen vor — mein Gott! — nun auch noch dies Malheur — — —! Meine Hand fühlte es zappeln, und mein Ohr hörte es schlagen — immer aufdringlicher schlagen, sozusagen poltern: der ganze, hellhörige Raum war von dem Klopfen meines Herzens angefüllt.

Mein Blick fiel geradeaus auf eine Tafel. „Achtung!“ las ich. „Achtung!“ „Hochachtungsvoll! Senderaum! Man bittet, das Niessen zu unterlassen, da die Rundfunkhörer sonst erschrecken!“ — Da riß ich, wild pöchte mein Herz, das seidene Schnupftuch, das mir meine Freundin Eva einst geschenkt, aus der Tasche, stürzte nach dem Mikrophon und stopfte es ihm ins Ohr. „Verfluchte Kiste!“, knirschte ich.

„Mylord!“, sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter mir. „Majestät wünscht Ihr Referat anzuhören.“ Die Ergebenheit dieser Stimme gab mir das Selbstbewußtsein wieder. Es wird hoffentlich kein Irrtum sein, dachte ich, und wird schon

seinen Grund haben, daß ich den Nobelpreis erhalte. Es ist immerhin anzunehmen, daß S. M. der König sich meinestwegen vergewisserte . . .

Ich trat in einen düsteren Saal, der ganz leer war. Eine erregende Musik drang aus einer Krypta herauf. Die Toten musizieren, dachte ich. Leise, aber unruhig huschten hohe Geigentöne durch den Saal. Es sind ihre unerledigten Wünsche, das, was bei ihrem Tode offen blieb . . . Das spielen sie jetzt . . . Aber alsbald vertiefelten und verdunkelten sich die Geigentöne, ein Cello begann mir sehnüchlich ins Herz zu schneiden, und ich mußte dabei an meine Freundin Eva denken, an ihre dunkle Stimme, ihren Liebreiz und ihre Anmut, ihre sanfte Haut, ihr schwarzes Haar . . . Die Melodie verlor sich im Schwirren gezupfter Saiten: ein eherner Rhythmus riß mich mit. „Ich bin bereit“, sagte ich, mich zum Diener wendend, „mein Leben für eine große Sache zu lassen.“

„Einen Moment, Mylord!“ antwortete der Diener. In diesem Augenblick öffneten sich die drei Türen des Hintergrunds, und der Saal füllte sich mit Prinzen von Gébüt. Nach ihnen traten hohe Würdenträger und Offiziere in Galauniform ein und besetzten die übriggeliebenen Plätze. Als alle versammelt waren, verstummte die Musik. Es öffnete sich eine riesige Pforte, die Anwesenden erhoben sich, und König Gustav trat ein, eine wunderschöne Frau an seiner Seite. Sie war um ein wenig kleiner als der König, trug ein schwarzes Kleid mit weißem Rüschenkragen; ihr Haar war genau in der Mitte gescheitelt und fiel halblang und schwarz herab . . . Es kann nicht sein, flüsterte ich, als ich sie erkannte. — es ist unmöglich, es geht nicht mit rechten Dingen zu, es ist Teufelsaspek, sagte ich zu mir, als ich in der schönen Frau am Arme des Königs meine Freundin Eva erkannte. Ihre Augen waren wie immer blau. Sie ging verankert in sehr ferne und anmutige Gedanken und Zeiten, und ihr schöner Körper schlen mitversunken. Zuweilen neigte sie sich im Gehen zum König hinüber und sprach mit ihm. Sie war so unbefangen, als ob sie allein im Saale sei.

Eine Schritte von mir entfernt blieb sie am Arm des Königs stehen, deutete auf mich und knirschte in die Hände. „Camille“, rief sie, „mein, wie ich mich freue!“ Im Saale herrschte Totenstille. Die Prinzen und Würdenträger hielten den Atem an. „Wie

Ich mich freue! Du bist überrascht, Camille, mich hier zu treffen?" Und mit einem Schatten von Resignation in der Stimme: „Ach Gott! Daß man es immer erst erklären muß, wenn man und warum man jemandem wohl will und ihn auszeichnet!“ Und zu den Prinzen gewendet: „Was staunt ihr denn! Verteilen wir den Nobelpreis zum erstenmal? Ihr habt euch uninteressiert zu zeigen und etwas gelangweilt! Darin beweist sich Tradition. — Und nun zu dir, Camille!“

Du bekommst nämlich den Nobelpreis — deiner schönen Augen wegen. Du bekommst ihn, weil ich mich bei dir glücklich fühle. Du bekommst ihn als Lohn für deine Küsse. Die Liebe nämlich ist die entscheidende Wissenschaft! Hic jacet lepus in pipere! Und der Nobelpreis ist die Auszeichnung für vorbildliche Leistung in dieser vernachlässigten Disziplin. Warum nur, fragte ich neulich König Gustav in der entscheidenden Sitzung, warum gibt es stets Preise, wenn einer schneller als der andre lief? Oder wenn einer große Gedanken nieder-

schrrieb? Warum nicht für hervorragende Leistungen in einer Wissenschaft, auf der das Glück der Frauen beruht? Machen Sie einen Versuch, Majestät, das Los der Frauen zu fördern, indem Sie meinen Freund Camille öffentlich auszeichnen! Ich drang damit durch“ — König Gustav nickte freundlich —, „und zum Zeichen, wie hoch die Herzen der Frauen im Kurse stehen, verleihe ich dir, Camille, nun vor den Augen der ganzen Welt diese goldene Münze.“

Mit diesen Worten hob sie anmutig den Rock, so daß ihr rechtes Knie sichtbar wurde (die Prinzen schlugen die Augen nieder, und die Würdenträger konnten sowieso nichts sehen, weil sie ganz hinten saßen), und zog eine wunderbar schöne goldene Münze aus dem Strumpf. Die Münze strahlte, und nicht nur, weil sie von eitlen Golde war, und nicht nur, weil sie vom König kam, und nicht nur, weil Eva sie verlieh . . . Diese Münze machte den Rest aus, der notwendig ist, damit einer freudig „ja“ sage, wie immer ihm auch mitgespielt wird.

(Schluß auf Seite 165)

Der Stockfisch

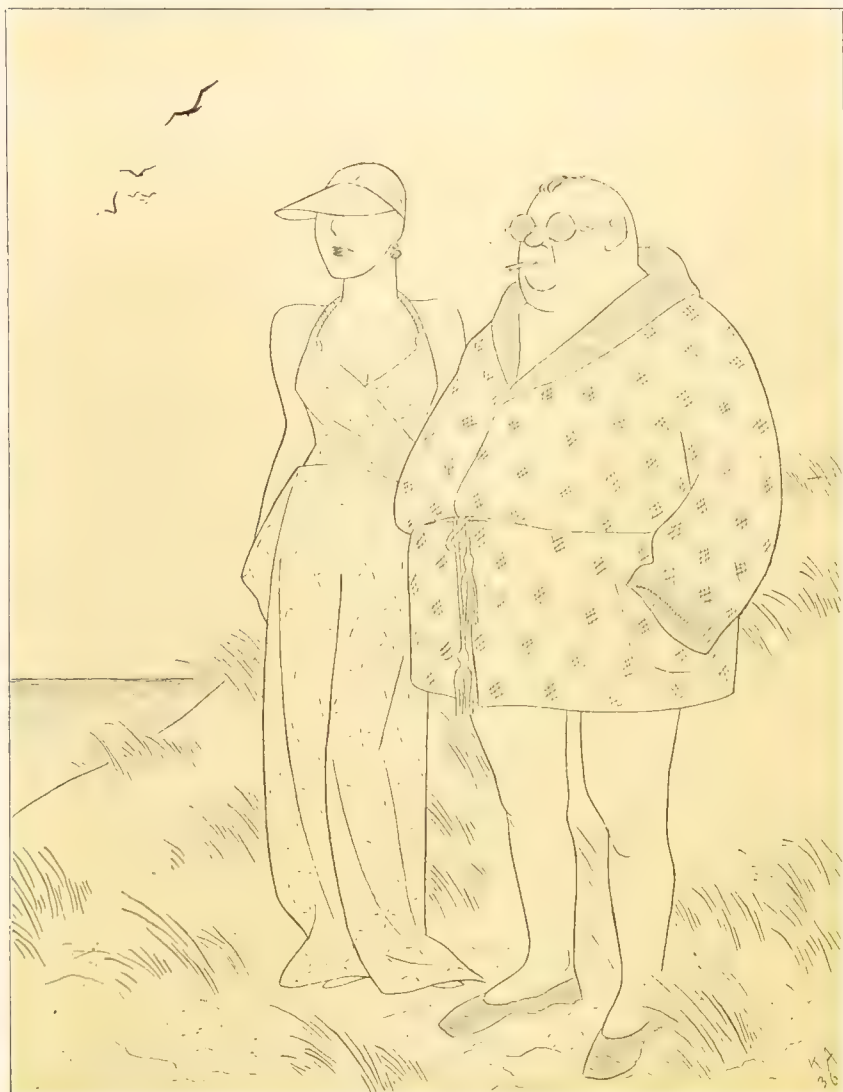
(R. Kriesch)



„Du schwimmst aber oft mit dem Assessor! Hast du ihm noch keine Liebeserklärung abgerungen?“ — „Pah, er sagt, er liebe das Meer!“

Herrschaften von gestern

(Karl Arnold)



„Is det nu ooch 'n Fortschritt — Arbeita ins Seebad schick'n?!“



Als ich den Nobelpreis erhielt

(Schluß von Seite 183)

Und als sie nun gar die Münze in meine Hand niederlegte, da fühlte ich mich für alle Zeiten und Vorkommnisse im voraus gerettet.

Ich küßte Evas Hand. Darin erledigte sich mein Referat: Ich küßte Evas Hand. Ich drückte König Gustav die seine. Und ich schloß die meine. Krampfhaft hielt ich meine Münze fest und drückte sie an mein Herz . . .

Als ich erwachte, war ich so glücklich, daß ich nicht wagte, meine Hand zu öffnen und die Münze zu betrachten. Und erst nach langer Zeit kamen mir Zweifel. Ich sah zur Decke auf. Die Decke hatte einen Sprung. Dieser Sprung setzte sich fort, fort, — am Ende ging er mitten durch mich.

Der Zweifel kennt keine Gnade. Der Zweifel ist stärker als Gott, stärker als der König und meine Freundin Eva. Der Zweifel öffnete mir die Hand, um mir die Münze zu zeigen.

„Hier!“ sagte höhnisch der Zweifel. Und die Hand, die soeben noch die goldne Münze gehalten hatte, war leer — —

„Doch“

Von Wilhelm Meyer

„Ja“, das sagt man heute noch.
Morgen eben doch: „doch, doch!“.

Da ist beides. Doch. Und hang
Ja allein der Übergang.

Wie bei Jor und Bubenschmitt
Tut nicht jeder sofort mit,

Doch man findet „doch“ bequem,
Wie schon ehemals „nachdem“;

Und ist man's erst 'mal gewöhnt,
Wird man doch mit „doch“ versöhnt:

„Erneßt, hab' ich nicht ein Loch
In dem linken Strumpfe?“ — „Doch.“

„Eießt du mich denn, Hisele?“
Doch, sie tut es; sie sagt „ja!“.

Wenn nur, wie nun es auch treibt,
Noch ein Unterschiedchen bleibt
für das Herz mit viel Gefühl,
Und für uns mit Stillegefühl!

Schwäbisches

Auf einer Wanderung im Allgäu traf ich einen Blinden und kam mit ihm ins Gespräch. „Also gar nichts mehr können Sie sehen. Sie Armster?“ fragte ich. „Das ist ja furchtbar.“ — „Freile, freile“, seufzte er. Und fuhr mit einem verschmitzten Lächeln fort: „Sehet So, wenn jetzt Sie der Herrgott würst und tätet mit frage: ‚Wa wilt lieber, a Milite‘ oder ‚s Augelacht‘, i tät mit it lang b'sinne' ond nähm' boid's.“

Die Überraschung

Max macht mit Elfriede eine Wanderung. Elfriede trägt einen umfangreichen Koffer, den sie aber nicht aus der Hand gibt. Max denkt mit einem schiefen Blick an liebliche leibliche Genüsse, und Elfriede lächelt vielsagend. Endlich machen sie Rast. Elfriede öffnet den Koffer und sagt strahlend: „So, nun wollen wir 'mal den Rundfunk anstellen! Wie finden Sie das?“ Max rutscht der Magen in die Kniekehle. „Sehr gut“, sagt er, „ausgezeichnet!“ Aber im Laufe des Nachmittags waren beide voneinander recht enttäuscht . . .



Diese Zeichnung ist dem prachtvollen Album

Berliner Bilder (aus den Jahren der Korruption) von Karl Arnold entnommen.

Preis des Werkes (27 x 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Die rote Katze

Eine amerikanische Detektivgeschichte von Siegfried Schmidt

Erster Teil

Durch den Korridor im fünfundvierzigsten Stock des Thompson-Gebäudes in New York geht Charles, der treue Diener des Oligarchen Thompson, und will seinem Herrn, wie allmorgendlich, das Frühstück ans Bett bringen. Er klopft. Niemand meldet sich. Er klopft noch einmal. Sein Herr meldet sich nicht. Warum meldet er sich nicht? Sollte etwas passiert sein? Vorsichtig öffnet der Diener die Tür und prallt entsetzt zurück. Ha, ein fluchwürdiges Verbrechen ist hier begangen worden! Am Boden liegt der Millionär, gefesselt an Händen und Füßen. Um seinen Kopf ist ein dickes Tuch geschlungen, und der Geld-

schränk neben dem Bett steht sperrweit offen und ist leer...

Schnell befreit der treue Diener seinen Herrn aus der fürchterlichen Lage. Thompson springt auf, läuft zum Telefon. Nur der berühmte Meisterdetektiv Jimmy-Jimmy kann Licht in das Dunkel bringen. Eine Viertelstunde später ist Jimmy-Jimmy zur Stelle.

„Ich bin überfallen und beraubt worden!“ ruft ihm der Millionär entgegen. Jimmy-Jimmy antwortet nicht; er nimmt weder seine Pfeife aus dem Mund noch die Mütze vom Kopf. Dafür holt er aus der Tasche eine große Lupe und sucht damit den Geldschrank ab. Jimmy-Jimmy ist kein Mann der

Worte, er ist ein Mann der Tat. Er hat sich bereits davon überzeugt, daß der Geldschrank gewaltsam aufgebrochen wurde. Nun hat er etwas gefunden: es ist ein rotes Frauenhaar! Sorgfältig betrachtet er es durch das Vergrößerungsglas. „Dachte ich es mir doch!“ murmelt er. „Hier hat also die rote Katze wieder ihre Hände im Spiel!“ — Dann sagt er zu Thompson: „Verraten! Sie keinem Menschen etwas und überlassen Sie den Fall mir.“

Damit wendet er sich zum Gehen. Draußen prüft er seine beiden Revolver und fährt mit dem Fahrrad hinterher. Auf drei kurze Pfeiffe hin, die er auf der Straße ausstößt, kommt sein Schäfer-

187



„Soso, an Tee host in dem Bierflaschl? Da siehcht ma's wieda, wohi' oana kummt, bal er koa Hiesige heirat't!“

Die Faustbar

Von Edmund Hoehne

Als das verfallene Schloß im Wald umgebaut wurde, weil eine versteckte Quelle ein neues Modebad sanktionieren sollte, enthüllte eine eingerissene Wand ein altes Laboratorium aus dem Jahre 1618, wie das Datum der letzten Eintragung ins Experimentierbuch erwies. Da nur Schriftkundige den vergilbten Folianten entziffern konnten, lagte man ihn gestrost unter Glas in die Hotelhalle und behauptete, Dr. Johannes Faust selbst habe hier gewirkt.

Die graue Hexenküche sel renoviert und als elegante Bar den verehrten Gästen dienlich, auf halber Treppe rechts. Dort fand man den Mörser, alte Würzburger Arbeit von 1320, voller Mokka-zucker. Die blaue Kristallphiole aus Venedig barg Augusturabittern, eine Pariser Retorte Wermut. Pergamentblätter, mit Geheimzeichen, Drudenfüßen, Runen, Hieroglyphen bedeckt, zeigten sich wunderbar transparent für diskrete Decken- und Nischenbeleuchtung. Die Chemikalien waren allerdings zum größten Teil zersetzt und unbrauchbar: nur ein großer Ambrastein, von einem beeidigten Nahrungsmittelprüfer

analysiert, ergab ein ebenso unschädliches wie aromatisches Duftpulver für Cortisais. Natürlich unterhielten beim Arabia-Filz die Smokings alle Abendtoiletten weniger über Albertus magnus und Paracelsus als über die Liebesprobleme der Walpurgisnacht. Als aber ein bekannter Dichter ins Wildbad fuhr, fühlte sich eine junge Gästin, die mit ihm Kaffee trinken durfte, zu dem Ausruf: „Welche Entweihung!“ verpflichtet. „Diese Schwindler!“ „Diese Schwindler!“ „Englein!“, lächelte der Mann, „ja und nein. Gewiß ist der Werbefrospekt albern, wenn er von glücklicher Verbindung des Feinst mit dem Heute bodenlos frech und noch blutleer faselt. Aber vielleicht ist jener Dr. Faust, der wirklich in einer Bamberger Urkunde auftaucht, selbst nur ein Schwin-der gewesen. Doch was macht das gegen die Tatsache, daß Goethe all seine Sehnsüchte um diese Gestalt hängte und daß ein ganzes Volk sie sich zu eigen machte? Dadurch wird alle Lüge zur Wahrheit.“ „Aber diese Bar macht das, was wahr wurde, wieder zur Lüge“, entgegnete das Mädchen. „Dann muß der Prozeß von vorn beginnen. Liebling, Was wir hier trinken, ist letzten Endes Wein. Zwar gemixt, destilliert, parfümiert – und eigentlich schätze ich reinen deutschen Rüdesheimer ohne italienischen Martini, ohne amerikanisches Sodawasser, ohne russischen Altasch mehr. Aber er kann auch nur das, was die zwanzig Prominenten dieser Getränkliste vermögen, dich zu bewegen, mich im Sommernachtgebüch zu küssen. Komm mit in Halbschenke bei der Quelle! Laß uns in die hundert Jahre horchen, die der Wald nach uns leben wird.“ Und ihre zierlichen Neunzehner trippelten ihm nach. Die Drehtür gab sie frei, und alsbald warf der Wind seinen Zauber-mantel über sie und trug sie nach Thule.

Der etruskische Topf

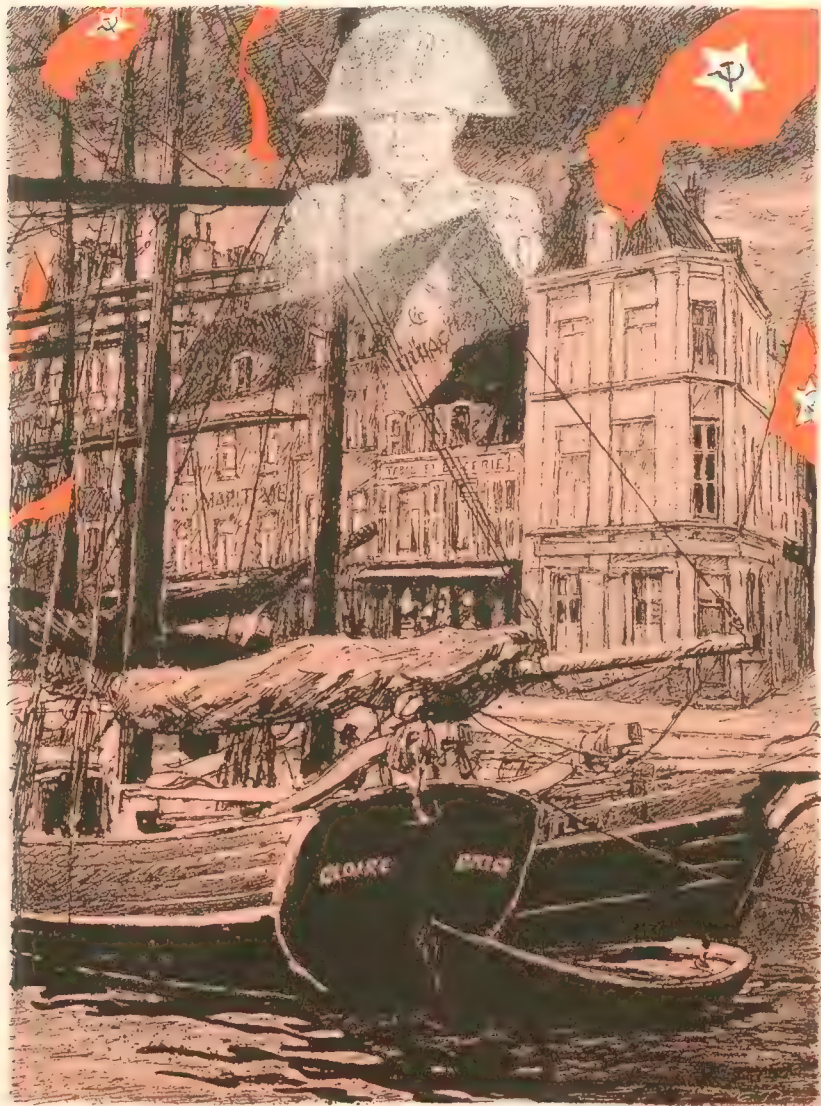
In dem mecklenburgischen Städtchen, wo ich einmal Dienst tat, war ein alter Forstmeister das Kabinettstück des Stamtisches. Als Krieger von 1870/71 kannte er das Generalstabswerk des Feldzuges, war auch in seiner Fachwissenschaft gut beschlagen, und schließlich hatte er in der Erdkunde noch einige Kenntnisse, die über das übliche Schulwissen hinausgingen. Dann aber war es mit seinen Interessen aus. Eines Tages mußte unser Forstmeister nach Berlin. Als er wieder am Stammtisch erschien, erzählte er, daß er auch im Museum für Völkerkunde gewesen sei. „Na, was hat Ihnen denn dort am besten gefallen?“, fragte einer von uns neugierig. Da gestand der Alte ganz ehrlich: „Eigentlich nur so 'n oller etruskischer Pott. Und was mir an dem imponierte, das will ich Ihnen gleich sagen: immer nämlich, wenn ich daheim im Dunkeln vom Bett aus in meinem Nachtschränken nach dem Henkel angele, ist der verfluchte Henkel auf der anderen Seite – und der etruskische Topf, na, der hatte praktischerweise drei Henkel!“

Lieber Simplicissimus!

Im Dorfkrug zu X, kam es zu einer Rauferei, die ein gerichtliches Nachspiel hatte. Im Verlauf der Verhandlung frag der Richter einen der Zeugen: „Wie lange hat denn alles in allem die ganze Rauferei gedauert?“ – „Etwa drei Vaterunser lang“, sagte der Zeuge.

Sowjetflaggen auf französischen Schiffen

(E. Thöny)



„Mir scheint, mein Rückzug war ehrenvoller für Frankreich als dieser Sieg Moskaus.“

Die Dezente

(Kurt Helligsstedt)



„Ihr Mann wünschte die Farbe nach dem hellen Blau Ihrer Augen.“ — „Nee — unmöglich! Ich möchte nicht auf jeder Fahrt gleich signalisiert werden können!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter Zeile RM —.20 • **Anzeigenannahme:** P. C. Mayer Verlag, München 2 M., Sparassengasse 11, Fernsprecher 295-336 2 u. 487 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Möller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** E. Gelschauer, München • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, Elisenbethstraße 30, Fernsprecher 371307 • **Copyright** 1938 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 11622 II, Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort:** München • **Postcheck:** München 5902 • **Druck von:** Bräcker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.



Der Fakir / Von Jo Hanns Rölter

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts von der Vorstellung heimkommt, verzehrt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!

Am Abend ist er der große und berühmte Mann. Er läßt auf der Bühne Elefanten verschwinden, er verwandelt Zuschauer in zahlende Kamele, Blumen sprießen aus unfruchtbarem Stein: wo oben noch die blonde Assistentin stand, sprudelt im Handumdrehen ein lustiger Springbrunnen, und ein Damenkränzchen aus Dortmund, das sich nicht allzu lange auf die Bühne bitten ließ, verwandelt er in einen großen Strauß Klatschrosen; denn des Zauberkünstlers Macht ist keine Grenze gesetzt, er vermag das Unmögliche möglich zu machen, und groß ist sein Ruhm und noch größer seine Gage.

Eines Tages bekam der Zauberkünstler Besuch.

Ein Freund aus seinen Jugendtagen suchte ihn auf und war hochwillkommen. Man aß zusammen, holte einige Flaschen Wein aus dem Keller, schwarze Zigarren aus der Kiste und fühlte sich saumäßig wohl.

„Eine Frage, lieber Freund“, sagte der Besuch nach Mitternacht, „was ist eigentlich aus der kleinen Kitty geworden, in die du vor zehn Jahren so verliebt warst?“

„Ich habe sie geheiratet.“

„Geheiratet?“

„Ja“, seufzte der Zauberkünstler ein wenig schwer.

„Ist sie gestorben? Hast du dich von ihr scheiden lassen?“

„Keines von beidem.“

„Dann lebst ihr getrennt?“

„Auch nicht. Wir sind verheiratet wie alle anderen Verheirateten.“

„Und sie lebst mit dir hier in dieser Wohnung?“

„Selbstverständlich.“

Der Freund rückte ein wenig unruhig hin und her.

„Aber warum läßt sie sich dann nicht sehen? Wir waren doch seinerzeit gut befreundet, sie muß mich doch gehört haben! Warum kommt sie denn nicht herein?“

Der Zauberkünstler lächelte geheimnisvoll: „Sie ist bei uns. Sie ist hier im Zimmer.“

„Wieso?“

Der Freund war aufgesprungen und starrte in alle Ecken des Zimmers.

Der Hausherr nahm den Topf mit der Primel in die Hand.

„Hier ist Kitty“, sagte er.

„Wo?“

„Diese Primel.“

„Aber —?“

„Kein Aber, lieber Freund“, sagte der Zauberkünstler und setzte den Blumentopf wieder vorsichtig auf den Tisch zurück, „eine herrliche Nutznießung meines Könnens! Sieh, wir waren zehn Jahre verheiratet, da begann es. Wenn ich früh beim Kaffee in Ruhe meine Zeitung lesen wollte, wünschte sie sich zu unterhalten — wenn ich mittags müde von den Proben heimkam, brachte sie mir all den Ärger mit dem Mädchen, mit den Nachbarn auf den Tisch am Abend, nach der Vorstellung, störte es sie, wenn ich Freunde heimbrachte. Erst schmolte sie nur, dann ward sie nervös, später begann sie zu schimpfen und mir das Leben zur Hölle zu machen. Da versuchte ich es das erstmal. Wie oft hatte ich auf der Bühne einen Menschen verwandelt! Wir saßen beim Frühstück, die Zeitung enthielt einen Artikel, den ich unbedingt lesen wollte: sie sprach und sprach, immer wieder störte sie mich — da sagte ich, mehr wie zum Spaß, die Zauberkunst — und statt der keifenden Frau stand vor mir auf dem Tisch eine liebevolle Primel. Ich war begeistert, ich setzte sie in die Sonne und las meine Zeitung in Ruhe zu Ende. Bevor ich ging, verwandelte ich sie zurück.“

„Und sie? Was sagte sie dazu?“

Der große Zauberkünstler lächelte: „Sie kam nicht dazu, etwas zu sagen. Denn alle ich mittags heimkam und sie mich schon in der Tür mit Vorwürfen empfang, verwandelte ich sie schnell in eine Rose, holte ein Glas und stellte sie neben mich auf den Tisch. So geht das nun schon seit Jahren. Heute Abend verwandelte ich sie in eine Primel, ich weiß, daß du Primeln liebst — hier ist sie.“

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon seines Hauses, eine Primel am Tisch, und liest ungestört seine Zeitung — ohne häusliche Sorgen und Fragen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts heimkommt, ißt er behaglich sein Nachtmahl, eine Orchidee am Tisch; und wenn er Lust hat, bleiben die Freunde beim Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!



„Um 's Himmels willen! Nun habe ich die Überleider ausgezogen und wiege genau so viel wie gestern, als ich sie an hatte!“



„Große Dampfwalze, Brüderrchen? Ibberriebte Methode! Wir schaffen es jetzt mit unsren hibbschen kleinen Motoren, die wir ibberall auf der Welt in die alten Miesemaschinen einbauen!“

SIMPLICISSIMUS

Springkonkurrenz

(E. Thöny)



„So was von Präzision! Das ist nicht mehr Pferd und Reiter, das ist 'ne einzige Maschine!“ —
„Richtig — made in Germany!“

Der Bauer und die Maus

Von Franz Johann Biersack

Der Rendbauer von Bergwaldung ist im Obstgarten hinten und bessert den maroden Zaun aus. Der Schwitz rinnt ihm übers Gesicht, weil die Sonne noch gar so heiß herunterbrannt, obwohl es schon dem Abend zugeht. Überhaupt, so ein Zaunpflocken muß schon ordentlich drinsitzen im Boden, wenn er seine gute Zeit aushalten soll. Er plätscht ihm auch hinein mit der großen Kachel, daß der Wasen um und um nur so bibbert.

Von der Kuchel heraus hört er die Bäurin lachen. Ja, das ist sie, die Margret, und das ist auch selbige Lachen, das ihm das Herz seinerzeit aufgerollt hat. Herrgott noch einmal, ist das eine Zeit gewesen, eine heiße Zeit gewesen, mit dieser Margret!

Aber das Lachen da drinnen wird einem nach und nach derscherl zuwider. Man muß es ja herausschören, wenn es einem doch schon einmal das Herz aufgerollt, man muß es hören, ob man nun will oder nicht. Man möchte nur wissen, was der andere schon wieder für einen Getu' dazu! Jetzt kichert und gurrst sie schon wieder; der andere natürlich auch, versteht sich. Wer über sonst, als das rotzige Büschel von einem Baumstamm, was der nun schon endslange Tage so dahin.

„Aba nur nix sag'n ... Staad sei! ... Nix sag'n ...“
Er schnauft wie ein Roß, hebt die Axt und schlegelt wild auf den Pflocken. „Omoi — und so amoi —“ das drittelmal — kirscht er dahin, setzt aber dann aus, nackelt am Pflocken und ist soweit zufrieden.

Da hört er selbiges Lachen wieder.
„Nur nix sag'n ... Staad sei! ...“
Er lehnt sich an einen Baumstamm zum Verschauen. „Ja wia ...“, sinniert er. „Im ganz'n Dorf it ... Und z' Holzbach drent aa it ...“ So a riegsame als wia sie ... So a lebendige ... siadt ... hoabe ...“

Er wischt sich den Schweiß aus der Visaschi. „Himmihag, 's Heiratsguat hat e' ja nacha z' ihm im Schneitzuachl da herbracht ... Macht aba nix ... Ah was, macht scho gar nix ...“
Jetzt lachen sie da drinnen schon wieder.
„Nur nix sag'n ... 'a Müu halt'n ... Üba-hapa, wia ma si bett', also schlafst ma ... hahaaa ...“

Ja, auch der Rendbauer von Bergwaldung kann lachen — mit dem Hackt in der Hand.

Jetzt schreien sie ihm aber zur Nacht-suppe; er trägt die Axt in die Schupfe und geht dann in die Kuchel.

Da hockt nun die Bäurin und da der Bauer, und hier der Knecht und dort die Magd, und auf dem Tisch stehen Fleisch und Knödel und Kraut, ein Prachtessen.

Der Bauer hündelt in seinem Teitel herum, für ihn schmeckt es wieder einmal nicht süß und nicht sauer. Er ist auch bald fertig.

„Hast latz du gar koan Hunga it. Alles?“ fragt die Margret.

„Ja mag nix ... Laß guat sei! ...“

Dafür schmatzt und schluckt sich der Knecht den Baus voll, er drückt und schluckt grad hinunter. Erst platzt hat der Adamsapfel springt ihm lustig auf und nieder beim Dreinhauen, und seine Gurgel hört man bis in die Fletz hinaus schnackeln, wenn er hinuntererschündet. Die jungen Arme hat er fast auf den eichenen Tisch gestützt, als wä' dieses Trumm Tisch überhaupt nur für ihn allein da. Aber am End legt auch er das Eßzeug weg.

„So, bist latz furti?“
„Ja, Bäurin, guat is' s' gwen.“

„Dös hört ma gern!“ lacht sie und steht auf zum Beten. Und da sieht man es erst, wie gut sie noch beieinander ist, der Mar-

gret, ein Weiberts in den besten Jahren, voller Gesund und Kraft um und um.

Ja, da steht sie, und gleich neben ihr steht der Knecht und hier die Magd und ganz herhinten der Bauer. Und die Stimmen beten dahin, hoch oben die Bäurin und die Magd, dann der Knecht, aber der singt ja! Zuletzt der Alois; der Rendbauer bröseln nur so mit, weil er den Kopf schon wieder wo anders hat, weil er das Knecht nicht aus den Augen lassen kann. „Ja, da muß a End her ...“, denkt er. „Dös halt ja koa Teili mehr zu ...“

„Bist it guat beinand?“ fragt ihn die Margret hernach.

„Hahaa ... It guat beinand? ... I? It guat beinand, hahaa ... Da brauchst latz koa Angst gar it z' hab'n ...“
Er zieht den Janker an und holt sich den Hut.

„Gehst no furt?“
„Ja.“

„Heut am Pfinstaa?“
„A was, Pfinstaa ...“

Einschlich hockt der Rendbauer noch im Wirtshaus. Der Wirt radelt in einem Trum dahin, aber der Bauer gibt ihm nicht an. Vor ihm steht der Maßkrug; dormalen legt er nach ihm und trinkt. Seine Hände sind schon etwas unsicher vom Bier. Dazwischen hinein brümmelt er hin und wieder ein Wort, aber das versteht kein Mensch. „Ja koane — da gwen — a soichne als wia — aa —“, sinniert er wieder. „Im ganz'n — Dorf it ... Und z' Holzbach drent — aa it. So a patschierliche — z' hoab'n siledthoabe —. He, Wirt, no a Maß ...“
Er bläst den Schaum aus dem Krug und trinkt.

„'s Hochzatsguat, hihili ...“
Da schlägt die Uhr an der Wand, und er wendet sich. „Himmihag, z' ihm han s' scho — in da Liegstatt — d' Margret a scho — g'wiß aa no — Und latz — schleicht a si vielleicht grad auffi, ja — d' Bodnstangen knarzt a weng, ja, d' derf ja knarzn — Knarz zua, Luada, er' is ja it d' daham — er' hockt — ja beim Wirt drunt'n — Und latz is a scho beim da Tür — da brauchst' ja koa — O'klopa it — versteht si — koa O'klopa it — und latz geht a eini zu —“
„Naa, mei Liaba!“ schreit der Rendbauer plötzlich, er raut aus der Wirtshube, packt sein Rad und fährt dahin, was das Zeug hält.

„He, Rendbauer!“ plärzt der Wirt; aber der Bauer ist schon z' weitlig auf dem Weg. Den Hut schief auf dem Kopf, lacht er dahin. „Und i hilf eahm scho ... Und i hilf enk scho ...“

Still liegt der Hof da. Der Hund läuft ihm im Hofraum entgegen und leckt ihn ab.

„Ja, Tyras, gell ...“

Der Rendler nimmt das Radlicht und geht in die Schupfe. Er sucht eine Weile. „Wo is denn 's Hackt?“ Endlich findet er es. Er will schon gehen, da hört er ein ganz leichtes, kleines Geräusch.

„Is do wer?“

„Ja, der Wirt!“ meint der Rendler, die Hände entlang in die Ecken hinein und schaut dem Lichtschein nach.

„Jessas, a Mausfalln!“

Da steht nun wirklich eine Mausfalle im Winkel, eine ganz gewöhnliche Mausfalle, eine ganz übliche, mit verrosteten, verbogenen Drähten, eine ganz alte, staubige Mausfalle. Die Klappe ist zugefallen, es kann noch gar nicht so lange her sein, daß sie zugefallen ist, ein Bröcklein Speck

hängt natürlich am Haken, und ein Mäuslein rennt zwischen den Drahtwänden herum.

Der Bauer legt die Axt weg und hebt die Falle mit der Maus in die Höhe. „A ganz a Junge ...“

Die Maus wischt von einem Ecklein ins andere, machmal ruckartig, daß man die Beinchen kaum sehen kann, dann wieder spießt sich das zarte, lange, feine Schwänzchen am Draht oder es gerät gleich gar zwischen den Drähten heraus und hängt dem Bauer über die Hand.

„Ja ... Sixt, da bist latz drinna ... Arm's Luada ...“

Das Mäuslein hockt jetzt in einer Ecke, vielleicht hat es der Lichtschein geblendet, es schnauft elendig schnell, es schnauft so elendig fest, daß der grauschwarze Körper nur so bibbert und zittert, und wenn das nicht wäre, möcht' es meinen, es sei überhaupt schon tot.

„Pf ... Pf ... Pf ...“, lockt der Rendbauer das Tier, aber es rührt sich nicht und reißt sich nicht, es drückt sich nur noch fester in die Ecke, höchstens, daß das zarte, lange, feine Schwänzchen einmal und noch einmal aufwippt.

„Pf ... Pf ... Pf ...“ Er dreht die Falle, aber die Maus hat sich flugs auch gedreht und sitzt schon wieder zitternd an ihrem Platz. Er spitzt das Maul, um noch feiner und sanfter locken zu können, er rückt sogar das Licht etwas ab, lockt wieder, klopft an die Drähte, an das Gefängnis des Tieres, da — ein kleiner Ruck, die Maus wendet den Kopf her; nicht lange, vielleicht nur drei kleine Augenblicke, vielleicht auch nur einen, am Ende nur eine einzige, winzige Maussekunde, aber er hat die Augen des Tieres gesehen, diese angstbewegten Finklein, diese bebenden, tod-nahen Augen, die sofort wieder zurück-sahen in die dunkle Ecke, zwischen den Drähten hinaus in die Nacht.

Da geht der Bauer mit der Mausfalle in den Hof, und ganz beiläufig, so, als wölbe dieser schwache Bauer da nichts davon, so ebenbeist zieht er mit einem Finger die Klappe der Falle hoch, einen wippenden Sprung spürt er, ein erschrockenes Anstoßen an seinen Schuh, dann ein hastiges Laufen fort in das Dunkel hinein. Ja, das ist wohl so eine Maus gewesen —
Hernach tappt er durch die Fletz zur Stiege und die Bodenstiege hinauf, sie knarzt, und dann geht er leise in die Kammer, wo die Bäurin schon schläft, gut schläft, in vollen Zügen der Ruhe hingegeben.

Vom Weiler herauf quaken die Frösche, auch die Grillen fliegen daren, und der Mond hockt auf dem Kirchdach, blaß und verlassen.

In der Schupfe mitten auf dem Boden aber liegt eine schwere, vergessene Hacke.

Einige Tage darauf sagt die Margret: „Werst um an ne'u'n Knecht schau'n müass'n.“

„So“, sagt der Alois.

„Heirat'n tuat a.“

„Und a meinigs Baal heirat' a. Jessas na, hat lang koa Kurasschie it g'habt ...“

„So.“

„Ja.“

„Was i sag'n wollt', plärzt jetzt der Alois, der Rendbauer, „wer hat denn latz da vor a paar T'g in d' Schupfa auß a Mausfalln g'estellt? A so a Dummian ... A Mausfalln da auß stell'n ... A so a Gischpi, hahaaaa.“

• • •
Donnerstag.

Der Stern

(Rub. Eise)



Bis in den Abend, gellend, sang die Grille.

Nun schwingt die Stille.
Und weiße Nebelschwaden wogen her,
die aus den feuchten Wiesengründen rauchen.
drein, schwarz wie Teer,
zerzauste Fichten ihre Nester tauchen.

Dann, während Erd' und Himmel sich verdunkeln,
beginnt ein Stern, ein einziger, zu funkeln,
als ob sonst nichts mehr lebte, nur noch er.

Nur er noch, ja . . . und tief im Tal der Fluß,
der seinen Ufern von des Schicksals Kunkeln
bang flüsternd fort und fort erzählen muß.

Dr. Weglaß

Eden am Scheideweg

(Wilhelm Schulz)



Lieber Simplificissimus!

Mein Kollege Paul hat Anlagen zu einem gräßlichen Bürokraten. Darunter hat seine Braut, ein reizendes, lebenslustiges Persönchen, sehr zu leiden. Da sie mir eines Tages ihr Leid klagte, knöpfte ich mir Paul im Büro vor. Er behauptete zwar, er sei für seine Erwählte „leidenschaftlich“ entflammt, aber ich hielt dem entgegen, daß man in diesem Falle vielleicht dann doch nicht jeden Abend Akten zur Bearbeitung mit nach Hause nehme, statt sich seiner Angebeteten zu widmen. Dies scheint nun doch einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er notierte gleich für den kommenden Tag auf seinem

Terminkalender: „7 bis 10 Uhr Akten X. bearbeiten: nachher leidenschaftlich.“

Die Barockkirche eines oberschwäbischen Marktfleckens birgt einen überaus kostbaren Kirchenschatz, und der Herr Pfarrer nimmt gerne die Gelegenheit wahr, ihn voll Besitzerstolz bevorzugten Besuchern zu zeigen. Neulich war auch ein hoher Regierungsbeamter da, bewunderte die Kostlichkeiten und verwunderte sich dann darüber, daß sie nur in einfachen hölzernen Schränken aufbewahrt waren. Da könnte man doch zu leicht einmal recht unangenehme Überraschungen erleben. „Unser Kirchenschatz“, erwiderte der Pfarrer, „steht in Gottes Hand . . . Und außerdem

haben wir ihn mit anderthalb Millionen versichert.“

Fundstück

Die berufstätige Frau hat mancherlei Möglichkeiten zu wirkungsvoller Reklame, wenn sie auf dem Wege fortschreitet, den die nachfolgende Annonce, die einer Züricher Zeitung entnommen ist, einschlägt:

„Dr. med. Adrienne X . . ., Augenärztin, Bahnhofstr. 38. Exakte Brillenbestimmung. Dank der Freundlichkeit des Herrn T. ist in seinem Schaufenster Bahnhofstr. 38 das Gemälde von A. S.: Porträt von Frä. Dr. med. Adrienne . . ., Augenärztin, ausgestellt.“

Eifersucht

(R. Kriesch)



„Gehen wir 'mal die Treppe auf - da kann man sich dann gut vorstellen, wie einst die graziösen Rokokodamen heruntertänzten . . .“ — „Pfui, Emil! Was hast du nur für 'ne untreue Phantasie!“

Langeweile in der Sommerfrische?

Nahkampf
im Tennis



(Entnommen den „Simpl“-Sammelheften.)

Zu besitzen durch alle Buch-
händler oder direkt bei

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13, Postscheck München 5802

**Das beste
Gegenmittel sind
die soeben heraus-
gekommenen
5 „Simplicissimus“-
Sammelhefte**

**Jede 60 Seiten stark
(5 Nummern),
geheftet, Preis 60 Pfg.
zuzüglich 30 Pfg. Porto,
bei Bezug von
3 Heften und mehr
portofrei.**

Stimmt der Saldo, Herr Spieß? / Von Walter Persich

Der Bürovorsteher, Herr Manz, hegte gegen die Konten L-R gesteigertes Mißtrauen; sie befanden sich in heillosen Verwirrung. Man muß es also schon als finstere Machenschaft des Zufalls bezeichnen, daß Hermann Spieß am Tage ihrer beider Anstellung eine halbe Minute nach Heinz Köhler das Büro betrat, und ihm deshalb die Verwaltung des verwahrlosten Postens zufiel, während Heinz Köhler Konten von märchenhafter Differenzlosigkeit erhielt. Köhler hörte sich schon in liebenswürdiger Zerstreuung die Ausführungen des Bürovorstehers an, Spieß trat hinzu und fand kaum Gelegenheit, seinen Namen bescheiden als offizielle Vorstellung anzubringen.

Bis zur Frühstückspause verlief alles glatt. Dann wandte sich zwischen einem schinken- und einem gänseleberbelegten Butterbrot Heinz Köhler zur Seite: „Na, Herr Kollege, ich möchte nicht nur Brot mit Butter! Warum leisten Sie sich keinen Aufschnitt?“

„Mir schmeckt das ganz gut so.“
„Ha“, meinte Köhler königlich, „mir ist es doch zu viel, essen Sie mal dies — ich sehe, Sie sind verheiratet. Ich hätte diese Dummheit nicht gemacht, um trockenes Brot dafür zu essen.“
Hermann Spieß machte sich an die Arbeit. „Danke, Herr Kollege, ich bin gesättigt, außerdem ist die Pause, glaube ich, vorüber.“ — und mühte sich von neuem mit den verlotterten Buchungen. Spieß sah auf eiligem Heimwege, wie sich der nette Kollege ohne weiteres Herrn Manz anschloß. Nie würde Spieß es gewagt haben, einen Vorgesetzten einfach zu begleiten.

So verging der erste Tag, und so vertriehen viele andere. Spieß mühte sich seit mehr als einem Jahre mit einem billigen Anzug für die Bürostunden begnügen. Sein Kollege erschien, als ginge es zum Tanz oder zum Picknick. Und er zählte ununterbrochen von Autofahrten mit seinem Freunde, einem Großkaufmann, Bootspartien, Gesellschaften, ausserlesenen Festmahlen und nächtlichen Gelagen.

Wieso konnten diese Dinge den Buchhalter Spieß kränken? Eher hätte er Grund gehabt, durch die tausendförmig entnußt zu sein, die ihm immer, immer wieder mit ihm die Kollegen durch Herrn Manz nachgewiesen wurden. Wenn auch diese Versehen noch auf fehlerhafte Additionen und Grundbuchungen, auf den Verlust von Grundbe-

legen durch jahrelang unbeachtete Pfuscherei zurückzuführen waren, so ließ es keine guten Schlüsse auf seine Tüchtigkeit zu, wenn noch immer Differenzen sich nicht klären wollten. Besonders nervös wurde Spieß, wenn Manzens Ausbrüche über seine angebliche Untüchtigkeit sich unter fünfzehn halb hässlichen Augenpaaren abspielten — und wenn in ganz schlimmen Fällen ihn sogar der Inhaber ins Privatkonto rufen ließ. Mochte das ganze Büro die lustigsten Geschichten erzählen, mochte Herr Köhler Zeitung lesen oder Nägel polieren — Spieß arbeitete wie ein Pferd. Die Rubrik L-R umfaßte mehr als achtzehnhundert verpfuschte Konten: der Herr Kollege verwaltete kaum schüchtern tadellos übernommene. Schließlich fühlte Spieß zu seinem eigenen Erstaunen, wie er den scheinbar so freundlichen Köhler zu hassen begann; dessen Reden konnte er kaum ertragen. Er hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen, als er erzählte: „Bei Herrn Manz gestern abend — die Tochter spielte gerade Klavier — hat er mir im Vertrauen etwas über Sie gesagt, Spieß. Er meinte, wenn die Wirt-

schaft in ihren Hauptbüchern nicht bald aufhöre — und er glaube nicht daran — müsse, so dem Chef die Kündigung unterbreiten.“ Eigentlich darf man solche Sachen nicht ausplaudern, aber Sie sind doch ein ganz netter Kerl, wenn auch nicht so tüchtig wie ich!“

„Wenn Sie mir Ihre Konten geben, kann ich genau so tüchtig sein.“
„Ach wo!“ grinste Köhler, „Sie sind eben 'n unmoderner Mensch. Glauben Sie mir, nur Ihre Ehe macht Sie in so jungen Jahren kaputt. Schade um Sie!“ —

Wieder erlaubte sich das Schicksal einen faulen Witz: Spieß befand sich in einem Abteil, das jeweils aus diskreten Gründen nur von einem einzigen Menschen aufgesucht wird. Die Tür zum Vorderraum klappte, und der Buchhalter unter- schied die Stimmen Köhlers und des Bürovor- stehers.

„Na, Herr Manz, Sie mühten sich mal die Konten von Spieß ansehen. So viele Böcke bei einem Angestellten habe ich noch nicht ge- sehen.“

„Sie müssen bedenken, daß Spieß einen voll- kommen unfähigen Vorgänger hatte.“
„Und alle die neuen Fehler? Neo, wissen Sie, mir kann er nichts vormachen — ich habe schon in Riesenfabriken Bilanzen gebaut.“ Die Herren ent- fernten sich, und der Buchhalter Spieß erkannte in eigenartiger Beleuchtung den Sinn des Wortes „Kollegialität!“

Ja, und schließlich erlachten an einem Morgen Köhler nicht an seinem gewohnten Platze. Drei Tage später übernahm ein neuer Kollege seinen Posten. Er hätte auch Spieß heißen können, denn er sah so aus. Und die Arbeit erschien dem ersten, der wirklich so hieß, ein Paradies zu werden.

Das ganze Büro steckte die Köpfe zusammen, man tuschelte dies und das — die Angestellten erfahren immer gerade, was ängstlich vor ihnen geheimgehalten wird. Weder eine Benachrichtigung noch eine Zeitungsanzeige spielte den Verriäter. Aber man wußte: Herr Bürovorsteher Manz selbst hatte die Hochzeit des Herrn Köhler mit seiner Tochter energetisch betrieben. Und er richtete seinem Schwiegersohn ein eigenes Geschäft ein. Der tüchtige Herr Köhler erschien gelegentlich bei seinem Schwiegervater, dem Prokuristen Manz.

Großmutter geht ins Grüne

Von Wilhelm Schuffen

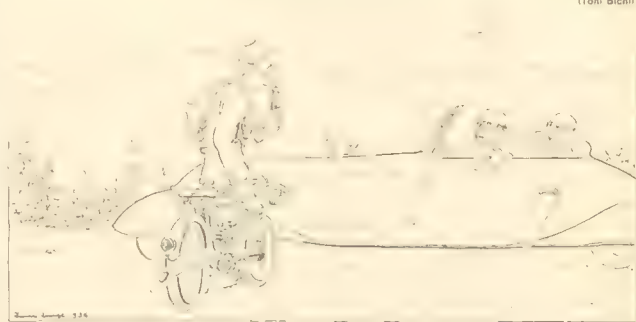
Dieses Gras und dieser Wind,
Sie sind allenthalben,
Und auch Vienen, Blumen sind
Überall und Schwalben.

Fern von Eiern und Wunderfing
Unter grünen Bäumen
Ist auch überall ein Sitz,
Wo die Alten träumen.

Hermann Spieß ging ins Nebenzimmer, schloß ein kleines Kästchen auf, entnahm ihm dreihundert Mark, die Ersparnisse des letzten halben Jahres. —
— denen er mit seiner Frau im Sommer verreisen wollte, — und legte sie Köhler wortlos in die Hand.
— „Mann, du bist ein Verrückter! Du gehst auf der Welt! Wenn ich im Ausland mein neues Vergnügen gemacht habe, werden diese dreihundert Mark ihr Glück werden!“ Strahlend zog er ab — —
— Noch auf der Treppe antwortete Spieß nicht ein Wort. Er blickte dem hastig Davoneilenden eine

In dieser Nacht schlief Hermann Spieß nicht wieder ein. Dem bankerotten Kaufmann Heinz Köhler war die Flucht gelungen, Hermann Spieß arbeitete, um den Saldo klarzukriegen — —

(Ton, Blich)



„Hallo, guter Mann, wir haben keen Benzin mehr im Tank. Wat läßt sich da machen?“ —
 „No — 's Deandl kunnt ei' ja hint' auffihocka bei mir, geg'n a Busserl ois Trinkgeld.
 Aber Sie . . ? Vo Eahna mog i koans!“

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postcheckkonto München 5802

KAUFEN SIE *Tromm* GUMMIWAREN
NEUSCHAFEN

Schwäche. v. a. Mann, 40 Jahre alt, 25 Jahre Er-
krankung, 1. u. 2. Oberext. Anf. d.
S. f. d. Probenverordl. geg. 24 P. Porto Unver-
ändert. Dr. med. Berlin Wilmersd. 114, Postfach 2

Das leidenschaftliche Spiel

In jeder Buchhandlung vorrätig
Carl Schünemann, Verlag, Bremen

**In ganz
Deutschland
werden die
Inserate
des
„Simplicissimus“
gelesen!**



Hans Salmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jäger Bacher!
In Reimen gebunden 88 S. 1.80

Es ist ein seltener Glücksfall, daß Hans Palm-
bacher, Thoma's letzter Jünger, "Baderi",
den Obersten am Ludw. Thoma auf polie-
nisierten Bögen und begehrten Ratschreibe-
nien festhalten. Damit hat Baderi einen wert-
vollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Thoma
als Schriftsteller geleistet.

Lied der Arbeit

Im Kolbenstampsen, Nienemschleifen
ward uns ein Rhythmus unermüdet,
im Zahnradineinandergerreifen,
so Eifen hart auf Eifen klirrte.
Im steten Gleichschritt der Maschinen
liegt des Jahrhunderts Stampfengefang;
im Rausch toller Dampfmaschinen
sein hartes Lied aus Eifenklang.

Dynamos saufen, Funken eifen,
durch laufend Kabel zußl der Strom,
den wieder laufend Drähte teilen —
Ein Ruck: und Licht wird das Phantom!
Wenn sich ins Grau der Kleinstädte
das Licht ergießt zur Dämmerzeit,
ist's, als ob in der Straßenkette
sich Perle weiß an Perle reißt . . .

Was willst du nach den Sternen wandern?
Sich, Dichter, deiner Erde Teil!
Es wirken auch wie du die andern
in heißem Drang um Tat und Brot.
Vergiß das „Nachtigallenschlagen“,
vergiß die „Klänge sehnuchstief“ — — —
Du mußt das Lied der Arbeit wagen,
die dich zu ihrem Zeugen rief.

Die Schönheit harter Zeit zu preisen
ist besser als romantischer Sang:
sahst du noch nie das Mondlicht gleichen
gestreckten Schienenweg entlang?
Hörst du der Werften wild Gedröhn? —
Brich' auf der Künste neue Pforte:
hörsch, auch der Hammer Schlag ist schön
und schöner noch als schöne Worte!

Eduard Ziel

Der Klub der Schwachen

Von Ernst Kreuder

So konnte es nun wirklich auf keinen Fall
weitergehen. Ich mußte zum Zahnarzt!
Ich hatte nicht nur schon wochenlang
Schmerzen, ich magerte auch zusehends
ab. Ich verfiel, denn das unausgesetzte
Schlucken von Betäubungsmitteln, hatte
eine unüberwindliche Abneigung gegen das
Essen zur Folge.
Nicht, daß ich schon wirklich bereitwillige

Versuche unternommen hätte, diesen Gang
aller Gänge zu unternehmen, ich war ein-
fach zuletzt immer wieder den wuchern-
den Bildern meiner Phantasie unterlegen
und auf halbem Wege umgekehrt. Ich
hatte im Telefonbuch stundenlang geblät-
tert und mir alle einigermaßen sympa-
thischen Namen von Zahnärzten notiert.
Dann hatte ich unter diesen Namen noch
einmal strenge Auswahl getroffen und drei
davon behalten. Um mir die Möglichkeiten
eines Rückzuges abzuschneiden, hatte ich
mich bei dem ersten der drei Zahnärzte

tage zuvor schriftlich angemeldet, mit
vollem Namen und Adresse, dann hatte ich
am nächsten Tag angerufen und gefragt,
wann es passen würde. Es paßte, ich
sollte in zwei Stunden kommen. Ich verließ
die Telefonzelle mit dem Gefühl, als hätte
ich den Termin meiner Hinrichtung in der
Tasche. In zwei Stunden! Ich sah das
Wartezimmer vor mir, die Patienten saßen
alle ein wenig unbeweglich still da, niemand
redete, keiner las, eine Atmosphäre lauer-
nder Angst schien sie auf ihre Stühle zu
bannen, sie hatten blass, erschrockene
Gesichter, die Stille war fast stofflich,
wie ein Gas, das den Raum ausfüllte und
langsam jeden ersticken mußte. Worauf
warteten sie alle so unbeweglich? Ich
wußte es, sie horchten. Sie horchten und
lauerten auf einen Schrei!

Bitte, Sie sehen, daß es mit mir nicht mehr
so weitergehen konnte. Was sollte ich um
Himmels willen tun? Ich hatte sicherlich
nicht mehr oder weniger Mut als jeder
andere, aber ich war ganz offensichtlich
das Opfer einer gründlichen, unerträg-
lichen Einbildungskraft.

In zwei Stunden! Ich ging nach Hause wie
jemand, der nicht gesehen werden will,
weil er etwas Ungehöriges begangen
hat und gesucht wird. Ich verbarg mich,
ich verkroch mich in meinem Zimmer.
Reglos lag ich auf meinem Bett und folgte
dem Minutenzeiger an der Wand. Es gab
kein Entrinnen — das war Folterung, grau-
same Quälerei!

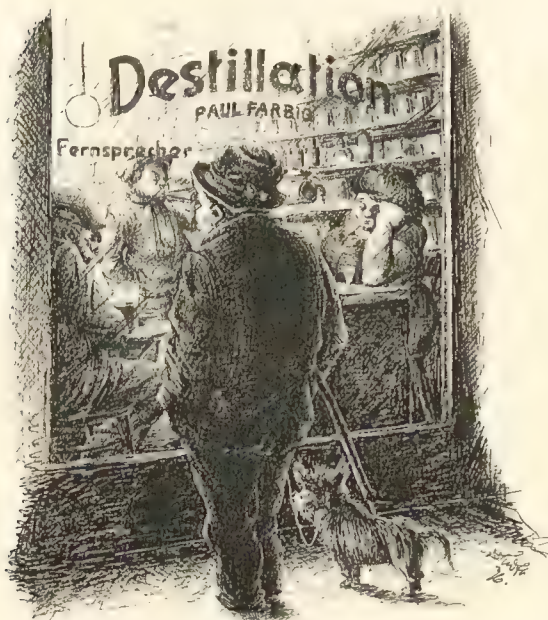
Als es Zeit war zu gehen, war es mir so
schlecht, daß ich unmöglich aufstehen
konnte. Ich klingelte meiner Wirtin und be-
fahl ihr, mir sofort Kognak holen zu
lassen.

Das zweitemal ging ich schon deshalb
nicht nach Hause, nachdem ich mich tele-
phonisch angemeldet hatte, um mir diese
Hölle in meinem Zimmer zu ersparen. Auf
großen Umwegen näherte ich mich der
Straße, in der der Zahnarzt wohnte. Ich
hatte mich gleichsam selbst hypnotisiert.
Immer näher kam ich, nun war ich schon
in der Straße. Ich sah das Haus schon,
das große weiße Schild unten neben der
Tür, da erhielt ich einen ungeheuer hef-
tigen Schlag gegen die linke Seite und
stürzte bewußtlos hin. Auf meinem Bett zu
Hause kam ich zu mir, fremde Leute han-
tierten an mir herum, ein Arzt. Aber es
war nichts Schlimmes, ich war von dem
Auto nur gestreift worden und mit einigen
Prellungen davon gekommen.

Als ich wieder in Ordnung war, ging ich
ganz methodisch vor. Ich ließ mir beim
Papierhändler eine Anzahl weißer Kartons
schneiden und befestigte Schnüre daran.
Dann ersann ich die werbekräftigsten
Texte, schrieb sie mit roter Tinte darauf
und verteilte die Schilder in meinem Zim-
mer. Wenn ich ahnungslos nach Hause
kam und die Tür öffnete, hing in Gesicht-
höhe vor mir ein Schild mit der Aufschrift:
„Vergiß nicht, heute zum Zahnarzt zu
gehen!“ Ich zuckte zusammen und hingte
meinen Hut an den Haken. Da stand: „Es
geht um deinen letzten Zahn!“ Ich
wurde blaß und öffnete den Kelderschrank,
um meine Hausjacke anzuziehen, und las:
„Ein Mensch mit faulen Zähnen ist vom
Übel!“

(Schluß auf Seite 202)

(Werner Luf)



„Da sitzt er wieder, der Herr Vorstand, und versaufft sein Unglück . . . Wo
er nur das viele Unglück hernimmt?“

Fehl am Platz

(E. Schilling)



„Wie konntest du deine Tragödie auch bei der Genfer Bühne einreichen, Haile Selassie? Wußtest du denn nicht, daß dort nur Komödien aufgeführt werden?“



Die Wolfe

Von Carl Martin Schiller

Die Wolfe leuchtete in die Stadt hinein, in Straßen kreuz und quer und grad' und frumm, und fuchte bei des Lichts hellem Schein nach Unrat, den man liegen ließ, heum.

Sie schwieg verbissen, zog die Stürne fraue, (ab unter schwarzen Ädern knittert her, grölte dann böse, jäh' sorglos Sturmwind aus: nein, ihr böse die ganze Stadt nicht fehr.

Da plötzlich brach ihr voller Unmut los, daß Wußt und Schreih durch die Straßen flog, Staub verbeimte und sich in wildem Stof der Straßenbaue, in Schmutz verformten, bog.

Dann warf sie flätschende Wäßer hinterdrein, in alle Winkel schwormte sie die Jut, und wußt die Stadt mit rauchem Zefen rein, indem sie grimmig tief: Das tut dir gut!

Die Dächer glänzten, aus dem Regen brach verjüngt der Baum am blauen Straßenrand. Die Wolfe spülte alles nochmal nach und trug den Eimer weiter übers Land.

Der Klub der Schwachen

(Schluß von Seite 200)

Auf diese Weise gelang es mir, den dritten Zahnarzt aufzusuchen. Ich möchte am liebsten nicht davon reden. Unter'm Hause war eine Buchhandlung, vom Teufel eingerichtet. Ich habe nur ein Lastr, wenn man es so nennen kann, nämlich stundenlang die Regale von Antiquariaten zu durchstöbern. Solange ich dies tun kann, ist diese Welt die beste aller Welten, und es gibt keine vollkommeneren. Auf mein Ehrenwort, ich hatte keine Ahnung davon, daß dieser Zahnarzt, der dritte, ausgerechnet über einem Antiquarier wohnte. Ich hatte wirklich den besten Willen gehabt, bis in sein Wartezimmer vorzudringen, aber der Teufel wollte es nicht; um eif ging ich zum Zahnarzt, um sechs Uhr abends verließ ich, beladen mit seltenen und nicht einmal besonders billigen Büchern, die Buchhandlung unterm Zahnarzt.

Jetzt mußte also das Äußerste unternommen werden. Von allein kam ich in diesem Leben nie mehr zum Zahnarzt. Entweder es wurde mir vorher schlecht oder ich

wurde überfahren oder ich geriet in ein Antiquariat oder ich traf einen lange vermißten Freund an einer Straßenecke.

Ich ging also in eine Auskuffel, in eine Auskuffel kann man gehen, das ist spannend und interessant, und wenn man noch eine Anzahlung leistet, wird man wie eine bedeutende und geheimnisvolle, wonlich behandelt. Man bekommt sogar Zigaretten und Schnaps vorgesetzt, wird in schwierige Fälle eingeweiht, also bitte. Da konnte ich stundenlang hingehen.

Mein Fall wurde notiert und eine Karte in der Kartothek angelegt. Der Raum war freundlich und nüchtern. Privatdektive gingen ein und aus, gut angezogene junge Leute, die einem verstohlen zublinzelten und die Arbeit leicht nahmen.

„Sie brauchen überhaupt nicht zum Zahnarzt zu gehen“, sagte der Leiter der Abteilung 7, der Abteilung für „Begründete Scheu“. Er schob mir das gefüllte Schnaps-glas hin und sagte: „Zum Wohl!“

„Zum Wohl“, sagte ich, „wieso?“ „Weil Sie erst Ihre begründete Scheu verlieren müssen.“

„Begründete Scheu“, wiederholte ich und nickte und trank.

„Ich gebe Ihnen hier eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Klub, unter uns gesagt, nur für Junggelehrte, dort sollen Sie sich einmal amüsieren. Ihre Scheu rührt daher, daß Sie zu abgeschlossen leben und sich keine Vergnügungen gönnen. Nun, sehen Sie sich bitte mal diesen Klub an, aber vollste Verschwiegenheit, bitte! Morgen werden Sie mir bei einem frischen Gläschen Ihre Erfahrungen mitteilen, es gibt dort jede Nacht neue Überraschungen!“ Das sah ja vielversprechend aus! Aber Mister Kelly hatte recht. Ich mußte mich einmal amüsieren. Und ich ging am Abend in den „Klub“. Dem Hause war äußerlich nichts anzusehen. Kein Schild, nichts. Auf der gegenüberliegenden Seite der stillen, verlassen Straße parkten einige elegante Wagen. Westend, ruhiges, vornehmer Viertel.

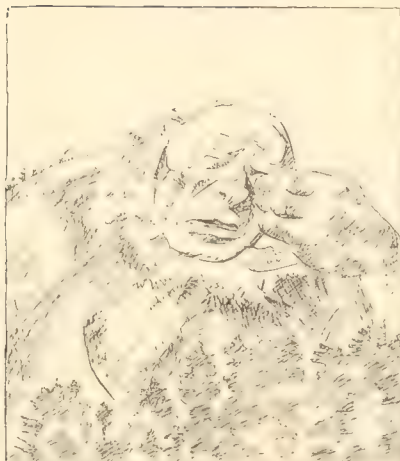
Ich mußte meine Karte durch eine dunkle Türklappe reichen. Dann öffnete sich hinter mir eine Tür zu einem langgedunklen Gang, ein rotes Transparent leuchtete am Ende auf: „Still! Nicht sprechen!“ Ich ging den Gang hinunter, wieder öffnete sich eine Tür, dann schlug ich einen Vorhang zurück und stand in einem halbdunklen Raum, den eine in den Boden eingelassene Glasplatte und eine erhellt. Ich schaute durch die Glasplatte und sah in eine Bar hinunter, in der es lebhaft zuging. „Bitte“, sagte in diesem Augen-

blick ein als Matrose gekleideter Diener hinter mir. Ich folgte ihm in die Bar hinunter. Die Musik war abwechselnd leise und wieder fanatisch laut. Eine Menge von gutgekleideten Leuten aßob und drängte sich durch die mit grotesken Bildern geschmückten Räume. Es wurde fleißig getrunken. Das Seitensame waren die Barstühle. Sie waren nummeriert und trugen kleine Schilder. „Sie haben Nummer neun“, sagte der Matrose und hob mich mit einem Schwung an einen der hohen Stühle. „Sensation Nummer 9“ stand auf der Lehne. Ich trank einige Flips, ich wurde kühn und versuchte, mit dem Barmädchen zu schäkern. Da surte es, die Kapelle brach ab, dann meldete ein Lautsprecher aus der Wand: „Achtung! Achtung! Sensation Nummer vier! Jeder bleibe auf seinem Platz, das Licht wird für eine Minute gelöscht, Kapelle Achtung, fertig!“ Das Licht erlosch in der Bar, die Kapelle spielte im Dunkeln bei kleinen Glühbirnen, roten und grünen, einen wogenden, langerzogenen Tusch. Dann flammte das Licht wieder auf, ich sah mich um, der Stuhl der „Sensation Nummer 4“ war leer. Der blaue, elegante junge Mann war verschwunden. Höchst geheimnisvoll! Das war doch wirklich einmal ein Klub, in dem etwas los war, der sich sehen lassen konnte, das heißt natürlich, der sich vielleicht nicht sehen lassen konnte. Wo mochten die Leute von den Stühlen hin verschwunden, zu welchen unhörten Sensationen wurden sie im Dunkeln entführt? Aber es ging nicht der Reihe nach. Plötzlich war mein Stuhl an der Reihe. „Achtung! Achtung!“ Dann erlosch das Licht, der Tusch wogte. Ich fühlte, daß ich sank, dann hielt mein Stuhl an, ich wurde von unsichtbaren sanften Armen ergriffen und in einen weichen Sessel gesetzt, der ein Stück im Dunkeln fuhr, an der Wand erschien der Titel eines Films: „In zwölfter Stunde“, der Sessel hielt, der Film begann. Gleichzeitig ertönte eine wilde Musik, ich sah nie einen spannender Filmfang, ein Verließ unter der Themse war der unheimliche Schauplatz. Plötzlich wurde mein Gesand von oben her beleuchtet. Arme hielten mich fest, klappten meinen Mund auf, der Film lief weiter, ich erhielt eine Spritze ins Lahnfleisch, und dann begann der Bohrer des unsichtbaren Zahnarztes hinter mir sein Werk.

Ich erhielt später eine ziemlich hohe Rechnung, an der ich noch heute ratenlos abzähle. Aber ich habe keinen schlechten Zahn mehr, kann daher den „Klub der Schwachen“ nur aufs beste empfehlen.

TROLL

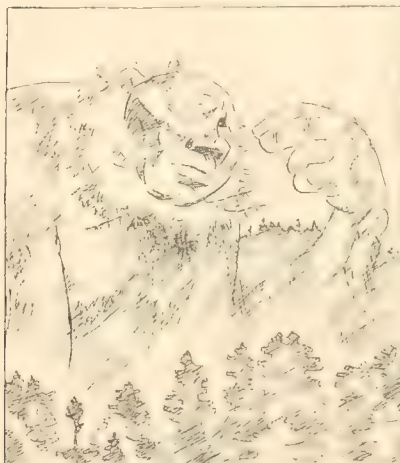
NORWEGISCHE LEGENDE.



EIN WALDTROLL HATTE WAS
INS AUGE BEKOMMEN,
DAS STACH.



ER RIEB UND RIEB MIT
DEM FINGER — ABER SO
BEKAM ER ES NICHT HERAUS.



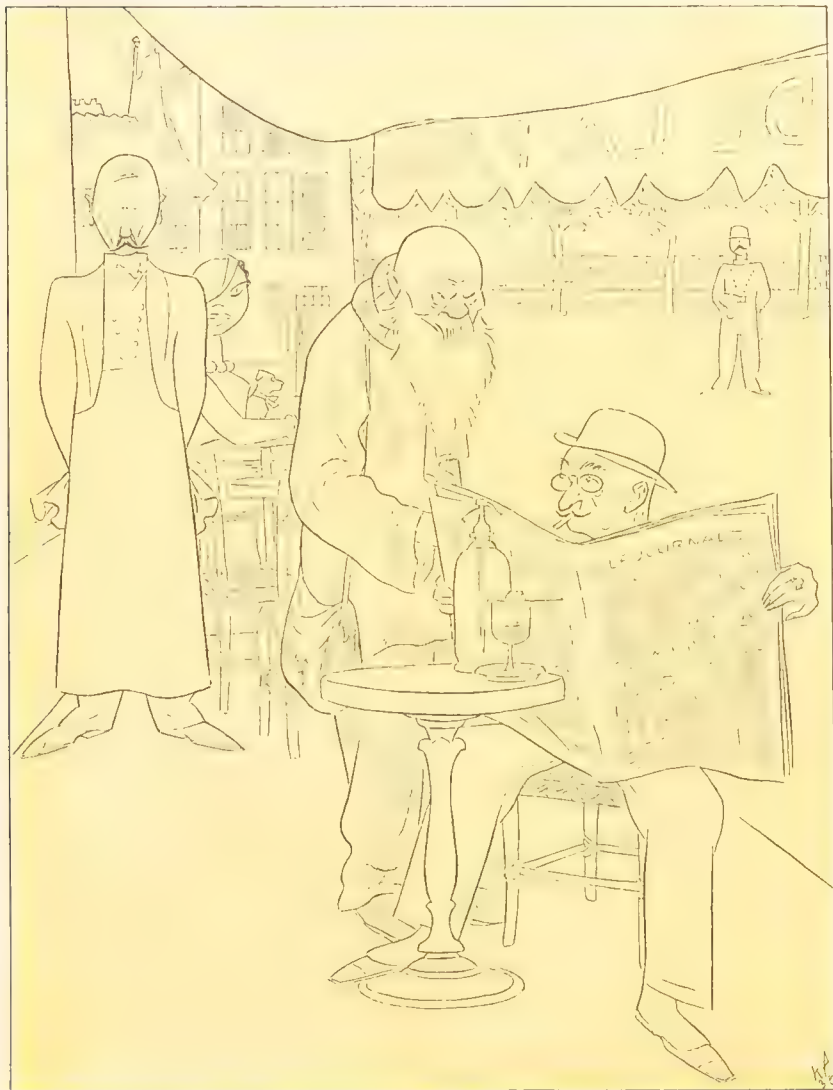
DA NAHM ER EINE KORNGARBE,
UND MIT DER KRIEGTE ER ES HERAUS.
ES WAR EIN TANNENZAPFEN.



DER RIESE RIEB JHN ZWISCHEN DEN
FINGERN UND SAGTE:
„WIE MERKWÜRDIG — DASS SO WAS KLEINES
SO WEH TUN KANN.“

Dämmert's in der Provinz Frankreich?

(Karl Arnold)



„Armes Russe bittet Brüderrchen Franzos' um kleine Gabe.“ „En détail ist nichts mehr zu holen, Monsieur. Ihre Sowjet-Union nimmt es schon en gros!“

SIMPLICISSIMUS

500 Jahre Münchner Pferderennen

IE Thöny



„Auch ein Fortschritt, sich zurückzuerinnern, daß Pferdekräfte nicht nur PS sind!“

Tugendlicher Leichtsinn

Ein junges Pflänzchen, zart und leicht verlegt,
so wurdest in den Boden du gesetzt,
damit im Lauf der Zeit auf dieser Erde
was Tüchtiges und Rechtes aus dir werde.
Zur Unterstützung bei bejagtem Streben
ward dir als Halt ein Stängel mitzugeben.
Denn, ach, es bläst so mancher Gegenwind . . .
Nun wurzele ein und wachse, liebes Kind!

— Dich ödet's, unter Kuratel zu stehen?
Du willst der Vorrichtung eine Nahe drehen
und windst hinterlistig und mit Nischen
dich aus den baj'n'schen Ketten, die dich sichern?

So lang die Sonne lacht, geht's ja zur Not,
nicht aber, wenn ein Ungewitter droht.

Es braust der Sturm. Die Pargenschere klappt
und schnappt, und schon bist du dahingerafft.

Das hast du nun vom autonomen Willen —
du hättest bei der Stange bleiben sollen!

Statist

Der Mann vor der Glastür

Von Wilhelm Schussen

Bei uns klingelt beinahe alles, was in unserer Straße handelnd oder um eine Gabe nachsuchend unterwegs ist. Der eine möchte Stopfgarn und Sicherheitsnadeln verkaufen, der andere Schuhnebeln oder Mottenkugeln.

Wir zählen bereits den fünften Klingler, als wir neulich bei Tisch saßen.

Aber da sagte unser Tischgast: „Bei mir daheln war es schon vor fünfzig Jahren auch nicht viel anders. Ich stamme nämlich aus einem Wirtshaus. In unserer Gaststube standen damals da viel Tische, einer davon gehörte ausschließlich den Wanderburschen. An diesen Tisch setzte sich nie ein Bauer oder Handwerker, auch kein Tagelöhner, sondern nur die fremden Wandervögel. Ich habe als Knabe diese Wanderburschenschaft aufs genaueste beobachtet und gut im Gedächtnis behalten. Obwohl die damalige Zeit eigentlich eine goldene war und es Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle gab, spielten die Fachtbrüder bei uns eine große Rolle. Wohl zehn bis fünfzehn kamen tagtäglich an unsern Tisch, tranken hier für sechs Pfennig ein Gläschen Brantwein und erhielten beim Zahlen wieder einen Pfennig als Almosen zurück. Meine Mutter verdiente an diesen Brantweingästen, mit denen sie oft die liebe Not hatte, bis sie wieder glücklich draußen war, auch nicht sehr viel. Damals gab es, wiegenstens unter denen, die bei uns einkehrten, fast nur ältere Wandervögel: ein junger zünftiger Handwerksgehilfe, der um Arbeit nachsuchte, erschien höchst selten. Es waren in der Regel rauzige, zottelhaarige, heruntergekommene, gewerbemäßige Stromer; aber auch köstliche Kerle mit Humor im Leib waren darunter, die die halbe Welt abgeklopft hatten und davon erzählten wie ein Buch. Ich habe ihnen damals beim Erzählen jedenfalls lieber zugehört als irgendeinem andern Menschen. Auch empfand ich es als eine ganz besondere Augenlust, ihr ungepflegtes Haar, ihre greulichen Schnupftabaksbärte, ihre ledrige Haut und ihre zerlumpten, verschwitzten, schmierigen Gewänder zu betrachten. Einmal war ich auch Zeuge, wie ein junger, reicher Bauernsohn einen gänzlich verwahrlosten Graukopf, der beim Betteln ein Taschmesser hatte mitlaufen lassen, in unserer Gaststube göttjämmerlich durchprügelte. Ich rief damals durchs Fenster hinaus um Hilfe, und ich war nahe daran, das auf dem Tisch liegende gestohlene Messer an mich zu nehmen und es dem Erbstöckchen in die Kniekehle zu stoßen, damit er vernünftig würde und einsähe, daß er dem armen Teufel nun endlich verzeihen müsse.“

Aber nun klingelte es schon wieder.

Meine Frau ging hinaus. Als sie wieder eintrat, erzählte sie, sie sei dermaßen erschrocken, daß sie beinahe aufgeschrien hätte; denn vor der Glastür stehe ein Mensch mit einem blutbefleckten Gesicht.

„Hast du ihm was gegeben?“

„Ja, zwei Pfennige, die ich bereits in der Hand hatte. Ich hätte

ihm eigentlich mehr geben sollen, aber ich kam nicht dazu vor lauter Schreck.“

Wir lauschten, und da wir niemand die Treppe hinabgehen hörten, erhob sich unser Tischgast, indem er gleichzeitig seine Börse zog, und schritt hinaus. Wir hörten ihn mit jemand reden, dessen tiefe, kräftige Stimme mir plötzlich auch noch bekannt vorkam. Und als ich nun ebenfalls hinausief, da stand also wie eine Gestalt aus einem Schreckensraum mein unseliger Landsmann, der Maurer und Weißputzer Mundinger, vor mir.

„Aber Mensch, wie schaust du denn aus? Und was machst du denn bloß?“ rief ich bestürzt aus.

„Oh“, antwortete Mundinger gelassen, „ich bin eben ein bißchen unterwegs, und ich wollte bei dieser Gelegenheit auch einmal nach dir sehen und dir womöglich neuen Stoff zu einer neuen Geschichte ins Haus bringen.“

Wir nötigten ihn, ein Bad zu nehmen, und meine Frau bürstete unterdessen seinen Anzug aus. Dann führte ich ihn zu Tisch. Ich war immer noch erschüttert, obwohl Mundinger, wie es sich herausstellte, eigentlich nur eine blauchwarze und grünlige Beule mit einer bereits in der Heilung begriffenen Wunde über dem rechten Augenwinkel hatte. „Wie kommst du bloß auf die Straße, Mensch? Du hast doch ein eigenes Haus, du bist doch selbständiger Meister! So erzähle doch!“

„Oh“, meinte der Unbegreifliche in aller Ruhe, „hab' nur um Gottes willen nicht so arg Mitleid mit mir, sonst bin ich gezwungen, mit dir noch viel mehr zu haben. Ich hab' die Sache zunächst bloß einmal probiert. Ich hab' bloß einmal sehen wollen, wie sie sich anläßt, wenn's einmal wirklich Ernst wird; ich hab' nämlich ein paar Wochen keine Arbeit gehabt, und da hat mein Weib in der Not das Kleidernähen wieder angefangen.“

„Gott sei Dank“, riefen wir alle zugleich aus.

„Nur langsam! Und seitdem näht sie also Tag und Nacht, sie hat nämlich eint eine sehr gute Kundschaft gehabt, und die Damenschneiderin ist von Jahr ein gutes Geschäft gewesen; sie hat sogar wieder ein Lehrling einstellen müssen, weil sie allein nimmer fertig geworden ist.“

„Gott sei Dank!“

„Nur langsam! Mir hat sie aber leider weder Zeit zum Kochen noch zum Waschen.“

„Da mußst halt du einspringen“, meinte ich freundlich.

„Das hab' ich auch probiert: eine Woche lang, zwei Wochen lang, drei Wochen lang hab' ich also das Haus gekehrt und die Betten gemacht und habe gewaschen und die Wäsche im Hinterhof aufgehängt, nur das Bügeln hab' ich mir geschenkt, weil ich mir sagte, daß man in der Not ein Hemd auch unbügelt anziehen könnte; auch gekocht habe ich, soweit ich es fertigbrachte, und gespült ebenfalls, kurz und gut, ich hab' mich eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen lang tüchtigst als Frau benommen, und es fehlte bloß noch, daß ich ein Kind bekommen und ein Wägelchen mit einem Säugling durch die Straßen geschoben hätte. Aber auf einmal hat's mich dann gepackt, auf einmal war es mir rein unmöglich, weiterzumachen und als Frau zu leben. Ich bin also nach einem Wortgefecht mit meiner Gattin ins Wirtshaus geraten und bin dort so lange geblieben, bis ich wieder ein Mann und normaler Mensch war. Ich bin dann allerdings beim Hinausgehen ein wenig gestolpert und hingefallen. Und dann bin ich, wie gesagt, zunächst versuchsweise auf Wanderschaft gegangen.“

„Und nun? Und nun?“ fragten wir ihn.

„Was weiß ich? Ich weiß bloß, daß es mir bei Gott nun einmal halt rein unmöglich ist, mich in eine Frau zu verwandeln.“

Lieber Simplicissimus!

In dem philosophischen Seminar von Professor Max Scheler fanden höchst angeregte Diskussionen über bestimmte Thematika statt. Einer der Studenten aber beteiligte sich so gut wie gar nicht an den Aussprachen: er hörte immer nur zu.

„Sie sagen ja gar nichts!“ redete ihn Scheler eines Tages an. Der Student erwiderte ruhig: „Herr Professor, Schweigen ist Gold.“

Scheler sah ihn durchdringend an, dann sagte er kühl: „Sie Falschmüher.“

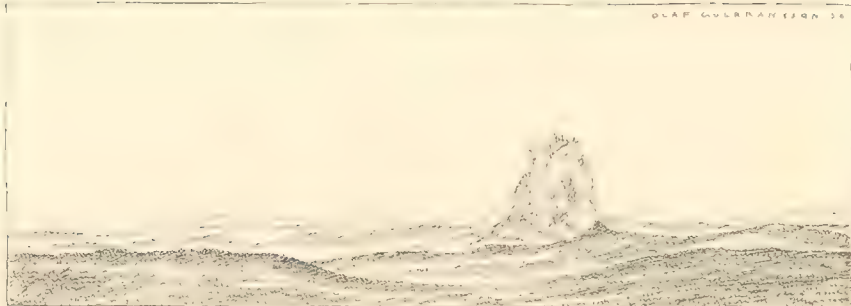
Im März ist die Langner-Anna als Braut vorm Altare gestanden. Und jetzt, Mitte Juni, kommt sie in stolzer Freude zum Herrn Pastor, um ihren ersten Buben zur Taufe anzumelden.

Der geistliche Herr ist zuerst starr. Dann schüttelt er das Haupt und sagt mit erstem Vorwurf: „Aber Anna, Anna! Jetzt schon das Kind? Was haben Sie sich nur gedacht, da Sie vor kaum drei Monaten vor mir standen mit dem jungfräulichen Myrtenkranz im Haar . . .?“

„Ach, Herr Bassdr, 's war ja bloß Buchsboom!“ sagt die Anna leichtherzig.

TROLL NORWEGISCHE LEGENDE

OLAF GULLBRANDSEN 36



TIEF IN DEN MEILENWEITEN WÄLDERN SASS EIN TROLL, ÄLTER ALS DIE ÄLTESTE EDDA UND SCHLIEF. — AUF EINMAL GING EINE UNRUHE DURCH DEN TROLL. SCHLÄFRICH STÖHNTE ER HERAUS: „MIR KAM'S VOR ALS OB EINE KUH GEBRÜLLT HAT.“



NACH HUNDERT JAHREN HAUSPERT SICH DER NACHBARTROLL:
„MIR WARS AUCH SO ALS SEI DA EINE KUH.“



WIEDER GINGEN HUNDERT JAHRE — DANN BRÄUMTE DER ERSTE:
„WENN ES HIER WEITER SO UNRUHIG WIRD — ZIEH ICH UM!“

Danzig und der Völkerbund

(E. Schilling)



„Was nimmt sich denn der Mensch heraus? Der redet ja deutsch!“



Ansichtskarten aus den Ferien

Von Ernst Hoferichter

Am ersten funkelneulernen Urlaubstag sitze ich im Chiemgauer Land vor einem Bergwirthshaus. Bienen summen um mein Glas Apfelmot, und Hänge, Halden und Almen werden zum sanften Ausklang eines steinernen Wellenschlages, der aus dem Hohegebirg brandet.

Schon lange betrachte ich eine federweiße Wolke, die einsam an einem felsigen Grat aufgespißt ist. Wie ein Kohlweißling im Schmetterlingskasten ist das flaumige Kopfkissen an der granitenen Spitze gefangen . . .

Da steigt am Nachmittag der Talwind auf, zerrt an der Wolke hin und her — bis sie nur mehr wie eine schlechtgeklebte Briefmarke am Umschlag haftet. Und jetzt müßte ich ein lyrischer Dichter sein . . . Ich würde ihr eine Seele einhauchen und ihren Schwung in die Lust der Freiheit überführen. In der dritten Strophe schwebt sie schon über die Lande hin, wirft ihren Schatten ins schwitzende Antlitz eines Roggenmähers . . . und fliegt und fliegt über Weller, Dörfer und Städte. Sie hat es eilig, denn ein großes Werk muß getan werden: im Garten eines Bahnwärters schmachtet ein vergessenes Rosenbeet. Die scharlachroten Blüten lassen hoffnungslos die Köpfe hängen . . . Und ehe sie ihren ganz eigenen Geist aufgeben, steht meine Wolke über ihrem Durst und streichelt sie mit warmem Regen . . . Und dieser Vers soll nichts als Lobessang sein. Für die letzte Strophe aber habe ich den schlagenden Blitz aufgespart, den ich über eine hundertjährige Eiche niedergehen lasse — um sie für tausend Jahre Kraft zu erproben.

Da setzt sich an meinen Tisch ein Herr mit goldener Brille und zwei Bänden Großoktav. Er scheint meine Versenkung in die Wolke beobachtet zu haben und schneidet ein Gespräch wie einen Sonntagskuchen an, den man gern noch aufbewahren möchte.

„. . . haben Sie schon 'mal darüber nachgedacht, daß —?“

„Ja —“

„. . . daß eine Wolke durch Kathodenstrahlen, respektive durch —“

„Gewiß —“

„. . . durch chemische Prozesse entsteht, wobei hyroskopische Gasmoleküle die Basis für die 0,006 bis 0,02 Millimeter im Durchmesser, beziehungsweise —“

„Jawohl . . .“

„. . . dann sind streng zu unterscheiden: Zitrus, Zirrostratus, Kumulus, Altkumulus, Fraktostratus, und in diesem Falle haben wir . . .“

„— ein Gedicht!“

„Unsinn . . .! Trigonometrisch kann die Distanz um —“

Bis zum Abend sah ich am Himmel nur mehr ein meteorologisches Wörterbuch aufgeschlagen. Lateinische und griechische Grammatiken zogen, zum alphabetischen Nachschlagen bereit, um die Gipfel und Grate, die liebe Wolke zerfloß zu Atomen und Elektronen — und meine Augäpfel wurden zum Rechenschieber, der zwischen Tal und Äther auf und ab schoß . . .

Und erst, als ich in meinem Bauernbett lag, gedörrte Birnen von den Kästen herab dufteten, wurde die Erde wieder Urlaub und Gedicht. Aber es dauerte noch Tage, bis ich unter ziehenden Wolken nicht mehr an physikochemische Laboratorien denken mußte.

Schön sind die Teppiche aus Farahan und Teheran. Aber viel tausendmal herrlicher ist die Dotterblumenwiese, die sich hinter dem Kuhstall den Geißberg hinab rollt. Ein Wiegen und Wogen geht über sie hin. Und alle Halme und Stengel tanzen zu einem Rhythmus, der seit Jahrmillionen aus dem All strömt, immer wieder entsteht und vergeht.

Wenn die Sonne auf meinen oberbayerischen Perser scheint, dann wird er zur singenden Grammelplatte. Aus einem verdeckten Orchester kommt das Stimmen der Instrumente. Geigenstriche und Flötenriller, Harfengriffe und Cellogebrumm aus Tau und Grün steigen in den Morgen auf.

Und jeden Tag singt mir meine Wiese ihre Messe ins Frühstück mit Buttersemmel und Honig hinein . . .

Da kam die Stunde, die angefüllt war von Geräuschen des Weizens und Schneidens. Pauli, der Mitterknecht, mähte die Wiese. Oben fing er an. Die Sense glänzte durch das farbige Paradies — und Gräser und Blumen fielen tot zu Boden. Unden zitterten in schwerer Ahnung Schierling, Margueriten, Klee und Tausendguldengraß. Schritt um Schritt, hieb um Hieb näherte sich ihnen das blitzende Messer.

Ich sah vom Fenster aus diesem Massensterben zu. Jetzt kam die Sense einem Bündel Schafgarbe nahe. Und ich rief den Pauli an: „Was ist's mit der Brotzeit . . .?“

„Ja, waar scho' recht . . .!“

„Trink'n ma a Maß!“

„Bin scho' dabei!“, und er steckte die Sense in den weichen Boden. Die Vesper dauerte eine volle Stunde, weil ich sie durch nichtsaagende Fragen in die Länge zog. Dann ging er wieder mit vollem Schwung an seine Arbeit. Und dieser kleine Aufschub war das einzige, was ich dem Leben der Schafgarbe geben konnte . . . Sie fiel — und aus dem Stall brüllten die Kühe.

Meine Gedanken gingen von der sterbenden Wiese zum Hunger des Rindviehs über. Was draußen starb, wurde drinnen im Stall zu neuem Leben.

„Heut' abend gib'ta frische Buttermilch . . .!“ rief die Wirtschaffnerin zu mir herauf.

(Schluß auf Seite 20)

Liebesgedicht

Zwei Tauben fliegen am Berg entlang,
eine graue und eine weiße,
sie ziehen über den schimmernden Hang
ihre lodenden Liebesfeste.

Sie fliegen auf einen Apfelbaum
und loden mit wehendem Flügel,
dann gleiten sie wieder wie leuchtender Schaum
über den Blumenhügel.

Sie segeln mit einem Wolkengug
über Berge und Wälder . . .
und dann entschwindet ihr Liebesflug
in die einsamen Felder.

Onitza Hängermann

Im Familienbad

(Kurt Hellgenstedt)



„Das muß anstrengend gewesen sein früher, als man seine Gefühle ‚durch die Blume‘ ausdrücken mußte! Jetzt sagt man sich’s einfach durch Schallplatte.“

Zum Gedenktag der Kriegspferde

(v. 1817)



Alle Tage schreiet er gelassen,
Einem ockergelben Wagen vorgespannt,
Durch die alten winkeiligen Gassen,
Nur der Botenhimmel wird er noch genannt.

Iber einmal zog er mit voran,
Trabend in dem grauen Heereszug,
Und es war ein bayrischer Ulan,
Den er treu in seinem Sattel trug.

Wo sie trabten flarzte schwarze Eisen,
Und die langen gitterten im Mittagsglatz,
Feldwärts ritten sie durch dunkle Wälderschneisen,
Und die Tage waren ohne Raß.

Not in Nächten rauchten Biwafffeuer,
Schwarzer Thond hing fahl im Wolfenfaum.
Schweigend lag das Land und schwarz und unger
Und sie trabten feindwärts noch im Traum. heuer.

Kalt auf Noß und Reiter fiel der Tau.
Wenn sie kühlend in dem Vorfeld wachten,
Und sein weißes Fell ward langsam grau
Von dem Pulverdampf der zwanzig Schlachten.

Mander Trunk und leute Lappen Brot
Wurde heiderlich geteilt von Mann und Noß.
Tage kamen, voll von Blut und Tob.
Nur ein Häuflein blieb noch von dem Troß.

Dis auch dies vorn Feuerthum zerfoben,
Hoch aus Lüften brauste er heran.
Qualm sprang auf, und Scher und Splitter flogen.
Aus dem Sattel sank auch der Ulan.

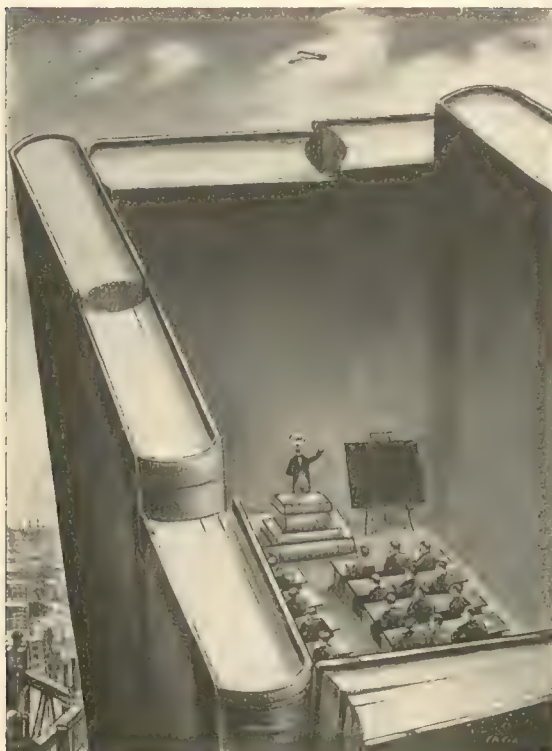
Tahre kamen, und die Tahre gingen.
Weiß ich, ob nach seinem toten Herrn,
Weiß ich, ob von den vergangnen Dingen
Ihm noch Trauer dunkelt in dem Augenfern?

Alle Tage schreiet er gelassen,
Einem ockergelben Wagen vorgespannt,
Durch die alten winkeiligen Gassen.
Nur der Botenhimmel wird er noch genannt.

Nachst. Kierger

Erinnerung an meine Schulzeit

(Ch. Girod)



Der Sieg der Persönlichkeit

Von Michael Soschtschenko

Wieder sieht sich der Verfasser genötigt, seine Leser um Verzeihung zu bitten. Denn wieder einmal ist ihm die Handlung seiner Geschichte nicht aktuell genug geraten. Sie berührt die Probleme des Tages sozusagen nur schwach.

Immerhin aber ist der Stoff recht eigenartig und auch recht lehrreich. Handelt es sich doch darum, daß der Schwache den Starken besiegt.

Kaum zu glauben, nicht wahr? Dann wie sollte ausgerechnet der Schwache solcherart sämtliche physikalischen und chemischen Grundgesetze umzustürzen vermögen? Auf welche Weise sollte er das geschafft haben? Durch List, Schlaueit, Tücke? ...

Nein, liebe Leute! Einzig und allein durch die Macht der Persönlichkeit. Nur durch sie hat er den Feind in die Knie gezwungen. Also, um endlich zu beginnen — zwei Menschen gerieten in Streit. Der eine, Genosse Filippow, war von Beruf Taucher. In diesem Beruf lassen sich Schwächlinge bekanntlich nicht verwenden, und dieser Filippow

war ein ganz besonders robuster Vertreter. Der andere dagegen war ein junger Arbeiterstudent und dementsprechend natürlich ein kleines, schwächliches Subjekt. Und auch nicht durch besondere Schönheit ausgezeichnet. Weiß der Teufel — aber er hatte immer so etwas auf der Schnauze. Pickel oder so ... Ich weiß nicht. Im übrigen war er ein Namensvetter unseres berühmten Romanschriftstellers Malaschkin.

Das also waren die beiden Gegner. Man muß nun sagen, daß es sich keineswegs um einen Klassenkampf handelte. Auch nicht um ideologische Gegensätze. Alles kam nur daher, weil sich die beiden, grob ausgedrückt, nicht dazu entschließen konnten, ein Mädel zu teilen. Man staune: im so-und-so-vielen Jahre der Revolution! Klingt schon fast wie eine Anekdote, nicht wahr?

Das betreffende Wesen hörte auf den Namen Schuratschka. Und war soweit ganz nett. Mönchen, Näschen — alles war da. Doch etwas besonders Überdiesiges ließ

sich an ihr beim besten Willen nicht entdecken.

Der Taucher nun, Genosse Filippow, hatte sich in sie verliebt. Verliebt! Im so-und-so-vielen Jahre der Revolution! Sie dagegen hatte sich Weibzart eine Zeitlang mit ihm geflirtet und sich dann auf die Seite der Intelligenz geschlagen. Nun ging sie mit Malaschkin. Vielleicht, weil er ihr gesprächiger erschien. Oder weil seine Fingerringe sauberer waren. Ich weiß nicht. Jedenfalls ließ sie den Taucher sitzen.

Der Student aber, wissen Sie, konnte seines Glückes nicht so richtig froh werden. Denn nun hatte er einen gar zu schrecklichen Feind auf dem Hals. Immerhin ließ er sich nichts anmerken. Ging hochgehobenen Hauptes umher und führte seine Madama fleißig aus.

Und der Taucher sucht ihn natürlich auf jede erdenkliche Weise zu reizen und herauszufordern. Belegt ihn mit verschiedenen gemeinen Namen. Knufft ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Knufft und spricht dazu: „Na, du, heraus zur Sereenade! Ich will dich singen lehren! Den Kopf wero' ich dir abdrehen, du Parasit!“

Selbstverständlich ließ sich der Student alles gefallen. Was blieb ihm auch schließlich übrig?

Eines schönen Tages nun war im Hofe des Hauses große Versammlung. Da waren die Hausverwaltung ... die Kontrollkommission ... Und fast sämtliche Hausbewohner. Auch der Taucher war anwesend. Plötzlich erscheint an der Seite seiner Schuratschka unser Kostja Malaschkin auf der Bildfläche. Kaum hat ihn der Taucher erblickt, als er sich umwendet und mit lauter Stimme sagt: „Hat die ganze Fresse voller Aussatz — aber Fräuleins werden dennoch spazierengeführt!“

Der Student geleitet seine Dame bis an ihre Haustür und kommt zurück.

Kommt zurück, tritt wortlos vor den Genossen Taucher und haut ihn ein in die Schnauze. Der Taucher ist natürlich im ersten Augenblick ganz verblüfft über diese Frechheit, ermannt sich dann aber rasch und haut nun — peng! — seinerseits eine dem Studenten. Der fällt — bauzi! — um. Der Taucher rasch zu ihm hin und — peng, peng! — auf den Bauch und andere wichtige Körperteile.

Nun, selbstverständlich sprang jetzt die Kontrollkommission hinzu und riß ihn zurück. Der Student wurde auf die Beine gestellt, tüchtig mit Schnee abgerieben und nach Hause geschickt.

Es war weiter nicht schlimm — er hatte sich bald erholt und ging abends hinaus, um ein wenig frische Luft zu schnappen. Ging hinaus, um Luft zu schnappen, und begegnete auf dem Rückwege dem Taucher. Und wieder trat er schnurstracks auf jenen zu, holt aus und klebt ihm eine an den Rüssel. Genau wie vorher.

Nur daß diesmal leider die Kontrollkommission nicht in der Nähe war, und Genosse Filippow, der Taucher, seinen Gegner daher ausgiebig und nach allen Regeln der Kunst verbacken konnte ... Man mußte das Studentlein auf eine Bahre legen und nach Hause tragen.

Ungefähr zwei Wochen vergehen. Der Student, wieder völlig gesund, steht auf und begibt sich zu einer Einwohnerversammlung.

Begibt sich zu einer Einwohnerversammlung und begegnet dort dem Taucher.

Der tut, als habe er den Studenten nicht gesehen. Der Student tritt jedoch dicht an ihn heran und haut ihm eine herunter.

Wieder kommt es zu einer bösen Szene. Der Student wird zu Boden geworfen, hin und her gedreht und an allen in Betracht kommenden Körperteilen geprügelt. Diesmal kommt er so weit, daß er sich Beinchen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er das Bett verlassen konnte.

Es wurde Frühling. Die Vögel begannen wieder zu singen. Unser Täu

Student saß nun täglich am offenen Fenster, um sich von den Folgen der letzten Schlacht zu erholen. Der Taucher jedoch, so oft er draußen vorüberging, wandte immer den Kopf ab, um ihn nicht sehen zu müssen. Und wenn sich dem Taucher irgend jemand ganz harmlos näherte, so pflegte er in äußerst heftiger Weise zusammenzufahren und den Hals einzuziehen, als erwarte er einen Schlag.

Nun, im Verlaufe der nächsten zwei Wochen schlug der Student den Taucher noch dreimal. Zweimal erhielt er's zurückgezahlt, wenn auch nicht so fühlbar und so reichlich wie vorher. Beim drittenmal aber streifte der Taucher. Er wischte sich nur mit der Hand das Maul ab und sprach: „Ich erkläre mich für besiegt. Ich bin durch Sie, werter Ganosso Melancholin, tatsächlich vollkommen bekehrt und sozusagen fingerzahn geworden. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

hier blickten die beiden einander zärtlich in die Augen und gingen dann auseinander.

Bald darauf hat sich der Student von seiner Schurotschka getrennt. Der Taucher aber ist abgereist, um im Schwarzen Meer nach dem „Black prince“ zu tauchen.

Damit war die Geschichte zu Ende . . . Tja, man kann sagen, was man will: es gibt Fälle, in denen rohe Gewalt vorragt. (Übersetzung von Herbert F. Schioldowsky)

Mozart und Beethoven im Stiflerssalon

Von Wilhelm Pieper

Hatte da der Zufall einen Schwups?

Ist die Bildung doch kein Lehrenwahn?

Siehe! im Stiflerssalon, aus Gips

Wolfgang Amadeus, Ludwig van,

Büßten auf Bonitätschen, links und rechts

Von dem mittleren, dem gödtsen Spiegel,

Küßten ob allen Bildern des Gierichs

Viel Angen, Scheren, Klammern, Striegel.

In den weißen Augen Zwigskeit,

Der — ist heiter, der — voll Eron und Trauer,

Spitzgezert der eine, widerfretzt

In dem Schopf der andere, doch von Zauer

Wines eben Bild ob dieser Stift

Manderlei Müß und Zauerwollen . . .

Tja, Herr Doktor, raten, wer das ist

Mit der finstern Miene, mit der hellen?

„Ain, der Zufall hatte keinen Schwups,

Und die Bildung ist ein rechter Dred,

Wenn sie auch nur den geringsten Gips

Nicht placiert nach einem wahren Jodel . .

„Wissen Sie, ich kausste diese Sachen

Mal auf einer großen Luftson.

Sehen Sie: der Dorficht hat nicht zu lachen,

Aber da, der Quitsierte, schon!“

Harmonie der Seelen

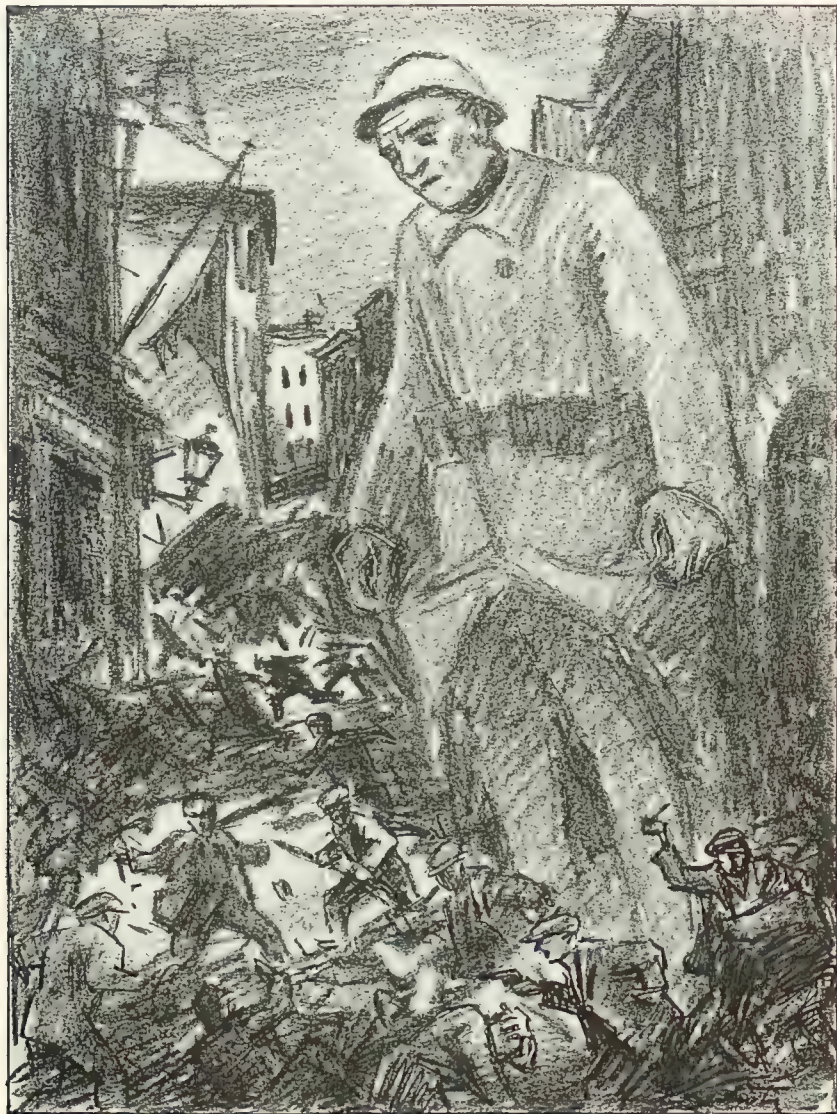
IR. Kriechsch



„Wenn man älter wird und anfängt, nicht mehr gefallsüchtig zu sein, hat man doch eigentlich viel mehr vom Leben, nicht wahr, Max?“ — „Na — wenigstens tut man so.“

Frankreichs Unbekannter Soldat

(Wilhelm Schultz)



„Wofür bin ich denn gestorben, wenn sich jetzt meine eigenen Landsleute in meinem Namen die Köpfe blutig schlagen?“

SIMPLICISSIMUS

Deutschland und Österreich

(E. Schilling)



„Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens
glorreicher Sommer . . .“

Kleines Abenteuer dreier Patriarchen

Von Dr. Owlglaß

„Wißt ihr eigentlich auch, auf was wir sitzen?“ fragt der alte Hirlinger seine beiden Freunde, die mit ihm die kleine Ruhebänk am Ufer teilen.

„Auf unseren drei mal vier Buchstaben, denk' ich“, erwidert der Staudacher und kichert in seinen eisgrauen Schnauzbart mit der breiten, braunen Schnupftabakrinne hinein.

„Fehlgeschossen — auf dem Aussterbetisch sitzen wir und dürfen zuschauen, wie die ändern lachen und lebfrisch im Wasser herumplanschen.“

„Und wie selbiges Wasser weiter lauft und immer weiter“, fügt nachdenklich der dicke Dorsch hinzu, den sie frozeln den Vampir nennen, nicht etwa, weil er ein Blutsauger wäre (ganz im Gegenteil: er zieht andere Flüssigkeit vor), sondern wegen seines Bauches, der hierzuland den anschaulichen Namen Wampe führt. Die drei Patriarchen sirmeln vor sich hin, während flüßigwärts, gegen die Schläue zu, das junge Volk sich tummelt und einen Spektakel dazu vollführt, als wäre das Leben eine ewige Kirchweih.

Ein Fußbad hat auch nichts schaden“, sagt jetzt der Hirlinger. „So bacheriwarm ist's und kein Mensch um den Weg, der einem eine üble Nachred“ anhängen könnt' sich. Kann leicht sein, daß er zieht die ledernen Pantoffeln aus und die Socken, stülpt die Waden hinauf, täpelt zum Ufer, läßt sich ätzend nieder und hängt seine mit Krampfadern sich marmorierten Waden ins Wasser.“

„Aaah, tut das wohl!“ „Geh her, Staudacher, wech deine eisgrünen Haxen nur auch ein bißel auf! Kann leicht sein, daß du deiner Alten einen um zehn Jahr' jüngeren Mann heimbringst. Das gab eine Wonne und Schmelkerel ab, Donnerwetter!“

„Umgekehrt wär' auch nicht blö“, lacht der andere. „Aber zuvor muß ich noch meine Wochenwasch“ abhalten. Versteht, Hirlinger?“

Natürlich versteht's der: denn er weiß ja, daß im Staudacherschen Ehevertrag ein eingeschriebenes Paragraf enthalten ist, der da lautet: Dem Ehemann ist der Gebrauch von Schnupftabak nur mit der Auflage gestattet, sämtliche infolge dieses Quälens Laaters vor sich zu haben und eigenhändig zu waschen und gut getrocknet an die Ehefrau abzuliefern. Also entwickelt der gewissenhafte Kontrahent das ihm gemäß geschwifene Wochenputz, zwei dunkelblaue Lappen, großmächtig wie Bettziechen, aus der Tasche und ein Stückchen Seife dazu, knie sich am Flußrand hin und reibt und tummelt und schwenkt sie, daß es eine Art hat. Aber wie er sie nun an einem Weidenast zum Trocknen aufhängen will, kommt ihm der Vampir in die Quere, dem's bei der prallen Hitze in seinem Speckpanzer immer ungemittlicher geworden ist.

„Weißt was, Staudacher“, sagt er. „Wenn der Hirlinger sich schon ein Fußbad leisten kann, warum soll' ich mir nicht ein Sitzbad vergummen? Bloß eben — keine Baden was hab' ich nicht. Ich hab' Kackat mir, wohl mit einer von deinen Naafsaafen ausheissen!“

„Nimm schon lieber gleich alle zwei, damit die Ehrbarkeit nicht zu Schaden kommt! Aber das sag' ich dir: frisch auswaschen müßt du sie nachherhand; meine Nas' versteht da keinen Spaß.“

Der Vampir ist vorerstanden, arbeitet sich ätzend aus seinen Zwiebelchalen heraus, umgürtet die Lenden mit der sinnvoll verknüpften Doppelkettlein und betritt vorsichtig tastend das fremdartige Element, bis es ihm an die Kniee reicht. Dann kauert er sich nieder, bespritzt erst die Brust, und nun läßt er die abrotzende Fülle seiner Leiblichkeit vollständig von den Wellen umkosen und blinzelt dabei schalkhaft zum Ufer hinüber, wo neben dem Hirlinger jetzt auch der Staudacher die nackten Füße ins Wasser baumeln läßt.

„Hockt er nicht drin wie die keusche Susanna im Bad?“ sagt der Hirlinger und stößt seinen Nachbarn in die Seite.

„Schon, schon ...“ Dann wären also wir die beiden alten Sünder, die von böser Lust entbrannt waren und ihr heimlich zugucken?“

„Verspürt keine Anfechtung, Staudacher?“

„Anfechtung? Daß ich nicht lach! Unser- eichens bleib noch die Handwerkskur- schen an!“

„Hast recht! Und wenn's doch einmal was speckiges ist, dann muß es zuoberst liegen in einer Schüssel voll Sauerkraut.“ Schmunzelnd hängen sie der appetitlichen Vorstellung nach und blicken dabei den Fluß hinauf, der vom Städtchen daherge- hasst kommt, vorüber an moosigen Ufer- mauern, an stillen Gärten, an Badehütten und Wäschestegen.

Was ist denn das? ... Der Hirlinger legt die Hand abblendend über die Augen und sieht schärfer zu. Ein unklares Etwas, nicht eben klein, ein metallisches Glanz auf dem Rücken, ist eben um die nächste Krümmung gebogen, dreht sich im Strudel ein paarmal um sich selbst und treibt jetzt gegen den dicken Dorsch zu, der immer noch genießlich in der Knie- beuge hockt und sich versipmelt am Buke kratzt.

„Das ist ja ...“ Wenn das kein Huchen ist, will ich Cyriax heißen!“ schreit der Hir- linge aufgeregt. „Der hat gewiß seine Pfundzwanzig Pfund! Allez fass, Vam- pir!“

Der Dorsch fährt zusammen, sieht nun auch das Unwesen, das gegen ihn anrückt, und schreit abwehrnd die Arme aus, wie der Prophet Jonas, als ihn der Wallfisch ein- lud, nur ganz ungeniert in seinem Inneren Platz zu nehmen. Aber schon rumpelt's ihm gegen den Brakats, er kriecht's zu fassen, hebt's in die Höhe und ruft nun, ordentlich erlöst: „Eine Bettflisch“, Hirlinger, eine Bettflisch!“

„Eine Bettflisch? Was hat denn die hier verloren?“

Der Vampir stapft breitpurig mit seiner Beute ans Ufer, und die drei würdigen Geisse beschaun sich das Wunder von allen Seiten und schütteln bedenklich die Köpfe dazu.

Einmal deutet der Staudacher wort- los flüßigwärt.

Wahrhaftig, schon wieder eine! Sie ist klein, hält sich näher am Rand und wirkt lustig und flink über die Kiesel hin. Ohne Besinnen rutscht der Staudacher die Böschung hinab, verlegt ihr den Weg und nimmt sie in Haft. Und nun halten sie ihm gegen den Brakats, er kriecht's zu fassen, hebt's in die Höhe und ruft nun, so weitergehen wird. Aber es bleibt bei der Duelle: um einen größeren Familien- oder Gesellschaftsausflug scheint es sich also doch nicht zu handeln.

„Wie soll man sich das jetzt ausdeuten?“ grübelt der Hirlinger. „Aschen kommen hier wild vor und Weißfische und demal ein Hecht oder auch ein Blöhhuhn: aber zier- nerne Bettflischen? Davon hab' ich all mein Lebtag nicht gesehen und gehört.“

„Das Ding ist ganz einfach, wenn man sich's nur richtig überlegt“, wirft der Staudacher ein, der es mit dem Rationalismus nicht einverstanden ist. „Schon geht der Sommer an, Neige, und der Herbst steht vor der Tür. Da hat eben eine Hausfrau oder Dienst- magd im Städtel vorsorglich nach dem Rechten gesehen und unten am Steg das Wintergerät mit Zinkkraut gefegt, und weil sie nicht gehörig aufgepaßt hat, ist es

ihr ins Wasser gepurzelt und auf und davon.“

„Nichts für ungut“, meint der Hirlinger. „aber du blät und bleibst die alte erz- nücklernde Brucke. Guck' dir doch die beiden Flaschen genauer an! Ist die größere nicht rund und üppig um und um also ohne Frage ein Frauenzimmer, wohingegen die kleinere schlank und glimpf ge- schaut wie ein keckes junges Mannsbild?“

„Dir hat die keusche Susanna von vorhin die Phantasie verdoberd“, grinst der Stau- dacher.

Aber unbeirrt fährt der Hirlinger fort: „Wenn die Tiere ihre Brunnzeit haben und die Pfaffen gewissermaßen ebenso, dann sollten sich die anderen Dinge auf der Welt und damit auch die Bettflaschen ausschließen? Wir sind bloß nicht pfliffig genug, um's zu erlernen.“ Als die beiden in der Zinkkrautlauge beisammen waren, wird der Flascherich schon gleich mit dem Scharwenzeln angefangen haben. Aber seine g'schämige Dultzine, wie die Damen nun einmal sind, hat ihn auf später vertrieben. Wenn es erst auf dem Steg beim Trocknen wären. Und dann ist sie heimlich über den Rand ins Wasser ge- rutscht und der Herr Galan nach dem ersten Schreck nix wie hinterher ... Oder nuckst's etwa nicht, Mann? ... Der hat sich inzwischen das Hemd und die Hosen übergezogen, die blauen Not- behelfe ausgewunden und in die Sonne ge- hängt und über den Rand ein erbitterter Kampf mit dem Kragenknöpfchen: da kann man nicht auch noch Glaubensbekent- nisse ablegen.

An seiner Statt antwortet der Staudacher: „Wir müßten eben beim Zingierö Böhn- lein auf den Busch klopfen, ob er nicht heimlich zühinterst in seiner Warkstatt einen Bißchen über den Rand ins Wasser hat. Dem Schlauberger ist alles zuzutragen. Wenn wir jetzt die Ausreißer in der Polizei- wache abliefern, können wir so bei ihm vorb.“

„Und zum Rappenkeller ist's von da auch immer weit, wo wir den Finderlohn ver- spargen können ... Kommt mit, Vam- pir!“

Der dicke Dorsch hat keine rechte Lust dazu: lieber bleibt er noch eine Weile in der Sonne sitzen. „Vergiß dein Heiratsgut nicht!“ neckt er den Staudacher.

Die Nachstörer erweisen sich als überaus einigstimmig. Nachstörer für die Findlinge. So bleibt den beiden Grauköpfen auf ihrem Heimweg die unnötige Aufzupferl erspart. Und wenn, dann sagen wir, Herrenzelle sind drin“, tröstet sich der Staudacher.

„Oder michejunge Schnupftabaksamlinge, das glauben sie unbesonnen“, schmunzelt der Hirlinger.

Das ungewohnte Bad hat den Dorsch müde gemacht, und das Abenteuer mit den Bett- flischen hat ihn mehr aufgeregt, als er sich selber zugibt.

„Was ist das wieder für ein Geschwätz- werk gewesen!“ brummt er vor sich hin, bis er bald hoch alt alimählich, der Hir- linge.“

Und weil die Sonne gar so hell herunter- sticht, duselet er ein und duselet so fort, bis die Glocke zu Mitternacht da fährt er auf und weil erst nicht recht, wo aus und an; ganz dümmelgalt's ihm im Kopf. Und auch die Füße wollen nicht so, wie er's meinte. Aber nach und nach rammt er doch wieder in Gang und schlurft dem Städtchen zu und gelangt auch in die kleine Gasse mit den bunten Vorgärten, wo er dahelme ist. Weil sein Huch nicht finden, um alles in der Welt nicht. Er irrt die ganze Reihe hinauf und wieder herunter und endet schließlich an irgend- einem Glockenstrang und will fragen, wo er, der Dorsch, denn eigentlich wohne. Wenn er bloß den Satz herauskriegt! Aber schwer wie Blei ist die Zunge, und die Silben zwirbeln's ihm nur so durch- einander.

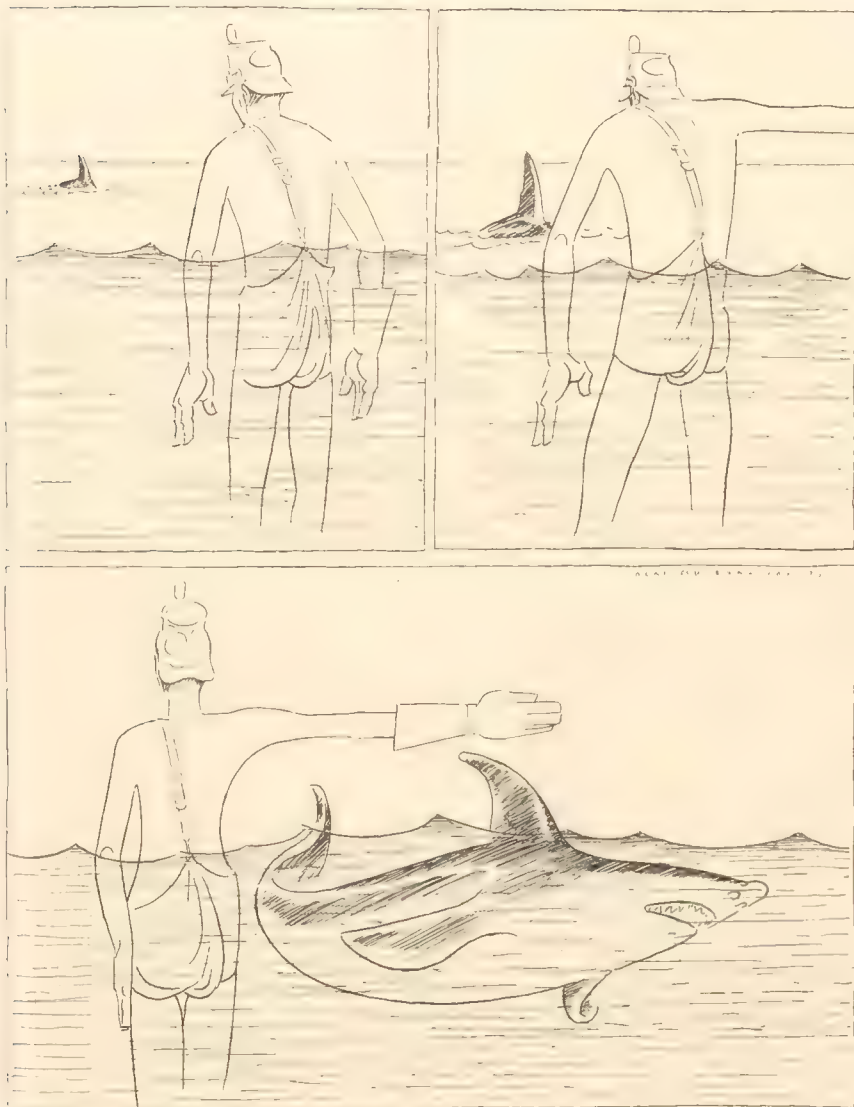
Grad gut trifft es sich, daß die Nachbarin sich nicht irrt, wieviel sie beim Dorsch schlagen hat. Sie führt ihn behutsam in seine Stube, hilft dem schweren Mann ins Bett, legt ihm ein nasses Tuch auf die Stirn und rennt dann Hals über Kopf zum Doktor.



(W. Schütz)

Des Verkehrsschutzmanns Urlaub an der Riviera

(Olaf Gulbranson)



Im Völkerkunde-Museum

(Karl Arnold)



„Ick weeb nich, ick weeb nich, Fredi — diese Südseeburschen haben dir deine künstlerische Eigenart schon vor Christi Jeburt jestohlen!“

Dies ist die Zeit, da ich gedente gern,
Die wir einst Aehren suchten auf dem Feld.
Schwer schwankten Füßlein, aber naß und fern
Lach waren Garben gleichig aufgeleitet.

Die Sonne brannte, und der Wald stand stumm,
Und langsam wuchs der runde Aehrentraug.
Der kalte Spiel, der Hummeln Kuselgebrumm
Verführten heut' um nicht zu wildem Saug.

Wir häuften uns und klappten treulich fort,
Fest in die Stoppeln trat der nackte Fuß.
Aufblühend mandelmal saugten wir ein Wort
Und winkten fern den Eltern frohen Gruß.

Die Sonne tauchte in den Buchenwald.
Zeit kam der Abendruf uns zugewandt,
Gehet dem jungen Aehrenreifer halt.
Fromm sprachen wir des Aves Lobgebet.

Wir hoben auf des langen Tags Gewinn
Und fügten Strauß an Strauß zu schwerem Bund.
Müßig gehet wir mit, doch mit stolzem Sinn,
Und frohe Lieder jauchzte unser Mund.

Notschrei eines gesetzten Mannes

Von Hans Seiffert

Es ist meine Art nicht, eine breitere Öffentlichkeit mit Dingen, die mich allein angehen, zu beunruhigen. Ich bin ein gewisser Schriftsteller noch Dichter, dem solches von Berufs oder Berufens wegen allenfalls anstünde. Meinem stark entwickelten Gefühl für persönliche Würde, meiner norddeutschen Korrektheit in allen Lebensdingen widerstrebt es vielmehr, Schwächen und Seltenskeiten meines Innern zu enthüllen. Dennoch muß ich meine Grundstätze verleugnen, da mir keine andere Wahl mehr bleibt und ich durch dieses freimütige Bekenntnis allein noch Rat und Hilfe von denen erhoffe, die es lesen werden. Denken Sie deshalb nicht schlecht von mir! Ich bin, wie ich bereits andeutete, Norddeutscher und stehe im fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Meine Lebensumstände sind die denkbar besten. Ich bin glücklich verheiratet und habe drei heranwachsende Kinder. Durch Fleiß und überragende Tüchtigkeit — ohne Überhebung darf ich das von mir sagen, denn ich gebe damit nur das allgemeine Urteil wieder — habe ich in verhältnismäßig jungen Jahren schon eine bedeutende Stellung in einem weltbekannten Industrieunternehmen errungen: man schätzt meine Fähigkeiten und bezahlt sie entsprechend; trotz der strengen Anforderungen, die ich zu stellen gewohnt bin, trotz meiner peinlichen Genauigkeit, die ich, ich weiß es wohl, mitunter bis zur Pedanterie steigert, verehren und lieben mich meine Untergebenen. Alle Welt sieht in mir den Inbegriff eines gesetzten Mannes in glänzender Position, den Inbegriff eines seiner selbst völlig sicheren, gereiften, würdigen, vernünftigen Mannes. Und doch befinden sich alle im Irrtum! In mir steckt das Kind, das ich ehedem war! Nicht das Kind in jedem Manne, von dem Nietzsche sagt, es wolle zuweilen spielen. Auch nicht der übliche Schuß Jungenshaftigkeit, dieses 3-Stufen-auf-einmal, wenn man unbeobachtet die Treppe hinaufsteigt, nicht das Männerchen-auf-Löschblätter-Malen. Vor dem ersten bewahrt mich meine Würde und das Herz, das solcher Anstrengung doch nicht ganz mehr gewachsen sein dürfte; das zweite verbietet mein Sinn für Ordnung und Sauberkeit. Mein Kindesinn sitzt tiefer und äußert sich auf andere Weise. Mitten in wichtigen geschäftlichen Gesprächen faßt mich plötzlich ein Verwundern, beinahe ein Erschrecken, daß diese gesetzten Männer mich als Erwachsenen behandeln, ernsthaft, voller Hochachtung mit mir sprechen, mich sogar mit Sie anreden! Tage kommen, an denen ich ganz stark und lähmend die Kinderangst vor dem Schutzmann, dem Parkwächter empfinde: schau, mit schlechtem Gewissen drücke ich mich dann in diesen Höfen der öffentlichen, von mir nie übertretenen Ordnung vorbei. Dreißig Jahre Erwachsenen-dasein sind ausgelacht: ich bin ein unsicheres, ängstliches Kind. Sie werden sagen, das seien Erinnerungen, belanglose Fluchtszenen aus der Seele in eine Kindervergangenheit. Mag sein, daß Sie recht haben, obwohl ich nicht begreife, was meine Seele an einer Kinderwelt voll kleinlicher Ängste vor Erwachsenen und Schutzleuten Verlockendes finden könnte, daß sie ihre bzw. meine gesicherte und hochgeschätzte gesellschaftliche Stellung dafür aufgibt. Doch die Seele ist ja etwas Unberechenbares, der Würde und vernünftigen Folgerichtigkeit meist Ermangelnd-

des —: Psyche, Schmetterling, wenn ich nicht irre, nannten wohl deshalb die Griechen dieses seltsame Wesen. Bedenklicher aber scheint mir, daß auch mein Körper, dieser aufrecht und straff gehaltene, gepflegte und stets korrekt gekleidete Körper mich im Stich läßt und in die Kinderzeit flieht. Wenn ich morgens die Treppe hinuntergehe, um ins Geschäft zu fahren, überfällt mich oft siedendheiß das Gefühl: Um Gottes willen, du hast deinen Schulranzen vergessen! Ich spüre es körperlich: ich vermisse das leichte Ge-

wicht auf dem Rücken, den Zug der Riemen, das Klappern von Lineal und Schieferkasten — es fehlt mir etwas. Und mein Chauffeur, der mich dann unten am geöffneten Wagenschlag begrüßt, sieht hoffentlich nie im Auge seines Chefs den verlegenen schuldbewußten Blick des Knaben, der seinen Schulranzen vergaß! Was aber kann ich tun, um dieses Kind in mir zu überwinden und die mir gemäße innere Erwachsenenfestigkeit wiederzuerlangen? Was raten Sie mir?

Ordnung muß sein

(R. Knecht)



„Wir müssen sparen, Minna! Vom Ersten ab kann ich Ihnen nicht mehr dreißig Mark, sondern nur noch fünfundzwanzig schuldig bleiben.“

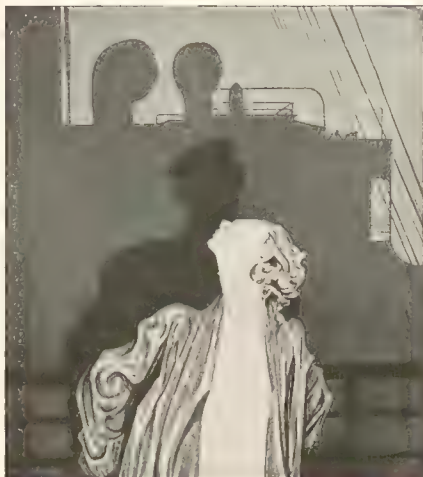
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich am Bord aus, und kennt sich auch sehr In der exquisten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frühen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rückständigen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungen Worten eines einfachen Matrosen Subiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskraft.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -30, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

„Ich hatte Angst ...“

/ Von Wolfgang Federau

Lukas saß auf dem Führersitz, am Steuer, und das war ein angenehmes, ein beruhigendes Gefühl. Gerhard neben ihm verstand wenig oder nichts von einem Auto, er wußte weder, wann man den zweiten oder dritten Gang einschaltete, noch wann man Gas geben mußte, wie man den Bestand an Öl und Benzin nachprüfte und wo sich die Bremse befand. Aber gefühlsmäßig begriff er, daß er mit Lukas am Steuer in guter Hut war, daß er mit seinem Wagen so innig verwachsen war wie ein Reiter mit seinem Gaul. Deshalb beneidete er Gerhard auch nicht, daß sie mit achtzig und bald mit neunzig Kilometern über die Straße brausten. Er trägt die Verantwortung, dachte er, und mit leiser Bewunderung musterte er ab und an von der Seite das Gesicht seines Kameraden. Dieses junge und dennoch so ernste, so hehr, mächtige Gesicht. Er weiß immer und in jedem Augenblick, was er zu tun hat, dachte er weiter. Er wird uns gut und sicher nach Hause bringen.

Gerhard sang. Alle Wanderlieder, die ihm einfelen aus früheren Jahren, sang er. Nicht sehr schön, nicht einmal sehr richtig. Aber laut und beinahe mit Inbrunst. Früher, da war er mit einem paar guten Gesellen so manches liebe Mal durch die Welt gezogen, den Rucksack auf dem Rücken, und sie hatten sich die Zeit mit Singen vertrieben. Es war schön und ein bißchen mühselig gewesen, und an schwülen heißen Tagen war es eine staubige, Durst machende Angelegenheit. Jetzt saß man im Auto, und rechts und links von einem waren die jungen Burschen, die stumm oder leise dazugeredeten. Eben waren sie noch vor ihm, aber schon hatte man sie eingeholt, sie huschten vorbei wie Schatten, blieben weit zurück, die Ferne schluckte sie ein. Man selbst aber, wie gesagt, saß im Auto, und wenn es einem auch nicht gehörte, als Eigentum, so hatte man es doch herrlich weit gebracht. Hundert Kilometer? Zweihundert? Was bedeutet das für so einen Wagen? Nichts, weniger als nichts, die schafft er, ohne viel davon her zu machen. Solch ein Wagen, der ist an andere Strecken gewöhnt, und wer in ihm sitzt, der darf wohl froh und guter Laune sein. Der darf singen —

es strengt nicht an, wenn man vorwärts kommt, ohne auch nur den Fuß heben zu müssen.

Dann, und nach ziemlich langer Zeit, hörte Gerhard mit dem Singen auf. Aber natürlich nicht, weil er zu Ende war mit seiner guten Stimmung. Beileibe nicht. Nur ... er mußte jetzt wieder an das Erlebnis denken in der Stadt, die sie eben verlassen hatten. In dieser großen und fremden Stadt.

Das Erlebnis hieß Isa, und das ist ein seltener, wohlklingender Name. Ein Name, den Gerhard nie vormem gehört hatte. Jetzt aber und seit gestern war er ihm sehr vertraut. Und jetzt wußte er auch, daß dies ein Name war, der nicht nur schön klang, sondern auch dazu verleitete, ihn sanft und zärtlich und mit warmer, überredender Stimme auszusprechen.

Gerhard dachte an das Mädchen, das Isa hieß, und deshalb hatte er mit dem Singen aufhören müssen. Wer an jemanden denkt, der hat nicht Lust zu singen. Er sah sie vor sich, wie er sie gestern gesehen hatte, und er lächelte. Jedem Mann, der Isa sah, mußte es warm ums Herz werden, eigentlich. Nicht weil sie eine Schönheit war. Schönheit zwingt zur Bewunderung, sie kann ergreifen und erschüttern, aber jene bestimmte Wärme im Herzen, die wird nicht von dem Anblick einer Schönheit hervorgerufen. Dennoch war natürlich Isa — wer wollte das bezweifeln — vollkommen in ihrer Art. Rank und biegsam, gar nicht knochig, aber mit den schlanken Hüften, die man sich denken mochte. Mit einem wundervollen leichten, gelockerten Gang über die graue Erde dahinzuziehend wie ein edler Renner. Die sanft gebräunte Haut ihrer nackten Arme, ihres schönen Halses, der Schultern, die durch das Blau der gehäkelten, durchbrochenen Bluse hindurchschimmerten, atmete Jugend, Sauberkeit und Frische. Ein klein bißchen hochmütig war ihr rassistes Gesicht, gerade so, wie man es liebt an einem Mädchenanzicht, aber wie weich und samt in ihre Lippen werden konnten, das hatte er, Gerhard, heute morgen gespürt. Als sie ihn zum Abschied lachend und ein bißchen verspielt und auch wohl ein wenig traurig küßte.

Es war ein unverbindlicher Kuß. Der Abschluß

eines kleinen Erlebnisses, eines flüchtigen Abenteuers in einer großen und fremden Stadt. Er würde dieses Mädchen wohl nie mehr wieder sehen. Und gewiß war das gut so. Solchen Abenteuern soll man nicht allzuviel Wert beilegen. Man soll ihnen nicht Ewigkeit und Dauer wünschen. Isa ... ein Mädchen wie eine Blume, und wie eine Blume, die am Wege stand, hatte er sie gepflückt, sich ihres Duftes, ihrer Schöne erfreut. Nun versank sie, irgendwo dahinten, wie die Landschaft, wie die Menschen, an denen man vorüberzog. Und nur eine leise Erinnerung blieb im Herzen, und die würde bewirken, daß man an jene Stadt, da hinten fortan nur mit angenehmen und freundlichen Empfindungen denken würde. Man näherte sich einem kleinen Nest, das am Wege lag. Dessen Bewohner kamen behäbig, schlendernd, langsam von ihrem sonntäglichen Spaziergang zurück; denn es wurde nun bald Abend, und die Sonne stand schon schräg. Sie waren müde von Luft und Licht und Sonne, sie sehnten sich nach Hause, nach dem Bett oder auch nach einem guten, warmen Hapen.

Lukas maßigte die Geschwindigkeit seines Wagens. Jetzt waren es sechzig, jetzt nur noch fünfzig Kilometer. Gerhard betrachtete die Spitzengänge, die da in Gruppen an der Seite der geteerten Fahrbahn dahinschlenderten. Gerade versuchte er sich vorzustellen, wie diese Menschen wohl leben mochten, so abgeschieden von der großen Welt, da sah er, wie plötzlich, ganz unvermutet, ein Mädchen — nicht älter als sieben, acht Jahre, ein reizender Blondkopf — sich aus einer Gruppe von Erwachsenen löste und über den Fahrdamm lief. Fünf Schritte, vielleicht acht. Jetzt war sie ganz nah. Jetzt erkannte sie die furchtbare Gefahr, und Schreck verzerrte ihr Gesichtchen. „Lieber Gott“, durchfuhr es Gerhard. Und eine ungeheure Angst, driff nach seinem Herzen. Aber „festhalten!“ schrie im selben Augenblick Lukas, und instinktiv stemmte Gerhard Kniee und Arme gegen das Schaltbrett.

Der Wagen machte einen Sprung, so schlen es zur Seite. Es gab ein quietschendes Geräusch. Einen furchtbaren Ruck, der gewiß Gerhards



„Mensch, zieh'n Se den Bauch in! Se spekulier'n woll uf 'n neutet Jackett von meine Versicherung?“

Der Boykott / Von German Gerhold

Der Fremde verließ den Zug und blickte sich um. Der Platz vor dem Bahnhof Cranbury-Arkansas war wie tausende in der Welt: Taxies, Tramways, einige gärtnerische Anlagen mit alten Bäumen. Er war froh, nach der langen Fahrt wieder ausschreiten zu können, und schlug den Weg durch die Anlagen ein. Plötzlich stutzte er. Auf einer Bank saß ein älterer, vierschritziger Mann, der eingenickt war. Oder war er ohnmächtig? Jedenfalls lag sein Kopf mit geschlossenen Augen seitwärts auf der Lehne, während eine Brieftasche auf seinen Knien lag, die offenherzig gegen tausend Dollar in Noten zeigte. Sie mochte eben den Fingern des Mannes entglitten sein, die mit ziemlich protzigen Ringen geschmückt waren. In der Westentasche konnte man zudem deutlich eine schwere, goldene Uhr funkeln sehen. Der Fremde verharrte und griff nachdenklich an sein Kinn. Er warf einen Blick in die Runde, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Einige Schritte ging er weiter, aber sichtlich konnte er sich nicht dazu entschließen, den Mann auf der Bank einfach seinem Schicksal zu überlassen.

Schließlich trat er etwas näher hinzu und beugte sich vor. Tot war der Mann jedenfalls nicht, denn er atmete hörbar. Einen Augenblick überlegte der Fremde noch, dann packte er entschlossen den Arm des Schlafenden. „He, Sie!“ rief er energisch. „Wachen Sie auf!“ Da der Mann nicht reagierte, schüttelte er ihn aus Leibeskräften.

Waage

„All meine Liebe trag ich zu Haus, Habe um Habe (schick ich darauf, sich die Schale sich neigen und sinken. — Da grüßt mich dem Lächeln und heimliches Winken, läßt hoch hinauf mit leiser Leberben die reißelnde Schale schweben, (entz die andere tief zum Grunde. Eine Stunde mit ihr erleben — wiegt alles auf.“

Die Wirkung war erstaunlich gering. Der Mann knurrte etwas und schlief wieder. Entweder ist dieser Mann sinnlos betrunken, dachte der Fremde, oder —! Wurde er am Ende betäubt —? Konnte es nicht sein, daß durch sein Näherkommen ein Verbrechen im letzten Moment vereitelt wurde?

Unwillkürlich lächelte er bei dieser Vorstellung, daß er und ausgerechnet in Cranbury ein Verbrechen verhindert haben sollte.

Gleich darauf allerdings fand der Fremde seine Lage höchst ungemütlich. Konnte er nicht selbst jede Sekunde in Verdacht geraten —? Gerade er in dieser Stadt —? Dieser Gedanke schien ihm furchtbar.

Entschlossen, die Situation um jeden Preis zu beenden, begann er laut um Hilfe zu rufen.

Da lösten sich aus dem Schatten der dicken Baumstämme ein paar Gestalten. Wie aus dem Erdboden gewachsen standen ein paar riesige Konstabler neben ihm und hielten ihm den Mund zu.

„Halten Sie's Maul, zum Teufel!“, brummte der eine von ihnen, während der andere fluchte: „Warum zum Henker stellen Sie das Zeug hier nicht, wenn's Ihnen vor der Nase herumliegt!“

„Oh, excuse me“, erwiderte der Fremde verdutzt. „Ich hatte als Ehrenmann nicht die Absicht...“

„Jedenfalls haben Sie nichts hier herumzubrüllen!“ herrschte ihn eine dritte Stimme an, und zu seinem Staunen gewahrte er, daß es der Mann von der Bank war, der so sprach. „Den halben Rockärmel haben Sie mir ausgerissen. Sie Rindvieh!“ fluchte der Mann weiter. „Die reinste Sachbeschädigung!“

„Aber ich bitte Sie...“ wollte der Fremde aufbegehren.

„Maul halten!“ entschied der eine der Konstabler und zündete sich verdrießlich eine Zigarette an. Dem Fremden aber ging nun die Geduld aus. „Seld Ihr denn des Teufels?“ brüllte er. „Auf der Stelle laßt Ihr mich meiner Wege gehen — oder...!“ Er sprang zurück und zückte einen Revolver.

Eine Sekunde lang betrachteten die drei ernst und nachdenklich die Waffe. Ein geschickter Schlag des einen der Polizisten beförderte sie auf die Erde. Er hob sie auf, betrachtete sie und schob sie in die Tasche.

Nachdem alle sich nochmals einen nachdenklichen Blick zugeworfen hatten, meinte der Mann von der Bank mit einem Achselzucken: „Nothing. Vielleicht Bedrohung, oder Widerstand gegen die Staatsgewalt. Wir werden ihn jedenfalls mitnehmen.“

Ohne seine Proteste weiter zu beachten, wurde der Fremde in die Mitte genommen und vor den Polizeichef geführt, wo der Mann von der Bank erklärte: „Ich war im Park ein wenig eingeschlafen. Dieser Mann trat, ohne dazu aufgefordert zu sein, an mich heran und ruinierte meinen Anzug, wobei er einen ruhestörenden Lärm verursachte. Als die beiden Konstabler ihn auf die Ungehörigkeit seines Benehmens hinwiesen, griff er zu einer geladenen Waffe und bedrohte uns. Hier ist die Waffe.“

Der Polizeichef kreuzte die Arme und wiegte nachdenklich den Kopf. Sehr begeistert schien er von der Sache nicht zu sein.

„Lassen Sie mich endlich zu Worte kommen, Mister Pinewood!“ forderte der Fremde energisch.

Der Polizeichef sah auf. „Sie kennen mich?“

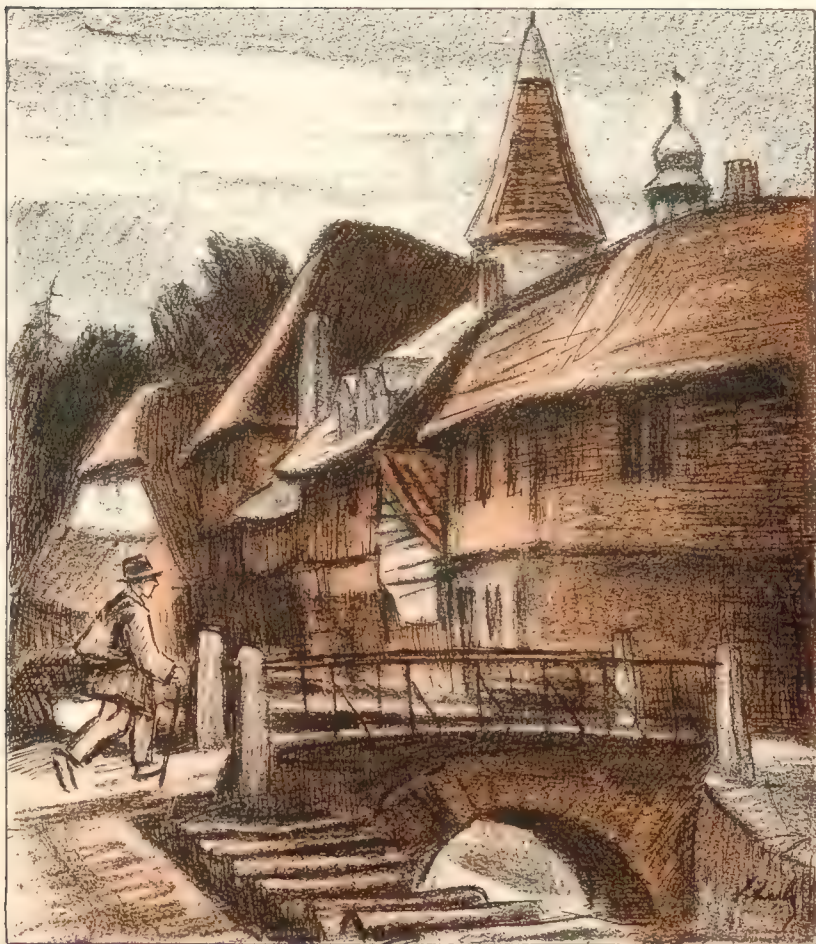
„Allerdings“, bestätigte der Fremde. „Wenigstens dem Namen nach. Ich bin James Trushwine, Professor am Soziologischen Institut in Pittsburgh. Ich kam hierher, um die außerordentlich niedrige Kriminalität dieser Stadt zu studieren.“

Pinewood kratzte sich den Kopf und schickte die Beamten hinaus. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen, Mr. Trushwine“, sagte

(Schluß auf Seite 226)

Die Heimat

(Wilhelm Schulz)



Ob unter stolzen Palmen
Viel Prunkpaläste stehn —
Wer fremd da lang muß weilen,
Möcht' einmal heimwärts gehn.

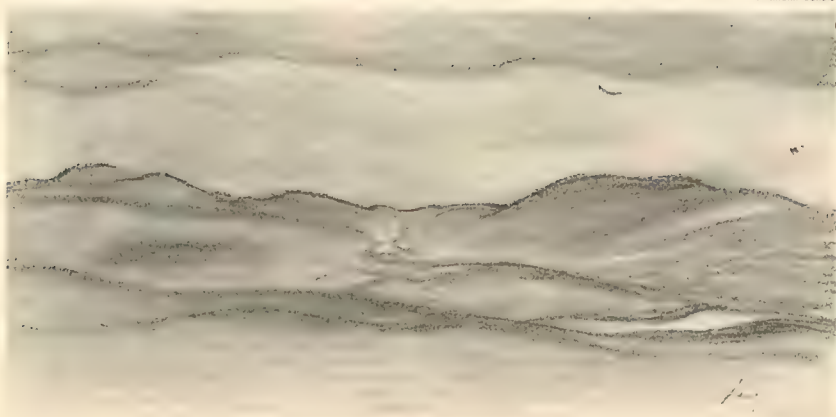
Und sollt' er auch sich laufen
Dabei die Füße wund —
Er ruht nicht, bis sein Städtchen
Er wieder sieht im Grund.

Nach wenn da längst kein Herze
Ihm mehr entgegenschlägt:
Geht er die alten Gassen,
Fühlt er sich froh bewegt.

Und ist auch noch so dürftig
Zur Nacht das Kämmerlein,
Doll kommt vom hohen Turme
Der Glockenschlag herein.

Wie in der Kindheit Tagen
Bringt der ihn bald zur Ruh —
Als hätten Mutterhände
Bedeckt ihn sorgsam zu.

Wilhelm Schulz



Tödlige Rückkehr

Als er bei seiner Heimkehr vom weiten Blüten- und Waldparadies in die Stadt hineinfuhr, die sich vor ihm aufstaut, begab sich ein Schrecknis an ihm, das sich nie wieder gutmachen ließ:

Es war ihm auf einmal, als senkte man ihn in sein Grab. Der Himmel rückte zusammen, je mehr es ins Tiefe ging. Zuletzt war es nur noch ein blaßblauer Streifen, der über ihm hing. Die Wände wuchsen steil in die Höhe beim eigenen Wiedergehn. Bäume am Rand waren nur noch mit ihren Stämmen zu sehen. Lärm, der aus Straßen und Häusern herausklang, hörte sich an wie das Herunterrutschen von Erde und Steinen.

Ein Wind kam schnell noch herbeigeläufen, begann um den Verlorenen zu weinen und brachte die letzten Grüße von Garten, Weiher und Tann und befreundeten blühenden Rainen.

Karl Martin Schiller

Der Boykott

(Schluß von Seite 224)

er dann. „Nehmen Sie Platz.“ Er bot Zigarren an und stellte eine Flasche Whisky auf den Tisch.

Trushwine bediente sich und schlug die Beine übereinander. „Lassen wir diese Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen. Pinewood. Sagen Sie mir zuvor, wie haben Sie es möglich gemacht, daß Cranbury den moralischen Rekord in den Staaten aufstellen konnte?“

Pinewood stieß zischend den Rauch aus und goß ein großes Glas Whisky auf einen Zug hinunter.

„Der Teufel hole diesen Rekord, Trushwine“, meinte er dann grimmig. „Unter uns. Ich will Ihnen reinen Wein einschenken: Diese verdammten Gangsters boykottieren mich. Das ist das Ganze.“

Trushwine setzte das erhobene Glas wieder ab und sah verblüfft auf. „Ja wie? Soll das etwa heißen, daß die Verbrecher von sich aus nichts mehr anstellen?“

„Genau das“, bestätigte der Polizeichef resigniert. „Mehr als das: Sie sperren jeden ein, der nur riskiert, das Geringste anzustellen.“

„Das ist toll“, meinte Trushwine betroffen. „Ja, ist denn Samuel Mamlock, dieser gerissene Bandenführer, nicht mehr in dieser Stadt?“

„Und ob!“ ächzte Pinewood. „Er zieht auf der Straße den Hut vor mir bis zur Erde. Und Sonntags hockt das Schweln mit seiner ganzen Bande in der Baptistenkirche. Niemand singt dort lauter als Samuel Mamlock und seine Leute.“

„Hm. Aber da könnten Sie doch eigentlich helfend sein.“

Pinewood hieb auf den Tisch. „Den Teufel kann ich!“ brauste er auf. „Sie wissen eben nicht. Trushwine, daß unser Stadtoberhaupt Baptist und ein Gelzkragen ist und sämtliche Stadträte ebenso knickrig wie bigott fromm sind! Dreiviertel der Polizei ist bereits abgebaut! Keiner von uns weiß, ob er am nächsten Morgen noch eine Existenz hat! Das ist die Sache!“

Trushwine piffte durch die Zähne. Nachdem er einen Schluck genommen, erinnerte er an die Sache mit der Bank.

Pinewood zuckte die Achseln. „Die Leute helfen sich, wie's geht“, knurrte er. „Sie stellen eben Fallen und so. Letzte Nacht

haben einige meiner Leute — ohne mein Wissen natürlich — einen Einbruch verübt! Stellen Sie sich vor, Trushwine, wenn diese verdammten Gangsters meine Konstabler erwischte hätten! Aber was kann ich tun? Die Leute sind verzweifelt! Es geht um die Existenz, und da greifen sie zu jedem Mittel. Verstehen Sie?“

Trushwine nickte nachdenklich und lächelte vor sich hin. „Ja, wenn es um die Existenz geht —“

Lieber Simplissimus!

Als der „Brenners Kounz“ 1871 vom Feld zurückkam, war er fünfundzwanzig Jahre alt und heiratete seine frühere Dienstherrin, die Bäuerin M. in N. bei Nürnberg, die achtundfünfzig Jahre alt war, in der stillen Hoffnung, bald eine Junge auf den Hof zu bekommen. Als die Bäuerin ihr Ende herannahen fühlte, sagte sie zum Kounz: „Kounz, i muß sterben.“ — „Ditzt dank i der a nimmer drum“, sagte der: denn die Bäuerin war inzwischen zwei- unddreißig Jahre älter geworden und der Kounz auch.



„Wach auf, Alte! In ara halb'n Stund' geht insa Zuag!“ — „Wos? Und i hob' so schö' träumt, mir waar'n dahoam!“

Der Satz

Von

Edmund Hoehne

Ein arbeitsloser Tramp hockte auf dem Dach eines amerikanischen Schnellzugs und murmelte drei Worte nach, die vor ihm hingen: „Die Welt blüht . . .“, da schlug ihm ein eisernes Stück Gestänge, ein hartes Komma, durch die Hirnschale hindurch den Satz ab, und der Rest flatterte durch die offene Decke ungedacht in den Himmel der Wolken.

Ein Jahr später fiel Regen in ein Wüstengebüsch Abessinien; dort schliefen erschöpfte Italiener im klebrigen Kalkschlamm nach einem Elmarach. Und ein blutjunger Leutnant aus Grafengeschlecht erwachte von einem Tropfen, der ihm über die Stirn

rann, und fand hinter ihr zu seinem Erstaunen die Worte: „ . . . allein durch Arbeit und Frieden . . .“ Er grübelte eine Weile über die verbumlose Folge nach, wußte nichts mit ihr anzufangen und schlief wieder ein. Der Tropfen fiel zur Erde. Er sank und geriet in eine unterirdische Ader. Die Ader stieß eine Quelle hoch. Die Quelle gebar einen Bach, der lief in ein Flößchen. Ein Wadi endlich trug den Tropfen ins Meer.

Lange, lange danach schlug eine Welle des Ozeans auf die Kaismauer von Shanghai. Der Schaum spritzte auf die schwielige Hand eines chinesischen Studenten, der hier als Hafenkuli sein Brot und seine Kollegelder verdienen wachte. Er stellte fest, daß in seiner Seele erklang: „ . . . zum Himmel Gottes heran . . .“, lauschte lange und sagte traurig zum Freund: „Ich bin müde, überarbeitet. Mein Kopf kann nichts

mehr erfassen: er reiht Laute ohne Sinn nebeneinander. Der Staub der Schuppen geriet zwischen seine zarten Räder.“

Wer schmiedet den Satz aus Amerika über Afrika bis Asien zusammen? „Die Welt blüht allein durch Arbeit und Frieden zum Himmel Gottes heran!“

Schwäbisches

In meinem Heimatdorf bekommt jeder, sei es Infolge irgendeiner besonders auffallenden Eigenart oder durch eine Dummheit, die er begangen, einen Spitznamen, der ihm dann fürs ganze Leben anhaftet. Bis vor kurzem wußte ich nur einen, der davon verschont geblieben war. Aber eines Tages saß er in der Wirtschaft und rühmte sich: „I bin dr oinzig, der kein Spitzname hot!“ — Von dem Tag ab hieß man ihn allgemein: „Dr Oinzig!“.

Das nächste Heft erscheint als Sondernummer:

XI. Olympiade Berlin 1936

Im „Weißen Rößl“ am Wolfgangsee — — —

(E. Thöny)



„Als dann, wie lang ham mir uns iatz nimmer g'sehng?!“ —
„Is wurscht, alter Spezi: iatz sehng ma uns wieda!“

SIMPLICISSIMUS

(Wilhelm S.)



Aus Nord und West, aus Ost und Süd
tritt auf den Plan die junge Schar.
Die Glocke, oh, wie klingt sie klar!
Und seht doch, wie die Flamme glüht!

Young people come from north and west, from
east and south. Listening how clearly the bell
peals and how the flame glows! The old tale is
true that the whole world is assembled all friends
and everyone tries to do their best.

Arrivée de toutes les régions la jeunesse appa-
rait. Ecoutez comme la cloche sonne pure! Voyez
comme la flamme brûle. Ici se confirme le vieux
conte que tout le monde s'assemblerait, personne ne
garde rancune et chacun offre le meilleur de soi.

Hier wird sie wahr, die alte Mär:
daß alle Welt zusammenkam.
Und keiner ist dem andern gram.
Und jeder gibt sein Bestes her.

Dal nord all'ovest, dall'est al sud, entra la falange
giovane nel campo. Sentite come la campana
suona chiaro e vedete come la fiamma divampa.
Ecco, diventa vera la vecchia fiaba... che tutto
il mondo si riunisce e nessuno è nemico all'altro,
ma ognuno dà il suo meglio.



Die olympische Glocke spricht

Nun vom hohen Gefühle überm olympischen Feld
grüß' ich zu freitbarem Spiele festlich die Jugend der Welt.
Meine verpflichtende Stunde ruft sie zu männlichem Gang.
Aus meinem mahnenden Munde
tönt in die schweigende Runde
weithin mein erguter Befang.

Heimische Wogen und Käste, heimischer Rasen und Sand
strafften ihr Kniebug und Hüfte, kühlten ihr Schenkel und Hand.
Mut, der sie mächtig entflammte, Stolz, der sie rauhshaft ergaß,
alles, woraus sie entflammte,
immer das Volk, das gesamte,
lud ich in ihr mir zu Gaß.

Sie, die sonst Dunkel und Helle rings um die Erde entzwei,
siehe, jetzt ist sie zur Stelle unter gemeinsamer Zeit.
Uralte Tüde der Alten macht sie zum müßigen Spiel:
freudig, die Kraft zu entfallen,
schwört sie sich, Frieden zu halten,
grüßt sie sich lächelnd am Ziel.

Zu einem heiligen Horte hat mich mein Schöpfer geprägt.
Große und mächtige Worte sind in mein Können gelegt.
Schwingt meine Schale, zu tönen, ist es ein Ruf an die Welt.
Edles und stolzes Versöhnen,
Zukunft des Starken und Schönen
braußt unter mir übers Feld.

Karl Martin Schiller

Nebeneinander

Von Edmund Hoehne

Der Geist könnte darum gram sein, daß der Körper in wenigen Jahrzehnten, auf deren Stufen er fast spielend errang, erreichte, um was die Psyche seit Jahrtausenden sich mühte: Alle Fahnen der Nationen in eine einzige leuchtende Flaggenfront hineinzurufen, alle Völkerfarben zum reinen Weiß zu vereinigen, das die fünf bunten Ringe umgibt und aufhebt. Aber nein, der geheimnisvolle Boto zwischen Hirn und Hand freut sich neidlos über das Wunder, daß der menschliche Leib jene Tat leistete, die längst unserer Seele anbefohlen war. Denn das Fleisch ist ja sein Bruder. Knochen, Muskeln und Denken schlossen einst einen ewigen Bund. Mag heute der Geist über pfadlose Wüste führen, morgen läßt er sich gern vom Blut und vom gesunden Trieb lenken. Wer immer vorn steht, Wort oder Kraft, zog mit starkem Arm den unabtrennbaren Gefährten des Lebens mit sich. Einst war es die hauchzarte Schwester im Paar, die uns aus den trüben Nebeln des Tierreichs heraus rief, dann der sehnliche Sohn, dessen Fuß für Hoffnungen des Herzens Schritt macht. Der Funke des Himmels brennt nur im harten Holz der Erde.

Es gibt kein „Vorwärts“, kein „Weiter“ im Land der Ideen, ohne daß der Leib mitsiegt. Um aus der Hordentrift und dem Jägerzelt roher Nomaden zur edlen Kultur freundlicherer Gefilde vorzudringen, mußte die Gewalt des haarigen Arms afflicher Sippe Buschwald und Dschungel der Urzeit durchschlagen, Seen durchschwimmen und durchrudern, Speere gegen Tiere schleudern, mühten die Beine Steppenflüsse durchwateten, Berge erkletterten, Felspalten überspringen, mit eisernem Schenkeldruck das Wildpferd bezwingen, ehe Ackerland, Hausvieh, stille Sammlung und Arbeitsteilung ermöglicht ward.

Darum, ihr Speerwerfer, Läufer, Schwimmer, Athleten, Ruderer, Reiter, Ringer — ihr seid mit das heilige Wandern der Menschheit auf eurer eignen Bahn, die dicht neben der aller Philosophie und Theorie und Gläubigkeit läuft. Wohin führt der gemeinsame Weg? Hinan zum Tempel aller Welt an einer goldenen Traumlandküste. Solange wir die Lagerplätze verändern, statt mit dem alten Küchenschutt vererbter Siedlungen hinzufallen, leben wir als jene Gruppe, denen dieser Stern als Sportfeld anvertraut ward, als team of evanek, als Kampfschar Gottes. Da der Einkehr von Innen- und Außengestalt wie beim Einzelso auch beim Gesamtwesen besteht, schauen wir euch froh an, ihr schönen Olympiaden, und vertrauen auf die Wandlungsfähigkeit der Allsubstanz irdischen Seins zum Höheren und auf die Macht der Aonen. Da nichts gegen sie spricht, soll alles für sie sprechen.

(E. Thöny)





Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwicklung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch. Künsteid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung, kann keinen Turner behaften.

Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Gymnastic always developed the feeling of public-spirit and patriotic feeling, perseverance and self-control. Every development meant a progress for all. It is still so. No man who does gymnastics bears the most ridiculous vice of being jealous.

Friedrich Ludwig Jahn (1816)

De toute ancienneté la gymnastique a produit l'esprit de communauté et le sentiment national, la persévérance et l'abnégation. Tout essor nouveau, tout développement devenait aussitôt l'apanage de tous. Il en est encore ainsi. Jalousie d'artiste, ce vice ridicule de l'égoïsme, de la misère et du désespoir n'a pas de prise sur un gymnaste.

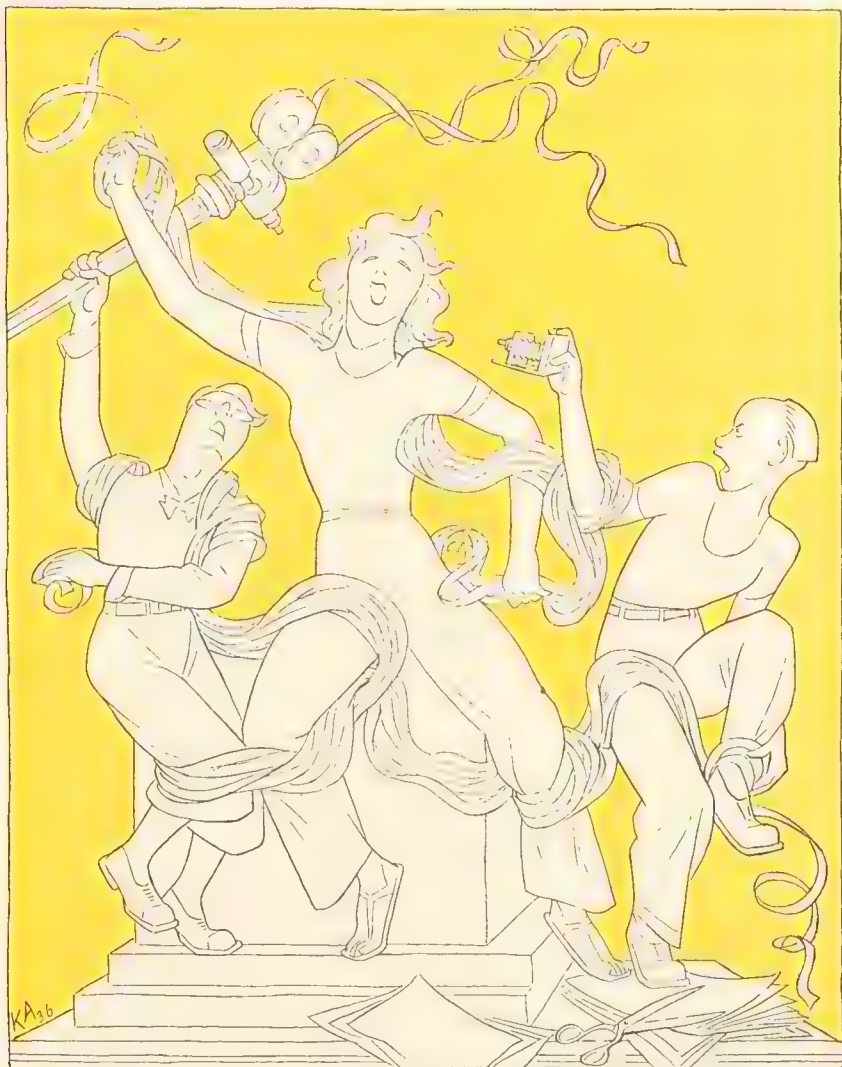
Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Dall'inizio creava nell'arte della ginnastica, uno spirito di comunione, un senso patriottico e l'abnegazione di se stesso. Ogni sviluppo valeva per tutti: così è ancora. L'invidia, che è il vizio più ridicolo dell'egoismo, della miseria e della disperazione, nessun atleta può avere.

Friedrich Ludwig Jahn (1816)

Leni Riefenstahl

(Karl Arnold)



„Was sind die Olympischen Kämpfe gegen unsere Kämpfe mit den Olympia-Filmbändern!“

„What are the Olympic combats compared to our combats with the filmstrips!!!“

„Que signifient les luttes olympiques en comparaison de nos combats avec la pellicule!“

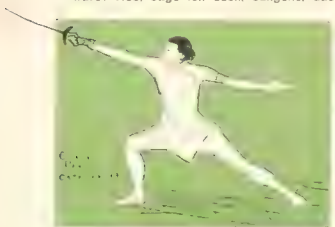
„Che cosa sono le lotte olimpioniche di fronte alle nostre lotte con la pellicola olimpionica!“

... dann seilt er nach Berlin!

Von G ü r g e S p e r v o g e l

Zeichnungen von R u d o l f K r i e s c h

„Ihr solltet man endlich ausscheiden mit eurem ewigen Simmeleern, ob man mit so einem Schipp wie euren da nach Berlin seilen kann. Wie soll das denn angehen, wo es so tief im Binnenlande liegt? Ich fahr' doch nun sechzig Jahr'n nach See zu, aber meint ihr, ich hätte jemals einen Schiffer angetroffen, der Berlin angelaufen wäre? Nee, sage ich euch, Jungens, das



habe ich noch nicht belebt, und das belebe ich auch nicht mehr.“ Steuermann Jessen, auf seine alten Tage Tonnenmeister im Seezeichenhafen Steenode, rückte seine Mütze, dunkelweiß wie sein Kranzbart, über die Augen und tauchte



den Pinsel tief in den Blackpott, um die Spierentonne fertig zu streichen. Harke und Deert, im Alter von fünfzehn Jahren schon Reeder und Kapitäne, sahen von der Brücke herunter auf ihr Schipp, ein gutes, seetüchtiges Fahrzeug, ein Rettungsboot, das sie vorigen Herbst aus der Brandung des Kniepsands geholt hatten. Wie schön und hoch war es gelakelt,



wie gut im Trimm; wie hart lag es am Winde, und wie lenzte es vor ihm weg — und damit sollte man nicht nach Berlin segeln können?

„Kiek doch mal her, Stüermann Jessen“, sagte Harke und holte ein Atlasblatt aus der Hosentasche. „Hier ist Amrum und hier unser Hafen, Steenode, hier steht es. Und jetzt über Hamburg, hier, einfach die Elbe 'rauf, und dann, siehst du, kommen lauter Kanäle!“ und — Mensch! Großer Hauptkanal steht hier, da kann man doch entlang?“

„Großer Hauptkanal?“ wiederholte Jessen. „Wies mi dat mal her. Er legte den Kopf zurück, hielt das Blatt auf Armealänge fort und ließ es gleich wieder sinken. „Dascha ne Landkaate!“ sagte er voller Verachtung. „Ja, von Berlin soll es keine Seekarte geben, Onkel Jessen“, gab Deert kleinlaut von sich. „Na, denn segelt ihr man nach Berlin hin. Großer Hauptkanal“, brummte Jessen und suchte. „Was? Dieser ganz dünne Faden Wasser, da sagen die Großer Hauptkanal zu? Wo wir zum Ingelschen Kanal man einfach, de Kinnol? zu sagen? Das ist ja zu traurig, als daß man drüber lachen kann. Da hast du deine Landkaate. Segelt ihr man nach Berlin, immer zu man bloß fragt mich da nicht mehr nach.“ Sein Pinsel klatschte und zog hin und her. Dann wurden die Striche langsamer: „Das möchte ich ja nur wissen, was solche Bergels wie ihr in Berlin zu suchen haben.“

Harke und Deert sahen sich an. „Hast du nicht gehört, daß da die Olympischen Spiele stattfinden. Stüermann Jessen!“ fragte Harke.

„Soso, Ja.“

Eine Wolke zog unter der Sonne fort. Der Fender des Bootes rieb sich träge an einem Pfahle der Brücke.

„Was spielen sie denn da?“ „Och, da wird gelaufen und gesprungen, geschwommen, geboxt — alle Kämpfe, die es im Sport gibt.“

„Und dazu müßt ihr hin?“

„Der ganzen Welt kommen sie dazu hin.“

„Um zu sehen, wie sie laufen?“

„Ja, und weil alle Nationen von der Welt ihre Mannschaften hingeschickt haben.“

„Auch die Kanaker?“

Harke blickte den Alten an und sah, daß die Frage ernst war.

„Die können schwimmen, die Kanaker, nicht zu glauben. Das ist gar nicht zu glauben ist das, wie die schwimmen können. Da kann keiner gegen.“

„Sie kommen aus der ganzen Welt, Onkel Jessen, aus Amerika und Japan und Australien und —“

„Und die Englischen, kommen die auch?“

„Drei Stunden? Zweieundvierzig Kilometer, wieviel Seemeilen sind das? So an die fünfundzwanzig. Fünftundzwanzig Meilen in nicht ganz einer Woche, das gibt in einem



Etmal von Mittag bis Mittag, ab und zu eine Ruhepause mitgerechnet, weil er ja nicht stracks zu rennen kann, so die hundertfünfzig Seemeilen. Na, Köppen Clauß hat mit Viermastbark „Padua“ von Lissä in einem Etmal dreihundertsechszig Meilen heruntergekuppelt, das sollt ihr mit euren ganzen Weltrekorden mal nachmachen!“

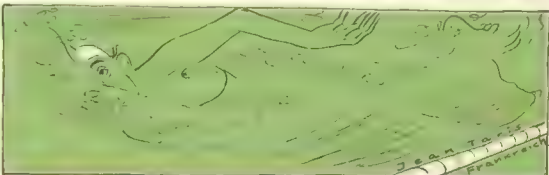
Harke und Deert schwiegen. Wenn Oli Jessen von Segelschiffen redete, war es möglich, ihm vor den Bug zu scheren.

„Ist denn das Segelschiffren mit Weizen von Australien nach England in diesem Jahre auch zu den Spielen gehörig?“

„N-nein.“ — Der Alte seufzte. „Hört ja auch nicht mehr in diese Zeit.“ Nach einer Weile: „Wie lange ist er auf die hundert Meter gerannt?“

„Zehndreizehn! Sekunden.“

„Och, so einen Kerl kann man auch herein-



„Sicher!“

„Die haben nämlich eine Menge Sorten Sport, wo sie sich vorzüglich auf verstehen.“

„Na, und die Finnen, Onkel Jessen, die Finnen, das kann ich dir sagen.“

„Ja, die haben auch noch Segelschiffe von der alten Art, richtige Oldtimers, da ist es kein Wunder, wenn das Kerle sind. Früher“, sagte Jessen, „zu meiner Zeit, da waren diese Spiele noch nicht, aber da gab es noch Kerle.“

„Na, die gibt es heute auch noch. Hundert Meter in zehnkomma drei Sekunden, das muß man sich mal vorstellen!“

„Hundert Meter?“ Jessen maß sie mit den Augen ab, „das ist ja keine Entfernung.“

„Gut“, warf Harke dazwischen, „aber der Marathonlauf, zweieundvierzig Kilometer, da ist der Weltrekord ... warte mal ... ich glaube, etwas über drei Stunden.“

legen. Kennst ihr die Geschichte vom Hasen und dem Swinegal? So ein Hase braucht für die kleine Ecke überhaupt keine Se-



(Schluß auf Seite 236)

Sport anno dazumal

Sport formerly | Sport du temps passé | Sport di una volta

Sport

Motorbootrennen

Course de bateaux à moteur

Motorboat race

Corse in motoscafo



„Der Arzt hat in Bewegung im Freien verordnet. Ich kann nichts dafür wenn kein Fisch anbeißt.“ | „The doctor ordered open-air-exercises. I can't help it, that the fish don't bite the bait!“ | „Le médecin m'a ordonné le mouvement en plein air. Ça n'est pas ma faute si les poissons ne mordent pas.“ | „Il medico mi ha ordinato il movimento all'aperto... Ma non è colpa mia se nessuno pesca!“
(F. v. Reznicek 1904)

Der Börsianer
L'homme de la bourse

The stockexchange Man
L'uomo della borsa



„Efeu will ich sein und wuchern ohne Zinsen, wenn ich die Welle nicht beneide, die mit ihnen kost.“ | „I'd would like to be like ivy and I would like to do usury without taking interest, if I don't envy the wave.“ | „Dame! J'envie l'onde qui vous curesse!“ | „Edera io voglio essere e avvilirciarmi senza interesse purché non invidii l'onda che scherza con voi...“
(F. v. Reznicek 1905)



„Öien Sie doch mal mit Ritzius. Vielleicht läuft er dann schneller.“ | „Try castor-oil, perhaps it will go swifter.“ | „Mettez de l'huile de ricin, peut-être qu'il court plus vite alors!“ | „Mettil l'olio di ricino! Forse corre più svelto...“
(M. Dudovich 1914)

Selbstunterricht
L'autodidacte

Teach yourself
Auto-lezione



„Geh, Schorsch, bafel ma del Raddi inhaast für a Stund!“ – woast, bloß zum Lerna!“ | „There Georgia, you might lend me your bike for an hour to learn cycling!“ | „Donne-moi ta bicyclette, Georges, seulement pour une heure, le temps de l'apprendre, este tu...“ | „Giorgio, prestami la tua bicicletta per un'ora! Sè, per imparare...“



„So da host dei Raddi wieda...“ – kon's jetzta scho recht guat... bereits | „Hallo, there's your bike again, I can cycle a ready fairly all'right!“ | „Ti la vòia, ta bicyclette, ça va déjà tres bien!“ | „Ecco la tua biccetta, lo ho già imparato abbastanza bene, ora!“
(Bruno Paul 1904)

... dann seilt er nach Berlin!

(Schluß von Seite 233)

Zeichnungen von R. Kriesch



kunden, und sie haben ihm die Buddel Brantwein und den goldenen Lujedordoch abgerannt."

"Ja, Swingel", sagt Harke, "die werden da auch gar nicht erst zugelassen." "Es hat aber auch Leute gegeben", fuhr Jessen fort, "die konnten genau so schnell laufen wie der Hase. Konnt ihr die Geschichte von den drei Brüdern? Ne? Habe



ich mir gedacht. Sie sind ausgegangen, um etwas zu lernen, und nachher hat einer in vollem Laufe dem Hasen einen Stutzbart rasiert. Das wäre einer für eure Spiele gewesen. Er war Barbier von Beruf. Sein Bruder war Fechtmeister. Wird bei den Spielen auch gefochten? Den hätten sie nicht besiegelt. Es regnete, und er schwenkte den Degen in Kreuzhieben über

dem Kopfe, so schnell, daß ihn kein Tropfen traf. Können das eure Fechtmeister auch?" "Ich weiß nicht..." "Ich will es dir sagen", knurrte Jessen, sie haben für solche Fälle Paraplu's." Er nahm den Farbtropf und ging zur nächsten Tonne. Plötzlich kam er zurück und sagte: "Einen hat es gegeben, der hätte alle Spiele gewonnen, sogar das Schwimmen, obwohl ich nicht glauben mag, daß er schwimmen konnte." "War er ein Seemann?" fragte Harke. "Hätte er sein können, er wäre Admiral von jeder Flotte geworden, denn auch das dickste Orlogsschiff hätte gegen ihn allein in einem kleinen Beiboot nicht bestehen können. Kennt ihr die Geschichte von den sechs Dienern? Habe ich mir gedacht! Einer war so dick, daß er ein Meer aussaufen konnte, der war es nicht. Der zweite hörte das Gras wachsen, der war es auch nicht. Der dritte war so lang, daß er mit dem Kopfe an die Reuelrah reichte, der war es auch nicht. Der vierte fror in der Sonne und glühte im Eise, der war es gleichfalls nicht. Der fünfte hatte so scharfe Augen, daß er alles auf der Welt sah, aber der war es auch nicht. Der sechste mußte immer eine Binde um die Augen tragen, weil alles zersprang, wenn er es nur anblickte. Der war es. Der hätte alle Spiele gewonnen, weil er die anderen nur anzublicken brauchte, so zersprangen sie schon und waren besiegt."



"Stüermann Jessen", sagte Harke und stand auf. "Kiek mal, das sind doch alles Märchen." "Ich bin sechsmal um das griese Kap Horn gekommen", sagte Jessen, legte den Kopf schief und kniff die Augen ein. "Sechsmal! Die ganze Welt habe ich gesehen, und ich sage dir, sie ist so groß, daß es alles darauf gibt, und besonders das, wozu du Märchen sagst. Ganz besonders das", sagte er und ging an seine Tonne. "Ist ja nicht zum anhören", brummte Harke. "Ich weiß nicht...", flüsterte Deert. "So ein alter Mann, man müßte ihm das alles einmal richtig erklären..." Er ist Steuermann gewesen, und nun pöhnt er Tonnen an." Keine Ahnung von Olympia und allem,

Mensch, da kann man einfach nicht mit reden." Deert geht zu dem alten Tonnenmeister hinüber. "Weißt du das eigentlich?" "Less! man nach, ich will da nichts mehr von wissen!" Deert schluckte. "Weißt du, daß der einzige Boxweltmeister..." "Verho! dich mit deinem ganzen Sport!" "Der einzige ungeschlagene Weltmeister im Boxen ein Seemann war?" "Was?", fährt Steuermann Jessen herum. "er war ein Seemann?"



Matt. Järvinen Finnland

"Ein Seemann. Tunney hieß er mit Namen." "Was ich gesagt habe", nickte der Alte zu. "Genau", was ich immer sage. Der einzige ungeschlagene Weltmeister?" "Ja, es gab keinen Gegner mehr für ihn." "Keinen Gegner?" "Und weißt du, daß sie in Hamburg jetzt ein neues Segelschiff gebaut haben?" "Is nich wahr?" "Eine Bark, Onkel Jessen, eine Bark für die Reichsmarine." "Wo die Jungkeerls nach der alten Art Seeschiffahrt drauf lernen?" "Ja, Stüermann, genau nach der alten Art." "Diese Jungs", sagt Jessen, "die schickt nachher hin zu eurem Olympia, die werden es den Butenländern und Binnenmischen schon weisen. Ne?", sagt er, "ein neues Seilschiff! Ein Mondrigger, ein Sternengraser, ein richtiger alter Windjammer! Un ick heww 'dacht, de old times weern vörbi." "Und mit den Olympischen Spielen, Onkel Jessen..." "Ja, da können wir dann wohl noch 'mal über reden." "Sie machen nämlich auch ein großes Segelrennen von Amerika nach Deutschland." "Und das sagt einem keiner?" murmelt Jessen. "Ein Rennen, das zu den Spielen gehört?" "Es ist anlässlich der Spiele." "Jungs", sagt Stüermann Jessen, "wenn ihr nun einmal nich von selbsten darauf kommt: durch diesen dünnen Faden Wasser, wo sie Großer Hauptkanal zu sagen, da steckt ihr eben die Riemen 'raus und pult, oder ihr stoßt euch stüerbords und backbords immer vom Ufer ab. Was ein richtiger Seemann ist, der weiß sich immer zu helfen, und wenn sein Schipp Order für Berlin hat, Kotzverdimmi, dann seilt er nach Berlin. Bei uns jedenfalls, bei uns gab es da nichts anderes."



Schmeling schaut zu
Schmeling watches | Schmeling comme spectateur | Schmeling osserva



(E. Schilling)

„Au Backe! Jetzt sollte man Amateur sein!“
„Good gracious! Now one should be an amateur!“
„Parbleu! En ce moment je veux être amateur!“
„Accidenti! Ora vorrei essere amatore . . .“



„Wie ich dazu kam ...“ / Von Heinz Weis

Er betrachtete sein Bildnis in der Sondernummer einer Illustrierten, las den kleinen Artikel, der seine olympischen Chancen wog, und fuhr mit einem schalkhaften Lächeln zu mir fort: „Sie wollen wissen, wie ich dazu kam? Man muß in seinen Leben, und zwar in möglichst jungen Jahren, einmal entscheidend geseht haben – das ist das ganze Geheimnis. Auf Grund des ersten überlegenen Sieges gehört man dann einfach dazu. Man hat die Viktoria lächeln gemacht, sie hat unsern Namen genannt, auch wenn, wie damals in meinem Falle, niemand die Zeiten nahm und nur ein paar Eckensteher die Zeugen waren ... Ich erinnere mich genau, wie ich dazu kam –“, und er lächelte. ... „Das Zeichen zu meinem ersten erfolgreichen Lauf, so seltsam es klingen mag, gab mir die Todesangst. Der Start befand sich nämlich im Sprechzimmer des Zahnarztes. Die Strecke führte im Zickzackkurs durch mehrere Straßen meines Heimatstädtchens, und das Ziel ... das Ziel war das seltsamste ... das apparte: ... nach dem Jemals gelaufen wurde: es war ein kleiner stiller Ort dicht bei meinem Elternhaus, den man aus Gründen der Hygiene etwas abseits in die Feldsrand gepresst hatte. Die Tür zu diesem Gelaß war groß und schwer und durch und durch aus Eichenholz, die drei übrigen Wände nackter, eisenerharter Fels. Wer sich auf jenem Ort befand und die Tiere verwahrt hätte, hätte sich hinter dem Schilde Achills nicht geborgener fühlen können. Hierher flüchtete ich mich oft und nicht nur aus zwingenden Gründen, ach nein – auf jenem gesicherten Orte erwartete und überdauerte ich stets die Orkane meiner olympischen Jugend, die ich meist selbst beschwor, indem ich nicht allein die leichtathletischen Rekorde brach, sondern auch die Hoffnungen, die mein Vater unvorsichtigerweise in mich gesetzt hatte. Meine erste sportliche Leistung begann also damit, daß ich unter Zahnschmerzen litt und daß mein Vater davon erfuhr. Er eilte alsogleich herbei, ergriff mich bei der Hand – ich mochte eben zehn Jahre zählen – und führte mich zum Arzt.“

Der kleine, ernste Mann mit den Brillengläsern vor den klugen, freundlichen Augen, wies mir einen Platz auf einem Stuhl an und begann, sich mit meinem Vater zu unterhalten. Ich fürchtete den Schmerz mehr als den Teufel. Eine seelische Folter, wie sie mich später noch bei jedem Gang zum Zahnarzt peinigte, befahl mich und ließ in mir einen für die Umstände sehr gewagten Entschluß reifen. Wenn sie jetzt noch einmal aus dem Fenster schauen, sagte ich mir – ich saß nahe der Tür –, dann laufe ich weg ... Zweifel stellten sich ein: werde ich mich draußen auf dem Hausflur zurechtfinden? Und die Haustür geht so umständlich auf! Und endlich die Folgen, die meine Flucht nach sich ziehen würde – die fürchterlichen Folgen! Von Überlegungen eingejagt, von herzklopfender Angst getrieben, von einem einzigen grellen Zucken der Hoffnung gesponsert (um wie vieles leichter hat man es doch bei der Olympiade!), duckte ich mich zum Startsprung nieder; jetzt drehten mir Arzt und Vater den Rücken zu ... die Ahnungslosen ... Ein Engel mühte mich behilflich gewesen sein – es klappte so unsagbar herrlich – leise, ganz leise – ein Zug donnerte gerade über den Damm – sein Getöse verschluckte das Klinken der Tür – und die Haustür – o Wunder – stand sperrangelweit offen ... Zuschauern! flüsterte mir mein Engel zu, ich feuerte die Haustür ins Schloß, ich

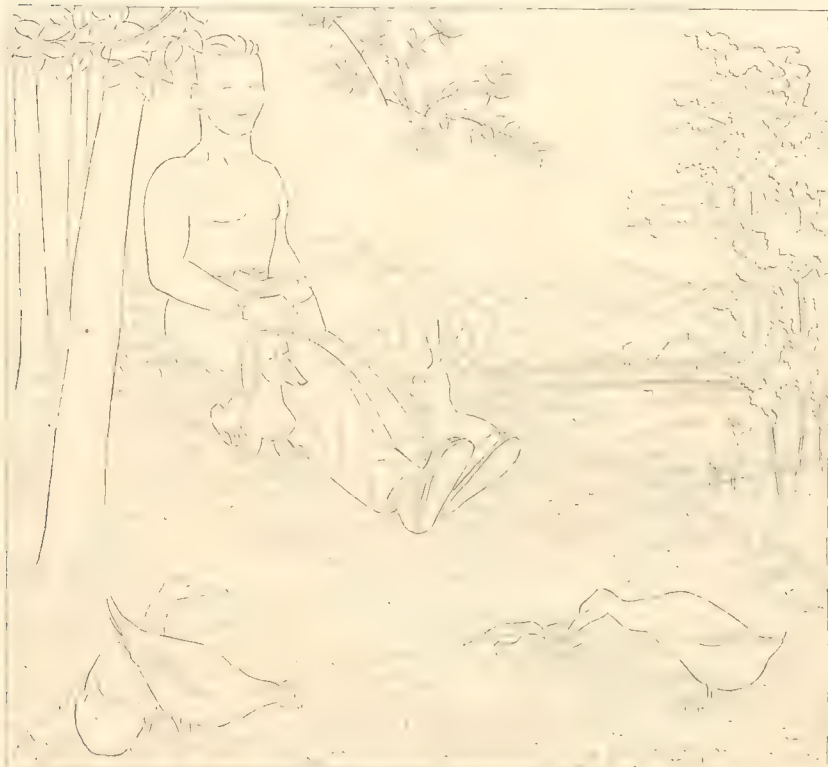
warf auch die Gartentür zu ... Jede Tür ein Hindernis für die Verfolger. Ich gewann die Straße, ich rannte unserm Hause zu: meine Mutter und jener stiller Ort schienen mir die einzige Rettung, das heißersehnte Ziel. Als ich im Laufen den Kopf wandte, sah ich in Sekundenschnelle, daß der Arzt am Gartentor zurückblieb, während mein Vater mir mit gewaltigen Sprüngen nachstrebte. Er mußte rasend sein. Ich kannte und fürchtete meinen Vater. Mein Gott, wenn er mich einholen würde! Niemals mehr in meinem Leben empfand ich eine solche Angst. Mit dem Mute der Verzweiflung spürte ich voraus, Der Abstand – o Schreck – wurde kleiner und kleiner ... Es muß reichen! – es muß! – es muß! – ich kann unendlich zäh sein, wenn es gilt. Meine Mutter stand zufällig vor der Kellertür, nein, nein, es war nicht Zufall, es war Vorsehung! Mutter! Mutter! schrie ich schon von weitem. Ich sah, wie sie vor Schreck die Hände über der Brust zusammenjammte. Hinter ihrem Rock! dachte ich. Aber auch dieser geheiligte Ort schien mir nicht sicher genug. Mein Vater, rasend wie Ajax in der Fehlschlacht, würde mich an den Haaren hervorgezogen haben. Mein Vater, ich fühlte schon das Keuchen seines Atems, war jetzt eine heranbrausende schreckliche Urkraft, ein entsetzlicher Polyphem, ein Werwolf, ein Jüngstes Gericht. Die Mutter – er wollte mich gerade packen – stürzte sich ihm in den ausgestreckten Arm – Ich stolperte mit letzter Kraft die steinerne Treppe hinauf, oben die Ecke, gewann die Tür – o selige Sekunde – knallte sie hinter mir zu – schob den Riegel vor! Weinend vor Glück, ausgepumpt, keines Schrittes mehr mächtig, sank ich nieder auf den kalten, kalten, hölzernen Sitz. Seitdem weiß ich, was Geborgenheit ist. Meine Seele hat sie ausgeschöpft. Sie ist vergleichbar – wäre es möglich – dem Bewußtsein, noch nicht geboren zu sein und von einem unsichtbaren sicheren Fort aus einen Blick auf die Leidenschaften der Menschen zu werfen. Während ich so saß und auf meine frei-

Kleine Bemerkungen

Die eindrucksvollsten Knockouts erzielt immer noch das Leben selbst.

Der schönste Hochsprung ist der, über sich hinauszukommen.

In Glacéhandschuhen schließt man Bekanntschaft – in Boxhandschuhen lernt man sich kennen.



„Schön wie im Paradies — bloß die Eva fehlt.“
„As beautiful as in Paradise — only Eve is missing.“
„Ah, c'est un paradis! — il n'y a qu'Eve qui manque.“
„Bello come in paradiso — solo Eva manca.“

(Karl Arnold)

fenden Atemstöße hörte, vernahm ich die Schritte meines Vaters. Er machte gar nicht erst den Versuch, die Türe zu öffnen. Ihre Beschaffenheit und Güte war so unüberwindlich, so überzeugend, daß selbst mein rasender Vater von der weiteren Verfolgung abließ, sich auf die Bank an der hinteren Hauswand niedersetzte und bobbelnd Atmete und mit schauerlichen Worten von dem Strafgericht sprach, das mich treffen sollte, wenn ich wieder zum Vorschein käme. Er schlen den Vorsatz gefaßt zu haben, mich belagern zu wollen, bis der Hunger mich zur Übergabe zwang. „Der Lausbub!“ hörte ich ihn grimmig seufzen.

Meine Mutter hatte sich zwischen ihm und meiner Türe aufgestellt. „Karl!“ sprach sie im Tone der Beschwörung. „Karl, wenn du dem Bub was tust! Karl, rühr mir den Bub nicht an!“

Als ich diese Worte vernahm, lehnte ich mich selig an die feuchte, kalte Felsenwand, schloß die Augen, und obschon mich nur vier Schritte von meinem Verfolger trennten, lächelte ich befreit. Wenn's not-

tut, sagte ich mir, wird mir die Mutter die Schinkenbrote da oben zu dem herzförmigen Ausschnitt in der Türe hereinschieben, und mein Vater wird es ihr nicht wehren können, denn über die Mutter hat er keine Gewalt.

Ich kam mir jetzt als Held vor. Ich hätte öffnen mögen, um meinem Gegner die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber die bisherigen Erfahrungen mit meinem Vater hielten mich davon ab. Väter haben kein Verständnis für das Heroische, das in den edlen Seelen ihrer Söhne lebt. Und so blieb ich, nachdem ich den Gedanken beiläufig erwogen hatte, lieber in Sicherheit und wartete, bis sich mein Vater nach geraumer Zeit entfernte und die Mutter mir die Freudenbotschaft durch die Türe rief. „Ist's wahr, Mutter?“

Ich stürzte hinaus und empfing — statt der goldenen Medaille — ein Schinkenbrot. . . .

„Und nun“, unterbrach ich ihn scherzend, „wollen Sie sich die Medaille holen, die Ihnen damals vorenthalten blieb?“

„Wollen —?“ fragte er schau und fast

flüsternd, als fürchtete er, die Göttin zu kränken. „Es gibt unser keinen, der das nicht wollte. Aber — reden wir später davon!“

Olympische Zaungäste

Das leichtbeschwingte Allegretto, für unsern ißt's Tabu. Wir haben anderes in petto, beschreiben uns und schauen zu.

Wir applaudieren herzlich gerne der Jugendkraft und ihrem Kampf. Respektiment — das liegt uns fern. Was ist's? Ein geistiger Wadenkampf!

Die Zeit mit ihrem rauhen Befehl fest jährlich Jahr für Jahr den Plan. Auch wir sind einmal dagewesen, und jetzt sind halt die Nächsten dran.

Katolst



(E. Thöny)

„Arm in Arm fordern wir das Jahrhundert in die Schranken!“

„Arm in arm we call the century to keep in barrier.“

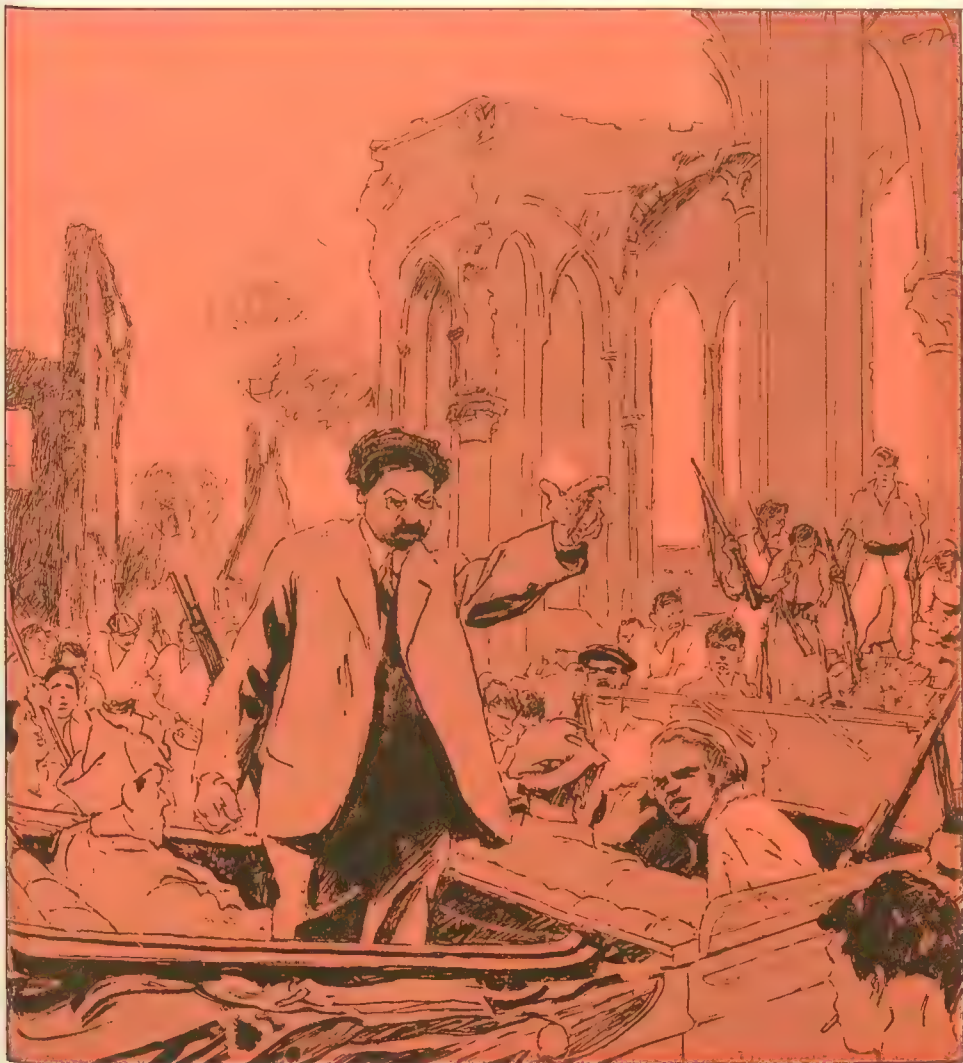
„Bras dessus, bras dessous nous défions le siècle.“

„Stretti e compatti insieme sfidiamo il secolo.“

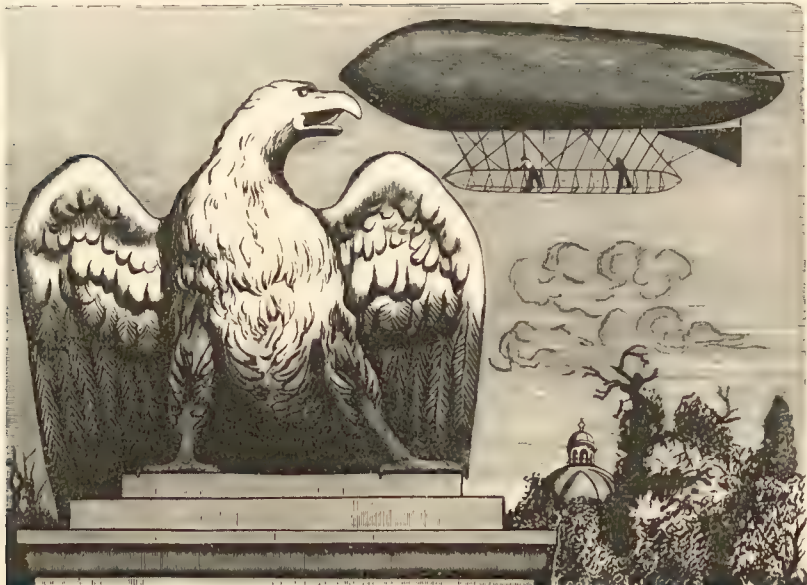
SIMPLICISSIMUS

Der Kommunismus in Spanien

(E. Thöny)



„Genossen! Wir sind dabei, euch die wunderbarste internationale Zukunft herzustellen, und jetzt will man uns auf einmal spanisch kommen!“



Die kluge Else

Von Katarina Botsky

Als die kluge Else eines Tages in den Keller gegangen war, um Bier zu zapfen für ihren Mann, kam und kam sie nicht wieder. Nachdem der Mann wohl drei Stunden geduldig auf das Bier gewartet hatte, stieg er denn doch in den Keller hinab, um die Ursache von Elses langem Fortbleiben zu ergründen. Dem Bierfuß den Rücken zugekehrt, saß Else auf einem Hauklotz, hatte die Schürze über das Gesicht geworfen und heulte inbrünstig. Neben ihr stand die leere Bierkanne, und über ihr im Kellergebiß stak eine blanke Axt. Der Mann zapfte sich erst umständlich Bier, dann erst hielt er es an der Zeit, zu fragen, warum sie weine. „Ach Gott!“ schrie sie auf. „Wenn wir erst ein Kind haben werden, und es wird groß, und wir schicken es eines Tages in den Keller nach Bier, so fällt ihm womöglich die Axt auf den Kopf und schlägt es tot.“

Ebenso klug wie diese Else aus dem Märchen gleichen Namens war Madame Hannemann, die Frau eines Handschuhfabrikanten in einem Handelsstädtchen des deutschen Ostens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aus der Vorderstube des netten Hannemannschen Häuschens sah man als Visavis den schwarzen Strom. Wenn wenigstens ein richtiges Gelände vor dem Wasser gewesen wäre —! Aber nichts davon! Weitläufige Eisenstäbe, durch schlafhängende Ketten verbunden, über die man bequem herüberspringen konnte, das war alles, was das tiefe Wasser von der Straße trennte. „Du wirst sehen“, sagte Madame Hannemann zu ihrem Gottlieb, „wenn wir erst ein Kind haben werden“ (sie erwarteten eines), „und es wird groß, und es hat eines Tages etwas zerschlagen, und es läuft aus Angst vor Prügelein auf die finstere Gasse, so rennt es ‚womöglich‘ nach gradeaus und ertrinkt.“ Hannemann sollte darum das Haus verkaufen, ehe es zu spät war.

Aber er tat es nicht. Sein Grundsatz hieß „Immer erst abwarten“. Selbst wo Elle not tat, wartete er noch ab. Also bekam die kluge Else ihren Mann nicht dazu, das Haus zu verkaufen, und so geschah es, daß sie immer häufiger folgende Vision sah: Dämmerung. Ein Kind, Mädchen, etwa fünf Jahre alt, bekleidet mit einem kanariengelben Kattunkleidchen, feuerroten Strümpfen, grasgrünen Zeugstiefeln, — dieses Kind über dem Ufergelände des Stroms schwebend, dabei, in die Tiefe zu stürzen. Die kleinen, halb rot, halb grün bekleideten Beine hielt es ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Das Hannemannsche Kind wurde geboren, wurde Grete genannt, und als es erst laufen konnte und gar zur Schule ging, litt Madame Hannemann um seinetwillen Höllenqualen wegen der bedrohlichen Nähe des Wassers.

Die Uferkette vor dem Strom ließ sich auch stellenweise abhaken; unglücklicherweise gerade vor dem Hannemannschen Hause. Diese Tatsache brachte den braven Handschuhfabrikanten, der so ganz das Gegenteil seiner Gattin war, um manche Nachtruhe. Denn „Hannemann, steh auf!“ weckte sie ihn, manchmal in fin-

stern Winternächten. „Was ich am Abend zu sagen vergaß, die Uferkette war ja abgehakt. Die mußst du wieder anhaken gehen. Wenn morgen nun Stiemwetter ist — Geta ist so wild. Und wenn es wieder so dunkel ist wie neulich — sie muß doch in aller Frühe zur Schule, und wenn sie ‚womöglich‘ gradeaus läuft, so fällt sie doch ins Wasser und ertrinkt!“ Nach stumpfem Widerstreben erhob sich dann der Handschuhfabrikant; denn er wußte, daß ihm seine kluge Else die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, wenn er ihr nicht den Willen tat. Brummend bekleidete er sich mit Pantoffeln und Schlafrock, zog die buntpingelierte Nachtmütze noch etwas tiefer über die Ohren und stampfte mit einem dumpfen Fluch in die Winterkälte hinaus.

Kehrte er nicht nach wenigen Minuten zurück, was bei seinem Phlegma nur selten vorkam, obgleich er seine Frau doch kannte, so gortet die kluge Else, obgleich sie ihren Mann doch kannte, je länger, je tiefer in Angst. „Geta!“ rief sie, „der Vater ist gegangen, die Kette anhaken. Er kommt gar nicht wieder. ‚Womöglich‘ ist ihm etwas passiert? Geta, hörst du nicht? Dem Vater muß etwas passiert sein!“

Das aus tiefem Schlaf aufgeschreckte Kind verließ fluchtartig das Bett und eilt ganz verwirrt und nichts verstehend in die Küche, wo es die schnarchende Magd weckt, die mit dem Ruf „Feuer, Feuer“ aus dem Bett springt. „Hab‘ ich es nicht schon am Abend gesagt, daß es brennen wird?“ schreit die Madame in der Stube. „Aber niemand wollte es ja glauben! Es brennt! Darum kommt der Hannemann auch nicht zurück. Geta, hörst du, es brennt!“ Nicht inbaste, nicht inbaste, sich auch nur die Strümpfe anzuziehen, tanzt Madame lamentierend und prophezeiend in der kalten Stube herum. Als der bedächliche Handschuhfabrikant endlich zurückkehrt, hat sie immer noch nichts weiter an als die Fladrusche schief auf dem Kopf.

Wenn nicht anders, so mußte die kluge Else selbst verwirklichen, was sie fürchtete. Als sie eines Tages kanariengelben Kattun in einen Manufakturwarenladen sah, gab es einen Ruck in ihr. Mit solch gelbem Kattun war ja immer das ertrinkende Kind ihrer unvergessenen Vision bekleidet gewesen. Schon stand sie, wie von Geisterhänden geschoben, im Laden und kaufte fünf Ellen von dem Kattun für Geta zum Kleide. Und als das Kleid fertig war, heulte sie fünf Stunden lang, denn nun stand es ja fest, daß Geta ertrinken würde.

Trotz aller Befürchtungen für ihr Leben wusch Geta aber doch glücklich heran. Ihr erster Verehrer hieß Grünlich und war „Gehilfe“ in einer „Lesebibliothek“. An Getas achtzehntem Geburtstage, einem schönen Oktobertage, geschah es, daß die ganze Stadt auf Stützen stand, denn der König kam zu Besuch. Die ganze Nacht hatte man Girlanden gewunden, und am Morgen waren alle Häuser bekränzt. Von den grauen, spitzen Giebeln wehten überall Fahnen. Fähnchen wehten an den Gewölbten der

(Schluß auf Seite 245)



„Höchste Zeit waar 's, daß s' abrüsten taat'n alle mitanand'! Hundertmol hob i 's scho g'sagt — aber sie tean's net, naa, sie tean's net!“

Die Soldaten des Weltkriegs an die Sportsmänner der Welt

Unsere Väter sprachen zu uns: „Nunmehr kommt ihr an die Reihe. Wir versuchten vergebens, die Händel der Erde zu schlichten. Geht nun ihr an das Werk, und versucht nun ihr es aufs neue, endlich die Brücke des Friedens über der Welt zu errichten.“

Wir erreichten im Sturmlauf, um dieses Ziel zu ersagen, immer nur einen neuen Graben, im alten Schlachtfeld gelegen. Deswegen gilt es für euch, aller zestrigen Kriegslust entgegen: stürmt über offenes Feld dem entscheidenden Zielband entgegen.

Schwangen einst wir uns empor über Mauern und Palisaden: keiner blieb Sieger am Ende, zuletzt hatten alle verloren. Wagt ihr den höheren Sprung, des neuen Geschlechtes Soldaten, einem geheiligten Ziele gemeinsam verschworen.

Wenn wir im Wurf uns üben, verbreiten Angst wir und Schrecken, stucht brach auf im Gelände, wo wir, die Schleudrer, erschiene. Ihr aber sollt nun menschlichere Bewunderung wecken und mit eurem Kampfe dem Stolz aller Tapferen dienen.

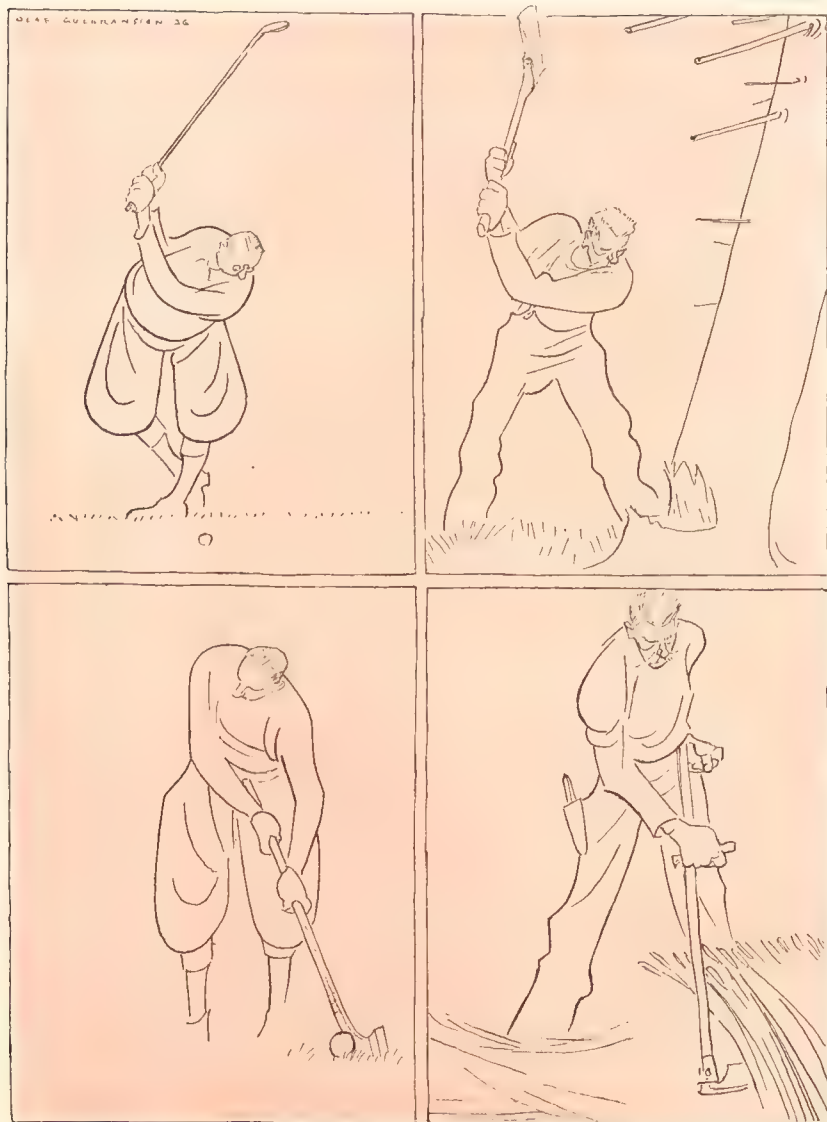
Nachts schwammen lautlos wir durch die Flüsse wie Biber, atemlos laufend auf nahe, gefährliche Feinde. Schwimmt, ihr Jungen, zum anderen Ufer nun völlig hinüber: denn wir konnten es schließlich doch nicht erreichen.

Ihr allein könnt den Streit, den uralten, noch wenden. Sieger, Besiegter — was gilt das in eurem Falle! Alle tragt ihr das Schicksal der Welt in den Händen. Geht nun ans Werk.“ — Wir standen und hörten es alle.

Karl Martin Schiller

Angewandter Sport

(Olaf Gulbransson)



Die kluge Else

(Schluß von Seite 242)

Schuh-, Brot- und Fleischgasse: an den Schiffen im Hafen. Worte des Willkommens auf rosa und hellblauem Papier, grün bekränzt, schaukelten an den langen, quer über die Straße laufenden Ketten, die sonst nur die Gasenlaternen trugen. In angenehmer Erregung sahen die Liebhaberinnen in farbigen Schwalben schwanzrücken zu den Kunden flattern. Der Gehilfe aus der Lesebibliothek kam, oben gelb und unten grün und mit einem bunten Herbstblumenstrauß, in das Haus des Handschuhfabrikanten gestürzt. Der Strauß war ein Geburtstagsgeschenke für Demoiselle Geta. Außerdem brachte der verliebte Jüngling noch zwei Theaterbilletts, das Stück zu zehn Silbergroschen; zwei ganz hervorragende Plätze für die Festvorstellung am Abend im Stadttheater. Demoiselle Geta ließ in übergroßer Vorfreude gleich die Bratenschüssel fallen, aus deren Scherben Indessen die kluge Else, ihre Mutter, nichts Gutes für den Abend prophezeite.

Aber Geta trotzte den Prophezelungen und machte sich am Abend seelig zum Theater auf, begleitet von ihrem Verehrer. Alle Lampen und Lämpchen brannten schon. Die ganze Stadt hatte illuminiert. Neben den städtischen Gasenlaternen schaukelten noch ein halbes Dutzend private Beleuchtungskörper an den eisernen Ketten. Auf dem flachen Dach der kleinen Börse, die, auf Pfählen erbaut, über Wasser stand, brannten und qualmten an allen vier Ecken mächtige Pechfackeln. Die Reflexe der Flammen flirrten feurig über das Wasser. Soldatenhaft stramm standen sechs brennende weiße Kerzen hinter jedem der viel-schibigen schmalen Fenster der alten Giebelhäuser. Wie mit Lichterketten bekränzt stiegen die Häuser aus der Dunkelheit heraus, hügelalt, hügelalt, hügelalt. Die kluge Else und ihre großen, sumpfigen Schloßteich. Über den Teich sollte der König ins Theater fahren. Die Menge staute sich schon auf der engen, hölzernen Brücke, die so wackelig war und so morsch.

Geta und ihr Verehrer eilten zu dem schmalen Gäßchen, in dem sich der alte Musenstall befand. Halb Tempel, halb Scheune, trug das kleine Theater eine schmucke Tannengirlande in schönen Schwingungen um die altersgraue Stirn. Ein großes Brausen in der Luft zeigte an, daß der König wohl schon unterwegs war. Die beiden jungen Leuchten liefen noch rasch an den Teich. Beängstigt staute sich die Zuschauer auf der engen, alten Brücke. Die Gondel des Königs schwamm, von Fackellicht eruchtet, heran. Ihn folgten viele andere. Raketen schossen durch die Luft; Leuchtkugeln stiegen auf; Musik kam übers Wasser gelaufen. Unter lauter Hurra der Zuschauer fuhr die Gondel des Königs unter der Brücke durch. Die Menge oben drängte vom rechten zum linken Brückengeländer, um dem königlichen Fahrzeug mit den Augen folgen zu können. Und die erasoll plötzlich die furchtbaren Krachen, über dem zerbrochenen Geländer hinweg sah man die Menschen haufenweise in das tiefe, sumpfige Wasser stürzen. Das Schreckengeschrei gellte über die halbe Stadt.

Die kleine Geta lief vor Entsetzen von dannen. Ihr Verehrer folgte ihrer hüpfenden Krioline in großen Sprüngen wie ein kleiner Hund. Vor der Theaterdittorei bekam er sie am Arm zu packen und zog sie, ihr nachfolgend, durch die kleine Glastür hinein. In gelber Verstärkung tauchte das Gesicht des leberkräftigen Konditors in der zuckersüßen Atmosphäre zwischen seinen hohen Baumkuchen auf. Im Schmuck einer weißen Mütze, die fast an die verführerte niedrige Decke stieß, Jung-Grünlich bestellte mit fliegender Zunge Baiser. Denn Baiser konnte man nach seinem Dafürhalten immer essen: vielleicht sogar noch auf dem Sterbebett. Ersehreckt flackerten die Kerzen um die zwei Kuchenteller an jedem der drei Fensterchen der Konditorei, soviel Menschen stürmten plötzlich herein. Einzelheiten über das Brückengnück wurden erzählt. „Und es sollte nicht geschehen werden“, sagte jemand, „so lang auf dem Gnück nicht gewesen war. Dafür trug dann die Polizei in erster Linie Sorge. Wie finden Sie das?“ Das Gerücht von dem Brückengnück drang rascher in die Wassergasse, als Geta und ihr Verehrer dorthin zurückkehrten. Die Hannemannsche Magd, die auch dabei gewesen war, einfiel genug, die böse Neugier, brühwarm, das Madame zu hinterbringen. Madame Hannemann lag schon mit Kopfweh zu Bett. „Was habe ich gesagt!“, schrie sie, bei dem Bericht der Magd wie eine Löwin emporstehend. „Habe ich nicht immer gesagt: Geta wird eines Tages ertrinken!“ (Daran eben hatte die einfältige Magd auch gedacht.) Das Ereignis, vor dem sie Jahre und Jahre gebekt hatte — es war da! Wie eine beinahe wühlende Entspannung ging es im ersten Augenblick durch ihr verdorrtes Inneres. Vor ihrem inneren Blick tauchte wieder die alte Vision vom ertrinkenden kleinen Mädchen im gelben Kleide auf. In endloser Reihenfolge sah sie es in Todesnot über dem zerbrochenen Geländer der alten Brücke schweben. Und es war Geta, ihre Tochter.

In einer solchen Aufmachung hatte ihr Mann sie noch nie gesehen, wie sie jetzt zu ihm in den Laden stürzte. „Geta ist ertrunken!“ kreischte sie und stürzte auf die Gasse. Die Uferkette vor dem Hannemannschen Hause war unglücklichweise einmal abgehakt. In ihrer Verwirrung lief die kluge Else geradeaus in den Strom. Der bedächtige Handschuhfabrikant hatte sich nicht noch erst ein Halstuch umbinden müssen, ehe er ihr nachschloß. So kam er nur noch zu Maß, sie in ihrer gelben Bettdecke über dem finstern Fluß fliegen zu sehen, die Beine ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Das Prae

Die Gänse sind im Wasser gewesen.
Und halten sie großes Federleben.
Und weil das, wenn es grünlich geschieht,
ermüdet und die Spannkraft entzieht,
wird alsbald bechlossen, auszuruhen
und einen ergiebigen Schlaf zu tun.

Unserer in solchen Fälle
steigt nach Eröffnung der Hofenschnalle
aus seines Leibes vielfachen Hüllen,
um im Bett den fraglichen Zweck zu erfüllen.
Da schnarcht er dann als ein halber Coter.

Aber die Gänse, die haben's kommoder.
Sie fragen alle, so Mann wie Weib,
ihr Federbett auf dem eigenen Leib;
sie stecken die Köpfe froh besessenen
in ihre antarktischen Daumenkiffen
und schlafen (sans Veronal): eine jede,
wann, wo und solange es ihr paßt — stante pede.

Natalis

Die Tante

In einem seiner Briefe berichtet Alfred Lichtwark einmal von drolligen Geschichten, die er Adolf Harnack verdankte. Dieser hatte eine alte, sehr fromme Tante, die sehr „klapp“ war und ihm mit Vergnügen über den Mund fuhr. Eines Tages erzählte sie ihm, sie hätte ein Damenkränzchen, aber es würden nur ernste und gediegene Sachen gelesen. Jetzt zum Beispiel der Prophet Ezechiel. — „Versteht ihr denn den, Tante?“ (Es ist ziemlich das Schwierigste in der ganzen Bibel, sagt Harnack.) „Was wir nicht verstehen, erklären wir uns“, war die Antwort. „Deshalb einmal findet er in dem Gespräch verliert. Nicht weit von ihnen sitzt ein Landgendarm, sichtlich von Miträuren erfüllt, und bemüht sich, den Inhalt der für ihn nicht ganz leichten Unterhaltung zu verstehen.“

Schon ein paar mal war er drauf und dran, aufzustehen. Nun aber hat er ein Wort aufgeschnappt, das seinen Verdacht bestätigt. Würdevoll tritt er auf den Älteren der Herren zu und legt ihm die Hand auf die Schulter: „Der Herr ischt ärredt.“ Der alte Herr schaut verwundert auf: „Erlauben Sie — warum denn?“

„Der Herr ischt ein Demagog“, sagt der Gendarm und sträubt drohend seinen Schnauzbart.

„Was soll ich sein?“

„Der da hat's selbst gesagt“, fährt der Gendarm fort. „und noch dazu ein usgezichener.“

Jetzt geht dem alten Herrn ein Licht auf. Er lächelt belustigt: „Ein P ä — dagog, mein Lieber, ein Pädagog!“

„Soll ischt ganz gleich, gog ischt gog“, sagt der Uniformierte. „komme Se nur mit!“

Gogist Gog

Im Wirtshaus eines kleinen Schweizer Dörfli sitzen zwei Touristen, denen man die Gelehrten ansieht, bei einem Schöppli Wießen und sind eifrig in ein Gespräch verflocht. Nicht weit von ihnen sitzt ein Landgendarm, sichtlich von Miträuren erfüllt, und bemüht sich, den Inhalt der für ihn nicht ganz leichten Unterhaltung zu verstehen.

Schon ein paar mal war er drauf und dran, aufzustehen. Nun aber hat er ein Wort aufgeschnappt, das seinen Verdacht bestätigt. Würdevoll tritt er auf den Älteren der Herren zu und legt ihm die Hand auf die Schulter: „Der Herr ischt ärredt.“

Der alte Herr schaut verwundert auf: „Erlauben Sie — warum denn?“

„Der Herr ischt ein Demagog“, sagt der Gendarm und sträubt drohend seinen Schnauzbart.

„Was soll ich sein?“

„Der da hat's selbst gesagt“, fährt der Gendarm fort. „und noch dazu ein usgezichener.“

Jetzt geht dem alten Herrn ein Licht auf. Er lächelt belustigt: „Ein P ä — dagog, mein Lieber, ein Pädagog!“

„Soll ischt ganz gleich, gog ischt gog“, sagt der Uniformierte. „komme Se nur mit!“

Der Hinderungsgrund

Minna putzt die Fenster.

„Fallen Sie nur nicht raus!“ meint die besorgte Hausfrau.

„Nee“, sagt Minna, „ick werde mir hüten, wo ick morgen meinen freien Tag habe!“



„Mit welcher Energie und Ausdauer die Mädchen sich gegenseitig den Rang ablaufen!“ — „Tja, genau wie in der Liebe!“

Der dreimal Trunkene

Von Fritz A. Mende

Wenn ein Mann nachts neben einem Kornfeld steht und flucht, was kann dann wohl mit ihm sein? Hat er den Kopf gesenkt, sucht er etwas auf der Erde? Nun — dann hat er eben seine Goldtasche verloren . . . Leicht gesagt, wenn er gar nichts sucht, sondern halb in den Himmel starrt, fluchend, versteht sich! Sein Geld, das hat er schlicht versoffen, drüben im Kretscham. Aber deswegen flucht kein Mann; denn es hat ihm ja geschmeckt. Und eine Frau hatte an seinem Tisch gesessen, blond und lässig und vielleicht ein wenig zu dick. Aber er war ja nicht mit ihr verheiratet. Er kannte sie gar nicht. Doch manchmal hatten sich ihre Augen getroffen, und der Blick der Frau war ganz von unten gekommen, träge und unmenschlich, so ein Blick mit einer Welt dahinter. Aber auch deswegen flucht der Mann nicht, der Mann, der da neben dem Kornfeld stand. Also, verdammt, was hat er denn, der besoffene Knoten? . . . Halt, wer ist hier besoffen? Niemand weit und breit! Trunken ist der Mann, aber nicht vom Bier. Eben, als er stehen blieb, war der Schwips, der Alkohol, wie weggelöscht und fortgedampft. —

Und plötzlich hatte ihn das andere gepackt, das Trunkene. Weil er aber gar nicht darauf vorbereitet gewesen war, deswegen, jawohl, deswegen hatte er fluchen müssen. Das ist so die Art, wenn ein Mann etwas bewundert. Doch was gibt es neben einem Kornfeld schon Verblüffendes? Und auch noch mitten in der Nacht? Gerade in der Nacht . . . ? Eine Vollmondnacht ist es, eine, in die sich die Männer, wenn sie alleine sind, sonst nicht hineintrauen. Wo sie sich ein Mädchen um die Hüfte nehmen, damit sie hübsch auf der Erde bleiben und nicht zum bewundernden Fluchen oder fluchenden Bewundern kommen! Am Rand der Nacht die Berge . . . Schön säuberlich ziehen sie einen Strich zwischen Himmel und Land, zwischen oben und unten. Oben sind sie genau und ordentlich und mühen sich, dem Himmel kein Argernis zu geben. Aber unten, da genießen sie sich in Wälderduft und Silber-schleieren, trinken das Mondlicht, und es sieht fast aus, als ob sie damit gurgelten. Zart und wolflüstig geben sie es zurück, in kleinen Sprudeln tanzt es an den schattigen Formen der Hänge. Dabei nun hat der Mann am Kornfeld die Berge

ertappt. Er flucht nicht mehr, nein, der Mund steht ihm einfach offen. Ja, er kennt die Landschaft, so und so ist sie gebaut. Aber jetzt hat sie sich etwas angezogen, etwas Tüßiges, Raffiniertes. Nichts verschweigt dieses Kleid, es macht die Formen sogar deutlicher, aber sie sind verzaubert, Tränen, Süchte und Gesungnes weckend. Warum muß aber der Mann plötzlich an jene Frau denken, an die von vorhin, die vielleicht ein wenig zu dick war und ihn angesehen hatte mit einer Welt dahinter? Er kannte doch schließlich die Frauen. So und so waren sie gebaut. Aber da zogen sie sich etwas an, etwas Tüßiges, Raffiniertes, das nichts verschwiegt . . . Bumms! Verzaubert! Tränen, Süchte und Gesungnes weckend . . . „Nein, sie war wohl eigentlich nicht zu dick“, dachte der Mann, während er sich zögernd in Bewegung setzte. Höchstens ein ganz, ganz klein wenig . . . Nein, nicht einmal das, eher üppig und von glatter Fülle . . . Er begann zu pfeifen. Und die Trunkenheit, aus der heraus er pff, das war schon wieder eine andere, weder vom Bier noch vom Monde . .

Robertchen (kräht vergnügt): Wassa!
Wassa!
Vater: Nu sei endlich 'n bißken ruhicht.
Robertchen!
Mutter: Wat hat denn mein Robertchen?
Wat will denn mein Robertchen? Tja, wat
sagt denn Muttan sein Robertchen?
Wat ...

Vater: Wassa, hat a jesagt! Hast et denn
nich verstanden? Wo det Kind seit ne Je-
schlagene Stunde „Wassa“ brüllt.
Mutter: Jibrillt hat a lebahaup nich. Bril-
len, so wat kennt Muttan sein Robertchen
ja nich. Nichwa, Robertchen, brillen tuste
nich?

Robertchen: (tut's trotzdem) Wassa!
Wassa!

Vater: Un wie nennste diß?
Mutter: Weil du ehmt keen Vaständnis
hast for dein eigenet Kind!

Vater: Da lach! Ich ja nu aba ganz hinten
im Halse! Wer hat dir erst lebasetzt
missen, det wenn Robertchen „Wassa“
brüllt, det Robertchen da Wassa meint? Du
blät jut!

Mutter: Un du bist in 'ne schlecht Je-
friestickte Stimmung. Ejal kujenierste det
Robertchen.

Vater: Nu jib ma jut Antwort. Mutta: w'er
hat jestan jesagt, Mutta, ha ick jesagt,
morgen, da jehn wa mit Robertchen an
Wannsee, weil det Kind so for Wassa
schwärm, un for dir un for mir wird et
oock nich schädlich sint. Ha ick det Je-
sagt, oder wa?

Mutter: Haste! Aba ...

Vater: Keen aba! Un wer hat sein Wort
jehalten un opfat sein freien Tach der
Familie?

Mutter: Nu jib ma jut Antwort, Vata: hat
Robertchen nich in eene Tuhr „Wassa,
Wassa“ jibrillt?

Vater: Ick denke, brilln tut a lebahaup
nich?

Mutter: Ob Robertchen „Wassa, Wassa“
jurfen hat, will ick wissen, soöte mir
sagen!

Vater: Da mißt ick jeradezu lügen, wenn
ick det wollte leigenen.

Mutter: Un wer hat lebahaup nich uff det
Kind jehert? Hä?

Vater: Aba ...

Mutter: Keen aba! Sißte! Von wegen 'for
Familie jeepfat' — un liefst mit'n Bauch
in Sande.

Vater: Ick kann mir ja oock ma 'rum-
drahn.

Mutter: Da wirste nich schlanka von! Ab-
jeben soöte dir mit Robertchen, heeren
soöte, wenn a wat will, spiel'n soöte
mit'n!

Robertchen: Wassa, Wassa!

Vater: Nu also, denn komm', Robertchen,
denn woll'n wa ma an't Wassa jehn, Mut-
tan hat ...

Mutter (furios): Wißtull det Kind! Ro-
bertchen? Robertchen, bleibstu gleich hier!
Hetz der Mann det Kind in't Wassa! Bei
so'n Wellenschlach!

Vater: Nu weß ick aba wirklich nich ...

Mutter: Det ha' ick jemarkt! Wo in eenem
wech de Sejelboote kentan, wo de Paddia
vabubben wie nisch, un in detselbe
Wassa hetzt der Mann det Kind! Wo de
Havel so tickisch in sone Launen hat.

Vater: ... desterwejen kann se von dir
imma noch wat azulernen.

Mutter: Hast du wat jesagt?!

Vater: Wo wa' ick! Nur: uff die Art wird
Robertchen nie 'n Mann! Will ick bloß an-
jemarkt haben, du.

Mutter: Un wat haste davon, wenn det
Robertchen mit seine szwei Jahre 'n Mann

is un jehd dabei mit Tod ab?

Vater: Hä?

Mutter: Von wejen Hä!

Vater: Wo det Kind Wassa un Sport so
neet! hat!

Mutter: Det mecht ick wissen, warum Ro-
bertchen mit seine szwei Jahre soll Sport
treiben.

Vater: Von wejen sei'n Bauch!

Mutter: Wat hast du denn an Robertchen
sei'n Bauch aussetzen?

Vater: Weil der Bauch von det Kind zu
groß ist! Da ha ick dir schon imma druff
uffmerksam machen woll'n. Ville zu dicke
is der, ville!

Mutter: So wat ... also ick schrei! ...
so wat mißt doch jeradezu in de Zeitung
mitte diß! Dir wär et wohl nach denn
Justo, wenn det Robertchen so richtig ab-
jemickat aussen täte wie Neunemeyers
Urschelchen. Wat Also ick firschte mir ja
direkt vor dir! Von so wat zu 'ne Kindes-
mhandlung is et ja nur noch 'n ganz
kleena Schritt!

Vater: So is richtig!

Mutter: Det Robertchen hat eene ganz
vorzeijliche Erscheinung, det is ma am-
lich bejlaubigt.

Mutter: Mit den kleen' Kullabauch?

Mutter: Ja weöstu denn nich, det'n kleenst
Kind muß so jebaut sint, wenn et nicht
spätn hernach soll 'n friezzeitigt Schelett
sein, wa?

Vater: Wenn aba Robertchen der jeborene
Leichtathlet wär, denn wär a trotzdem
schlanka! So wat zeigt sich schone frieh-
zeitig. Det is jenau wie mit Charakta.

Mutter: Un wie is et mit Vaerbung?

Vater: Wenn du noch lange an mir 'rum
meckast, denn nehm' ick det Kind unten
Arm, un denn: hadjeh Wannsee!

Mutter: So. Soll det Kind 'n Tach Wannsee
valustij jehn?

Vater: Wieso „Wannsee valusticht jehn“?
Du läßt ihm ja nich 'ran an't Wassa. Da
kenn' wir uns oock ze Hause um de
Wassaleitung in Kreise setzen, un duzelst
Robertchen, wie se looft.

Mutter: Nu heere eena den Mann an!
(Fort): Un wozu ha ick de Stullen je-
schmiert?

Vater: schweigt.

Mutter (lidel im Gefühl und Bewußtsein,
Trumpf-As gespielt zu haben): Nu rede

(R. Kriech)

doch Antwort, Vata, ick heere dir so jerne
reden!

Vater: Haste mir ganz aus'n Konzept Je-
bracht ...

Mutter: Von de Stullen ha' ick jesprochen.
Na?

Vater: Wat is'n druff?

Mutter: Nu rate man, Vata!

Mutter: Soll ick wissen.

Mutter: Weöste nich? Nu, denn weaß et
valeicht det Robertchen? Ro? ... (erregt)
Robertchen? ... Vata, wo is ...

Vater (gleichfalls auf hochbate erregt): Wo
is denn det Kind hinjelaube? Robert-
chen?!

Mutter: Ach du mein Jott, nee ...

Vater: So, det is die Strafe, weil wir uns
hamm jestritten un uff det Kind nich uff-
jepaßt, un nu is et wech!

Mutter: Nu reje dir man nich uff, det ...
det ... (jemanden anredend): Ach, Va-
zeihung, hamma Sie valeicht det ... unsa
Kleena, wo ejal hier jespilt hat ...
Vater: Un hat ejal „Wassa, Wassa“ je-
brillt!

Mutter: ... det ... unsa Robertchen ...
Vater: Nu reje dir man nich uff, Mutta!
Ja, hamma Se det kleene Kind jesehn je-
hast? So'n kleenst strammes Kerlchen, mit
so'n kleen' Kullabauch?

Robertchen (in der Entfernung quiet-
schend): Wassa, Wassa!

Mutter (aus tiefstem Herzen aufatmend):
Ach Jottedoch, Mann, da, da is a jal Da
an't Wassa!

Vater: Jottas willen, steht det Kind bis
hoch ieba de Knechel in de Flut! Robert-
chen, kommste jleich bei Mutta!

Mutter (stolz): Nu lassa' ihn doch man, imma
lass' ihm! Wer wird oock jleich so pimpelig
sint!

Vater: Also, det sagst du?

Mutter: Ha ick imma jesagt.

Vater: Aba ...

Mutter: Keen aba! — Denn det Kind, det
soll ma 'n richtija Mann werd'n ...

Vater: ... wie sein Vata!

Mutter: — Hm — denn brauchet det Kind
aberst dem Charakter von seine Mutta!

Schwäbisches

Bei den Felsen am Lichtenstein bei Honau
kommt mir ein schwäbisches Bäuerlein ent-
gegen und erzählt mir von Land und Leuten
seiner Heimat. „Von dene Felse“ do“, be-
richtet er, „hot sich vor a paar Woche
oier „rag'stürzt.“ — „Aus Melancholie“
frage ick mitleidig, — „No! — us Pfüllinge“,
stellt der Gute richtig.

Wiederkehr

Der Himmel hängt von Wolken schwer,
Und in den Pappeln leucht die Nacht.
Wind freicht das Schiffsrag hin und her,
Schijnfisch flit überall erwacht.

So stand ich manchen Abend lang
Am Schiff und horchte unzufunten,
Von Freundschaft, erster Liebe bang,
Dem dunklen Klageruf der Unken.

Die Nächte werden wieder weit,
Und wieder schnell vertrauter Ton
Wie aus verglühter Jugendzeit,
Die mir einflöhen, wie Traum entflohen.

Emanuel von Bodman



Fünfmächtekonferenz?

(E. Schilling)



Mit dem ewigen Tischrücken bloß zu dreien läßt sich der Geist des Friedens nicht herbeizitiern. Da gehören ein paar neue Partner her!

Sommer

Ja, den Sommer will ich loben,
Mit grünem Laub und weigem Wind
Und den weißen Wolken oben
Und den fläßen, grün geschwind,
Wie eine Pechpfann' überm Walde hängt,
Schweißig qualmend, in orangenen Prächten —
Bis die Sonne bald, o kurze Schlafenszeit!
Aus ihrem schwarzen Grabe flammend drängt,
Höher als Falk und Habicht steigt,
Das Feuerhaupt auf Morgenwolken wiegt,
Aus vollem weißem Halbe schreit,
Und naß vom Tau noch liegt
Die Ebene und schweigt
Beim Ruf der Jörnigen.

Georg Brüttgen

Kindermund

Meine Frau geht mit unserem fünfjährigen Buben in den Hof hinaus, um nachzusehen, ob das Dienstmädchen nicht vergessen hat, der Katze das Futter hinzustellen. Sie finden das Tier gerade dabei, wie es den letzten Rest aus dem Teller leckt, und zwar gemeinsam mit einem mächtigen Kater. „Wo kommt denn du her?“ ruft ihm meine Frau nach: denn er flieht schon über den Gartenzaun. Vorwurfsvoll sagt unser kleiner Junge: „Das ist doch der Katze ihr Soldat!“

Ausweg

Wir sprachen über die Ehe. Mein Kollege meinte, bei ihm habe es anfangs gar nicht gestimmt; aber er und seine Frau hätten sich vorgenommen, nach außen hin nichts merken zu lassen, und so habe man bei

jeder Gelegenheit eine glückliche Ehe markiert. „Dieses Glücklicht“, sagte er weltweise lächelnd, „ist uns mit der Zeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir heute tatsächlich glücklich sind.“

Das Dilemma

„Wohin werden Sie dieses Jahr reisen?“ frag ich einen bekannten Schnorrer. „Ach“, sagte er kleinlaut, „meine Freunde antworten ja alle nicht!“

Kleine Bemerkungen

Nichts erfreut mehr, als wenn andere Fehler offenbaren, die wir selbst zu verbergen wissen.

Optimismus ist die Kunst, den Mangel an innerer Deckung durch vorattierte Schecks auszugleichen.

Fair play

(R. Kriesch)



„O mei, o mei, er ruiniert si no vor lauter Olympiabiaber! Wann a Deutscher g'winnt, trinkt er a Ehrenmaß, und wann a Ausländer g'winnt, trinkt er aa oane!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnnummer RM — 60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreise:** für die 10 gespaltenen Millimeter-Zeile RM — 20 • **Anzeigenannahme:** F. C. Meyer Verlag, München 2 M, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 299 456, 299 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** E. Galscheuer, München • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371 307 • **Copyright 1936** by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 11622 H V, P, J 3 • **Erfüllungsort München • Postfach München 5502** • **Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart** • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.



„Wie erhaben ist doch das Rauschen des Meeres!“ — „Besonders, wenn es so niedlich vom Plätschern
deines Redestroms begleitet ist!“

Miß auf Reisen

Von Anton Schnack

Sie floh aus dem Tuchmanchester
Von Zug zu Schiff, von Schiff zu Zug.
Sie sah die Wirrsal der Nester
Als Schattenvorüberflug.
Sheffield, Dover, Calais.

Sie schlief in der Trauer von Betten,
Von vergangenem Schicksal gequält
Und bitteren Schlaftabletten.
Nachturen hat sie gezählt.
Versailles, Frankfurt, Verona.

Sie tanzte an grauen Mittagen,
Tangos, Passos doble und Step,
Und belächelte die Rendezvousfragen
Von Paolo, Maurice und Sepp.
Neapel, Paris, Bad Ischl.

Sie fuhr auf keuchenden Schiffen.
Wunderbar war es an Bord
Unter schnellen Matrosengriffen
Und derb gestöhntem Wort.
Venedig, Marseille, Piräus.

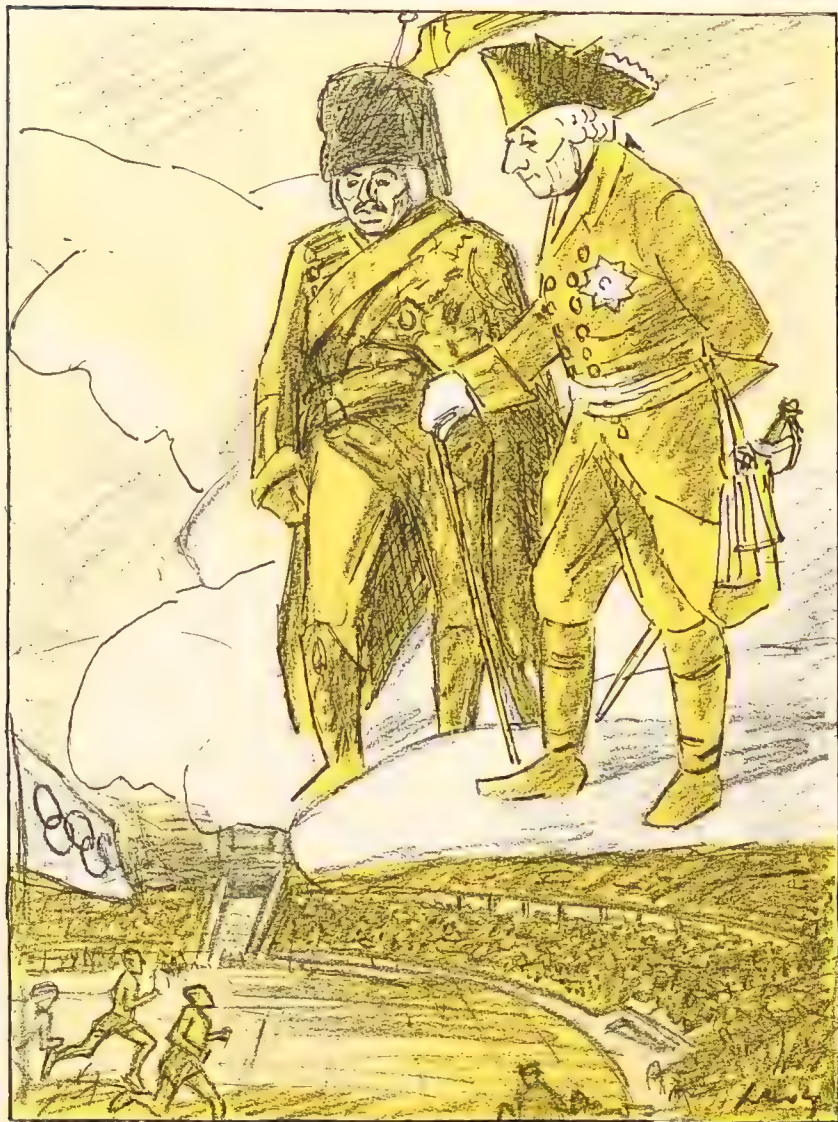
Sie speiste auf hundert Terrassen
Unter Schwindlern, Snob und Boy.
Wer hatte sie ziehen lassen?
Wem war sie untreu, wem treu?
Smith, Miller, Brown?

Was hatte sie zu suchen?
Ein Herz, einen Traum, ein Gesicht?
Sie verbrüselte auf Tischen den Kuchen.
Was sie suchte, fand sie nicht.
Constantine, Passau, Bologna.

Wem wollte sie begegnen:
Einem Kind, einem schönen Marquis?
Suchte sie sanftes Regnon
Oder unendliche Melancholie?
Arosa, Valencia, Istanbul.

Was mußte sie sich denken
Im ruhlosen Reisetrieb?
Sie konnte keinem sich schenken,
Nie sprach sie: „Ich habe dich lieb!“
Madrid, Partenkirchen, Ostende.

Zu Friedrichs des Großen 150. Todestag (Wilhelm Schulz)



„Wir haben Schlachten schlagen müssen, Majestät; die da drunten schlagen jetzt Brücken.“ — „Mein lieber Zieten, am Ende ist das doch der bessere Weg, um nach Sanssouci, nach Ohne-Sorge, zu gelangen!“

SIMPLICISSIMUS

Outsider

(E. Schilling)



„Ganz recht, Kleiner, daß auch du dich an den Olympischen Spielen in Berlin nicht beteiligt hast. Wir haben Wichtigeres zu tun: wir spielen mit dem Feuer!“



Dersilberne Kegel / Von Hans Watzlik

Zeichnungen von Wilhelm Schulz

Der Weber Stinus Oppolzer begab sich in den Wald, Holzapfel sammeln; die wollte er heute mit den Seinen verspeisen. Auch wollte er nachschauen, ob das wilde Heu schon hoch genug sei, daß er es für seine Geiß mähen könne. Der Stinus war ganz arm, er besaß nur eine gebrechliche Hütte und dahinter einen winzigen, ausgemergelten Acker. Er, sein Weib und seine Kinder lebten voller Not wie die Vögel im Steinbruch, sie kannten kein anderes Gemüse als die bitteren Schlehen, die hinter dem Dorfe wuchsen, und oft mußten sie sich zu Mittag gar die Blätter von den grünen Bäumen kochen.

Als er nun so einsam dahinstapfte, fiel ihm seine große Bedürftigkeit ein, und er redete zu sich selber: „So kann ich weder leben noch sterben. Welt, ändere dich!“ Und wie er jetzt sich aus seinen jämmerlichen Gedanken aufrichtete, rauchten plötzlich um ihn Schatten im Nebel, und

die ganze Luft war wie von schweren Spinnweben verhangen, und hatte doch noch vor einem Augenblick die Sonne so fein und klar geschienen. Jetzt austete es, als geige der Wind durch die Binsen einer feuchten Au, und der Regenbitter schrie!

Der Weber Stinus Oppolzer kannte sich auf einmal in der vertrauten Landschaft nimmer aus. „Heiliges Blech!“ staunte er. „Wo bin ich jetzt?“ Er wußte nur, daß er sich hinter dem Wicklesberg befände. Doch konnte er nicht vor noch hinter sich sehen, denn der Nebel war so dick, daß man ihn fast mit den Händen greifen konnte.

Also trabte der Stinus auf gut Glück in den blinden Dunst hinein, bald über sumpfigen Boden, der mit Rohr wild verwachsen war, bald wieder mußte er sich durch störrige Stauden zwängen. Seine einzige Hoffnung war, auf einen betretenen Weg zu stoßen und dort Leute zu treffen, die

ihm sagen konnten, wie er wieder heimfände.

Und während er also von Qualm zu Qualm sich tappte und sich vorkam, als schritte er auf dem Grund eines trüben Felsensees, hörte er auf einmal einen sonderbaren prallenden Lärm, dem ein dumpfes Gerummel folgte und ein silbernes zitterndes Kläng. Brummte die Mooskuh im Moor? Oder zog ein laises Gewitter auf? Der Tag war doch herbstlich und kühl.

Wieder lärmte es, und jetzt erkannte der lauschende Mann deutlich das Rollen einer Kugel auf einer Scheibstatt und den geräuschvollen Fall der Kegel.

Der Stinus konnte sich eines furchtlosen Herzens rühmen: in jungen Jahren hatte er bei den Reitern des Kaisers gedient und manche Feldschlacht schlagen helfen wider den leidigen Türken. Aber jetzt schlich sich ihm ein zartes Schauderlein übers Genick. Niemals hatte er gehört, daß in dieser menschenlosen, absonnigen und dornigen Gegend eine Kegelbahn zu finden sei. Und wer waren die, die hier spielten, wo doch der faustdicke Nebel einen nicht drei Schritte vor den Leib schon ließ?

Doch nun lichtete sich dampfend die Welt, ein greller Ahorn ragte in das Grau eingegossen; dann rang sich langsam die nackte Sonne hindurch und riß ein breites Loch durch den wallenden Dunst.

In der geöffneten Landschaft erhoben sich tiefende Tannen und düsterten den Stinus traurig an. Und vor dem Wald standen drei uralte Männer, der eine im zimtfarbenen Mantel, der andere im Karmesinwams, der dritte in aschgrauer Kutte. Ein paar Spielbänke entfernt von ihnen war ein Kegelstapel aufgestellt, mitten drin glitzerte der Kegelkönig, der den Kranz seiner weißhölzernen, mit wunderbar geschnitzten Köpfen versehenen Gesellen hoch überragte.

Der Zimtbraune — zum Donner! — sah er nicht jetzt so aus wie der vor dreißig Jahren verstorbene Marktschreiber Hilari Gollmann aus Hohenfurt? Wahrhaftig, er war es! An seiner trockenen, strohernen Stimme war er zu erkennen. Er rief gerade dem Karmesinroten zu: „Jetzt scheibst ihr, Ritter Zinnspanner!“

Sternblitztausend, der andere war also der verrufene Zinnspanner, der vor etlichen hundert Jahren zu Heuraffl in der Kirche aus lauterem Übermut mit seinen Knechten Kegel geschoben! Dafür war er wohl zu ewigem Kegelspiel verdammt?

Der Zinnspanner beugte den Rumpf weit vor, holte mit der steinernen Kugel aus, schloß sie hastig von sich und spuckte ihr nach. Sie schoß gewaltig durch das





Gras, denn ein Brett war nicht vorhanden, wo man sie hätte auflegen können. Sie riß den rechten Eckkegel um.

„Einen Saunagel habt Ihr geschossen“, frohlockte der Schreiber hämisch.

Der Fastritter murzte einen Fluch in den roten, zerbliesenen Bart.

Der Kegel draußen erhob sich von selber und rückte wieder an seinen Platz: von selber rollte die Kugel zurück, grollend wie ein kleines Gewitter.

Der Schreiber langte mit seinen fahlen Spinnenfingern nach der Kugel. Er zielte damit, setzte aus und zielte wieder. Dann tat er einen toll verrenkten Sprung und warf und stürzte der Kugel nach, als wolle er sie wieder einfangen. Sie kollerte faul und kraftlos dahin und blieb endlich im Gras stecken, ohne die Kegel zu erreichen.

„Verhungert ist sie!“ höhnte der Zinnspanner.

Die Kugel kehrte zurück und rann nun dem Aschgraben in die Hände, der sie kauernd erwartete. Als er sich schroff und hager aufrichtete, klapperte es in seiner Kutte wie von kahlem Knochenwerk.

Dem Stinus Oppolzer graute. Warum mochte dieser Mönch da geistern? Hatte er bei Lebzeiten vor leidenschaftlichem Kegeln Betzelle und Sakristei verstümt und damit Gott gekränkt? Sein Auge glomm böse, sein verfallener Mund zuckte. Draußen blitzte der erzene Kegelkönig. Der Schreiber krächzte: „Um was scheiben wir jetzt?“

Der Mönch erwiderte heiser: „Wir scheiben um die Seele des Augustin Oppolzer.“ Blitztausend! Dieses Wort fuhr dem heimlichen Zuschauer jäh in die Knie und knickte sie. Aber ehe er sich des Sinnes



recht besann, sah er, wie die Kugel des Mönches wie Wettertschlag in die Schar der Kegel brach. Alle neun stoben auseinander, und der König klang wunderklar auf, flog in die Höhe und stürzte in ein Distelwäldlein ganz nahe dem Stinus.

„Einmal und nimmer wieder!“ schoß es dem Lauscher durchs Hirn. Und griffsgrapps erwischte er den silbernen Kegel und floh. Der Nebel sank hastig wieder über die Au.

Auf der Scheibstatt war es totenstill geworden: keine Stimme, kein Fluch erscholl.

„Ich bin ein Dieb“, keuchte der Stinus. „Aber ich hab' alle drei Geister erlöst. Sie können nimmer kegeln, weil ihnen der neunte fehlt!“

Wie schwer der König wog! Wie kühl fühlte er sich an!

Der Weber hielt inne in seiner Flucht. Er stellte den Kegel vor sich auf die triefende Wiese hin. Der Kegel war ellenhoch und aus eitel Silber gegossen.

„Jetzt bin ich arg reich, und mein Elend ist aus und gar!“, lachte der Stinus und bückte sich zu seiner Beute hin.

Doch da formte sich in dem Silberkopf des Kegels ein Gesicht, wüst und zerrissen, mit kranker Stirn, mit fletschenden Zähnen und tollen, quellenden Augen. Und durch alle Verzerrung der Gier hindurch erkannte der Stinus darin sein eigenes Gesicht, wie aus einem Spiegel grinsete es ihm mit mächtigem Hohn entgegen.

Er ertrug es nicht. Er schrie auf und stieß mit dem Fuß das Ungeheuer von sich und sprang in den Nebel hinein.

Jetzt war nur noch der Wind da; er klang geheim, und es war, als schwebte ein Geist durch die Dornstauden und seufzte.



„Auf in den Kampf, Mars — nach Spanien!“ — „Bürgerkriege sind nicht meine Sache, Bolschewist, — scher' dich damit zum Teufel!“

S o m m e r

Wenn der Schatten mittags stirbt,
silbener die Grille zirpt.

Auf dem Turm die grauen Tauben
flüchten in die Mauerlauben.

Blanke Zeiger an der Uhr
weisen hell dem Licht die Spur.

In den Gassen, eng und breit,
flaut sich dicht die goldne Zeit.

Regungslos, mit steilem Wein,
steht die Sonne auf dem Stein.

Nur ein leichter Schmetterling
wagt noch einen goldnen Ring.

Ob sein kleiner Flügelchlag
wohl die Luft zu rühren mag?

Neig dich hin und atme nicht,
Schau dem Sommer ins Gesicht.

Gottfried Kühnel

Das Nachbargespräch

Von Fritz A. Mende

Als ich aus der Stadt wegfuhr, kannte ich nur die dem Städter eigentümlichen Gespräche, also die Straßen- oder Wie-geht's-Gespräche und die Getränkegespräche (unterzuteilen in Alkohol-, Milchhallen- und Kaffeehausgespräche).

Nun wohne ich auf dem Land, im Gebirge, in einer Wäldesiedlung, und da habe ich es kennengelernt, das besondere, das Nachbargespräch! Dieses Nachbargespräch ist gesund wie alles auf dem Lande und dient dem Zweck, den menschlichen Sprechmechanismus vor dem Einrostzen zu behüten, sofern die Einsamkeit zwischen jungen Fichten und Balkonpelargonien zu Rostgefäule führen sollte. Es genügt nämlich in vielen Fällen dem Sprechmechanismus nicht, Selbstgespräche zu führen, nein, er fordert brutal und notwendig fremde Ohren.

Das Nachbargespräch findet immer am Zaun statt, wird aber keinesfalls vom Zaun gebrochen. Ich arbeite zum Beispiel im Garten, meine linke Nachbarin, die Witwe Schmidt, arbeitet ebenfalls im Garten. Wir sind beide begierig, ein paar Sätze zu wechseln, beide wollen, nein, müssen wir unseren Sprechmechanismus in Bewegung setzen, aber es widerspricht ganz und gar den Regeln eines ordentlichen Nachbargesprächs, würden wir beide nur glerig und unbefriedigt zum Zaun stürzen, und wenn es der niedere Sprechtrieb auch noch so dringend verlangt. Nein, wir machen das verwickelter. Wir pirschen uns immer näher an den Zaun heran, beachten uns scheinbar gar nicht und sind von unserer Arbeit völlig in Anspruch genommen. Jetzt bin ich am Zaun. Heiß ist es heute. Ich ruhe mich einen Augenblick aus, schaue hoch, sieh da, potzttausend, die Witwe Schmidt ist auch am Zaun. Auch ihr ist es heut zu heiß, auch sie ruht sich einen Augenblick aus — und wir begrüßen uns überrascht. Wir sagen „Schönes Wetter“ und tun, als hätten wir durchaus keine Zeit, um uns in ausgedehnte Plaudereien zu vertiefen — so als wollte der Fisch, der fest am Angelhaken hängt, mal eben gleich wieder wegschwimmen. Wir gehen nur ein wenig näher an den Zaun, Gott, man kann sich die kleine Pause gönnen, so; und gerade in dem Augenblick, in dem wir uns fast wieder trennen, sagt sie oder sage ich: das Stichwort! Wir wissen nämlich jedes vom andern genau, worüber er gerne spricht. Es kommt nur darauf an, wessen Sprechmechanismus am ausgehungertsten ist; einmal gibt sie das Stichwort, einmal ich. Ich habe die gute Witwe Schmidt im Verdacht, daß sie sich meinetwegen eine literarische Zeitschrift kauft; denn gibt sie

das Stichwort — und sie gibt es oft — dann tischt sie mir sofort irgendeine literarische Neuigkeit auf. Ich habe es im Verhältnis zu ihr leichter; denn ihr Lieblingsgebiet ist die Musik, und ich habe zur Musik ein engeres Verhältnis als sie zur Literatur. Außerdem brauche ich keine Neuigkeiten, für Musik hab' ich mein Rundfunkgerät. So geraten wir denn von Chopin etwa auf die „Perlenfischer“ von Bizet; die Sängerin Lukrezia Bori ist Anlaß, um über den schönen Klang italienischer Sängernamen zu plaudern. Aber den Namen Gigli spricht sie doch recht komisch aus, die Witwe Schmidt. Schließlich kommen wir auf allgemein menschliches Gebiet und dann — so nach einer Stunde — versichert das Gespräch langsam. Wir merken beide, der Sprechmechanismus ist befriedigt, es tröpfelt nur noch, Krampfhaft bemühen wir uns, die Unterhaltung anzuspornen. Bis einem von uns etwas ganz Dringendes, Unaufschiebbares einfällt. — So endet dieses Nachbargespräch.

Schwieriger gestaltet es sich mit meinem anderen Nachbarn, einem älteren pensionierten Herrn: denn einmal ist er von einer solchen Gier nach Gesprächen erfüllt, daß er oft die Regeln außer acht läßt und sich mit seltener Hartnäckigkeit an mich klammert, und dann kann ich weder von Chopin noch von Literatur zu ihm sprechen, sondern nur eben davon, daß die Bohnen gut wachsen und daß es doch mit neugepflanzten Bäumen ein rechtes Kreuz ist. Da er außer mir keinen Nachbarn hat, läßt er keinen Menschen an seinem Grundstück unangesprochen vorüber, ja, er hospitiert sogar eifrig an fremden Gärten. Er hat einen besonders hungrigen Sprechmechanismus. Ich frage mich nur: womit er bloß immer seinen Redestoff her? Er ist sehr freundlich zu mir, wahrscheinlich

hofft er, daß ich ihn mit Stoff versorge. Einmal ist es mir auch schon geglückt. Die Witwe Schmidt bat mich nämlich, mit ihr ins Kino zu gehen. Das Kino liegt eine Stunde entfernt in einem nahen Kurort. Selbstverständlich fürchtete sich die gute Witwe, nachts allein durch den Wald zurück zu gehen.

Ich tat ihr den Gefallen, sah eine Wochen-schau, dar ich schon vor sechs Wochen in der Stadt begegnet war, sozusagen eine Sechswochenschau, und der Hauptfilm war wohl noch älter. Ja, und dann bin ich mit der Witwe Schmidt um Mitternacht zu Hause wieder angelangt, man denke, um Mitternacht!

Mein anderer Nachbar hat darob ganz rosige Bäckchen bekommen, er platze geradezu vor Unterhaltungsstoff. Sehr früh schon ging er von Garten zu Garten.

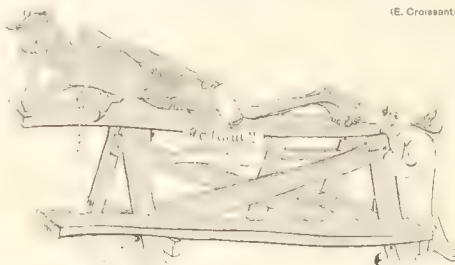
Augenblicklich bin ich der Ludwig XIV. unserer Siedlung und kann getrost sagen: Das Nachbargespräch bin ich!

Was mich nur ärgert, ist dies: die Witwe Schmidt ist die Witwe Schmidt, eine Maintenen kann man nie nicht nennen. Sie ist halt auch nur ein Nachbargespräch, leider . . .

Der Gast

Einer meiner Bekannten leidet an chronischem Geldmangel, der ihn wiederum verleitet, sich immer öfter bei Freunden einzuladen. „Hör mal“, sagte ich eines Tages zu ihm, als er es doch zu bunt trieb und ein paar Tage hintereinander die selbe Familie beglückte. „Ist es für die Leute nicht eine Belastung, wenn du andauernd bei ihnen zu Abend speisest?“ „Ach woher!“, antwortete er arglos, „ich bring' ja jedesmal meinen Tee mit!“

(E. Croissant)



„Einfach unmöglich, sich hier zu konzentrieren! Ich glaube, ich liege auf einem Gedankensprungbrett . . .“

Nachwirkung der Olympiade

(Paul Schondorff)



„Na, endlich! Seit einer geschlagenen Stunde warte ich auf mein Bier!“ — „O mei, wie d' Leut' jetz' durch die Rekordzeit'n scho' vavöhnt san!“

Langeweile in der Sommerfrische?

**Das beste
Gegenmittel sind
die soeben heraus-
gekommenen
5 „Simplicissimus“-
Sammelhefte**

Nahkampf
im Tennis



(Entnommen den „Simpl.“-Sammelheften.)

**Je 60 Seiten stark
(5 Nummern),
geheftet, Preis 60 Pfg.
zuzüglich 30 Pfg. Porto,
bei Bezug von
3 Heften und mehr
portofrei.**

Zu beziehen durch alle Buch-
händler oder direkt bei

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13, Postscheck München 5802

Von D i r k s P a u l u s

reizt und verlockt von der gefährlichen Angst.

Strand zuglitt, kämpfte er einen rasenden Kampf mit der Angst, mit all den vierten und dritten und

wie müßte es zerstört werden, denn schließlich stieße nicht jeder Ertrinkende wie er mit den Knien auf eine Sandbank und käme mit harmlosen Hautabschürfungen davon.

(Toni Blich):



Druckschriften bitten wir anzufordern

Charlottenstraße 11

gelesen!

deutsche Gaststätte Künstler-Lokal

Unterwegs nach Auckburn

Von Ernst Heyda

Man warf uns gegen Abend vom letzten Wagen des Zuges herunter. Ich war gut gefallen und lag auf dem Abhang im hohen Gras. Mike mußte etwas abgekriegt haben: denn ich hörte ihn alle Eisenbahnbeamten, Güterzugbegleiter und die kapitalistische Gesellschaft im allgemeinen verfluchen. Mir machte es nun nichts aus, an diesem Abend nicht mehr nach Auckburn zu kommen. Mike hatte es eiliger. Er kam herangekrochen. Er hatte eine Schramme auf der Nase, aus der ein wenig Blut lief, das er ärgert mit einem Grasbüschel abwischte. Mike ist nämlich eitel.

„In Auckburn kenne ich den alten Sellers!“ brummte er, „verteufelt schade, daß wir nun heute nicht mehr hinkommen!“ Ich klatschte einen Käfer kaputt, der auf meiner Kniescheibe Turnübungen veranstaltete, und ließ mir von Mike die halbe Flasche Black-and-White herüberreichen. Wir tranken sie nun leer; das und die Sonne machte uns den Kopf recht heiß. Ich war vollkommen zufrieden.

„Der Alte hat nämlich eine Tochter“, sagte Mike, „sie ist so schwarz, wie du noch keine Nacht in diesem verfluchten Land gesehen hast! Und wenn es blitzt, dann sind es ihre Augen, weißt du?“ Ich gab es zu. Es war zu heiß, um irgend etwas zu sagen. Man konnte gerade so zwischen halbgeöffneten Lippen herausbrummen. Darum knurrte ich nur „schwarz im Gesicht“?

„Esel!“ stellte Mike fest und sagte hinterher etwas von schwarzen Haaren. Ich warf die leere Flasche den Abhang hinunter. Sie zersplitterte an einem Stein. Dann riß ich einen Ballen Gras aus der Erde, um mir ein Schutzdach gegen die Sonne zu machen. Mike hatte eine alte Zeitung dazu genommen. Wir mußten nun warten, bis gelegentlich ein anderer Güterzug daran dachte, ausnahmsweise einmal nach Auckburn zu fahren. Mike war jedenfalls in das Mädchen verschossen; denn schon in Griens hatte er von ihr erzählt. Nun bin ich der Meinung, daß zwar im Kino solche Dinge vorkommen können. Daß ein Tramp ein reiches Mädchen kriegt, meine ich.

„Ist sie reich?“ fragte ich Mike und ließ ihm mit dem Fuß an seine papierne Festscheibe.

„Reich? Na ja“, brummte er, „aber sie hat einen Hof, weißt du, einen richtiggehenden Hof mit Viehzeug!“ Er setzte sich auf und

sah mich an. „Was hältst du von einem Hof?“

Ich nickte. Selbstverständlich war ein Hof gut; denn zu einem Hof gehört ein Haus und noch allerlei. Und Auckburn war eine schöne Stadt. Mike träumte wieder. „Muß immer an den alten Beggs denken“, sagte er, „der damals mit uns in Little-Hampton war. Hat nun einen Hof und scheffelt mächtig Geld.“

Wir duselten wieder eine Weile vor uns hin, aber Mike konnte über der Sache nicht schlafen.

„Marjorie heißt sie“, sagte er ohne seine Lippen zu heben. „Marjorie Sellers.“ Langsam ließ er den Namen auf der Zunge zergehen. Es machte ihm Spaß, jede Silbe extra zu betonen. „Ein schöner Name, nicht wahr?“

Er stieß mich an. „Schläfst du?“ Ich brummte ein wenig, um ihn von meiner Bereitwilligkeit zu überzeugen. Mehr von seiner Marjorie zu hören.

„Wenn ich käme — das hat sie mir geschrieben — sei die Sache o. k. Der Alte hat außerdem eine Wirtschaft, weißt du, so eine nette kleine public-bar. Vielleicht eigne ich mich zum Wirt!“ Dann sagte Mike nichts mehr. Ich schlummerte ein wenig, und als ich erwachte, hatte die Hitze nachgelassen. Wenn man schräg über das Gras sah, flimmerte es nicht mehr; es schien ein wenig blau, und das hieß, daß es nun

bald gegen Abend ging. Das machte mich munter, ich weckte Mike aus seinen sehnsüchtigen Träumereien.

Wir gingen den Bahndamm entlang, nach Auckburn zu. Man konnte die Biegung sehen, wo der Zug nach Osten drehte. Dort wollten wir aufpassen, bis der nächste Güterzug kam. Mike hatte einen alten Spiegel entdeckt und wischte an seiner Schramme herum. Sie machte ihm sicherlich zu schaffen. Vielleicht liebte Marjorie Schrammen nicht. Frauen können, glaube ich, oft kein Blut sehen.

Nach fast einer Stunde waren wir an der Biegung und suchten uns einen Platz für die Nacht. Auch etwas zu essen hatten wir noch. Mike fand auch wieder Stoff zum Nachdenken. Nun war es die Inneneinrichtung seiner Wohnung, die er mit Holz- und Grassäckchen oder auch mit kleinen Steinen aufbaute. Er hatte mich beinahe überzeugt, daß der Präsident keine schönere Wohnung haben konnte als Mike und Marjorie, als ein Zug heraufkam. Wir machten uns fertig und legten uns hinter den Bahndamm. Gewisse Eisenbahnbeamte machen sich gern einen Spaß daraus, an den Biegungen auf Tramps aufzupassen. Sicherlich würde es nichts nutzen; ihnen war Marjorie zu erzählen. Meistens sind sie schon verheiratet, wegen der Zulage, und dann verstehen sie so etwas nicht. Oder sie schmelzen einen herunter und wollen sich selbst bei dem Mädchen anwärmen. Und das konnten wir bei Marjorie nicht riskieren.

Wir kamen jedenfalls glücklich auf den letzten Wagen und richteten uns häuslich ein. Als wir dachten, nun sei alles sicher, standen zwei Beamte vor uns und leuchteten uns ins Gesicht. Ich nahm meinen Rucksack und machte mich bereit, ins Gras zu fliegen, aber Mike begann gleich von Marjorie zu erzählen, und sie hörten auch eine Weile zu.

„Wartet noch zehn Minuten“, sagte Mike zu ihnen, „ehe ihr uns herunterwerft; ich will euch die Geschichte mit Marjorie erzählen. Ich bin nämlich mit ihr verlobt. Sie hat ein Haus, müßt ihr wissen, und einen großen Hof. Der Alte hat eine public-bar. Wenn ihr mal gelegentlich nach Auckburn kommt, dann kommt ihr mich auf ein Glas besuchen: es wird euch nichts kosten!“ Jeder vernünftige Bahnbeamte hätte nun nichts gesagt und uns die drei oder vier

Das Kind im Gewitter

Dunkle Wolken zogen durch die Stube, bis die ersten Blitze schwirrten, und das Kind fiel in die Schreckensgrube, als vom Donner Tür und Fenster klirrten.

Hin zur Mutter flatterte die Kuchelfeier, ihr geföh ein banges Schweigen.

Hoch am Himmel lachte die Donnerkehl, und der Blitz warf mit den gelben Zweigen.

Feige stand die Mutter auf und kniete nieder, und im wilden Weltkreisen

sprach sie eins der frommen alten Lieder — jich, der erste Tropfen neigte schon die Scheiben.

©Hilke Bürgemann

(Schluß auf Seite 202)

Die Leiden des Sportsmannes

(R. Kriesch)



„Der Mann hat eine robuste Natur.“ — „Ja, unsere Betreuung ist bis jetzt spurlos an ihm vorbeigegangen.“

Nach Tisch

(Olaf Gulbransson)



„Sehen Sie, lieber Freund: Wasser, Luft und Sonne — von ihnen kann ich leben!“ — „So — warum war Ihnen dann vorhin das Kalbsschnitzel zu klein?“

Lieber Simplicissimus!

Zwei schwäbische Pietisten schritten abends, von der „Stunde“ kommend, sin-
nend ihrem Heim zu. Der eine von ihnen
versuchte dabei darzulegen, wie schwer
es doch falle, jede Minute sozusagen im
Ewigen aufzugehen und die Begehrlichkeit
des Fleisches zu überwinden: es sei er-
staunlich, mit welcher Beharrlichkeit die

Sinnlichkeit immer wieder zu ihrem Recht
zu kommen versuche.

„Ja, ja“, erwiderte darauf der andere be-
dächtig, „das Fleisch will ebe in seiner
Art au an ewig's Lebe!“

Neulich gingen zwei abends von einem
Vortrag nach Hause, der der Hebung und
Läuterung des Geschmacks gegolten hatte.

Einer der beiden dozierte mächtig. Das
schien den andern zu ärgern: denn ich
hörte ihn plötzlich ziemlich massiv sagen:
„Komm, gehab' dich nur net so, du hast
mindestens so viel Kitsch in deiner Woh-
nung wie ich!“

„Das ist möglich“, erwiderte der andere
seelenrütig, „aber ich hab' im Gegensatz
zu dir wenigstens ein inneres Verhältnis
zu ihm!“



Lockung im Sommer

Meines Vaters Ahn, nach dem mein Vater hieß,
brachte, kleiner Häusler hoch im Erzgebirge, langes Land war sein,
seine Früchte mühsam in die Keller ein,
wenn der Schneewind schon den Wald durchstieß.

Aber nach des Tages Mähe, wenn er vor dem Hause saß,
sah er lang noch nach den blauen Bergen, die das Abendrot
herüberföhrte,
fühlte, wie in seiner Brust das Herz sich bang und glücklich hob,
daß er Klöppelsack und Egerstall und alle seine Not vergaß.

Immer, wenn der Sommer angeht, dann
locken mich die Berge, lockt das Meer:
fangen aber viele hundert Meilen her
meine beiden Ahiene ihren Streit um mich und meine Liebe an.

Meiner Mutter Ahn indeßen, Heinrich Wieding, fuhr
an der Unterseefer auf den Fischfang aus,
ihm war jeder Wind vertraut von der Klauke bis zum Sturmgelraus,
und am Himmel Sonne, Mond und Sterne, und auf seinem Treckwank
manches Lieb in Moll und Dur.

Hundert Möwen, deren manche er mit Namen rief,
nahm er mit sich weit hinaus auf offene See.
Oftmals heulte er an seiner Reeling, wenn mit Segeln weiß wie Schnee
ein Öfklindenfahrer an dem Horizont lang lief.

Karl Martin Schüller

Unterwegs nach Auckburn

(Schluß von Seite 260)

Stunden sitzen lassen, aber der größere,
der einen langen, herabhängenden Waldrö-
schnurbart hatte, stieß Mike vor den Bauch
und warf uns hinaus. Nun war kein Abhang
da, und wir waren schnell wieder auf.
Wir rannten gleich den Zug entlang, und
als wir am dritten Wagen waren, sprangen
wir auf. Mike riß die Tür auf. Es war dunkel
im Wagen, man konnte die Hand nicht
vor den Augen sehen. Wir setzten uns zu
Boden, als die Türe ein wenig aufging.
Wieder waren es Beamte, aber sie hatten
keine Lampe, oder brannte sie gerade
nicht? Es wäre vielleicht gut gegangen,
wenn nicht einer über meine Füße gefallen
wäre. Sie stürzten sich auf uns.
„Laßt uns doch mitfahren!“ bat Mike, „Ich
muß nach Auckburn. Wenn ihr mal nach
Auckburn kommt, könnt ihr mich besuchen.
Meine Frau heißt Marjorie, und ihr Vater
hat eine kleine Bar, wißt ihr?“

„Halt's Maul!“ schrie einer und gab uns
einen Tritt, der uns durch die halboffene
Tür warf. Aber aller guten Dinge sind drei.
Ehe als uns nur sehen konnten, gingen wir
wieder am vorletzten Wagen und zogen
uns hinein. Lange blieben wir nun unbe-
helligt, keiner mußte uns gesehen haben.
Wir schliefen ein wenig, als plötzlich Licht
in meine Augen fiel.
„Laßt uns doch mitfahren!“ hörte ich Mike
schon wieder betteln, „in Auckburn, wißt
ihr, habe ich nämlich ein kleines Wirtshaus.
Wenn ihr gerade mal vorbeikommt, dann
kann auch mein Sohn Bill ein paar Runden
zum besten geben!“
„Shut up!“ fluchte eine böse Stimme, „drei-
mal hast du mir nun schon diese verfluchte
Geschichte erzählt. Erst warst du verlobt,
dann verheiratet und nun hast du schon
einen Sohn, du, du alter Lügenger!“
Wir wehrten uns kräftig, aber sie blendeten
uns mit ihrem hellen Licht, doch
schlug ich dem Waldröschsnurbart eine hin-
ters Ohr, daß er eklig schrie.

Dann lagen wir wieder im Gras auf einem
Abhang. Mike fluchte, aber wir hatten nichts
Ernstliches abgekrig. Als wir uns herum-
drehten und dem Zug nachsahen, schlug
mir Mike voller Freude auf die Schulter.
„Dort ist Auckburn!“ schrie er und wies auf
einen hellen Schimmer. Er packte seine
Sachen und ging mir mit großen Schritten
voraus. Er sang mit heller Stimme „It's a
short way to Auckburn“ in tausendfacher
Variation. Ich mußte eilen, um ihn schließ-
lich einzuholen. Ich traf ihn am Bach, der
rechts von Auckburn vorbeifließt. Er machte
sich schön, und als er mich sah, brüllte er:
„Kommt her, boy, zieh' mir einen geraden
Schell!“ Mit tiefendassom Haar kam
er auf mich zu.
Endlich gingen wir auf der breiten, stau-
bigen Straße hinein in die Stadt.
Über der Bar „Zum wilden Cowboy“ lag
ein heller Schimmer. So fanden wir uns
leicht zurecht.
Wir drückten uns durch die enge Tür. In
der Ecke saß eine dicke, schwarzhaarige

Frau und säugte ein Baby. Wir gingen an den Ausschank.

„Zwei Whisky“, sagte ich, während Mike miträuschte die Frau betrachtete. Ob es wohl Marjorie mit den schwarzen Augen war? Die Frau wandte sich halb um und schrie mit schriller, bössartiger Stimme: „John!“

Ich sah es Mike an: es war Marjorie. Seine Augen wurden so groß wie Billardkugeln. Er sagte nichts. Hinter dem Ausschank tauchte ein Mann auf. Er war riesengroß und hatte einen Walroßschnurrbart. Als er uns erkannte, sah er uns böse an und kam hervor. Ich trat ihm in den Bauch, Mike schlug ihm auf den Schnurrbart. Dann gingen wir durch die enge Türe, liefen die Straße hinab und rannten.

Plötzlich hörten wir ihn schreien. Er stand vor der Türe und hielt sich den Bauch.

„Ich will euch eine Geschichte erzählen“, schrie er, „wenn ihr wieder mal nach Auckburn kommt, vergesst nicht, hier 'rein zu schauen. Meine Frau heißt Marjorie, und mein Sohn Bill wird euch eine Kugel in den Bauch schießen.“

Als er die Hand hob, rannten wir. Die Kugel schlug in ein Haus.

„Verfluchte Weiber“, schnaufte Mike. „Ich

hatte geglaubt, daß sie wenigstens drei Jahre treu sein könnte . . .“

„Wann schrieb sie dir?“ rief ich böse.

„Vor drei Jahren“, sagte Mike.

„Dämlicher Hund“, brüllte ich. Ein Zug piff. Wir sprangen mit großen Sätzen zum Bahndamm und erwischten den letzten Wagen.

Ausschnaufend sahen wir uns an.

„Ich kenne in Longwaytown eine Blonde“, sagte Mike.

„Shut up!“ schrie ich, und war für heute nicht mehr zu sprechen.

Kübezahl

Von Fritz A. Mendel

Schon als ich noch Kind war, haßt du keinen mehr erschreckt,

Kübezahl, du Schlafender.

Geist von denen, die der Lärm nicht weckt,

weist du, daß dein Kleid durch Weg und Pfad zertriffen?

Häuser haben sie auf deinen Leib gebaut.

Deine Haare sind der Menschen Kissen.

Deine Stille machte ihre Stimmen laut.

Trunken stiehn sie aus der Tüge Gruf,

leckt es sie aus ihren Städten und Verstecken.

Deiner Wälder, deiner Berge Duft

soll in ihnen einen neuen Morgen wecken.

So Natur, als ob ein Weib die Röcke schürzte,

so erglühend deine Sonne, dein Geflein,

wie man kalte Speisen wärmt und wieder

wärmt,

soll dein Reich ein Raufsch der Gäste sein.

Doch ich weiß dich! In den hellen Nächten

geht dein Atem über Berg und Wald.

Zwischen grünem Moos und grauen Flechten,

zwischen Stämmen und gestülptem Grafe,

in den Stunden, die dein Spuke taugen,

ahst ich deine zaubrische Gestalt.

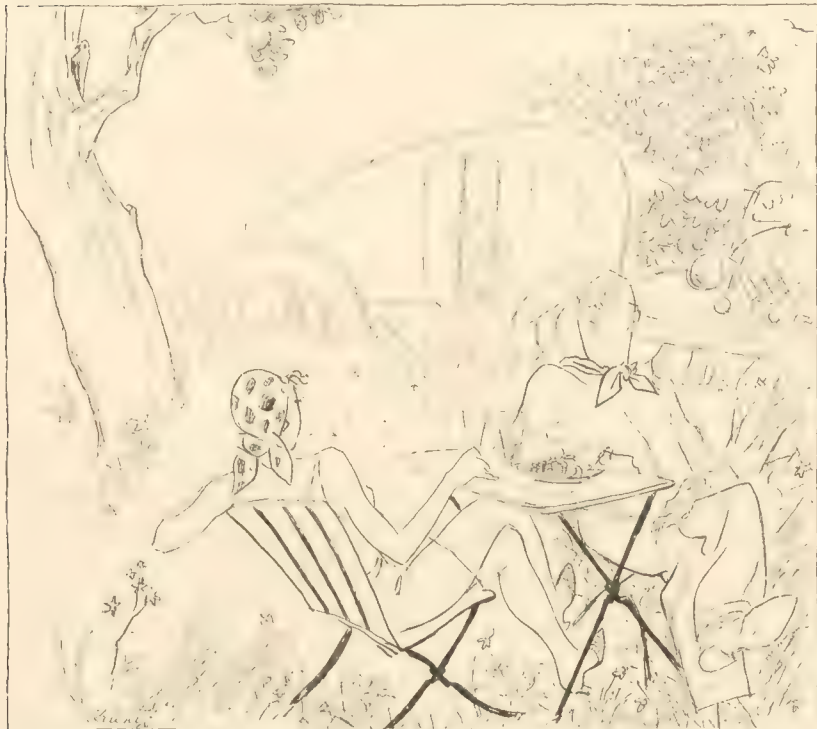
Nächte brechen dir aus deinen Augen,

Gichten krännen sich aus deiner Nase,

und dein Mund ist tief und voll Gewalt.

Erkenntnis

(R. Kriech)



„Ihr Frauen redet die Sprache des Herzens; wir dagegen nur, was uns der Verstand eingibt.“ —
„Ach, deswegen bist du oft so schweigsam!“

Der zwiegespaltene Münchner

(E. Thöny)



„A Verständnis fürs Weintrink'n soll'n mir kriag'n? . . . Waar aa net schlecht ma kunnt si' schließli scho' überwind'n. . . . Aber dös macht mir neamd weis, daß do a Radi dazua paßt!“

SIMPLICISSIMUS

Die Windsbraut

(E. Schilling)



„Daß mir aus Versehen ein paar Flugzeuge nach Westen hin entflohen sind, daran ist doch bloß der scharfe Wind schuld, der von Osten her bläst!“



Am Blautopf zu Blaubeuren

Von Dr. Owlglaß

Es dauert eine gute Weile, bis man die langwierige Bahnhofstraße hinter sich hat und in das alte Nest hineingerät, das sich so winkelbahagig an die Kalkwände der abfallenden Alb anmuschelt. Bei einem Berggärtchen, blau und rot und gelb von Rittersporn, Phlox und Sonnenblumen, biegen wir nach rechts um die Ecke, und schon nimmt uns der grünschattige Klosterhof auf, mit dem grauen, schlichtesten Rundbrunnen, vormittags still, vormittags leer; nur ein paar eingeborene Kinder spielen im Gras mit der täppischen Nachkommenschaft einer gutmütigen Boxerhündin.

„Wie wär's?“ sage ich zu Agathe.
„Du denkst doch immer ans Essen!“
„Nicht immer, aber jeweils im gegebenen Moment. Oder hast du etwa Lust, dich mit deiner Wurstsammel im Blautopf zu spielen? . . . Ferne sei es von uns, der schönen Lau diese Schmach anzutun!“
So wird denn also gewispert, und dann zotteln wir an dem alten Hammerwerk vorbei zu dem Zaubergruppen leicht dahinter, der — allen Göttern und Stadtvätern sei's gedankt! — so anspruchlos wie immer unter lichten Baumwipfeln in märchenhafter, dunkler Bläue träumt, nur an den Ufern grünlich aufgehellt. Wo ein Sonnenfleck leuchtet, da schwanken, goldbraun, moosgrün, zarte Wassergrasrähnen hin und her, hin und her; und drüben, am Auslauf, tummelt sich, wie immer, ein Trüpplein weißer Enten.
„Lasset uns beten!“ sagt der Pfarrer in der Kirche. „Lasset uns schweigen!“ sagen wir am Blautopf zu Blaubeuren und wandeln still rundum und setzen uns dann nieder und träumen Märkes Träume nach und unsere eigenen dazu.

Eine Glocke schlägt — was ist uns „die Zeit“? Ein ferner Eisenbahzug rattert durchs Tal — was ist uns „der Raum“? . . . Aber schließlich müssen wir doch eben wieder zurück in diese treuerzigen Kategorien.
Agathe geht voraus.

Da seh ich etwas Blinkendes am Boden, ein Fetzen Stanniol, heb's rasch auf, roll's zu einem Klümpchen zusammen und sage: „Hat ihm schon!“

Sie dreht sich um: „Wem?“
Ich zeige meinen Fund und murmle geheimnisvoll: „'s leit a Klötzle Blei glei' bei Blaubeure.“

„Wenn's nur das richtige ist!“
„Kein Zweifel . . . Und ich hab's gefunden! Aber ich bin ja auch ein Sonntagskind. Jetzt können wir uns also wünschen, was wir wollen.“

„Das tun wir schon lang — ist bloß leider noch nie eingetroffen.“

„Papperlapapp . . . diesmal klapp't, da kannst du dich drauf verlassen. Schieb's nur gleich ins Portemonnaie als Heckschiff.“
Und nun wollen wir sehen, ob sich der liebe Gott ein Stannum für ein Plumbum vormachen läßt. An der Zeit wär's! . . . Wir klettern noch ein wenig aufwärts durchs Gehölz bis zu der Steige, die nach Sonderbuch hinaufführt.

Und wer begegnet uns da?
Glaubt's oder glaubt's nicht: der leibhaftige parnasische Apoll, der Sohn des Zeus und der Leto, der Musagetes und Alexikakos, das heißt Abwender alles Bösen. Und zwar gleich in drei Exemplaren, die mit großen roten Augen auf den Hinterflügeln emsig von Blüte zu Blüte flattern. Jetzt kann's nicht mehr fehlen.

Selig beschwingt pilgern wir dem Bahnhof zu. Hier steht ein Autochthone, mit dem zusammen ich vor langen, langen Jahren die Bänke des Pennals gedrückt habe. Er will nur gerade einen Blick auf das flutende Leben werfen und erkennt mich wieder und schickt sich wahrhaftig an, peinliche Erinnerungen auszugraben. Eine Würde hat er sich zugelegt und einen Bauch und eine Herablassung, daß mir ganz anders wird. Gottlob, schon ist unser Zug in Sicht. Da kann ich ihn schnell noch ein bißchen ärgern.

„Du bist natürlich Mitglied des Verschönerungsvereins!“ frag' ich.

„Verschteeht sich!“

„Ich verkenne ja nicht, daß die Interessen des Fremdenverkehrs jede Berücksichtigung erheischen; ich gebe auch gerne zu, daß man da vor keinerlei Unkosten zurückzucken darf, zumal in unseren Tagen. Aber alles, was recht ist: heuer hat ihr doch ganz entschieden mindestens einen halben Zentner Waschblau zuviel erwirbt für euren Topf da hinten. Das glaubt euch ja der stärkste Berliner nicht.“

Er starrt mich fassungslos an. Wir klettern schleunig in den Wagen. Da entringt sich's ihm: „Aber dees ischt doch Naduhr!“

Ich mache mit der Hand eine ungläubig-abwehrende Geste: „So blau, so blau!“
Der Stationsvorstand hebt den Kommandostab. Wir setzen uns in Bewegung.

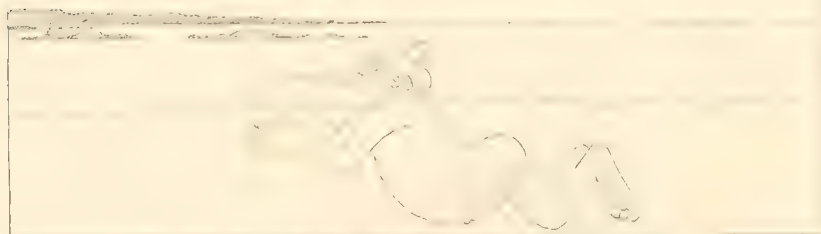
Mein Schulkamerad setzt sich gleichfalls in Bewegung und rennt nebenher, während ich unausgesetzt den Kopf schüttle.
„Dadsach! . . . Wenn i's doch sag!“
Und rennt und formt aus seinen Händen einen Schalltrichter: „Naduhr!“

Der Altphilologe im Seebad

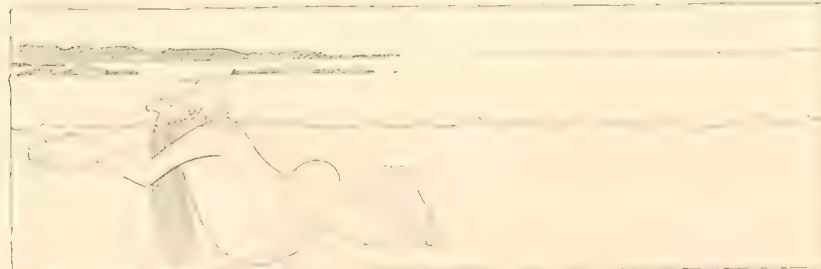
© Olaf Gulbransen



„Thalatta, sei mir gegrüßt, des Poseidon ewige Heimstatt!



Stracks hinein in die Flut, die den Verständigen trägt!



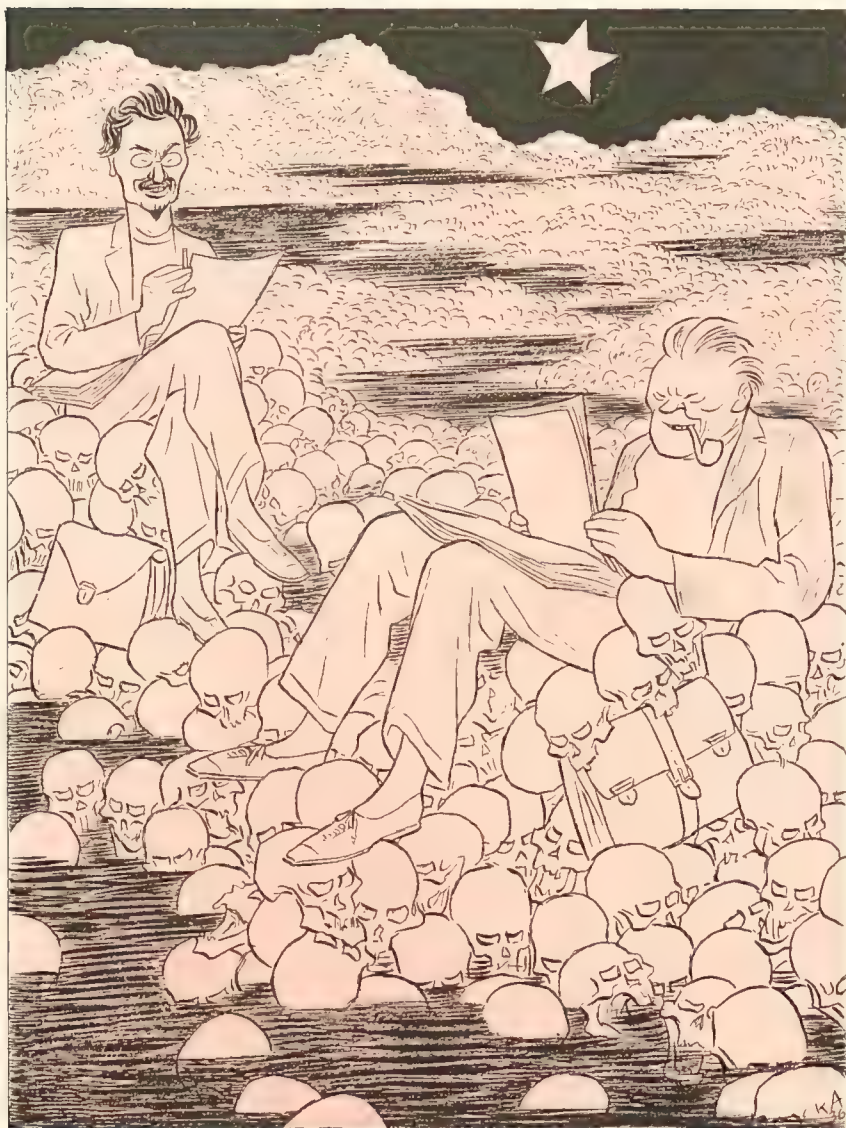
Rege die rüstigen Glieder mit klassisch männlicher Würde



Und entsteige dem Schaum, der dich von neuem gebart!“

Die Welt der Komintern

(Karl Arnold)



„Was sind die Staaten, was sind die Völker? — Hauptsache ist, daß der Bolschewismus siegt!“



(Ottomar Stark)

Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, daß die Eifersucht einen Menschen mit soviel Geduld zu wappnen vermöchte, wie jenen Herrn, dem ich auf einer Wanderung durch den Taunus begegnete. Er war Ende der Fünfzig, etwas ergraut, etwas beleibt; er trug ein behutsames Wesen zur Schau, was mich um so mehr überraschte, als er sich mir bald anschoß und mir unumwunden eine Episode aus seiner Ehe erzählte.

Er war Registraturbeamter. Seine Ehe — heute ist er übrigens geschieden — war kinderlos geblieben. Mit selbstironischer Heiterkeit gab er zu, daß er wohl ein wenig pedantisch sei und seine Frau mit Nörgeln oft gequält habe, doch sie schien das immer still ertragen zu haben. Morgens um halb acht ging er aus dem Hause, Punkt halb zwei kam er zum Essen, ging um drei, war zum Abendbrot wieder da. Führt also, wenn man so will, das Leben einer Uhr.

Da kam ihm, nach etwa vierjähriger Ehe, ein anonym Brief ins Haus, seine Frau treffe sich jeden zweiten, dritten Vormittag in einem kleinen Café mit einem jungen Mann, den sie vertraulich duzte. Nicht großzügig genug, einen solchen Wunsch nicht zu beachten, und nicht wohlhabend genug, das Paar durch einen Detektiv überwachen zu lassen, besuchte der Ehemann kurz vor dem Mittagessen das kleine Lokal, das durch seine mit dichten Vorhängen abgeschlossenen Einzelboxen einen etwas amorösen Eindruck machte. Erst durch diesen Eindruck ward, wie er mir sagte, seine Eifersucht eigentlich erregt. Er fragte die Wirtin, ob das Lokal morgens sehr besucht sei? — Nein, nur zwei, dreimal in der Woche treffe sich hier ein Paar. Abends sei hier mehr los, man sei eigentlich mehr Nachtcafé. . . .

Oh, ihm wäre das gerade recht! Ob er eine ungestörte Ecke für sich allein beanspruchen könne, wenn er in der kommenden Woche jeden Morgen um diese Zeit käme? Dann habe er nämlich Ferien und wolle eine wissenschaftliche Arbeit in Ruhe erledigen, die er zu Hause nicht fände. Natürlich wolle er jenes Paar, von dem die Rede sei, nicht stören, er nähme an, daß es immer in derselben Box säße, wie? — Gewiß, dort ganz hinten, nicht jeden Tag zwar, aber wenn die beiden kämen, dann immer von halb zehn bis elf. — Schön, dann bitte er, ihm die vordeste Box bereitzustellen und seine Anwesenheit nicht weiter zu erwähnen; so störe keiner den andern.

In der Polizeizeit nahm er tatsächlich Urlaub, sagte aber seiner Frau nichts davon, sondern ging und kam wie sonst, verbrachte jedoch die angebliche „Bürozeit“ im Café. Schon am zweiten Tag vernahm er hinter dem Vorhang, wie ein junger

Mensch das Lokal betrat, kurz darauf erschien auch die Frau. Ihrem Mann im Winkel war es bei ihrem Schritt, als ginge sie mit bloßen Füßen über sein Herz.

Er hatte ein Tagebuch vor sich liegen und versuchte das Gespräch der beiden zu stenographieren, doch konnte er aus dem entfernten Flüstern kaum einen Laut entnehmen.

Beim nächstenmal nahm er ein Hörrohr mit, und nun gelang es ihm mühselos, der Unterhaltung zu folgen und sie Satz für Satz zu notieren. Das Gespräch drehte sich fast nur um ihn. „Weißt du, was das Unaussteichlichste an ihm ist: Geduld, seine grenzenlose Geduld, die mich fast täglich rasend macht, ich bin sein Püppchen, sein Kind, das er ewig „belehrt“, milde zurechtweist. Immer in denselben Angelegenheiten, immer mit demselben genauen und leblosen Ton. Kannst du das verstehen, daß er während unserer ganzen Ehe kein einzigesmal auf den Tisch geschlagen hat? Oh, ich wäre vor ihm hingeknien, hätte seine Knie umklammert vor Freude — so wäre ich vor ihm hingestürzt.“

Aber sie stürzte keineswegs hin, redete unablässig im gleichen sentimental-ton weiter.

Der Mann in der Box notierte alles, auch, daß ihn der Nebenbuhler schüchtern zu verteidigen suchte, aber damit nicht durchdrang.

Sturz

Im Sturz vom wuchelnden Fahrzeug
am Waldsaum
streifte mich Chaos.

Nirwana, Dergehen, eine Woge,
flutete über alle Bewußtheit.

In meines Anlitzes geforderter Welt,
dem Gebild des Lebens in Maß und Gestalt,
haften wund noch die Spuren
der Welt des Amorphen, die mich berührte.

Im pulsenden Leben des Leibes
fühlt ich verblühend die Male des Chaos,
herübergeweht, ein Gruß
von den schmerzlichen Hängen des Todes.

Joseph Haas

So schrieb der Betrogene seine eigene Karikatur nieder und ich konnte mir bei seiner Erzählung vorstellen, wie er dann den kahlen Kopf an das Hörrohr wie an etwas Geliebtes neigte. Jeden zweiten, dritten Tag trieb er es so, einen ganzen Monat lang. Zu Hause übertrug er dann das Konzept in seine vermuthlich brave, genaue und kleine Handschrift. Es ward, wie er sagte, ein Manuskript, das zuletzt auf über hundert Seiten anschwoll.

Seine Ferien gingen vorüber. Am ersten Morgen, als er ernsthaft ins Büro mußte, legte er den in dicke blaue Pappe sorgfältig eingehüllten Band seiner Frau auf den Tisch. „Ich erwarte eine Äußerung von dir, wenn ich zum Essen wiederkomme“, sagte er beim Weggehen.

Soweit die Erzählung des Mannes, der jetzt, sei es vom Steigen, sei es von der aufregenden Erinnerung, kurzatmig geworden war. Es begann zu regnen, jener warme, brülend schwüle, dampfende Sommerregen, der den Aufenthalt gerade in einer Tannenschonung fast unerträglich macht. Ich hatte keinen Schirm bei mir und hätte auch keinen aufgeschleppt: Man wird jedoch entfaltete ein Monstrum von Schirm, ein Museumstück, gewaltig und charaktervoll; aber das ehemalige Schwarz war schimmelgrün geworden, und an zwei Stellen war das Tuch am Skelett hochgerutscht.

Ich schlug den Joppenkragen hoch. Wir setzten uns auf einen gefällten Baumstamm.

„Ihre Frau ist wohl sehr elegant?“

fragte ich, als ich merkte, daß er sich erholt hatte.

„Das möchten Sie wohl sagen?“ Traurig blickte er unter dem riesigen Schirmdach auf den blinkernden Weg. Er daß da wie unter einem verborgenen und nassen Privatkassell.

Ich war gespannt. „Nun — und was sagte Ihre Frau?“

„Das ist es eben: nichts. Weniger als nichts — sie war abgereist, ohne ein Wort, ohne daß Essen für mich auf dem Tisch stand. Später hörte ich von ihr nur durch ihren Anwalt: sie habe sich nicht geirrt, gerichtet.“ — Nun bin ich allein, ganz allein — wissen Sie keine Frau für mich?“

„Nein.“

„Aber ich versichere Sie, ich bin der treueste, solideste Ehemann, den man sich denken kann, und ich habe doch, das müssen Sie mir zugeben, eine Geduld bewiesen, eine Geduld — — —“

Er schrie das letzte Wort fast, schrie es mir ins Ohr, unter dem alten Schirm, auf den die Tropfen melancholisch trommelten. „Ich glaube, das ist es gerade —“, suchte ich den alten Mann zu beruhigen.

„Was ist es gerade? Meinen Sie die Geduld?“

„Ja, die meine ich. Sehn Sie mal: Ihre Frau — bei allem, was sie Ihnen angetan hat — ich meine, wenn Sie ganz gerecht sein wollen, so müssen Sie doch verstehen — — —“

„Herr! Das sagt mir jeder. Aber wer versteht mich? Mich? Wie? Hab ich dies verdammte Weißwusch nicht gelebt wie ein Hund, he? Und was war der Dank? Daß ich jetzt in der Welt herumlaufen kann und einen einzigen Menschen suche, der mal anders ist wie die andern. Aber alle fangen sie damit an: Sie müssen doch verstehen, daß Ihre Frau —“ — „Kommen Sie, fragen mich. Als ob ich Schuld hätte, ich! Lachhaft, lachhaft — ach, was wißt denn ihr von einem wie ich?“

Er ließ den Schirm nach vorn sinken und legte die Stirn auf die verschränkten Arme. Der Schirm klappte von selbst zusammen und legte sich auf den Weg. Wenn der Wind durch die Kronen fuhr, wurden die Lachen auf dem Wege grau von Tropfen. Ich führte den Mann zu Tal und trug den Schirm.



Klageweiber

„O mei, Frau Gaggerl, wann i den zwoat'n Mo net liaber g'habt hätt' ois den erst'n — nacha hätt' i den dritt'n überhaupt net g'heirat'!“

Die Idealgestalt

Anni war ein frisches, munteres Ding. Und von einem leidenschaftlichen Interesse für jegliche Art sportlicher Betätigung besetzt. So sehr, daß sich ihre Liebe zum Sport immer mehr auch auf die Sportsleute übertrug. Man sah sie öfters mit dem stämmigen Kurt, der es im Kugelstoßen schon zu so schönen Erfolgen gebracht hatte:

auch der hagere Karl schien sie stark beeindruckt zu haben, der erfolgreiche Langstreckenläufer, der sich, wie sie begeistert gestand, in der „Form seines Lebens“ befand. Ganz abgesehen natürlich von Oskar, der trotz seiner Jugend bereits hundertachtzig Pfund mit auf die Matte brachte, die für ihn die Welt bedeutete. Oder von Paul, bei dem Anni das scharfe Auge und die sichere Hand bewunderte, und in dessen

Gesellschaft sie nie müde wurde, sich von seinen Erfolgen im Schießen berichten zu lassen. Wann aber gar Peter im eleganten Achter die Weiten durchzog oder Hermännchen prustend seine hohe Überlegenheit im 100-Meter-Rückenschwimmen bekundete, lag jedesmal auf ihrem Gesicht ein stiller Glanz von innen.

Diese schöne Anteilnahme konnte bei den Betroffenen natürlich nicht ohne Eindruck bleiben. Karl zum Beispiel ließ es sich bald angelegen sein, mit dem ihm eigenen Tempo bei ihr ans Ziel zu kommen; aber Anni zeigte keine große Lust, mit ihm durchs Leben zu wandern. Auch Paul mußte, wie alle andern, sich bald damit abfinden, daß dieses zarte Geschöpfchen keineswegs gewillt war, sich seiner sicheren Hand anzuvertrauen. Sie merkten alle, daß sich im Kopfe Annis das Bild einer männlichen Idealgestalt festgesetzt hatte, dem keiner voll und ganz entsprechen konnte. Anni verbreitete sich darüber oft mit verhaltener Leidenschaft. „Er“ mußte die massive Kraft Oskars mit der wendigen Eleganz eines Florettfechters vereinen; zu der konzentrierten Energie, mit der Kurt seine größten Weiten erzielte, mußte die zähe Ausdauer Karls sich gesellen; das Gesicht sollte nicht nur das scharfe Adlerauge Pauls zieren, sondern auch jene stahlharte männliche Entschlossenheit, die so eindrucksvoll um die wuchtigen Kinnbacken Oskars witterte.

Sie alle reichten an diese Idealgestalt nicht heran und fingen deshalb an, zu resignieren. Keinem gelang es, Anni davon zu überzeugen, daß ihre Forderungen übertrieben waren.

Wie groß war aber ihr Erstaunen, als Anni eines Tages ihre Verlobung mit dem schwächlichen, blutarmen Franz bekanntgab, dessen seelenvoll träumerische Augen eher an einen Dichter oder Schaufensterdekorateur erinnerten als an eine Olympiastatue, und dessen gute Figur sichtlich das Werk eines gewandten, mit viel Watte operierenden Schneiders war.

„Ich möchte bloß wissen“, rief Peter entsetzt

KARL ARNOLD: Berliner Bilder

Ein Album aus den Jahren der Korruption

Pressestimmen:

Hamburger Fremdenblatt:

... Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokalnisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:

... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindungsreicher Poet in Einfalt und Komposition, eine Genie des Komischen, des Humors.“

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse der Zeit, aber er melstert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein Inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung:

... Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshafte vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Preis des Werkes (27 × 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern)
M. 1.50 franko durch

Simplicissimus-Verlag • München 13
Postcheckkonto München 5802



„Rief mal, Dider, da werden noch Lebichte von Zeehe vorgetragen.“ — „Na, bei den Weinpreisen künnte auch was Erflaffiges verlangen.“

(Entnommen aus Karl Arnold, Berliner Bilder)

„Und ob mit llichem Fuß und stillem Tritt
Es geht vorüber wandelnd, weiß I nit.“
Joh. Peter Hebel

Die Nacht trat aus dem Tannenwald und schritt mit mir über die Halde auf das Haus zu, das Isels bewohnten. Der kräftige Geruch von Tieren, von Rapskuchen, gebrühter Kleie und geschroteter Frucht machten den Atem dieses Hauses aus. Im Hausflur schnurrte die Zentrifuge, schnurrte, ohne daß jemand zu sehen war, der sie bewegte. Die hellen Flurwände aus ungestrichenem Tannenholz waren von den Türen durchbrochen. Durch ein Fenster sah ich in die hellerleuchtete Küche. Ein dünner Rauch von Reisigfeuer wellte durch das Fenster und die Küchentür.

„Der Herr isch do“, rief eine Kinderstimme, und sogleich traten sie alle aus der Küche: das junge Bauernpaar mit seinen beiden Knaben von etwa fünf und sieben Jahren und die Großeltern.

Der alte Leo Isel, der Großvater, blieb in der Türe stehen. Er war trotz seines Alters ein aufrechter, stattlicher Mann. Die harte Arbeit eines Bergbauernlebens hatte ihn nicht krummen können. Er strahlte eine lachelnde Milde aus. Die Sicherheit gemeisterten Lebens verlieh ihm einen unsichtbaren Marschalstab. Er aber schien ihn freiwillig und gelassen schon lang in die Schubleide gelegt zu haben und sich für den Rest seiner Jahre in Urlaub zu befinden. Mit behutenden Händen ergriff er seine beiden Enkelkinder und nahm sie an seine Seite.

Ich schüttelte die Hände, die sich mir entgegenstreckten. Der junge Bauer, ein stämmiger, gebräunter Mann von mittlerer Größe, half mir den Rucksack ablegen, die junge Frau stieß die Türe auf. Ich trat in die niedrige, aber geräumige Stube. Vier Fenster starrten hinaus in das Dunkelwerden. Zu je zweien befanden sie sich in den beiden Außenwänden, die sich

im Herrgottswinkel trafen. Dort hing neben vielen frommen Bildern der Gekreuzigte am schwarzen Holze. Eine Eckbank und der große Tisch standen darunter.

„Sie werden Hunger haben“, meinte die junge Bäuerin. Ich bat um einen Tee. Dann setzte ich mich auf die Eckbank an die lange Kante des Tisches. Die beiden kleinen Buben und die junge Frau umsäumten ihn vollends. Die Bäuerin war eine dunkelhaarige, glattscheitelte Frau. Ihr Antlitz strahlte vor Freude. Sie war der Motor, das Herz und die Seele des Hauses. Sie trieb alle Dinge um und um. Ihr Mann hatte sich auf die Bank am kalten Kachelofen zurückgezogen und streifte stumm die Schuhe von den Füßen. Während ich den Rest meiner halbertrockneten, belegten Brote aß, und nachdem sich die Bäuerin wieder in die Küche entfernt hatte, rückten die beiden Buben immer näher. Schließlich setzten sie sich zu mir auf die Eckbank. Eine buntfarbige Urkunde unter den zahlreichen Heiligenbildern erweckte meine Neugierde. Ich las mit einiger Mühe: „Beim Kinderabfahrtslauf des Skiklubs Altglashütten erhielt Bernhard Isel den ersten Preis.“ Es folgten Stempel, Datum und Unterschriften. „Hast du noch einen größeren Bruder?“, fragte ich den Siebenjährigen mit einem Nicken nach dem Bilde hin. Da ging ein unschreibliches Leuchten über das Gesicht des Buben. Seine dunklen Augen weiteten sich vor Freude.

„Sell bin i! Sell bin i!“ stieß es glückselig hervor.

In diesem Augenblick dröhnte gegen die Scheibe eines Fensters ein Schlag. Das Jauchzen des Buben erstickte jäh im Schrecken. Wir wandten die Köpfe. Ein schwerer Gegenstand mußte wohl vor dem Fenster baumeln, und der Wind, der sich draußen erhoben hatte, schien ihn gegen die Scheibe gestoßen zu haben. Ich beugte

mich wieder über Brote und Tee, die Kinder jedoch saßen reglos und lauschten erschrocken. Der kleine Preisträger bekam vor Furcht große, angsterfüllte Augen.

„Der Boliman“, flüsterte er scheu. Und der Kleinste, der fünfjährige Karle, nahm den Daumen aus dem Mund und sprach es ehrfürchtig nach: „Der Boliman.“ Dann rückten beide wie auf ein gemeinsames Zeichen hin vom Fenster ab und flüchteten auf die Ofenbank.

„Der Boliman springt manchmal an die Fenster“, begann Bernhard, „er kann das Licht nit lide.“

„Ist der Boliman ein Mensch oder ein Tier?“, fragte ich den Buben. Bernhard zögerte mit der Antwort, sah seinen kleinen Bruder an, dann seinen Vater, seinen Großvater, der aus der Kammer trat, und sagte endlich: „Der Boliman isch a Dier.“ Am Tage liegt er im „Roten Meer“ (moorige Gemarkungsteil) und schläft. Wenn es aber dunkel wird, kommt er aus seiner Höhle hervor und schaut sich um. Und streckt sich. Er kann den Kopf ganz verdrehen, er kann sogar nach hinten lauschen. Nachts schleicht der Boliman „müsiläil“ umher. Er hat vier Beine mit schrecklichen Krallen und ist viel größer als ein Hund, viel größer als der Wolf. Sein Zottelfell ist ganz schwarz. Die Ohren schlappen ihm über die großen, roten Augen. Der Boliman sieht gut. Sein Maul reicht bis zu den Ohren.

Die ganze, lange Nacht läuft der Boliman umher, er läuft über die ganze Erde und kommt dabei an jeden Ort. Er kennt alle Kinder der Welt.

Manchmal hält er an und tut „lose“ (lauschen), und wenn er dann lärmern hört, so springt er darauf zu. Der Kleinste grüßte sich von der Bank, kroch auf allen viere in die Mitte der Stube und zeigte, wie es der Boliman macht, wenn er stehen bleibt und seinen Kopf

(Schluß auf Seite 274)

Avancen

(Max Heß)



„Für einen Mann ist's immer die große Frage, wie weit er bei einem Flirt gehen darf, Fräulein.“ — „Aber wieso? Bis zum Heiratsantrag selbstverständlich!“

Komm, tua g'hät mit deine acht Zylinder . . .

(Schwefelbisch)

(H. Käser)



Komm, tua g'hät mit deine acht Zylinder!
Guck der f' a' en aller Ruah:
Selle Baure, selle Ruah
Und den Wage 'liff dahenter.

Dan geischt Gas ond loscht de Berg nuf laufe,
Und der f' 'liff ond Staub bleibt zuck.
Beim Kollege Baure geit's f'oa' Stuck —:
D' Ruah ist trüchig ond ka' kaum ver'schmaufe.

Vor e' Stond hot er de Karre g'lade,
Saubere g'lade, mit em Bettle bät'scht.
De'scht am ganze wüaste f'chäit no's 'liff'scht —;
Schönheit bei de Arbeit ka' net schade.

Noch e' Stond, no ist er erst beim Lunge,
Und verreibt er grad sein 'liff em Klai,
Bist scho' mit der'm Mensch am Bodensai
Und hacht hondert Kilometer zwunge.

Komm, tua g'hät; die Gasel vo' dem Baure
Ist für d' Ruah ond et für di
Und es frog de: „Brauch i ehn, er mi,
Und de wei wurd weit-a-überaure?“

Wer ist d' Feder vo' dem ganze-a-überaure?
Hohne ehn — was bist ond frist?
Z'erste, Mändle, kommt der Wage 'liff,
Und no lang nenz ond no erst der' Fuhrwerk.

Gluge trant die nage'sneue Scherbe
Grad wie d' Sonne, eb's e' Gwitter geit.
Die presser's de Baure, der hot Zeit.
Als der' Ähne wurd er de noch erbe.

Komm, tua g'hät mit deine acht Zylinder.
Guck der f' a' en aller Ruah:
Selle Baure, selle Ruah
Und den Wage 'liff dahenter.

Peter Strid



„Fabelhaft! Det Publikum rast vor Bejeisterung.“ — „Ja — und wenn's dann ans Einsammeln jeht, will's keener jewesen sin.“

breiten Flüssen und an den Strömen bleibt er stehen und löscht seinen Durst, ehe er mit einem einzigen Sprung hinübersetzt. Wer ihn fürchtet, vor dem taucht er urplötzlich auf, und wenn einer des Nachts über Land geht und nur ein wenig an ihn denkt, so wird er nimmer den Gedanken los. Und der Gedanke genügt schon, um den Boliman auf seine Spur zu lenken. Nur noch die Zeit ist ebenso schnell und ebenso unsterblich wie der Boliman. Die große Uhr in der dunkelsten Stubenecke, die immer eine Weile Schritt um Schritt mit der Zeit einhergeht, bis sie des Gleichschritts müde wird und stehen bleibt. — schlug unerwartet zehn. Wie wenn die Erde aus Erz wäre, das tief aufkünd, wenn der Boliman mit schlanken, dunklen Sprüngen darüber rast, so mächtig und doch eingehüllt in weite Fernen schlug die Uhr. Die Plötzen des Boliman waren zu Hufen der Zeit geworden.

In der Kammer schlug eine zweite Uhr, dann eine über unseren Köpfen, in einem anderen Stockwerk, nein, draußen in der rabenschwarzen Nacht, ganz hinten, am Ende der Welt, schlug jene Uhr. ihre

Schläge fielen wie schwere Tropfen von flüssigem Eisen und zersprangen in unzählige Funken. Und als ich durch das Fenster sah, entdeckte ich sie als Wandsterne auf dem schwarzen Grunde der Nacht.

Lieber Simplicissimus!

Babetto, unsere neue Hausangestellte, läßt an ihrer vergangenen Herrschaft, besonders an der Hausfrau, kein gutes Haar. Nachdem sie schon mehrere Untugenden aufgezählt hat, bringt sie noch vor: „Und das ist ganz ausgeschlossen, daß die einem Dienstboten ein Vergnügen gönnt: sogar die Zeitung für den Abort hat sie in lauter kleine Stücke geschnitten, damit man ja nicht eine Romanfortsetzung im ganzen hat lesen können!“

Die Leute über mir waren bis spät in die Nacht hinein von einer munteren Beweglichkeit, die mir die Ruhe raubte, so daß ich eines Tags auf die Suche nach einem ruhigeren Zimmer ging. Ich hatte auch bereits ein mir zusagendes gefunden, aber

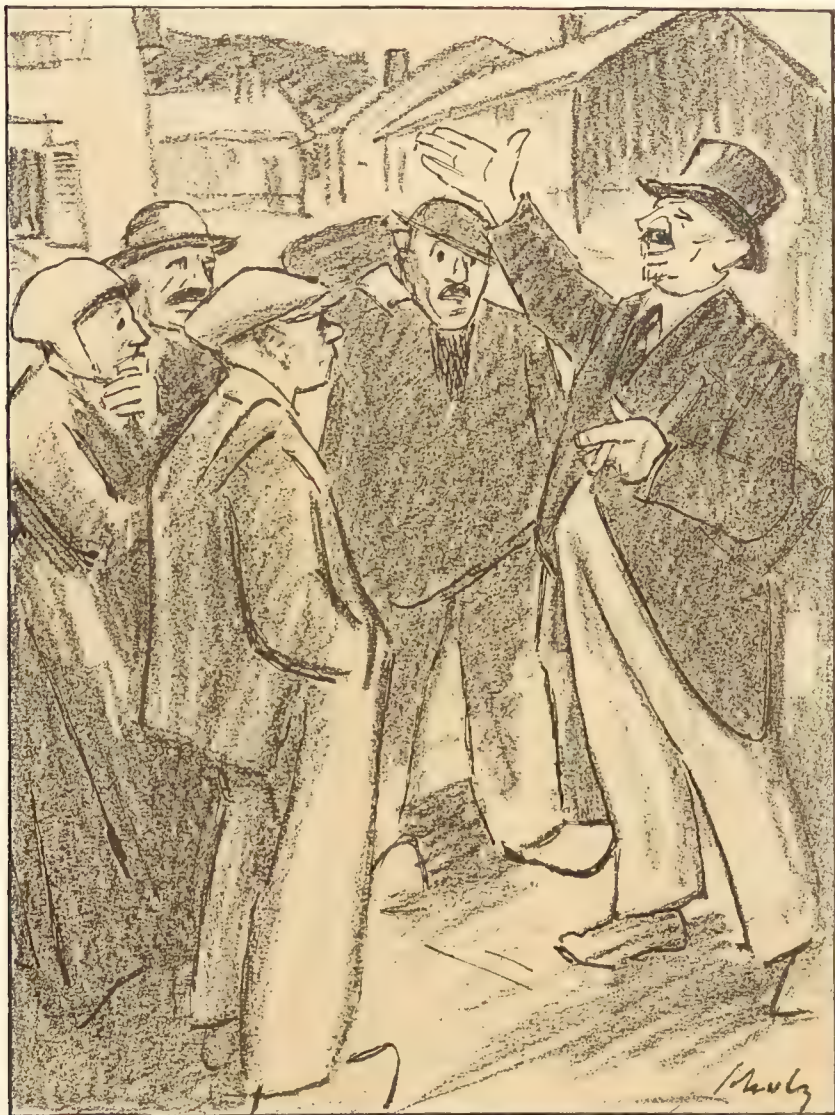
da fiel mein Blick im letzten Moment auf eine über dem Bett angebrachte Brandmalerei: „Der Herr über dir schläft noch schlummert nicht.“ — Worauf ich dankend auf das Zimmer verzichtete.

Der Glaubenswind

Als früher die Blasbälge der Orgeln von Bälgetretern bedient werden mußten, gab es oft Streitigkeiten zwischen dem Organisten und dem Windmacher, der natürlich an einem großen Windverbrauch des Orgelspielers keine Freude hatte, weil er dadurch sehr auf den Trab gebracht wurde und andauernd in den Treibügeln der Bälge hängen mußte. So kam einmal, ein solcher Streit vor den Pfarrer, wobei der Organist erklärte, der Kalkant (wie man den Bälgetreter damals nannte) habe nicht schnell genug getreten, und vor allem beim Glauben (Credo) sei nicht genug Wind dageswesen. Dagegen verteidigte sich der Bälgetreter, er sei schon seit vielen Jahren an der Orgel tätig und wisse besser als der neugestellte Organist, wieviel Wind zum Glauben gehöre!

Der Député vor seinen Wählern

(Wilhelm Schütz)



„Eh bien, die Fünfmächtekonferenz kommt zustande, und ich kann euch versichern: Frankreichs Chancen sind ausgezeichnet.“ — „O weh, da werden wir also wieder nein sagen?!“

SIMPLICISSIMUS

Sowjetrussische Aufrüstung

(Wilhelm Schulz)



Und wenn ihr euren Drachen noch so mästet, daß er die ganze Welt zu verheeren droht — die Welt wird auch den jungen Helden stellen, der ihn zu Fall bringen wird.



Gleich einer Riesendärentaupe,
die sich eimpuppen will,
borkig und milchigblau,
kriecht der Taunnenwald über den Hügelleiden.

Nur zwei, drei Wipfelacken ragen heraus
und halten nachbarlich Zwiesprache
mit den weißen, gleitenden Kämmerwölkchen.

„Jaja“, sagen sie, „nun wär's also wieder so weit:
Stoppelseider, wohin du schaust.
Und die Sonne so lind und die Luft so klar . . .“

„Und die Stille so tief!“ summt's von oben herab.
„Träumen — schwimmen — verschwimmen . . .“

„Hört ihr“, fragen die einsamen Wipfel,
„hört ihr nicht doch schon, da ihr ja näher seid,
Gott auf der Orgel für sich präluieren?“

„Noch hören wir's nicht, noch ahnen wir's erst.
Aber morgen vielleicht oder übermorgen
wird aus Licht und blauer ferne Musik,
so wehmütig süß wie sonst nimmer im Jahr —
die läßt uns selig ins Nichts zerfließen.“

„Ja!“ rufen die einsamen Wipfel frohlockend.
„Ja — doch dem Vorspiel folgt rauschend die Fuge,
wenn die Orgel feurig die Blasbälge treten . . .“

Dann tauchen wir mit im unenlichen Chor!“

Dr. Otmigalej



Die böhmische Geige

Von Rudolf Adrian Dietrich

Ich war sechzehn Jahre alt und Lehrling in einer Fabrik. Aber es waren Ferien, und ich hörte nicht die Schornsteinsirene, die früh um acht Uhr, um zwölf Uhr zur Mittagspause und um sechs Uhr zum Feierabend piff. Die Stadt lag jetzt hinter den Bergen, Wäldern und Wiesen, und ich wanderte von Tetschen nach dem Schreckenstein und fuhr mit einer Bahn von Aussig nach Teplitz. Es war ein Morgenfrühzug, und Hochwürden saß im schwarzen Rock und mit dem Hirtenhütchen zwischen den jungen Arbeiterinnen, die wohl in eine Fabrik fuhren, die hier im Kohlengraben zwischen Bergen, Wäldern und Wiesen lag. Es waren ganz junge Mädchen darunter, und drei waren demütig aufgestanden, damit Hochwürden den Platz erhielt, den sie erst be-

setzt hatten und den er gewichtig und selbstverständlich einnahm. Da las er nun im Brevier, die Lippen kräuselten sich zu stummbleibenden lateinischen Worten. Aber seine Augen schleckten bald über das eine, bald über das andere Gesicht einer der jungen Arbeiterinnen. Nur auf mich gab niemand acht, obgleich ich alle aufmerksam betrachtete, die vor jener hügeligen Landschaft standen oder saßen, welche am anderen Coupéfenster vorbeiflog. In Teplitz verließ ich den Zug: zwei junge Arbeiterinnen hatten kleine Brüste und schmale Lenden. Ich fühlte, wie sie wie ein frisches Bachwasser um mich herum und an mir vorbeiliefen und um den großen, schwarzen Felsen Petri, der weiter auf der Straße in seinem Brevier las. Dann

waren wir allein, und da sah der Schwarze mich einmal an, so als wunderte er sich etwas, und bog achselzuckend in eine Seitengasse ein, während ich entdeckte, welcher Art diese Stadt war. Sie hatte Kurhäuser, Hotels, Fabriken, Geschäftsstraßen, verschiedene Denkmäler und Brunnen, auch Equipagen und Gemüsekarren, roch nach Kohle, Schweiß und Veilchenparfüm und verlief in eine heiße Mittagslandschaft. In diese Landschaft mußte ich gehen, denn mitten darin war Böhmens großer Berg, der Milleschauer. Ich würde wohl am Nachmittag oben sein; es war so schön, an keine Fabrik zu denken und nur an eine der jungen Arbeiterinnen, die vielleicht gern mit mir in die heiße Landschaft gegangen wäre. Aber ich war sechzehn

Jahre. und sie hätte womöglich über mich gelacht und sich noch mehr verwundert als Hochwürden und als ein Fiakerkutscher der vom Bock aus in Tepfitz mich eine Weile beobachtet hatte. Ich fühlte, daß die junge Arbeiterin aber vielleicht doch mit mir gegangen wäre, denn ich dachte fortwährend an das kleine silberne Kreuzchen, das im Zug zwischen ihren Brüsten hin und her gewippt hatte. Die Sonne brannte sehr, und die Landstraße war gelb und staubig. Auch die Felder waren gelb und wie von einem leisen Staub überhaucht. Ich fühlte bald Durst in der Kehle und daß mir die Füße zu brennen angingen. Das war der vierte Tag, den ich unterwegs war. Nach einiger Zeit war mein Haar ganz naß von Schweiß, und die Sonne stand über meinem Scheitel. Ich weiß nicht, wie die kleinen, böhmischen Dörfer in der Umgegend hießen, deren Hütten und Kirchtürme dann und wann aus der Landschaft über die reifen Felder nach mir hinsahen. Einmal läutete es wo, und ich dachte, das sei zum Gedenken an Hochwürden, und ob er strafend wohl hinterdrein sah, wie ich atomlos mit der netten jungen Arbeiterin ihm davonliege in die heiße Landschaft? Ich kannte die Namen der böhmischen Dörfer sonst nicht, aber ich weiß doch, daß es an der Landstraße zwischen Auperschn und Borelsau war, wo ein vereinzeltcs Wirtshaus stand. Ich nahm mein Geldtäschchen und holte zehn Kreuzer hervor — die eigentlich zwanzig Heller waren (man sagte nur im alten Kaiserreich, auch in Böhmen, gern noch Kreuzer) — dann ging ich an die offene Tür und sah ins Innere dieses einsamen Hauses in der heißen Landschaft. Es war kein Mensch darin, aber an den Wänden ringsum hingen Geigen, hingen offen da mit den dezagierten Geigenbögen. Ich saß ein Weilchen und dachte an nichts, obgleich ich etwas traurig war und nicht wußte warum.

Doch plötzlich ergriff mich eine sündige Lust, zu spielen, und ich nahm die erste beste Geige von der Wand, spannte den Bogen etwas straffer, schob das schlankc Instrument mir unters Kinn und begann zu herchen, wie die Töne mir kamen. Und sie kamen immer schöner, und ich dachte, wenn es jemand hörte! Und ich spielte noch hingebender, denn ich hatte auf dem ganzen Weg kein Wort zu ihr gesagt; nun aber wollte ich ihr alles sagen, was ich ihr sagen könnte: daß ich sehr glücklich sei, und daß wir wohl bald oben sein würden auf dem Milleschauer, und daß sie mein böhmisches Mädel sei, und daß ich sie gleich gern gehabt, als ich in Aussig in das Coupé gestiegen. Die Herzgeige sang und schluchzte; aber obgleich ich nun glücklich war, war ich doch zu gleicher Zeit sehr traurig. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Nur daß einmal ein Schatten über mich fiel und daß es drin kühler war als draußen in der Landschaft. Auf dem Tisch hatte sich etwas bewegt, eine Hand, und dann hatte da ein Glas gestanden, ein Glas mit Bier. Und eine Frau hatte den kühlen Schatten mitgebracht. Und sie sah mich an, wie ich spielte, und sie war nicht alt, und sie lächelte, und ich trank und legte ihr die zehn Kreuzer hin und wollte beschämt die Geige wegnahen, aber sie schob die zehn Kreuzer zurück und lächelte, und da fühlte ich eine Lust weiterzuspielen — warum ich nur nicht ganz froh sein konnte? Aber ich spielte weiter, und zwischen Singen und Schluchzen, Stakkato und Tremolo und in die vierte Lage hinauf mit einem kleinen Triller sah ich, daß die Frau lächelte und sich etwas nach der Musik bewegte, als ob sie immer froher würde, indes ich immer schwerer und trauriger ward. Und einmal war sie weg und kam gleich wieder und hatte ein neues Glas Bier, und ich schob ihr wieder die zehn Kreuzer hin, und sie schob sie aber-

mals zurück. Und ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und trank und dachte, ob ich die Frau wohl kannte, ob ich das Gesicht schon einmal im Leben gesehen? Und wie sie nun lächelte und ihre Augen in der Sonne sich in Gold verwandelten — nahm ich wieder die Geige, und nun drang ich tiefer ein in das Geheimnis ihrer Töne und nahm zwischen G- und D-Saite die dunklen Mollklänge und liebteste die seltene Stunde, die drin so kühl und draußen so voll Sonnenglast war, und beim dritten Glas wurde ich etwas müde, und die Frau lachte und frohlockte, und mir kamen Tränen, ich begriff nicht warum . . . Es nahm mich etwas hin, und ich sehnte mich nach meiner Mutter, obgleich es wohl auch nicht meine Mutter war, und dann legte ich die Geige hin und stand wieder in der Haustür. Drüben hörte ich ein Sensendengeln, und jemand rief, und es war wohl die Frau, die er rief. Und der Nachmittag legte sich blau mit violetten Wolken über meine seltsame Traurigkeit, und ich lief weiter: die zehn Kreuzer brannten mir in den Fingern, und als ein Muttergottesbildchen kam, legte ich sie dort nieder und ging befreit auf die Wolken des Abends zu und auf den Berg, den Milleschauer, der sich zwischen ihnen erhob. Die Dämmerung kam bald mit einem tiefen Blau, das mit den ersten Sternen bestickt war. Ich stieg hinauf, höher und höher. Die Waldbäume strömten schon den Nachtduft aus, und der Wind, der den Tag über schlafen gelegen, erhob sich mit Flüstern und Raunen. Plötzlich rief jemand: „Geht es hier nach K.“? Ich erschrak: denn ich hatte lange keinen Menschen gesehen und begriff nicht, daß ich gefragt wurde. Von der anderen Seite kam nun auch noch jemand und fragte: „Guten Abend. Geht es hier nach K.“? Ich trat zu den beiden, die den Weg suchten, und wir einigten uns, selbdrnt weiter zu gehen, und fanden Aus-

(Schluß auf Seite 261)

Kartoffelernte

(Karl Böseing)





Sie täten auch besser daran, Herr Blum, Ihren schönen Grundsätzen erst einmal im eigenen Haus Geltung zu verschaffen!



„Geben Sie dem Angst-Teufel ja nicht den kleinen Finger — sonst nimmt er die ganze Hand, Herr Braddock!“

Die böhmische Geige

(Schluß von Seite 276)

blickte ins abendtiefe Land und fanden in der Nacht eine Herberge in einem Orte, der Lobositz hieß. Es waren Studenten aus Schlesien auf einer Wanderung nach Prag, und ich ward gleich mit eingeladen in ihr Quartier und schlief eine lange dunkle Nacht. Das Muhen der Kühe weckte mich und die Morgensonne. Die beiden waren schon beim Ankleiden. Auch ich stand nun auf, entsann mich der Frage: „Geht der Weg hier nach K.?“ und daß wir nun gerade entgegengesetzt gegangen waren. Vorm Fenster lag der Ort. Das Vieh hatte auf dem Marktplatz die Tränke, und als die Morgenglocken läuteten, knieten die beiden Studenten halbangezogen nieder und beteten und küßten ihre kleinen schwar-

zen Büchlein. Ich aber entsann mich plötzlich eines Traumes: oder war es kein Traum? — Etwas davon aber war sicherlich geträumt: und ich hatte sie nicht erkannt. Oder war es doch eine andere gewesen, die mir das Bier eingeschenkt in dem Wirtshaus an der Landstraße bei Auperschin? War es nur das ähnliche Gesicht gewesen, dieses böhmische Mädchengesicht und dieses ähnliche Lächeln? Oder war es doch die junge Arbeiterin gewesen, die liebe Herzgeige, der ich vorgespielt hatte, und die mich schon im Zuge einmal so sonderbar angesehen? — Die Studenten sangen ein geistliches Lied, dann trennten wir uns, und es war ein herrlicher Morgen. Der Friedhof von Lobositz lag schräg hügelig am Strom, als zöge die Zeit an der Ewigkeit vorüber. Indes die Studenten weiter wanderten die Straße

nach Meinik und Prag, trug ein Fährschiff mich hinüber nach der Stadt Leitmeritz. Wie eine Spielzeugpuppe, so klein, stand dort auf dem Platz bei der hohen Barockkirche eine Strahlenmadonna. Und ich sah sie an, und wie sie lächelte, dasselbe Lächeln! Und die sündige Lust kam mich wieder an. Ihr könnte ich wohl alles, auch das Letzte, sagen. Aber als ich dachte, wie schade es sei, daß ich keine Geige hier habe, klang aus der Kirche das Brausen der Orgel. Und nun war aller Mittagsspek des vergangenen Tages vorbei: mein Herz war erlöst, und die Stadt nahm mich gastlich auf.

Wie lange das her ist! Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Durch viele Länder bin ich gezogen — aber nie wieder diesen Weg. Ich würde ihn auch gewiß nicht mehr finden.

Entgegenkommen

(Herbert Lehmann)



„Über deinen Geschäften vergißt du ganz, daß ich auch noch da bin!“ — „Na, dann mache ich mir von nun an einen Knoten ins Taschentuch.“

Mein Reklamechef / Von Wilhelm Lichtenberg

Eines Tages stand dieser kleine, bewegliche Herr Molino vor mir im Zimmer und brüllte mich an: „Warum sind Sie noch kein Bernard Shaw? He?“ Eingeschüchtert antwortete ich: „Weil ich kein Engländer bin.“ — „Nein!“ überschrie ich Herr Molino jetzt, „sondern weil Sie keinen Reklamechef haben! Weil Sie im Zeitalter der Raumrakete noch immer mit der Postkarte zum Vorwärtskommen meinen!“ — „Ach“, sagte ich zaghaft, „lassen Sie mich, Herr Molino, ich bleibe schon beim alten Leisten. Aus mir werden Sie keine Raumrakete machen.“ — „Doch, doch!“ drang der kleine Mann auf mich ein. „Doch, doch!“ Sie werden mich als Reklamechef engagieren, und ich mache aus Ihnen in sechs Monaten einen weltberühmten Schriftsteller. Oder glauben

Sie vielleicht, daß es darauf ankomme, was Sie schreiben? Hahaha!“ Er schüttelte sich vor Lachen. „Naivling! Es kommt darauf an, was Sie — oder vielmehr Ihr Reklamechef — aus sich machen! Nie können Sie populär werden, wenn Ihr Name immer nur in der Kunsttrubik auftaucht. Neunzig Prozent aller Menschen lesen die Kunstnachrichten erst gar nicht. Und bei den übrigen zehn Prozent kommen Sie nie populär werden — weil die selber schreiben! Ihr Name wird in Zukunft in allen Rubriken der Zeitung vertreten sein. Im Tagesbericht. Bei den Unfällen. In der Skandalchronik. Im Gerichtssaal.“ — „Hören Sie auf!“ wehrte ich mich. „Wollen Sie einen Al Capone aus mir machen?“ — „Nein. Nur einen weltberühmten Schriftsteller. Es darf kein Tag vergehen, an

dem man nicht von Ihnen liest. Es darf keine Gelegenheit geben, bei der Ihr Name nicht genannt wird. Es darf sich kein Skandal ereignen, in den Sie nicht verwickelt sind.“ Und da sagte ich nein. Energisch nein. Aber meine Frau meinte: „Es wäre halt doch gut, wenn aus dir endlich ein weltberühmter Schriftsteller würde. Und wenn dir Herr Molino dazu verhelfen will, warum vertraust du dich ihm nicht an?“ Frauer sind ja um soviel ehrgeiziger als wir Männer. Und deshalb glaube ich auch, daß Junggesellen nie mehr große Karriere machen. Ich sprach also mit Herrn Molino einen Vertrag. Der Vertrag verpflichtete ihn, in sechs Monaten einen Weltgrößten aus mir zu machen, mich aber, allen Wünschen meines Reklamechefs zu entsprechen und mein gesamtes Hab und Gut für seine Zwecke bereit zu stellen.

Die ersten Taten des Herrn Molino bestanden darin, mich aus meiner kleinen, behaglichen Wohnung zu reißen und eine Luxuswohnung im Botschaftersviertel Wiens zu mieten. Außerdem kaufte er ein riesengroßes Auto für mich und nahm einen livrierten Chauffeur auf, dessen abweisende Vornehmheit sofort Minderwertigkeitsgefühle in mir erzeugte. Schon diese ersten Maßnahmen setzten mich. Aber Herr Molino meinte: „Wir es komplizieren eben Ihre Weltberühmtheit. Jeder weltberühmte Schriftsteller hat sich erst das Auto und die Luxuswohnung verdient, nachdem er sich bereits hatte. Der Standard macht es, mein Lieber. Und Geld verdienen kann man nur, wenn alle Leute sagen: Donnerwetter, muß der Geld verdienen!“

Am nächsten Tag erschien Herr Molino bei mir. „Heute müssen wir einen Autounfall haben!“ „Wie?“ fragte ich verständnislos. „Naja! Wir wollen Sie sonst in die Zeitung kommen?“ „Aber ich kann mir doch wegen meiner Weltberühmtheit nicht die Knochen zerschmettern lassen?“ — „Warum nicht? Jeder berühmte Mann muß kleine Opfer bringen. Der Chauffeur ist bereits instruiert. Er wird ein bißchen unvorsichtig fahren, es wird einen kleinen Zusammenstoß geben. Sie werden eine mäßige Gehirnerschütterung abbekommen, aus der ich natürlich eine große Affäre machen werde. Dann liegen Sie einige Wochen im Sanatorium.“ — „Und?“ — „Wann? Und? Mensch, sind Sie aber schwer von Begriff! Da gibt es vor allem einen Bericht über Ihren Autounfall. Dann tägliche Meldungen: Der Schriftsteller W. L. dürfte kaum mit dem Leben davonkommen. . . . Dürfte doch mit dem Leben davonkommen. . . . Aber wahrscheinlich doch nicht. . . . Und vielleicht doch. . . . Geringe Hoffnung vorhanden. . . . Stärkere Hoffnung vorhanden. . . . Befindet sich bereits außer Lebensgefahr. . . . Auf dem Wege der Genesung. . . . Bereits genesen. . . . Also, reden Sie nicht viel und lassen Sie mich nur machen.“

Nach sieben Wochen verließ ich das Spital. Molino brachte mich im Triumph nach Hause. „So!“ meinte er, nachdem wir uns gesetzt hatten, „und jetzt werden Sie sich eine Freundin anschaffen!“ Diesmal protestierte meine Frau. „Warum soll sich mein Mann eine Freundin anschaffen?“ — „Gnädige Frau, lassen Sie bitte alle bürgerlichen Sentimentalitäten aus dem Spiel. Ein weltberühmter Schriftsteller ohne Freundin ist wie ein General ohne Säbel. Beide müssen etwas zur Linken haben.“ — „Sie werden doch nicht meine Ehe vernichten wollen, Herr Molino?“ wehrte sich meine Frau verzweifelt, ich schwieg. Weil mir der Vergleich mit dem Säbel einleuchtete. „Es liegt ja nur an Ihrem Gatten, daß diese Freundschaft platonisch bleibt.“ — „Gott sei Dank!“ atmete meine Frau auf. — „Ja, die Freundin brauchen wir für einige Skandalaffären.“ — „Bedauere“, entgegnete ich, „aber solche Sachen mache ich sehr dekadent.“ — „Stimmen.“ Darauf sind Sie auch jetzt ein Niemand geblieben. Aber nun haben Sie glücklicherweise einen Reklamechef, der diese Angelegenheit richtig aufstellt. Wozu brauchen Sie nämlich eine Freundin? Damit die gnädige Frau eine Ehebruchklage gegen Sie einbringen kann.“ „Nein!“ schrie meine Frau auf. „Mit den Gerichten will ich nichts zu tun haben!“ — „Pardon, gnädige Frau! Das gehört dazu. Wenn Sie nicht wollen, lege ich mein Amt nieder. Eine derartige Klage beschäftigt die Öffentlichkeit monatelang. Die

Wer sich gut unterhalten will

bestelle sofort die neuen

5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM—60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Hefen u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Feierabend in der Fabrikstadt

Ueber verschneufender Stadt
Kriecht letzter Qualm aus den Schloten,
Stockt vor dem abendlich roten
Gewülk, noch von Kesselglut satt.

Weißte Straße saugt Scharen
Heißer Belegschaft ins Grüne;
Die lauter Arbeit waren,
Strömen zu blühender Bühne:

Gärtchen mit Sonnenrosen,
Wicken, Salat und Nelken!
Wilder Wein turnt an losen
Windschiefen Laubengebüllen!

Binden des Alltags entfallen
Der Seele: blind war sie nie.
Zwischen duftenden Hecken
Huschen Spinnerin, Weber, und necken
Die von Stahlwerk A.-G. und Chemie.

Heil! und der Kesselnieter
Küßt schon die blonde Marie.

Max Bittlich

Lieber Simplicissimus!

Unser Rathaus in L. hat viele Eingänge.
An einem hängt ein Schild:

„Aufgang zum Standesamt II. (Nur
für Eheschließungen.) Fahrräder und
Kinderwagen im Hausflureinstellen.“

Das nenn' ich mir Dienst am Kunden!

Maximaldosis

Der alte Internist S. — er hat auch längst
das Hörrohr mit irgendeinem Blase- oder
Saiteninstrument bei den himmlischen
Heerscharen vertauscht, der Gute — war
ein gemüthlicher Herr.

Einmal legte er einem Examenkandidaten
folgenden Fall vor: „Sie werden zu einem
Mann gerufen, der an einer heftigen Gallen-
steinkolik erkrankt ist. Was geben Sie
dem Patienten zur Schmerzlinderung?“

„Morphium!“ sagte der Kandidat richtig.
„Schön. Und welche Menge?“
Der angehende Askulap hatte die ver-
trackten Dezimalstellen nicht fest im ge-
plagten Köpfchen, antwortete aber dreist
und gottesfürchtig: „Null Komma fünf
Gramm.“

„Gut. Und was machen Sie dann mit der
Leiche, Herr Kollege?“ fragte Professor
S. weiter.

Einst und jetzt

(R. Knesch)



„Es kommt eben heute alles aufs Äußere an.“ — „Allerdings! Zu meiner Zeit haben die Dessous eine viel größere Rolle gespielt.“

Steinböcke in Oberbayern

(Ost Gulbranson)



„Herzlich willkommen in meinem Paradies! Und nun seid fruchtbar und mehret euch, wenn ihr euch zunächst auch mit dem Dialekt vielleicht noch ein bißchen hart tut!“

Eine alltägliche Geschichte / Von Ernst Hoferichter

Als die Waschkübel geringelte Sonnenkäthen an die Decke warf, erwachte Kajetan.

Es war ein Morgen mit wasserblauem Himmel und vergoldeten Turmspitzen. Von der Straße herauf klingelten Radfahrer, und der Spritzwagen holperte über das Katzenkopfpflaster.

Durchs offene Fenster wehte Grasgeruch. Und der Duft trug in die Mithäuser das Ahnen frisch gemähter Wiesen ...

Kajetan war noch voll von abgerissenen Träumen, die sich wie fallende Vorhänge in seinen Morgen schoben.

Die nörgelnden Dinge und kleinen Tücken des gestrigen Tages meldeten sich vergrößert im Schlaf. Der Fehler im Kassenhauptbuch, der schiefte Blick des Chefs und eine Anzüglichkeit aus dem Munde des Prokuristen wurden zu schwindelnden Abgründen und stürzenden Wolkenkratzen, die ihn lebendig begruben.

Das jubelnde Licht der Frühe verschleuchte diese Ängste nicht.

Und erst als er an den kommenden Abend dachte, wurde die Welt rosarot und azurblau.

Zwanzig Uhr fünfzehn hatte er sich mit Franzl Ecke Schiller- und Mozartstraße zusammenbestellt. Sie ist rotharig wie ein Dachkater, ihre Lippen gleichen der

stürmischen Bucht von Biskaya, und die Augäpfel ähneln kleinen Seen, in denen sich der Wald ihrer Wimpern spiegelt.

Und die Vorfreude auf dieses Bild erst hatte die Kraft, alles Graue wie von einer Schiefertafel auszuwaschen. Beim Gurgeln hörte er ihr Lachen aus dem Wasserglas, und das Rasieren war ihm heute zu einer Lust geworden; denn mit jeder abgeschabten Bartstoppel wurde ein gemähter Platz für ihren Mund frei.

Schön war der Gang ins Büro. Das Tuten der Autos und das Läuten der Trambrannen wurde ihm zu einem Morgensied. Kein Geräusch störte. Das Geschrei der Zeitungsverkäufer bog sich zu einem Choral um. Und jeder Schritt, der Arbeit entgegen, brachte ihn auch jenem Augenblick näher, da sie ihm die Ecke kommen mußte. Es schien ihm, daß heute der Portier besonders freundlich grüßte. Traf er auch eine Franzl oder wußte er, daß Kajetan um zwanzig Uhr fünfzehn — — —?

Im Geschäft stellte er fest, daß vier Kollegen einen neuen Leinenkragen trugen. Der Abteilungsleiter hatte sich die Haare schneiden lassen, und ein Tipfräulein sang das Lied von jenem Pfannkuchen, der Geburtstag hat ...

Es ging ihm prächtig. Jede Addition stimmte. Ein halbes Dutzend faule Kunden zahlten ohne Mahnung. Der Chef klopfte aus besonderem Vertrauen die Asche der Zigarre in Kajetans Papierkorb ab; es fehlte nicht viel, und er hätte sich von ihm ein Streichholz erbeten. Dann drängte sich zwischen Soll und Haben wieder die Ecke Schiller-Mozartstraße. Und so besaucht war Kajetan von diesen Namen, daß er den Gang nach dem Eisenhammer vor sich hersagte und über dem Konto von „Vordermaier sel. Erben“ ein Menuett pfiff.

In der Mittagspause schenkte Kajetan sein Wurstbrot dem Ausgeher und säugte sich an den zwei Schlachtwörtern: zwanzig Uhr fünfzehn.

Der Nachmittag wurde zu kurz. Die Stunden purzelten aus dem Zifferblatt wie Schokolade aus einem Automaten. Und er wollte sich doch noch länger freuen — nichts als freuen ...

Um sechs Uhr fiel der Jubel maßlos über ihn her. Er schob den Rucksackmünder und eine Handvoll Büroklammer in seine Tasche, damit auch sie das Rendezvous miterleben dürfen. Und als er ging, bedachte er das Leben und die Welt und die Maschine, die nicht dabei sein konnten.

So verließ er seinen Arbeitsplatz, tauchte in das Wogen des Feierabends unter und hatte das Gefühl, als wäre aller Verkehr nur da, um seinen Weg zu umrahmen. Kajetan sah allen Passanten ins Auge, um abzulesen, ob auch sie einer jubelnden Ecke entgegenstürmen. Da schloß es ihm, daß alle Straßen, die Stadt, ja die ganze Welt einem Treffpunkt näher kämen ...

Knappe zwei Stunden vor der vereinbarten Zeit war er angelangt.

In Gedanken setzte er sich wieder auf seinen Drehstuhl im Büro zurück, fingierte ein Diktat, ließ den Chef an sich vorbeischieben und die Zigarrenasche in den Papierkorb fallen ... Und wie ein Hund lief er den Weg her und hin, indes die Zeit durch die Straßen schlich.

Fünf Minuten vor Viertel ... Jetzt dachte er nichts mehr. Häuser, Wagen und Menschen waren hinter einem eisernen Vorhang verschwunden. Kajetan fühlte nur das Hammern seiner Pulse. Er wurde zum Mittelpunkt der Erde.

Und obgleich er nur ein Monatsgehalt von hundertvierzig Mark und ein möbliertes Zimmer besaß, war er Eigentümer aller fünf Kontinente geworden; denn der eisernen Vorhang würde sich heben und ...

Von einem Kirchturn schlug es zwanzig Uhr fünfzehn Minuten. Es war ein Schlag. Die Gardine hob sich, und Franzl kam auf ihn zu. Sie hatte an der gegenüberliegenden Ecke ebenso lang gewartet.

... jetzt soll die ganze Welt untergehen ... rauchte es in ihm. Aber die Welt war schlau genug und tat es nicht. Und zwei Menschen verschwanden trunken in ihr und ließen sie an diesem Abend noch oft zusammenfüren, nur damit sie aufs Neue erstehen könne.

Das war Weltgeschichte genug für einen kurzen Tag! Aber so reich sind eben nur Verliebte ...

Komintern in Spanien

(Ottomar Starko)



„Sauf“ den Malaga, Genossin Natascha — es ist wahrscheinlich der letzte!“

Kleines Mißverständnis

Als Strobels Ältester das Licht der Welt erblickte, befand sich der Papa gerade auf einer Geschäftsfahrt und erfuhr das fröhliche Ereignis auf telegraphischem Wege. Die sparsame junge Mutter deponierte ihm: „Jesaja 9, 6“ und wenn Strobel etwas weniger begriffstutzig gewesen wäre, dann hätte ihm ein Bsp. aus dem Alten Testament auf die richtige Fahrt gebracht: „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben ...“

Er aber las das räthelhafte Telegramm wieder und wieder und meinte schließlich kopfschüttelnd zu seinem Geschäftsfreund: „Offenbar ist es ein Junge, der neun Pfund und sechs Gramm wiegt. Ich verstehe nur nicht, wie meine Frau auf die verrückte Idee kommt, ihn ausgerechnet Jesaja zu nennen!“

Schwieriger Fall

(Kurt Helligenstedt)



„Es sollte Ihrem Mann doch möglich sein, Sie zu verstehen!“ — „Er versteht mich schon, aber er begreift mich nicht!“



„Geh zua, Lois, lauf' zur Nanni und sog, d' Munition is uns ausganga — sie woäß nacha scho!“ —
„Ja . . . d' Leberknödl san aber no net ferti!“

SIMPLICISSIMUS

Ahnungslose Bourgeoisie an der Bidassoa

(E. Thöny)



„Fabelhaft interessant! Das ist doch wieder mal was anderes als das langweilige Taubenschießen in Biarritz!“



Das Orchideenhaus

Von Edmund Hoehne

Das geschah jüngst im brennenden Spanien, doch ist es lehrreich auch für andere Länder. Ein alter Herzog, eigentlich verarmt, aber immer noch gegen Not gesichert, hatte vom Erbbesitz das Orchideenhaus und die Gärtnerwohnung behalten. So konnte er die Leidenschaft glänzender Tage, die kostbaren tropischen Blüten zu züchten, fortsetzen. Noch immer gab es Samenkapseln aus dem sagenhaften Urwaldinnern am Amazonasstrom zu kaufen, die kein Blumenlaboratorium zu Erfurt oder Brighton aus Kreuzungsexperimenten gewinnen konnte. Für solche dörren Häuflein von Erbsengröße, das aber ein Geheimnis der Schöpfung in sich barg, bezahlte der Herzog Unsummen. Oft, wenn er die dicht-verschlossenen Holzkassetten aus Rio, die länger als ein halbes Jahr unterwegs waren, öffnete, prangten ihm volle Blüten, ernährte von etwas fauchtem Korkmehl, entgegen. Alles hütete er mit unendlicher Sorgfalt. Er stand um Mitternacht auf, um die Glasklappen zu schließen, wenn von der See oder den Pyrenäen ein herber Wind blies. Selten gelang es den Händlern, ein zartfarbiges neues Wunder aus unbekanntem

Inkasumpf von ihm zu kaufen: der greise Magus hegte es fast priesterlich. „Es ist das Edelste, was ich kenne“, sagte er zum

Reifer Tag

Von Karl Bröger

Die Stunden stehen still und dicht.

Die Luft ist milder Wein.

Als zärtlich grauer Schleier flücht
sich über jedes Ding ein Licht
und hüllt die Höhen ein.

Der Wald liegt still und fern im Raum.

Kein Wipfel, der sich rührt . . .

Doch jeder lichtumflossene Baum
ist ganz von einem reifen Traum
aus Gottes Hand berührt.

einigen Diener: „diese phantastische Schönheit ist das Symbol vom Urgedanken der Welt. Alles andere ist längst verfälscht, entartet, verdrückt oder Lehr-objekt technischer Hochschulen. Sie sind edler als Menschen, meine Orchiden.“

Der Diener trug solche Äußerungen, ins Grobe verzerrt, eifrig hinaus. Der ganze Haß der Vorstädte, aus heimlichem Katholizismus und offener Moskauhörigkeit in seltsam-gefährlicher Mischung, wandte sich gegen diese Götzendionerei. „Er nährt Pilze auf fetter Milch für seine Keimlinge; manches eurer Kinder könnte sich satt dran trinken“, hetzte der Bote vom Sündentempel. „Hundert Häuser kann man euch bauen für Triebe von teuflisch-tierischen Formen. Er malt sie auf Seidenpergament mit teuren Farben. Er tut nichts als sinnlos verschwenden; er ist irrsinnig. Man sollte ihm das Haus überm Kopf anzünden.“

Als der blutige Bürgerkrieg ausbrach und die Granaten schrien: „Die Welt ist falsch gebaut!“, da hatte man zunächst anderes zu tun, als in den Park des Narrenherzogs zu ziehn und die Drohung wahr zu machen. Als endlich ein Haufe hinter der roten Fahne einbrach, trat ihm eine Kommission aus eigenem Lager entgegen und befahl Ruhe und Abmarsch. Ein Fehlschuß von Freund oder Feind war in ein Militärdepot von Gasgranaten gegangen; Hunderte von Opfern der Arbeitsmiliz mußten in ein Sonderlazarett, das nirgends vorbereitet war.

Der Oberarzt sah sich prüfend um, schüttelte den Kopf und sagte zum Besitzer: „Man könnte meinen, Sie hätten den Auftrag ausgeführt, ein Giftgaslazarett einzurichten. Es ist wenig zu ergänzen oder abzuändern. Hier sind Ballen von Watte für Wunden. Sie haben damit die Pflanzenstiele gegen Insekten geschützt; für uns ist es Sanitätsmaterial, das überall fehlt. Ich finde Berieselungsanlagen für meine äußerliche Lungentherapie; Sie erzielten damit Tropenklima. Kork, Holzkohle, Torf, Kieselgur liegt bereit. Sie wollten die Luftwurzeln Ihrer Lieblinge einbetten, ich werde alles für absorbierende Packungen brauchen. Sie haben Reagenzgläser, Wannen, feine Scheren, unauffindbare Medikamente —, kurz, Sie haben das Hospital ausgestattet, das diese schreckliche Stunde fordert, um so mehr, als alle Krankenhäuser der Stadt überfüllt sind.“

„Ich bitte um zweierlei“, sagte der Herzog. „Lassen Sie mich rasch das Wichtigste meiner Zucht im Keller bergen. Dann möchte ich als Hilfspfleger tätig sein. Ich erzog mir beim Pikieren eine behutsame Hand.“

„Ich danke Ihnen — ja!“, sagte der Chefarzt und reichte dem stillen Kauz die Hand. „Ihr Keller steht unter militärischem Schutz. Hier gehorcht man, geht es doch ums Leben der Kameraden.“

Im Garten lagerte der leise gewordene Trupp. „Ein Wunder!“, sagte der eine. „Geheimer Befehl? Geheimnis Einverständnis?“, fragte der andere. „Vielleicht heilen die Hexenkräuter, legt man sie den Vergifteten auf die Brust. Wozu wohl der Millionenpaß doch gut war?“ überlegte der Anführer und warf den Brandzunder in den Seerosenteich.

Russisches Theater

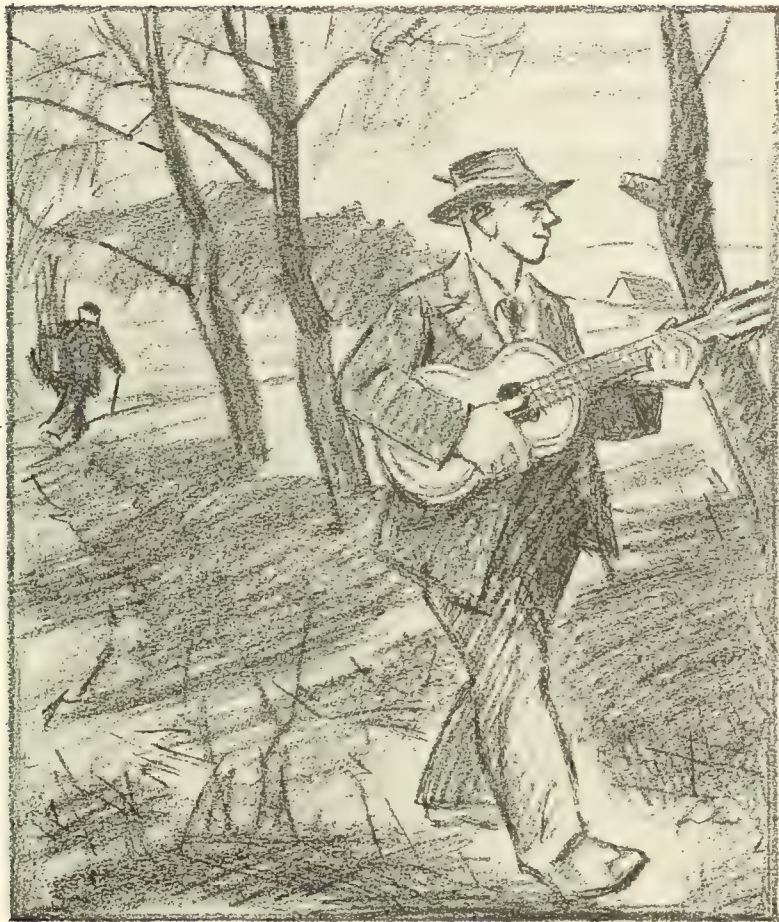
(J. Knebel)



„Nieder mit den Trotzisten! Für besondere Zwecke genügt Trotzki.“

Herbstanfang

(Wilhelm Schell)



An einem Blaufonntag, ich schritt in das	Es roch in den Lüften, ich wußte nicht was,	Ein seltsames Raunen, und doch so vertraut,
Land	Ein Atem, ein herber, strich über das Gras,	Ein tiefer, ein wunder, ein jagender Laut
Und hatte auch meine Fußspiegel zur Hand,	Ein Rieseln und Raunen war rings um mich	Trieb leise von fern her, wo goldbraun das
Da war es, ich wußte nicht wie und warum:	her,	Moor
Da ging in mir drinnen ein Zeiger herum.	Ein Zirpen und Summen so inwendig schwer.	Und einsam verglähnte, und suchte mein Ohr.

Es schleierte über die Wälder hinein	Und als ich den Staren zuhörte am Steg,
Ein seltsam gedämpfter, gebrochener Schein,	Da wandte ein Graubart herein in den Weg
Der nach und nach über die Fluren sich bog	Mit Reisig und Pilzen, und bald war er nah.
Und nach und nach nun auch mein Herz überzog.	Nun wußte ich plötzlich: Der Herbst, er ist da.

Wilhelm Schell



„Willst du 'nen Appel haben?“ — „Nee, mit Obst ist bei uns Männern von heute nischd mehr zu machen.“

Der alte Mann und die Rose

Von Ottilie Häußermann

Der alte Mann geht langsam wie ein Kind,
weil ihm die Füße so müde sind.
Und wie jenes denkt er wenig Gedanken,
Wer kennt die vielen, die ihm verfallen?

Der Weg zum Nachbarn hinüber ist weit,
War denn früher die Straße schon so breit?
An der Mauer verschmachtet er ein wenig, der Alte,
wo eine Rose blüht aus enger Spalte.

Und er riecht daran mit guttem Genus:
Wie gut das ist! Kaum bekommt er genug.
Es bleibt ihm ein Tröpfchen Tau an der Nase;
so trippelt er lächelnd über die Straße

Aus Schlesien

Wir hatten einen alten, treuen Kutscher namens Heinrich, der es rührend gut mit den Pferden meinte, ja, dem sie über alles gingen. Nur einen Fehler hatte er, das war seine Dickköpfigkeit. Wenn man ihm in sein Fach etwas dreinreden wollte, wurde er

grob. Eines Tages ließ mein Vater den Landauer einspannen, um einige Gäste nach Schweidnitz zu begleiten. Heinrich war gewohnt, auf dem weichen Sommerweg der Straße zu fahren, weil dies den Hufen der Pferde bequämlicher war. Mein Vater hatte aber angeordnet, daß der Wagen auf der Straßenmitte fahren solle, weil er da glatter rollte. Heinrich stellte sich schwerhörig und folgte nicht. Da wurde mein Vater zornig. „Heinrich“, rief er vor zum Kutscher, „ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen in der Mitte fahren! Hören Sie nicht?“ Worauf Heinrich mit halber Kopfwendung zurückrief: „De Hingaschta honn de Vurdaschta nischd zu gebitt!“

Die Auskunft

Ich komme als harmloser Käufer in ein kleines Obstgeschäft. Nur der etwa fünfjährige Sohn ist hinter dem Ladentisch. Der antwortet sonderbarer Weise auf alles, was ich auch frage, mit „nein“. — „Ist denn die Mama nicht da?“, frage ich endlich — und siehe, das war das rechte Stichwort; denn nun plappert der Knirps los: „Nein, die Mutti ist auf dem Markt, aber die Möbel gehören den Großeltern.“

Lieber Simplicissimus!

Der Schaufensterdekorateur einer Dresdner Buchhandlung hat mit sinniger Hand zwei Werke nebeneinander gestellt, nämlich Brustkrebs (Ein Vortrag von . . . J.) und Gekocht oder roh? (Von . . . J.) Daß die Passanten lachten — ist das roh?

D' Luftschnapper

(Schwäbisch)

Onsre Kurgäst hent e' prima Mittel,
Wie mer's Wetter schöner mache fa':
Au wenn's reuget, ziegt mer weisse Mittel,
Dirndelkloide ond Sandalen-a'.

Herrgott, hent die Kent e' Herrelebe:
Kaffee trenket se am neune noh —
D' ohigig Sora' ist: was wird's mittags gebe,
Ond was könne mer bis do na' do?

D' Mama fahet: „Mer gehet's Teuchelwege.
D' hauptsach ist, daß sich de Papa schont.
Wemmer steigt, wiederholt sich's Schlägle.
D' Luft ist gut dort, ond au d' Auslocht loht.“

Unterwegs begegnet se Bekannte.
Eießer Gott, mir sieht sich scho' geh' Johr.

„Ist des net em Dr. K. sei' Tante?
Kunst se noh? Eht hot se blonde Hoar.“

Selle dort geht gwiß uf schlechte Bahne.
Papa, guad de net so om noch ihr!
Jede' Tag sprengt se em gleiche Fahne
Rom ond wechselt bloß de' Kavallerie!

Gute Morge, Frau . . . wie ist de Titel?
Ach, verjeiße Se, Frau Studienrat!
I kenn ept e herrlich's Abführmittel:
Pflaumenus, gemischt mit Kraussalat.“

Ond so weiter. Alles plogt sich redlich,
Daß dr Ulaia rom goht, Stond om Stönd.
Wemmer fahet, die Langweil do sei tödlich,
Tauscht mer sich. Se haltet se für g'fond.

Diernarkfugig fohet's en dr „Kende“.
D' Karte fahreibt se vom „Waldbuß“ aus.
D' Ruch wird desmol au en Herre fende.
Langsam dahert se aus dem Alter naus.

E' Beamter, der em „Adler“ nächstigt,
holt se mittags manchmol ab. Was fah'is't?
Schredete hend pensionsberechtigt,
Oberleutner- oder Unterfahs . . .

D' Mama meint, er sat zur Ehe lauge;
's wär für d' Ruch e' glänzende Partie.
Ond gang dert mit seine blaue Auge,
Überseht se seine greane Knie.

Peter Stritt

Rechenschaft

Ich hätte niemals gedacht, daß gleich nach dem Tode den Menschen ein solches Bedürfnis nach Rechenschaft überfällt. Aber bei mir war es sehr stark. Vielleicht entsprang es der Erkenntnis, daß man im Jenseits nur mit offenen Karten spielen kann. Gleichviel, wie es auch sein mag, eine Unruhe kam über mich, wie drunten allemal vor dem

Abschluß der Jahresbilanz. Aber auch eine stahlharte Entschlossenheit! Ich wandelte den schmalen Gang entlang, der anscheinend ins Endlose führte, und las die Schilder an den Türen. Mir war wie auf dem Finanzamt zumute. Entschlossen trat ich irgendwo ein. Ein himmlischer Modersoff erfüllte die Luft. Es roch nach Akten und Verheißung. Ein Schreiber nagte müßig an einem vorsintfluthlichen Federhalter. Der Mann gefiel mir

nicht. Eine schläfrige Langeweile schlen von ihm auszugehen. Ich war nie so langweilig gewesen. Mein Leben war Mühe und Arbeit gewesen. „Köstlich“, vielleicht ein paar Grade weniger. Na, ja! Ich wollte Angaben machen. Da war ja nichts zu verheimlichen. Ich war, ehrlich gesagt, stets ein guter Mensch gewesen, so peinlich das auch aus eigenem Munde klingen mag. Einmal zum Beispiel mit einem älteren Mann begegnet und hatte meine letzten fünfzig Pfennige mit ihm geteilt. Es war zweifellos eine gute Tat. Noch viele Jahre später war ich gerührt, wenn ich daran dachte. Ich wollte den Fall zu Protokoll geben, aber der Schreiber starrte mich verständnislos an. Sein Unwille steigerte sich, je mehr ich ihm von all dem offenbarte, was sich bei mir durch all die Jahre an Gemüt und wertvoller seelischer Substanz angehäuft hatte. Ich schwieg betreten. Er aber streifte mich mit einem mitteilungslos sachlichen Blick und fragte plötzlich scharf: „Haben Sie drunten Sport getrieben? Bitte welchen? Ihre Muskulatur scheint stark vernachlässigt.“ Ich sah schuldbewußt zu Boden. „Welche Zeiten haben Sie zum Beispiel beim 5000-Meter-Lauf erzielt?“ bohrte er harnäckig. „Bitte präzise Antwort! Welche Leistungen hatten Sie im Weitsprung und weissen? Haben Sie im Hochsprung einigermaßen diskutabale Resultate erzielt? — Natürlich nicht“, sagte er spöttisch, und ich sah, wie er schon von vornherein in die betreffenden Rubriken Striche machte. Ich nahm einen matten Anlauf, mich zu rechtfertigen. „Mein ganzes Augenmerk“, sagte ich langsam und nicht ohne gewisse Berechnung, „war drunten neben der Sorge um das Fortkommen auf mein Seelenheil gerichtet.“ Es machte auf ihn keinen Eindruck. „Ein geringer Brustumfang läßt auch auf eine dürftige Ansehlichkeit schließen“, brummte er unsachlich. „Haben Sie nicht wenigstens ein bißchen geturnt? Natürlich nicht! Wie ich aus den Akten sehe, haben Sie es als Junge nicht einmal zu einem Handstand gebracht; bei den Übungen am Reck versagten Sie vollständig. Das Resultat ist auch danach! Noch ihr Vater hatte einen Brustumfang von 95 Zentimetern: Sie erreichten trotz guter Anlage bloß 83 und taten nichts, das Maß zu verbessern. Kein Wunder, daß ihr Sohn mit einer Hühnerbrust durchs Leben schleicht.“ Er schlug mit einem tintenverschmierten Lineal auf meine Akten und schrie: „Sie haben mit Ihren Pfunden verdammt schlecht gewuchert! Sie sind kein guter Haushalter gewesen! Sie haben mehr verkorket, als das Zweifache an guten Taten aufwiegen könnte!“ Das fand ich ein wenig übertrieben. „Mein Sohn“, sagte ich ruhig, „berechtigt trotz allem zu den schönsten Hoffnungen. Er hat erst kürzlich eine weithin beachtete Arbeit über das Seelenleben primitiver asiatischer Bergvölker veröffentlicht: das ist, sollte man meinen, auch etwas.“

„Wenn auch nicht gerade viel“, bemerkte der andere gelassen. „Mehr wäre es schon, wenn er über sein eigenes Seelenleben im klaren wäre. Aber da lebt er selbstgefällig in einem Muff, der übrigens durchaus seinen Körpermaßen adäquat ist.“ Er verglich mit beinahe wissenschaftlicher Interessiertheit eine Tabelle aus den Akten meines Sohnes. Bitterkeit erfüllte mein Herz. „Er hat schon viel getan, daß es auf der Welt besser werde“, glaubte ich sagen zu müssen. „Es würde

Das Thema

(Joa. Bauer)



„Verdammt nochmal, nu habe ick wat erzählen wollen, wat mir eklich jeärgert hat — und nu weeb ick et nich mehr!“

KARL ARNOLD: Berliner Bilder

Ein Album aus den Jahren der Korruption

Pressestimmen:

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindender Poet in Einfalt und Komposition, eine Genie des Komischen, des Humors.“

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse der Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Börsianern, Film Mädchen, Familienvätern und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Preis des Werkes (27 x 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern)
M. 1.50 franko durch

Simplicissimus-Verlag • München 13
Postcheckkonto München 5802



„Als Zweites bringt Ihnen Fräulein Lora Laura Manberers Nachfließ, Worte von Johann Wolfgang von Goethe, Mußt von Jona Jonoff, Röstium von Mandelbaum und Schmidt, Schuhe von Hergelber & Co.“
(Gedruckten aus: Karl Arnold, Berliner Bilder)

schon genügen, wenn er sie selbst nicht ver-
schlechterte“, erwiderte der andere. „Aber er
leidet ganz in ihren Fußstapfen. Daß er einem
Bettler mal was gibt, erfüllt ihn mit einem be-
sonnenen Stolz, der ihn vollständig vergessen
läßt, wie viel er durch sein schwächliches Dasein
dem Ganzen nimmt.“ Ich wußte nicht, was zu einer

solchen Einstellung noch zu sagen gewesen wäre.
Ein großes Verwundern kam über mich. Ich gab
mir Mühe, mich an Dinge zu erinnern, die vielleicht
noch zu meinem und meines Sohnes Vorteil hätten
sprechen können. Aber es fiel mir nichts ein. Das
heißt: doch! „Einmal“, sagte ich, neue Hoffnung
schöpfend, „habe ich auch Gymnastik getrieben!“

„Ich weiß, ich weiß“, fiel er mir ins Wort. „Rhyth-
mische Gymnastik für höhere Töchter: morgens
von 7 bis 7 Uhr 10: beim drittenmal haben Sie
bereits nach 5 Minuten den Radioapparat abge-
stellt.“ Er gab ein dröhnendes Gelächter von sich.
Vernichtet wankte ich hinaus auf den Gang, der
ins Endlose führt.

Empfehlenswerte Gaststätten	
BERLIN:	BERLIN:
Kottler 2 am Schwabenwrt Moosstraße 31 die original süd- deutsche Gaststätte	Kottler Merburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße das Berliner Kottler-Lokal

Schwäche, vor a. M. 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644, 3645, 3646, 3647, 3648, 3649, 3650, 3651, 3652, 3653, 3654, 3655, 3656, 3657, 3658, 3659, 3660, 3661, 3662, 3663, 3664, 3665, 3666, 3667, 3668, 3669, 3670, 3671, 3672, 3673, 3674, 3675, 3676, 3677, 3678, 3679, 3680, 3681, 3682, 3683, 3684, 3685, 3686, 3687, 3688, 3689, 3690, 3691, 3692, 3693, 3694, 3695, 3696, 3697, 3698, 3699, 3700, 3701, 3702, 3703, 3704, 3705, 3706, 3707, 3708,



„Meerwasser zehrt — jetzt müßte es nur noch wissen, an welchen Stellen es bei mir zehren soll!“

Geschichte einer Resignation

Von Heinz Weiss

Vor einigen Tagen, als ich mit meinem Kollegen Fuchs spazierenging, machte ich eine schreckliche Entdeckung. Während einer Arbeitspause schritten wir im Garten unseres Büros auf und ab, und mein Kollege lobte sich und die Seinen in überschwinglicher Weise. Unter den „Seinen“ waren alle zu verstehen, die ihm zu Gefallen lebten, die ihn zuerst grüßten und ihn in dem Gefühl seiner Einmaligkeit und Unersetzlichkeit bestärkten. Mein Kollege Fuchs stellte, indem er darüber wachte, einen Teil der öffentlichen Meinung dar. Wenn jemand versäumte, meinen Kollegen zu grüßen, oder es wagte, anderer Meinung zu sein, so war er bei Fuchs unweigerlich durch das Sieb gefallen. „Dieser Nichtskönner! Dieser Ignorant!“ sprach Fuchs, und die Seinen sagten es nach. Herr Fuchs war mein bitterer Feind. Ich konnte neben ihm nur bestehen, weil mich ein Vertrag in dieselbe Stellung, zu demselben Amt und derselben Aufgabe berufen und mich mit Herrn Fuchs auf Lebenszeit auf demselben Büro zusammengeführt hätte. Ich konnte neben ihm nur bestehen, weil ich auch ohne diesen Vertrag vor ihm bestanden hätte. Aber dies war es ja gerade, dies war jene gnadenlose Eigenschaft, die ihm das Verzeihen unmöglich machte.

Fuchs war mein Feind, weil ich in zahlreichen Fragen unseres Berufs anders dachte und entschied. Das verdrub ihm das Vollgefühl, das focht ihn an, denn Fuchssens Leben hing am Rechten. Wenn er nur immer durchdrang, dann lag für ihn die Welt in goldner Abendsonne, dann schmolz er vor Rührung, dann konnte Fuchs vor Ergriffenheit weinen, dann wurde Fuchs zuweilen sogar freigebig und spendete Wein und Zigarren. Und den Wein mußte man annehmen, die Zigarren rauchen, und wer es nicht tat, war wiederum durch Fuchssens Sieb gefallen.

Seit zehn Jahren waren wir Feinde. Seit zehn Jahren hatten wir uns wie Feuer das Wasser, wobei ich ihm die Wahl lasse, ob Feuer, ob Wasser. So wenig wiegt mir seine Feindschaft.

Und nun gingen wir spazieren. Wir sind älter geworden. Und eitler? Ja, doch, im Falle Fuchs war es noch möglich.

Und ich? Ich zog das Zigarettenetui. „Man täuscht sich manchmal“, sagte ich zu Fuchs. „Sie sind doch ein ganzer Kerl! Mit Ihnen steht und fällt das Büro!“ Über meine Seele lief eine Gänsehaut. Ich fror. Herr Fuchs glühte. Seine Sonne funkelte im Zenith.

„Von Ihnen das zu hören, ehrt mich ungemein. Und ich versichere, ich habe nur für das Büro gelebt.“

Er nahm sich eine Zigarette. Ich reichte ihm Feuer. Herr Fuchs war wiederhergestellt.

Ich ging an den See hinunter, legte mich in die Sonne, denn mir war, auf einmal

(Schluß auf Seite 298)

(K. Wolfes)



„Sie verrechnen sich aber häufig; addieren Sie denn nicht nach?“ — „Nein, mein Herr: Zeit ist Geld!“

Französische Bürgerkriegslieferanten

(E. Schilling)



„Gratuliere, Marcel, die Aktien steigen! Deine achtzehn neuen Bomber sind eben über die Grenze gekommen.“

Geschichte einer Resignation

(Schluß von Seite 296)

hundeckelt und elend zumute. Und sah nach den Wolken aus.

Der Abend erhob sich aus dem Gebüsch, wo er während des Nachmittags geruht und gewartet hatte, und umzingelte die Wasserfläche. Am Strand spielte ein Mädchen mit einem großen Ball. Ganz einsam spielte das Mädchen am Strand. Die Stadt lag eine halbe Stunde hinter uns. Ich sah zurück. Niemand war da außer ihr und mir.

Sie spielt für sich und mich, dachte ich. Sie tat es unaufdringlich und sagte dazu, ohne daß sie der Worte bedurfte: siehe, ich bin jung, ich habe Freude an mir. Meine Schenkel sind ganz braun, meine Arme, mein Nacken sind braun. Meine Haut spiegelt matt. Mein Blut ist um Grade wärmer als der Abend. Ich freue mich, ohne den Grund zu wissen. Jetzt möchte ich mit jemandem meiner Wahl längs des Ufers gehen; auf jenen Steinen sitzen. Ich würde noch einmal hinausschwimmen; wenn ich nicht so allein wäre. Der Abend und die Schale, in der er ruht, die Erde, machen, daß ich hier verweile. Ich fühle mich ebenbürtig dem Abend und der Erde. Daran war kein Wort zuviel. Es gibt Geschöpfe auf jenem schmalen Grat vom Mädchen zur Frau, die an solchem Mittsommerabend sagen dürfen: ich fühle mich ebenbürtig. Sie war schön nicht nur von Gestalt, sondern auch von Angesicht. Ihr Kopf besaß

jene edle Form, daß man hätte mit ihr gehen mögen, ohne zu fragen: wie heißt du, wo wohnst du? Wäre zu fragen gewesen, nicht sie, sondern ich hätte in Frage gestanden.

"Spielen Sie mit", fragte das Mädchen so unvermittelt, daß ich erschrak. Ich sah

So geht's

Ein Hündchen faß vor meiner Pforte, ein Fremdling, zottelig und klein.

Ich formte honigigüßige Worte und bat ihn herzlich: "Tritt herein!"

Erf! leht' er's ab, wie recht und billig.

Dann tat er nur mehr jo als ob, bis eine Schale kühler Milchlächeln ihn weiter Förmlichkeit entthob.

Ein Knochen, den ich zugefellt, ergänzte meinen Werbeplan.

Wir wurden Freunde, und er bellte alsbald den Geldbriefträger an.

Notatstüb

Bescheidenheit

(Toni Bicht)



„Hauptsache ist, daß man im Umgang mit der Natur dem Weltgeist ein Stückchen näher kommt.“ — „Na, ich begnüge mir doch mit 'nem Kirschengeist im nächsten Restaurant.“

mich um: da warniemand und ich erstöte. Ich erstöte, weil gerade vor mir, in Augenhöhe über den Wassern, die Sonne stand und mir ins Antlitz schien. Ich erstöte, weil der Klang ihrer Stimme beständig mich wünschte; daß sie eines jener seltenen Geschöpfe sei, von denen man lange wach träumte, ehe man die Hoffnung aufgab, ihnen zu begegnen.

Nun kam sie wie ein dunkler, geheimnisvoller Kern aus dem flammenden Untergang der Sonne auf mich zu geschritten. Der See spiegels hinter ihr die Sonnenpfad, den sie hätte bekommen sein können. So nahe und so unantastbar blieb sie vor mir stehen.

"Spielen Sie mit?" Ihr kleiner, fleischfarbener Mund zuckte, Ihre Augen wogen mich. Nichts widersprach und entzweite sich darin. Die Seele dieses Mädchens kam aus dem Feuerofen des himmlischen Töpfers. Sie war so wenig wie ihr Körper von Menschenhand zu Menschenhand gegangen, sie stand abseits wie einen seltenen vollkommenen Schale, die niemand zu kaufen wagt. Denn bei jedermann ist dunkel vorhanden, wonach er zu greifen hat, zur Schale oder zum Geschirr.

"Spielen Sie mit?" Niemand wurde ich eindeutiger ausgezeichnet. Niemand war ich ungewisser, als ich gemeint sei. Ein junger Fant hätte gejauchzt. Aber unsereiner hat seine Zweifel in sich selbst. Zweifel, ob jener gezielte Werd vorhanden sei, um an jenen für solches Gefäß zu schaffen hat. "Spielen Sie weiter", erwiderte ich darum mit meiner versicherten Stimme, "aber lassen Sie mich aus dem Spiel! Nach mir wird einer kommen, wer weiß, ob er der Bessere ist. . . . aber er wird sicherlich jünger sein, und das heißt unbekümmerter sein. . . . er wird mit Ihnen hinausschwimmen und dabei seine Künste zeigen. . . . er wird die tollsten Begebenheiten erzählen, aus denen er als Sieger hervorging, und damit rechnen, daß dies seine Wirkung tue. . . . er wird mit Ihnen auf jenem Rasenpolster sitzen und glauben, ein Anrecht zu haben, er wird ihren Arm streicheln. Ihre Haare, und wird versuchen, ihren Mund zu küssen. . . . er wird die These aufstellen, daß der Erfolg rechtfertigt, und wird damit wiederum Erfolg haben. . . . er wird. . . . er wird. . . . Es ist nur die Frage, was dann aus Ihnen wird", sagte ich zum Schluß und merkte, daß ich das Mädchen eingekerkert hatte mit meinem Zweifel, mit meinen Ahnungen, mit meiner Resignation, mit dem Geist der Schwere und des Verzagens.

Ein Narr könnte hier fragen: warum hat es nicht in dir frohlockt? Warum bist du nicht mit ihr gegangen? — Als ob wir es in der Hand hätten, wann wir zu jauchzen und wann wir zu weinen haben.

Ich verließ das Mädchen und ging vollends zum Strand. Zur Seite der Landungsbrücke lag mein kleines Segelboot, die „Alette". Wie einer, der nicht recht weiß, was er tun soll, schlug ich die Persenning zurück und machte das Boot klar. Ich setzte die kleine Fock und das Großsegel. Das Tuch wehte leer im Abendwind.

Als ich loswerfen wollte, sah ich noch einmal zurück. Das Mädchen stand reglos noch immer auf derselben Stelle, den Ball im Arm, und sah zu mir her. Da kletterte ich nochmals auf die Brücke, ging die wenigen Schritte zum Ufer und reichte ihr die Hand.

Sie stand vor mir, glühend rot und glühend braun. Denn die Sonne, in einiger Entfernung, war auf die Höhe unserer Hände, unserer Knie, unserer Füße herabgesunken.

Ich stieß das Boot von der Brücke ab, ergriff die Planke, holte die Segel nach Steuerbord, jetzt griff die Brücke an und füllte das Tuch. Das Boot nahm Fahrt auf. Mit einigen Kreuzschlägen befreite ich mich aus der Umklammerung des Ufers und der Brücke.

Zwei Segler kehrten heim und näherten sich rasch. Ich erkannte den Jollenkreuzer eines Fabrikanten und die kleine, schnelle Rennjolle des Assessors Palm. Palm war wegen seiner spitzen Zunge gefürchtet, und der Fabrikant führte an Stelle der Zunge eine Klinge. Beide hatten achterlichen Wind und vergaßen, daß dieser Wind mit ihren noch warmen Worten ihnen vorausleite. . . .

"Sehen Sie nur sein Segel an!", höhnte der

Arbeitsteilung

(R. Kriesch)



„Natürlich, ich muß wieder den Umzug leiten, und du denkst an nichts!“ — „Doch — ich denke mir: wie sie das nur alles allein so schafft!“

Assessor, „nein, und so was nennt sich Segler!“

Ich sah zu meinem Großsegel auf: die neuen Latten, die ich gestern eingebunden hatte, waren zu wenig elastisch und etwas zu lang, und nun war der obere Teil meines Segels bei der letzten Wende nicht mit der übrigen Fläche durchgeweht, und der Wind, anstatt in die flache Schale des Segels zu greifen, traf auf eine Wölbung, die häßlich wie der Buckel eines Zwerges war. Ein Griff und ein Rucken am Großbaum oder ein flacher Schlag mit dem Stechpaddel hätte das Übel beseitigt, aber ich verbot es mir, angesichts meiner Feinde mein Segel in Ordnung zu bringen. Ich erlaubte auf eine seltsame, doch keineswegs hilflose Weise. Als sei ich unabhängig geworden von der Beschaffenheit des Segels, von Gnade und Ungnade der Meinungen . . . Unerreichbar geworden für die Verwundungen noch so spitzer Zungen, begann sich das Gefühl einer endlichen und wirklichen Unantastbarkeit in aller Niederlage und Erniedrigung zu regen und zur Gewißheit sich zu formen. Ein Handgriff hätte den Assessor widerlegt,

aber ich unterließ ihn. Man muß zusehen können, wie unsre Feinde stolzer und schöner an uns vorbeiziehen . . .

„Er könnte einen neuen Ständer brauchen“, gab der Fabrikant gedämpft zurück. „Ich will ihm einen Groschen zuwerfen, wenn wir seinen Kurs kreuzen!“ Als wir uns begegneten, grüßten die beiden freudestrahlend: „Ahoi!“ Fast wäre ich rückfällig geworden und hätte sie für Menschenfreunde gehalten.

Und dann, als ich die beiden hinter mir hatte, lag vor mir die herrlichste Einsamkeit, der geräumigste Abend. Jetzt lohnte sich's. Mein Segel sprang bei der nächsten Wende von selbst in Form. Ich holte dicht und ging spitz an den Wind. Bei dieser Stellung der Segel (jeder Segler weiß darum) wird schon ein sanfter Wind zu einem kleinen Brausen, und der verschwiegene See wird gesprächig, und auch das Boot, die „Alette“, nimmt die Zweisprache auf, eine wunderbar verlässliche Sprache, deren Worte, wiewohl sie sinnlos sind, uns wieder an das Geheimnis knüpfen, an das herzklopfende Geheimnis des Lebens, das verschollen war.

Stilblüten

(aus einer „Redeschule“)

Thema: Dankbare Begeisterung.
Es freut mich, so viele Zuhörer an meinem Munde hängen zu sehen . . .

Thema: Betrachtung. Gar oft bleibt man doch in den Schuhen stecken, in denen man geboren wird . . .

Ersatz

Karl saß verdrossen am Tisch und stierte in die Zeitung, während die Gattin Socken stopfte. „Als Jungeselle“, seufzte er, „bin ich um diese Zeit abends regelmäßig ausgegangen.“
„Ich weiß“, erwiderte sein Frauchen und strich ihm besänftigend übers Haar, „aber dafür warst du damals auch nicht so glücklich.“



„Er spricht immer bloß von meinem Stranzanzug; ist das nun unbeholfen oder ist er aus der Konfektion?“

SIMPLICISSIMUS

Das deutsche Volksheer

C. Thöny



„Seit Versailles haben wir auf die Abrüstung gewartet. Nun, da alle Staaten in Waffen starren, sind auch wir so frei, unsere Heimat zu schützen!“

Nach uns die Sintflut!

Von Dr. Owlglaß

Er hatte sich lange nicht mehr bei den Leuten lassen, der alte Knurrhahn. Nun, da er durchs Zwielicht heranstapfte, kam er mir eben recht. Zum Lesen war's nicht mehr hell genug, zum Lichtmachen noch zu früh, die Laune war griesgrau wie die Luft draußen; was konnte man sich da Besseres wünschen als eine „Ansprache“? Ich half ihm aus dem fauchenden Lodenhang und führte ihn in meine Stube hinauf.

„Stumpen gefällig? Nobler kann ich's leider nicht bieten.“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, zünd' ich mir lieber meine Holzpipe an.“
Wie er das gewöhnlich so machte, trat er zunächst ans Fenster und schaute schwelgend hinaus.

„Sie sind um Ihre Aussicht zu beneiden“, sagte er nach einer Weile: „sogar bei Nebelwetter. Sehen Sie bloß diese fünf kahlen Pappelspitzen, die unten am Fluß, wie sie so munter umherhängen, große Schleimspitze durchbohrend. Exemplarische Kerle! Wie fünf Sankt Niklausrunden winken sie herüber: Kopf hoch, sonst —!“

„Nun, was sonst?“ entgegnete ich mißmutig. „Ihre Natursymbolik kann mir geschehen werden, wenn ich erst selber hineinlegen muß! Eine Pappel ist ja Pappel und keine moralische Erziehungsanstalt. Überlassen Sie solche Scherze doch lieber den Herren Leitartiklern!“

Und als er lächelnd schwieg, fuhr ich ärgert fort: „Sehen Sie, ich habe nachgerade die Nase voll von all dieser Zukunftsunkelerei oder -flunkerei. Unsereins kommt dabei ja doch nicht mehr zum Zug — und was gehen mich im Grunde die anderen an? Ich halte mich jetzt einfach an die Gegenwart, so wie sie ist, pappe mich ein, treibe, was mir beliebt.“

„Sagen Sie lieber: lasse mich treiben“, warf er ein.

„Meinetwegen: jedenfalls pfeif' ich auf das was hinterher kommt. Damit mögen sich die abfinden, die's trifft.“

„Was Sie nicht sagen ...“ Nein, lieber Herr, Sie haben heute offenbar aus Versehen oder aus Sparsamkeit oder vielleicht gar aus Genußstich eine Kreuzspize eingesperrt. Stecken Sie Ihre Spize in den einen frischen Stumpen, dann ist ich will Ihnen eine kleine, harmlose Geschichte aus meiner Benutzen erzählen.“

Er kloppte die Pfeife aus, stopfte sich eine neue, versank tief in dem Lehnstuhl zwischen den Büchergestellen und begann: „Das ist nun wohl schon fünf-undvierzig Jahre her. Wir hatten wunder-schöne Septembertage, blank wie neue Goldstücke, und weil ich ein passables Semesterzeugnis mit nach Haus gebracht hatte, umgürte mich Vater seine Lenden mit der Spenderhose und nahm mich mit nach Lindau, wo der Verein für die Geschichte des Bodensees seine Jahresversammlung abhielt. Oder war's vielleicht der Deutsche und Österreichische Alpenverein? Tut nichts zur Sache; denn die Sitzungen und gelehrten Vorträge schwänzten wir natürlich, nach einem mißglückten Versuch, uns über „Diluvium und Moränenbildung“ aufzuklären zu lassen, und hielten uns an das vernünftlichere Drumherum.“

Wir wohnten in der „Krone“, wo, wie ich erst sehr viel später erfuhr, schon der Herr von Montaigne auf seinem Spazierritt durchs südliche Deutschland gerastet, sich über das üppige Essen verwundert und der landesüblichen mit Federn gefüllten Bettdecke allerhöchste seine Anerkennung auszusprechen geruht hatte. Auch die braven alten Schweden Sven Knudson Knäckabröd und Rolf Rolfsen Koda genannt Gockele haben dort Anno 1674 ihren Marsch nach Hause ausgespiert, worüber Sie Nihören die Wilhelm Raab nachlesen können. Heute ist die „Krone“ zwar nicht vom Erdboden verschwunden wie viele andere Kronen, aber sie ist kein Gasthaus mehr. Schade drum!

Als Abschluß der Tagung war eine große Hafenbeleuchtung mit Feuerwerk vorgesehen, eine kapitale Sache, sag' ich Ihnen, für so ein Landstadtknäblein wie mich, mit seinen hablangenen Hosen, die aufs Hineinwachen eingerichtet waren!

Am Hafenplatz drängte sich das liebe Publikum, Eingeborene und Fremde, erwartungsvoll durcheinander und stellte erfolgreich jenes wirre, summende Grundgeräusch her, das großen Ereignissen vorausgehen pflegt. Schon flammten an der Mole die ersten Lichter auf, ein paar Kähne mit farbigen Lampions schossen durchs Wasser, eine Musikkapelle begann zu spielen, und mit einem Schlag tauchte das ganze leuchtende Mirakel aus der Dunkelheit; der steinerne Löwe erglühete rot wie Rubin, der Leuchtturm war im Handumdrehen ein mürchengrünes Minarett geworden, bunte Kerzengirlanden schwenkten sich durch die Nacht, wohin man nur immer blicken mochte, und nun führten die ersten Raketen den Himmel zerstoßend in knatternde Sternengarben und versanken lautlos in der Finsternis, die dann tiefer noch dunkelte als zuvor. Seltsam schwer wurde mir dabei ums Herz.

Mein Vater und ich hatten uns an der Terrassenmauer des vornehmsten Hotels postiert, dessen Gäste in kleinen Gruppen um runde Tische herumsaßen und auf das niedrige Volk und seine kindlichen Freuden hoheitsvoll herablickten.

Ich spitzte die Ohren, befand sich so ein Grüpplein, drei Herren und eine Dame, die lebhaft durcheinandersprachen und alles komisch zu finden schienen: denn sie kamen aus dem Lachen nicht heraus, was mich in meinem ländlichen Ernst befremdete und doch auch wieder fesselte. Das war eine andere und offenbar höhere Welt, als ich als bisher kennegelemt hatte, leichter, rascher, beschwingter, dazu von einer äußeren Eleganz, die mich zugleich bezauberte und bedrückte.

Ich spitzte die Ohren, um etwas von ihrem Gespräch zu erhaschen; aber das Geräusche rundum verschlang alles. Da tauchte droben an dem Tischen ein Kellner auf, der aus einem besonderen Behälter vorsichtig mit einer weißen Serviette eine klobig geformte Flasche hob und in vier schlanke Glaselche etwas gläsiges Schäumendes eingoß. Gierig griff alsbald das heitere Quartett zu, und nun vernahm ich deutlich, wie die Dame, indes sie alle anstießen, mit einer vor Übermut gellen Stimme rief: „Après nous le déluge!“
Fragend blickte ich zu meinem Vater auf; aber der schien nicht hingehört zu haben. „Après nous — nun, so viel Französisch hatte ich schon antus, daß ich übersetzen konnte: nach uns, jedoch das andere? Da ließ mich der alte Ploetz im Stich.“

„Du Vater, was heißt le déluge?“

„Wie kommst du darauf?“

(J. Hegenbarth)



„Die da droben ...“

„Ach so; mußt du deine Ohren auch überall haben? Nun, weil du's denn schon gehört hast: *déluge* heißt Sintflut. Ich will dir's dann nachher explizieren. Jetzt suchen wir einmal einen anderen Platz, wo wir den Löwen besser sehen können.“

Daran lag mir im Augenblick nicht sehr viel; lieber hätt' ich noch länger in diese fremde, geheimnisvoll lockende Welt hineingespielt. Wir schritten also weiter nach vorn, und innerlich erregt, aber natürlich ergebnislos, bis ich dabei an der wunderbar glitzernden Nuß herum, die mir soeben aus höheren Regionen zugefallen war.

Der Feuerwerkspektakel ging langsam zu Ende, die Leute fingen an, auseinanderzulaufen, und auch wir pilgerten heim in unsere „Krone“. In der großen Gaststube steuerte mein Vater sogleich auf einen Eckplatz zu; denn er liebte es, rückenfrei zu sein und das ganze Lokal zu überblicken. Sehr gesprächig ging es bei solchen Gelegenheiten auch bei uns her. Ich beobachtete bringt mehr ein als viel. Senf unter sich lassen“, pflegte er zu sagen.

Heute machte er eine Ausnahme. Zunächst bestellte er einen halben Liter weißen Teufelwein, den er sich als Glas voll ein und ließ mich auch dem Brotkrumen eine altbackene Laugenbrotzeln nehmen.

„Wir wollen erst einmal sehen“, begann er dann, „woher das lateinische Wort *déluge* kommt. Aus dem lateinischen natürlich, von *diluvium*, was fortspülen bedeutet. Wie heißt da wohl das dazugehörige Substantiv?“

Ich wußte es nicht.

Du hast es gestern in dem Vortrag gehört, aus dem wir dann weggegangen sind; weil er für dich zu hoch war: *Diluvium* und das ist soviel wie Sintflut ... Der Satz, den die fremde Dame vorhin gebraucht hat, ist eine leichtfertige Redensart und will besagen: mag's nachher drunter und drüber sein, was ich selber auch ungespült bleiben und guter Dinge sind! Eine liederliche Frauensperson, Pompadour hieß sie, hat so gesagt, als die Nachricht von dem Sieg Friedrichs des Großen über die Franzosen bei Robbach in Paris eintraf ...

Wann war das? Ich weiß es nicht. Ich besann mich einen Augenblick ...

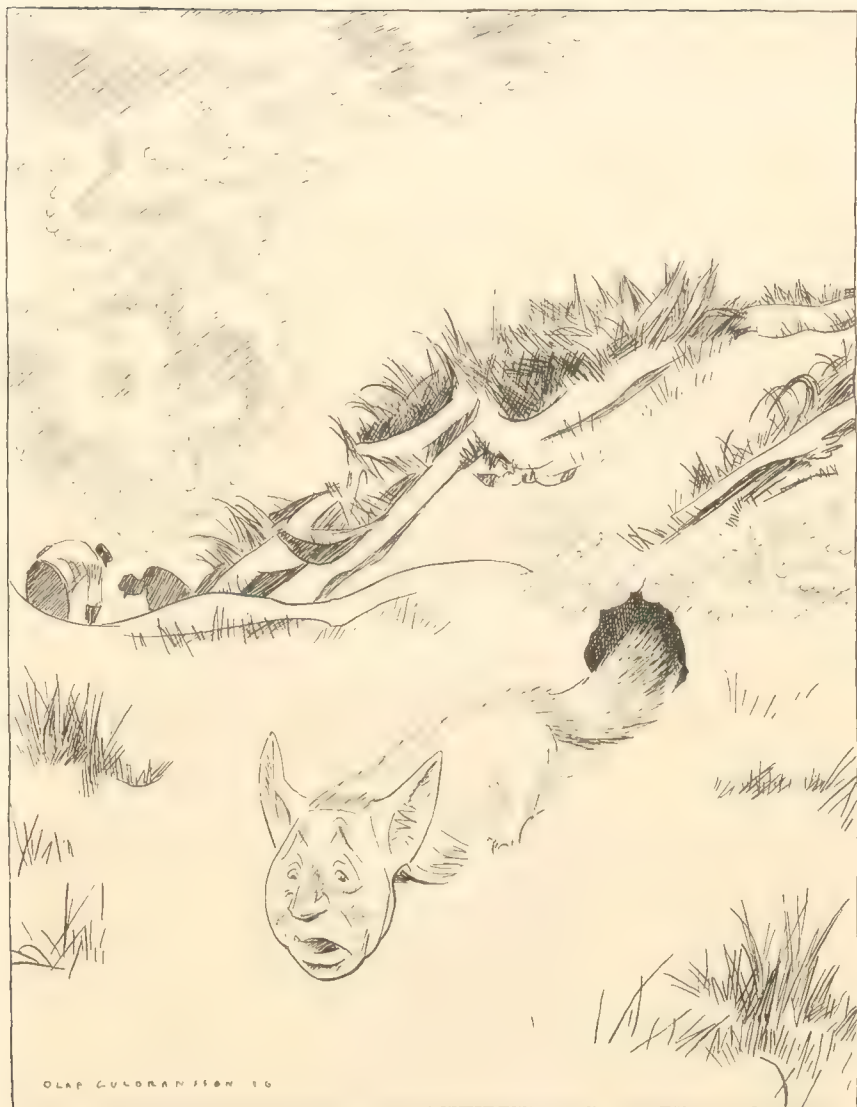
„1757.“

„Gut so ... Ich will dir jetzt nicht weiter auf den Zahn fühlen. Merk' dir das Wort nur, so unnütz und verwerflich es auch ist, und denk' darüber nach. Vielleicht kannst du's einmal in einem Aufsatz verwerten ... Und jetzt trink' aus und geh' ins Bett; ich komme bald nach. Wir müssen morgen zeitig aus den Federn, damit wir das Früh-schiff in die Schweiz nicht veräumen ... Und vergiß nicht, die Stiefel vor die Tür zu stellen!“

... Die Morgenfahrt über den Bodensee und das Rheintal hinauf war über alle Maßen herrlich; so nah war ich noch nie an die Berge herangekommen, und dann in Ragaz ausstieg und unverweilt dem Glanz- und Höhepunkt unseres bescheidenen Reisens, der Taminaschlucht, zutreiben, verschlug mir's fast die Stimme. Die Riedhoher Wasserfälle dahine waren doch auch keine armselige Dachtrauer; aber gegen diese Felsenungeheuer, gegen dieses Brausen und Donnern in der dämmenden Tiefe kamen sie freilich nicht auf. Am liebsten hätt' ich um die Wette mitgebildet, wenn ich mich nicht vor dem Vater gescheut hätte, über solche „Kinderlein“ nicht leiden konnte.

„Du mußt nicht immer bloß hinabgucken, sondern auch hinauf!“ sagte er. „Da sieh einmal die tiefe Rinne hier in dem Felsen. Woher kommt sie? Daher, daß tagen, tagen, Jahr für Jahr ein dünner Wasser-ätherchen von oben heruntertopft. Wie sagt der Lateiner? *Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo*. Verstanden?“

Weil er das v altnordisch wie f aussprach, (S. 104 auf Seite 305)



Zwar ist es gelungen, den Fuchs aus seinem eigenen Bau herauszuräuchern. Wird es aber auch gelingen, ihn aus dem Labyrinth der europäischen Politik zu vertreiben?

Stalin und die Witwe Lenins

(E. Schilling)



„Man soll uns nicht nachsagen, daß wir das Gute nicht nehmen, wo wir es finden. Ich zum Beispiel hätte große Lust, die altherwürdige indische Sitte der Witwenverbrennung für bestimmte Fälle auch in Rußland einzuführen.“



Nach uns die Sintflut!

(Schluß von Seite 302)

kam ich nicht gleich dahinter; so half er mir, und schließlich kriegte ich doch heraus, daß der Tropfen den Stein höhlt, nicht durch Gewalt, sondern durch stetiges Fallen.

„Das ist schon ein anderer Grundsatz als der, den du gestern gehört hast: an den mußt du dich halten, wenn es gilt: dicke Brettlein zu bohren!“ Naseweis gab ich zur Antwort: „Ja, aber ganz stimmt es doch nicht: jedesmal ist's wieder ein anderer Tropfen.“

„O du Schlaule!“ schmunzelte mein Vater. „Darum hat aber auch so ein alter, weiser Spruch meistens nicht bloß einen Sinn, sondern gleich ein paar. Was einer nicht ausrichten kann, muß der nächste fortsetzen und der übernächste und so weiter, bis der Katz' gestreut ist. Das heißt man *trab specie aeterni* leben. Wer bloß immer an sich selber denkt und ans Heute, nicht aber ans Später, wer sich zu gut dafür vorkommt, ein Tropfen zu sein neben den Millionen anderer vorher, jetzt und nachher — nun, der ist eben ein Tropf!“

Mein abendlicher Gast schwieg und zwinkerte mich verschmitzt an.
„Ihr Herr Vater scheint nicht bloß ein di-

Abschied

Laß uns in die Sonne gehn,
uns das letzte Licht gewinnen!
Wenn erst trüb die Nebel spinnen,
wird der Sommer bald gerrinnen
und verwehn.

Weße Blätter fallen schon,
rafseln dürr zu unsren Füßen.
Hörst du dieses weße Gräßen
aus dem herben, bitterfüßen
Abschiedston?

Schwaben schießen schon zum Schwarm.
Bald, so fliegen sie von hinnen.
Laß uns letztes Licht gewinnen!
Wenn erst trüb die Nebel spinnen,
sind wir arm.

Karl Brägger

daktischer, sondern auch ein recht — epigrammatischer Kopf gewesen zu sein“, bemerkte ich nach einer kleinen, leicht verschluckten Pause.

„Gelegentlich schon, wenn's drauf ankam. Aber für gewöhnlich war er ein schlichter, etwas pedantischer Verwaltungsbeamter und wußte als solcher nur zu gut, daß die meisten Tropfen, ohne geradezu Tröpfe zu sein, doch lieber mitschwimmen als fallen.“

Da gab ich ihm lachend die Hand und sagte: „Lieber Knurrhahn, Sie sind doch der würdige fillus Ihres höchst respektablen Alten Herrn. Stülpen wir also schleunigst unseren Fehdehandschuh um und stellen die neue Devise auf: *nous — après le déluge!*“

„Wir wollen vorsichtig sein und uns zunächst mit einem *avant* bescheiden...“

Lieber Simplicissimus!

Frau Dralle hat einen neuen Untermieter, einen Kunstmaler. Neulich kommt sie ins Zimmer, beobachtet den Maler bei seiner Arbeit und meint dann mitteilidig: „Hätten Sie's nicht leichter gehabt, wenn Sie Photograph geworden wären?“

Zwei Autoren schreiben gemeinsam ein Textbuch. Zu einer Operette. Das sieht so leicht aus und ist doch so schwer. Das heißt, umgekehrt, stimmt es auch: es sieht so schwer aus und ist doch so leicht.

I. Akt

Die beiden Autoren sitzen im Zimmer und arbeiten.
„Hast du einen Einfall?“
„Nein Du!“
„Auch nicht. Aber ich habe etwas gelesen.“
„Ich auch.“
„Bei wem?“
„Sonderbarer Zufall. Ich auch.“
„Die schöne Melusine.“
„Just ich dasselbe. Dann sind wir ja beide einer Meinung. Gehen wir an die Arbeit. Schreib' du, was du gelesen hast, und ich schreibe, was ich gelesen habe. Aber aus dem Gedächtnis! Wir sind doch keine Plagiatoren!“
„Und dann?“
„Dann mangeln wir das Ganze.“
„Ein toller Einfall!“
„Ja, lieber Freund, wie willst du ohne Einfälle Operetten schreiben?“

II. Akt

Die beiden Tanten der Autoren sitzen im Kaffeehaus.
„Dein Nefte kann sich freuen, daß er mit unserem Hans Maria zusammenarbeitet!“
„Umgekehrt wird ein Schuh daraus, liebe Freundin. Alle Einfälle sind von unserem Will Walfram Wolf. Unser Will Walfram Wolf hat Humor, unser Hans Maria hat keinen. Unser Will Walfram Wolf hat Phantasie, unser Hans Maria hat keine. Unser Will Walfram Wolf schreibt die ganzen Dialoge, unser Hans Maria nickt nur. Unser Will Walfram Wolf schützt den dramatischen Knoten, unser Hans Maria knüpelt nur daran herum.“
Die andere Tante: „Was du nicht sagst! Dabei weiß ich von unserem Hans Maria, daß er die ganze Arbeit allein macht, von unserem Hans

Maria stammt die Idee, von unserem Hans Maria stammen die Texte, von unserem Hans Maria stammen die Schlägerzellen, von unserem Hans

Apollofalter

Du lichter Falter,
All deiner Brüder
Farteller, Schönlere —
Erscheinst du mir wieder,
Holde Erinnerung,
Hergeweht aus den Sommern der Kindheit,
Silbergefägelter,
Den ich lange vergaß?
Wieder, wie einst als Knabe,
Beuge ich mich herab,
Neglos, mit süß erschrockenem Atem,
Und seß' sie gebreiet,
Die jütlend gespannten,
Deine gerbrechlichen Flügel,
Darin geheimnisvoll glänzen
Das Geäst der Ähren erblüht.
Mandelmal bewegt du
Feife die Schwingen,
Dag sie ertönen, die purpurten Monde
Auf der künftige flamm.
Und nicht wag' ich zu atmen;
Denn es bangt mir das Herz,
Dag du dich aufheißt, Goldglügler,
Zu den höchsten des Lichts
Und er wieder entflücht
Auf den silbernen flügeln,
Der selige, holde
Der Traum von der Kindheit.

Rudolf Kreyer

Maria — euer Will Walfram Wolf hat nur das Papier und die Bleistifte mitgebracht!“
„Das sagt euer Hans Maria!“
„Wenn euer Will Walfram Wolf anders redet, löst er.“
„Wir wissen, was wir an unserem Hans Maria haben! Der war schon immer ein Talent.“
„Im Geldausgeben vielleicht.“
„Auch das will gelernt sein! Ober, zahlen!“
„Du bist witzig, Tante Tilde.“
„Das liegt bei uns in der Familie. Daher hat es auch unser Hans Maria. Euer Will Walfram wird das nie erlernen!“

III. Akt

Die beiden Autoren arbeiten.
„Die Sängerin tritt von links auf.“
„Das geht nicht.“
„Warum nicht?“
„Nach links ist der Graf abgegangen. Wenn sie von links kommt, muß sie dem Grafen auf der Treppe begegnen sein.“
„Und rechts ist der Fürst abgegangen. Wenn sie von rechts kommt, muß sie dem Fürsten auf der Treppe begegnen sein.“
„Rechts ist keine Treppe. Rechts ist der Garten.“
„Dann ist sie dem Fürsten im Garten begegnet.“
„Der Fürst ist nicht so schlimm. Aber der Graf ist böse, weil er erfahren hat, daß sie — er ist wütend nach links abgegangen, und wenn er ihr jetzt auf der Treppe begegnet, würde er es ihr sagen: sie würden sich aussprechen, und unser ganzer schöner Konflikt wäre beim Teufel.“
„Aber wenn sie dem Fürsten rechts begegnet, würde er ihr auch sagen, daß der Graf böse nach links abgegangen ist.“
„Verdammt!“
„An solchen Kleinigkeiten stockt die Kunst!“
„Und von hinten?“
„Hinten ist das Schlafzimmer. Die Sängerin kommt aber von der Bahn.“
„Ich habe es!“
„Was?“
„Sie kommt von oben?“
„Wieso von oben?“
„Durch die Decke!“
„Narr! Man muß doch alles motivieren!“
„Nichts leichter als das! Sie kommt von der Bahn. Die Reise war lang, in ihrer Müdigkeit steigt sie einen Stock zu hoch, oben erkennt sie ihren Irrtum, aber ehe sie umkehren kann, bricht sie durch die Decke, da gerade die Decke ausgerechnet wird, was sie nicht wissen konnte, da sie verweist war.“
„Fabelhaft!“
„Ein blendender Einfall!“
„Grandios! Also schreib!“ Die Sängerin bricht mit Gepöller und einem großen Schrankkoffer durch die Decke.

IV. Akt

Der eine Autor sitzt beim Verleger:
„Sie verstehen mich schon — ich will natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen — aber einmal und nie wieder! Das nächste Stück schreibe ich allein. Ich habe auch dieses Textbuch allein geschrieben — nur daß sein Name noch darauf steht — aber gemacht hat er nichts, ein alter Witz ist von ihm, den hat er in der Zeitung aufgewiesen — alles andere ist von mir, er kann eben nichts, absolut nichts — dabei — Um Gottes willen, daß Sie es nicht falsch auffassen — ich möchte natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen.“
Der Autor geht ab.
Der Mitautor kommt.
Beide begegnen sich in der Tür.
„Du hier?“
„Ich habe soeben mit dem Verleger in unseren gemeinsamen Interessen gesprochen. Du siehst wieder, was ich alles für dich tue. Bedank' dich bei mir!“
Der erste Autor geht ab. Der zweite Autor tritt zum Verleger:
„Sie verstehen mich schon — ich will natürlich nichts über meinen Mitarbeiter sagen, aber...“

V. Akt

Nach der Premiere:
„Gratulieren wir uns!“
„Danke. Das heißt — über deine Witze hat eigentlich leider kein Mensch gelacht.“
„Das war auch nicht möglich.“
„Warum nicht?“
„Die Leute haben über deine ersten Liebeszenen so viel gelacht, daß sie dann einfach nicht mehr lachen konnten.“
„Eine unverschämte Lüge! Einen sah ich sogar bei meinen Szenen bitterlich weinen.“
„Das war dein Schneider. Der weint um sein Geld.“
„Dir hätte er gar keinen Kredit gegeben!“

Der schuldige Teil

(Otto Herrmann)



„Es scheinen nervöse Verdauungsstörungen zu sein.“ — „Kein Wunder, wenn man bedenkt, was man in der Ehe alles schlucken muß!“

Ein Maler muß predigen / Von Reinhard Koester

Der Kriegsfreiwillige Anton Bursch, der seiner zierlichen Gestalt und seines glatten Kindergesichts wegen überall sofort mit dem Kosenamen „Bürschchen“ angedreht wurde, war kurz nach seiner Beförderung zum Unteroffizier, die er sich in anderthalb Jahren Westfront ehrlich verdient hatte, gefangen genommen worden. Nachdem er sich mit diesem Schicksal abgefunden hatte, begann er darüber nachzudenken, wie er sich den grauen Alltag etwas farbiger gestalten könne, denn er war Kunstmaler von Beruf und jede andere körperliche Arbeit war ihm im Grunde der Seele verhaßt. Doppelt und dreifach aber jede Arbeit, die dem Feinde zugute kam. Er war zunächst ins Kriegsgefangenen-Sammellager in Le Havre abgeschoben worden, wo es sich bald entscheiden mußte, ob er in einem französischen oder englischen Lager das Ende des Weltkrieges abwarten müsse. Das wäre ihm an sich gleichgültig gewesen, denn der Stachelndraht war überall derselbe und Fluchtmöglichkeiten in beiden Ländern so gut wie ausgeschlossen. Aber zwischen England und Deutschland bestand ein Abkommen, daß Kriegsgefangene vom Unteroffizier aufwärts nicht zu Arbeiten gezwungen werden durften, während Frankreich nicht an eine solche Vorschrift gebunden war. Was hatte also der frischgebackene Unteroffizier jetzt noch von

seiner Beförderung, wenn er nicht nach England kam? Nun hatte Bürschchen, gerade seines jugendhaften Aussehens wegen, auch im Felde eine kleine Eitelkeit nicht abgelegt: er trug außer seiner Schießbrille immer seine sehr große Hornbrille bei sich, die ihm einen gesetzten und gelehrten Ausdruck verlieh. Und jetzt, da er nicht mehr schießen konnte, war sie seine einzige Freude, und er trug sie täglich. Nach vier erwartungsangenen Wochen setzte sich der bayrische Lagerfeldwebel beim Morgenappell in Positur und hielt folgende gewichtige Rede: „Morgen geht's dahi! Leut! In die Bretagne und ins Marokko hintri! Aber Stücker fünfzig von euch kommen nach England ins Lager Dannington. Da ham s' freili akat Theologen angefordert. Also vortreten, die Theologen oder solchene, die net gern arbeiten mögen!“ Das Wort Theologen hatte Bürschchen niedergeschmettert, aber der Zusatz „solchene, die net gern arbeiten mögen“ riß ihn wieder empor. Der bayrische Feldwebel hatte damit nur einen Witz machen wollen, aber Bürschchen hielt sich als guter Soldat streng an die Worte seines Vorgesetzten und trat, die große Hornbrille auf der Nase, strammen Schrittes vor. Er hatte Glück, denn an wirklichen Theologen gab es in dem riesigen Sammellager

schon über vierzig, und ein paar aus anderen Fakultäten hatten sich auch rasch eingeschmuggelt. So marschierte er mit dem Trupp der Gottesgelehrten zur Schreibstube, gab seinen Militärpaß ab und landete zwei Tage später im Lager Dannington. Der Schreiber im Lager Le Havre, der die Überweisungspleiere ausgefertigt hatte, war kein großes Licht und außerdem faul. Darum hatte er hinter jeden Namen der zum Transport Befohlenen der Einfachheit halber das Wort Theologe gesetzt. Und da Bürschchens Namen mit dem zweiten Buchstaben des Alphabets begann, wurde er schon für den zweiten Sonntag zur Predigt kommandiert. Ihm wurde heiß und kalt, als er den Spruch vernahm. Er wußte schon, daß er als Theologe gemeldet war. Sollte er riskieren, daß man ihn in ein französisches Gefangenenlager zurückschickte, wo er vielleicht mit halber Zucht, rückwärtige Stellungen gegen die eigenen Landsleute zu befestigen? Und selbst wenn es nicht so schlimm käme: er hatte sich gerade schon einen Zeilenblock und Konfektstifte beschaffen können und verdiente sich Zigaretten, allerlei leckere Bereicherungen der Mahlzeiten und sogar hin und wieder einen Schilling für seine Porträtzeichnungen. Das war die Arbeit, die er liebte, und er träumte schon von einer Staffelei, von Leinwand und Farbkasten. (Schluß auf Seite 310)

Hydrophobie

(Max Heß)



max Heß

„Wos bedeut't jetzt dös, daß 's Grab vo mei'm Mo so ei'gsunka is? — „Gell, weil S' so vui gias'n — dös Wasser mag net a jeder!“

Der Pakt-Genosse

(Karl Arnold)



„Nicht bange machen lassen, mon ami! In Frankreich würden wir den Bolschewismus natürlich nur nach altfranzösischem Brauch einführen.“

Robinson spricht zu den Knaben der Erde

Knaben der Erde, Boys,
Good bye!
Indianer im Septemberdunste des Heus,
Gassenbuben beim Abendgeschrei,
Good bye!

Vogelnestersucher, Pack,
Das vor Übermut schäumt,
Good bye!
Im Winkel raucht ihr Tabak,
Wohel ihr von Farmen träumt,
Good bye!

Kerle, gebeugt über das Buch
Vom roten Seehabicht.
Good bye!
Knaben mit heimlichem Fluch
Und narbenbesätem Gesicht,
Good bye!

Knaben der Erde, ach,
Halunken, schübig und frech,
Good bye!
Mit kenternden Schiffen im Bach,
Aus Holz und billigem Blech,
Good bye!

Gauner, Strolche im Feld,
Gejagt vom Eroberertraum,
Good bye!
Knaben, vom Hund verbellt,
Steht ihr am Herbstapfelbaum,
Good bye!

Knabe, voll Tatengier,
So lange noch donnert das Meer,
Good bye!
Werd' ich geboren in dir,
Blut du meine Wiederkehr,
Good bye!

Anton Schnack

Ein Maler muß predigen

(Schluß von Seite 309)

Nach einer schlaflosen Nacht versuchte er es mit schüchternen Einwürfen bei der Lagerkommandantur: er habe noch nie gepredigt — fühle sich zu jung, um alten erfahrenen Leuten das Gotteswort zu verkünden — und er fürchte auch, seine Stimme reiche nicht aus — ja, er sei heiser . . .

„Machen Sie uns keine unnützen Schereien!“ war die Antwort. „Sie brauchen ja keine stundenlange Predigt zu halten. Die Leute sind ohnehin froh, wenn sie nicht so lange still dastehen müssen. Und außerdem: Befehl ist Befehl!“
Bürschchen sah es ein: Befehl ist Befehl . . . Wieviel Dinge hatte er in seinem Soldatenleben tun müssen, an die er früher in seinen schwersten und verrücktesten Träumen nicht gedacht hatte! Vom Offensetzen im Unterstand bis zum Desinfizieren der Latrine — vom Knöpfputzen bis zum Notverbandlegen — vom Gewehrreinigen bis zum Unterrichten in deutscher Geschichte — Ein guter Soldat muß alles können und tun — warum nicht auch eine Predigt halten? Ohne die gewichtige Hornbrille freilich wäre er doch noch im letzten Augenblick zurückgeschreckt; aber als er sich nun durch die Gläser dieser Brille in seinem Rasierspiegel betrachtete, mußte

er selbst zugeben, daß er eigentlich zum Prediger geboren sei.
Nur mit dem Text der Predigt wollte es nicht recht vorwärtsgen.
Wenn er zwei oder drei Stunden über ein Blatt Papier gebückt dageessen hatte, waren darauf allerlei skurrile Zeichnungen entstanden, aber das Geschriebene war zum größten Teil wieder ausgestrichen.

Jetzt eine gute Flasche Moselwein zur Hand haben! dachte er mit selbstüchtig-verzücktem Augenaufschlag. — oder ein halbes Fläschchen Kognak: dann käme der Geist über mich! Aber nun dämmerte schon der Sonnabend — und von der ganzen Predigt stand unverrückbar nur die Anekdote „Liebe Kameraden und Leidensgenossen!“ fest. Da winkte ihm, knapp eine Stunde vor Schloßenszeit, ein wachhabender Tommy augenzwinkernd zu sich, den er zwei Tage vorher für seine Braut gezeichnet hatte. Und es glitt heimlich eine sanfterunde Aluminiumflasche in seine Tasche, die — wie er lebendigen Ohres im Flüsterton vernahm — guten reinen Whisky enthielt. Eine Stunde später hatte Bürschchen seine Predigt fertig. Im Kopf wenigstens, denn zu schreiben vermochte er nicht mehr . . .

Als Bürschchen am Sonntagmorgen das Predigtblatt besah, hatten seine Augen einen gläsernen und leicht überirdischen Glanz. Und die Stimme klang etwas rau, als er in forschendem Ton loslegte:

„Liebe Kameraden und Leidensgenossen! Ihr alle wißt, daß ich malen und zeichnen kann, und ihr werdet vielleicht erstaunt sein, daß ich euch nun an diesem Pult als Prediger entgegentrete. Man hat mich als Kommandant, auch das Reich Gottes in Worten zu schildern — und Befehl ist Befehl! Nun hat der liebe Gott freilich in der Bibel geboten, daß man sich kein Abbild oder Ebenbild von Ihm machen solle, aber dieses Gebot ist leider von den Malern aller Zeiten nie befolgt worden, denn es gibt keinen Menschen auf der Welt, der so oft porträtiert worden ist wie der liebe Gott selbst. Vielleicht ist er darum auf uns so böse.

Denn wenn ich mir auch nicht einbilde, ein großer Maler zu sein, so muß ich doch wohl sagen, daß das Weltbild, wie es uns heute entgegengrinst, weiß Gott kein schönes und erhebbendes Bild ist, sondern ein erschreckendes und grauenenerregendes! So grausig, daß man annehmen möchte, es handle sich hier gar nicht um das Original des lieben Gottes, sondern um die jämmerlich schlechte und verzerrte Kopie eines Kitschers und Nichtskönners, um ein scheußliches Machwerk, wie es nur der Satan selber zusammenschmirren konnte! Denn ein guter Maler liebt und braucht alle Farben — das heutige Weltbild aber ist einzig rot in rot gemalt — nur Menschenblut hat dieser teuflische Maler auf

(Paul Schondorff)



Betrachtung: „Der See ist so rätselhaft wie das menschliche Herz; wer weiß, was auf seinem tiefsten Grunde ruht . . .“ — „Na, vermutlich 'ne Menge Müll.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM -40; Abonnement im Vierteljahr RM 7.- • **Anzeigenpreise** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM -30 • **Anzeigenannahme:** P. C. Mayer Verlag, München 2, Sparkassenstraße 11. Fernsprecher 296-456. 2-45-457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenstil:** E. Galschauer, München • **Herausgeber:** SIMPLICISSIMUS-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, E. Aschstraße 30, Fernsprecher 371307 • **Copyright** 1938 by S. m. p. c. Aschma-Verlag G. m. b. H., München, D. 11922 ff. Vj. Pl. 3 • **Erfüllungsort:** München • **Postfach** München 5807 • **Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart** • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York N. Y.

seiner Palette — oder höchstens noch das dürrige häßliche Grün der Giftgaswolken, die uns so oft entgegengerollt sind:

Nun könnte einer sagen, der habe Gott habe vielleicht einen anderen Farbensinn als wir sterblichen Menschen und Soldaten, und ihm gefiele sein Weltbild sehr. Aber das glaube ich nicht, denn dazu habe ich eine viel zu gute Meinung vom lieben Gott — und wenn es etwa im Himmel so wäre wie heute auf der Welt, dann würde ich als Maler lieber in die Hölle fahren! Und das mußte einmal gesagt werden.

Wie ich jedoch schon betonte, kann es sich bei dem heutigen Weltbild gar nicht um das echte schöpferische Bild handeln, das Gott selbst geschaffen hat! Und zum Trost, liebe Kameraden, kann ich euch sagen, daß man schon oft in der Welt jämmerlich schlechte Kopien oder Nachahmungen für das göttliche Werk großer Meister gehalten hat, bis der Schwindel herauskam und das echte Bild wieder den ihm gebührenden Ehrenplatz erhielt. Hoffen wir, daß es sich mit dem heutigen Weltbild ebenso verhält! Und in diesem Sinne . . .

„Amen!“ sagte der Lagerkommandant laut, mit leicht befehlendem Ton, und erhob sich. Der Harmoniepieler intonierte auf seinen Wink mit verächtlich tiefgesenktem Kopf ein Kirchenlied. In das die meisten Zuhörer erstarrten. Aber es waren auch nicht wenige einfältige Gemüter, die Bürschchens Predigt andachtsvoll gelauscht hatten und gerne mehr von seinem „Weltbild“ gehört hätten, das ihnen auch nicht gefiel.

Der Lagerkommandant nahm Bürschchens beiseite. „Sind Sie wirklich Theologe?“ „Zu Befehl, nein!“ lächelte Bürschchens befreit. „Ich bin Kunstmaler.“

„Und warum predigen Sie?“ „Melde gehorsamst: weil ich dazu befohlen bin!“

„Und wie kommen Sie unter die angeforderten Theologen?“

„Weil nicht nur Theologen angefordert wurden, sondern auch Leute, die nicht gern arbeiten. Und ich bin Unteroffizier und arbeite nicht gern, Herr Kapitän!“

Der verließ sich ein Lächeln: „Melden Sie sich in einer Viertelstunde bei mir, Unteroffizier Bürsch!“

Das war eine bange Viertelstunde. Aber dann hatte Bürschchens noch einmal Glück: der Lagerkommandant war im Zivilberuf ein Londoner Kunsthändler. Und so bekam Bürschchens zwei Tage darauf eine Staffelei, Leinwand und Farben, und konnte nun hinterm Stacheldraht das Weltbild nach seinem Sinne malen.

Lieber Simplicissimus!

Bei Leutnant X. sind recht wohlhabende Gäste. Es geht lustig her, und der junge Gastgeber will — animiert, nun doch zeigen, daß er schon auch etwas springen lassen kann. „Joseph“, sagt er zu seinem Bürschchens, „geh in den Keller und hole eine Flasche Wein!“ Aber Joseph weiß nicht, worauf es ankommt, und fragt treuherzig: „Soll ich gleich alle zwei mitbringen, Herr Leutnant?“

Die freundliche Obstfrau

Von Hermann Sendelbach

Wie gab die Früchte mir wie ein Geschenk,
Und noch ein Lächeln war hingegen.
Wie eine Gabe nahm sie meine Hingegen an
Und lobte sie in ihrem Gandelgelenk,
So daß sie mehr schien, als die Zahl befagte,
Und noch das Dargereichte überragte.

Und ich vergaß, daß ich zum erstenmal
In ihrem Duftdurchhauchten Laden stand.
— Schon spürte ich's wie Heimat zwischen Wand
und Wand.

Die schönen Früchte boten sich zur Wahl,
Als sei hier alles nur für mich gereicht.
Auf neuen Brettern freundlich aufgeschichtet.

Wie ein Bedauern lag es, als ich ging,
In ihrem Bild, der grüßend zu mir kam.
Es war, als ob ein Freund der Gabe sich bedacht
nahm,

Von dem es Worte und Geschenk empfing. —
Trotz dem paar Früchte waren nur behandelt:
Ein kleiner Handel ward zur Tat gewandelt.

In der Sommerfrische

(R. Kneisch)



„Wos, krank san S'? Woll'n S' an Tee ham?“ — „Nein, nein, ich habe Migräne! Lassen Sie den Arzt kommen.“ — „An Dokta? Ja, woll'n S' eppla gar sterb'n?“

Die Welt erwacht

(Wilhelm Schulz)



Mit dem Weltbrand, den ihr anstecken wolltet, habt ihr der Welt hoffentlich noch zur rechten Zeit ein Licht über euch selber aufgesteckt.

SIMPLICISSIMUS

Oktoberfest

(E. Schilling)



„Jessas na! Zwoa Maß Bier, anderthalb Brathendln, fünf Türkische Honig, an g'salznz Steckerlfisch — alls kriagt ma spendiert — bloß für 'n Kater morg'n — da kommen s' nôt auf, d' Mannsbilder!“

Der Besitzer:

Einen Besitzer gibt es nicht. Der Tanzpalast gehört einer G.m.b.H. Sie hat ihn von der Herkules-Brauerei übernommen, welche ihn ihrerseits von Herrn Zarapopulos angehängt bekommen hat. Herr Zarapopulos hat in Berlin seine Gründung, den „Regina-Tanzpalast“, hinterlassen, sowie einhundertfünftehtausend Mark Schulden. Zur Zeit ist er wieder Nachtportier in einem schmuddeligen Hotel in Saloniki, von wo er 1922 nach Berlin gekommen war. Er schimpft jetzt mordsmäßig auf Deutschland.



Der Geschäftsführer:

Er heißt Kalkbrenner und ist seit zwei- unddreißig Jahren in der Branche tätig. Er ist unverheiratet, trinkt keinen Tropfen Alkohol, hat eine wertvolle Markensammlung und eine Wut auf die Weiber. Sein sehnlichster Wunsch ist, einmal im Leben um zehn Uhr schlafen zu gehen und kein



Saxophon mehr zu hören. Er raucht fünfzig Zigaretten pro Tag, wovon er gelbe Fingergespitzen, einen chronischen Bronchialkatarrh und eine Unmenge Zigarettenbilder hat. Jeden Abend um sieben hat er Krach mit dem Ober Nummer 27, der immer falsch „bongt“. Jede Nacht um halb drei ißt er zwei weiche Eier im Glas.

Der Kapellmeister:

Er ist einunddreißig Jahre alt und heißt Feny Petresku. (Laut Paß Peter Feindeisen.) Bei den beiden ersten Tänzchen läßt er sich durch seinen ersten Gelger vertreten. Er besitzt ein Grundstück bei Werder und ein

Mietshaus in Pankow; das hat er sich im Laufe der Jahre zusammengespielet. Er ist zum fünftenmal verlobt, kann sich aber nicht entschließen, zu heiraten. Seine jeweilige Braut darf das Lokal, in dem er spielt, nicht betreten, das schädigt sein Geschäft. In seinen dienstfreien Stunden beschäftigt er sich mit Psychoanalyse und englischen Sprachstudien. (Er hofft auf ein Engagement in USA.) Seine Musiker nennt er „Jungs“, sie können ihn aber trotzdem nicht ausstehen, er ist ihnen zu aufgeben. Sie bleiben aber eisern bei ihm; denn sie verdienen sehr gut. Die Kapelle Feny Petresku ist eine der bestbezahlten.

Der Ober Nummer 7:

Er hat eine Zweieinhalbzimmerwohnung in Neukölln, eine junge Frau und Zwillingssöhne, die er abgöttisch liebt. Er ist der aufmerksamste Ehemann und verträgt sich sogar glänzend mit seiner Schwiegermutter. Wenn er abends den sehr eleganten Frack anzieht, um in den Dienst zu gehen, dann verändert er sich ungemein, dann fängt der Mensch für ihn erst bei den Weinmarken über zwölf Mark an. Kredit gibt er nie, seitdem er einmal mit neunzig Mark hereingefallen ist. Der Betrieb in der „Regina“ kotzt ihn an, aber er verdient sehr gut. Noch vier, fünf Jahre — dann wird er ein Hotel im Harz übernehmen. Wenn er dienstfrei hat, geht



er mit seiner Frau in ein kleines Kino, am liebsten zu einem Film mit sentimentalem Ausklang. Er spricht fließend Französisch, da er drei Jahre in Paris gearbeitet hat. Er interessiert sich sehr für Außenpolitik. Er liebt Rindfleisch, was ihn schon immer etwas geärgert hat. Er sieht aus wie ein Diplomat und trägt nur Anzüge nach Maß. Er raucht nicht und trinkt nie mehr, als er vertragen kann, am liebsten einige Mollen Helles.

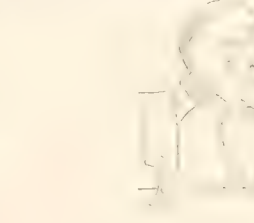


Das Tanzmädchen Erika:

Sie ist kein Mädchen, sondern eine geschiedene Frau. Ihr Mann war Postassistent in Neisse; sie ist ihm durchgebrannt, weil es ihr dort zu langweilig war und weil sie schon immer die Sehnsucht danach hatte, „den Hauch des Reichtums zu spüren“. (Heute würde sie brennend gerne wieder Frau Postassistentin in Neisse sein, aber jetzt ist es zu spät dazu.) Von allen Tanzmädchen in der „Regina“ verdient sie am wenigsten; die anderen sagen, sie „habe den Dreh nicht raus“. Sie träumt von einem eigenen Geschäft für feine Damenwäsche. Sie schläft bis fünf Uhr nachmittags, dann geht sie ins Kino (fast jeden Tag). Um zehn Uhr beginnt ihr Dienst. Wenn sie von einem Herrn eingeladen wird, zu Abend zu speisen, dann bestellt sie Wiener Schnitzel und Ananasbeignets, das sind ihre Lieblingsspeisen. Alkohol verträgt sie in schweren Mengen; sie leidet darunter, daß sie nie richtig blau werden kann, denn alles viel leichter. Sie ist ungeheuer dümm, hat aber eine prachtvolle Figur und einen sehr schönen Teint. Wenn sie „den Dreh raus hätte“, wäre es ja besser, so aber ...

Die Gäste am Tisch Nummer 11:
Es ist der Buchhalter einer Gummiwarenfabrik mit seiner Frau, die heute ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiert: sie hat sich das als Geschenk gewünscht, abends hierher zu gehen, ihr Mann hat ihr den Wunsch erfüllt, obgleich er ihn für total verfehlt hält, außerdem darf er höchstens zehn Mark kosten. Die Frau nippt kaum am Wein, ihre Augen sind überall. Wie interessant das alles ist und diese

Kapellmeister werden, weiß nur nicht, wie er das anstellen soll. Jedenfalls wird er sich bald eine Geige kaufen, er hat schon über dreißig Mark dafür gespart. Vielleicht kauft er sich aber auch lieber ein Paddelboot. Wenn doch wieder dieser dicke Amerikaner käme, von neulich, der hat ihm zehn Mark gegeben. Na ja, er war total blau. Eigentlich eklig so was, wie kann man sich nur besaufen?



Mädchen ... Was würde ihre Freundin in Insterburg sagen ... nun ja, die Kleinstädter ... und dieser elegante Kapellmeister ... ob der Brillant am kleinen Finger wohl echt ist? Nein, danke, sie tanzt nicht ... mit einem fremden Herrn!! Ist das denn hier so? „Sieh mal, Otto, der Klavierspieler, der vornhin Hummer gegessen hat, jetzt tanzt er mit der in Rot!“ Und dessen rechnet Otto: man darf die Weinsteuer nicht vergessen und die Prozente: die letzte Bahn geht ein Uhr achtzehn. Verücktheit, die ganze Geschichte, na, das war das erste- und letztmal!

Der Gast am Tisch Nummer 4:

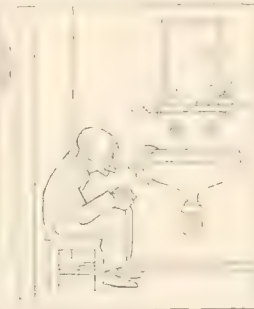
Er heißt Herr Vieth, in Fa. Vieth & Brinkmann, und ist in Geschäften aus Frankfurt a. M. gekommen. Er hat sich ein feudales Abendessen zusammengestellt, denn er hat heute einen glänzenden Abschluß getätigt. Wenn er mit dem Essen fertig ist, wird er sich eins der Tanzmädchen per Tischtelefon einladen: das ist dann billiger, als wenn sie jetzt schon kommt. Er trinkt einen Chateau Yquem, der eine Idee kälter sein könnte, was er dem Ober mit leisem Tadel sagt. Dann macht er sich eine Notiz in sein Merkbüchlein: Morgen Gebrüder Wittstock anrufen, wegen der letzten Faktur, die stimmte nicht. Sein Blick schweift über die Tanzenden, die pommes frites könnten knuspriger sein, die Mädchen übrigens auch. Er wird seiner Frau eine Karte schreiben, aber nicht aus diesem Lokal hier, lieber morgen. Ganz hübscher Tango, er tanzt aber lieber langsamen Fox, das ist einfacher. Die Dunkle im roten Samtkleid ist ganz nett, so 'n bißchen mollig. „Ober! Welche Nummer hat denn der Tisch?“

teil an und außerdem Rheumatismus. Er liest sehr viel Zeitungen und sieht zu, daß die Ober ihn hin und wieder um Tasse Kaffee zukommen lassen, sonst schläft er ein. Wenn ihm jemand zehn Pfennig gibt, dann knurrt er etwas: dabei kommt die hohe Pacht nicht 'aus. Bis Mitternacht ist kaum etwas zu tun, dann wird es ja lebhafter. Er macht gerne einen kleinen Schwatz, aber die Leute sind immer so eilig hier, als ob sie draußen schon weiß Gott was erwartete. Im Herbst sind es zehn Jahre, daß er hier sitzt. Reich kann man dabei ja nicht werden, aber man muß zufrieden sein. Immer noch besser, als z. B. Nachtwächter. Wenigstens ist's warm!



Der Page:

Er ist fünfzehn Jahre, heißt Willy Zeschke. Er ist hochaufgeschossen, sehr blaß und hat einen ständigen Kampf mit seinem Haarwirbel zu bestehen. Er ist seit drei Monaten hier, findet den Betrieb eine pfundige Sache. Herrn Kalkbrenner äkelhaft, die Mädchen doof und den Kapellmeister knorke, besonders, wenn er „Regentropfen“ spielt. Er möchte auch einmal



Der alte Mann:

Er sitzt hinter einer weißen Tür mit einem goldenen „H“ drauf, hat einen weißen Kit-



Zigar'n, Zigaretten ... Eine Flasche vierundvierzig, nicht zu kalt ... Regentropfen, die an mein Fenster klopfen ... nein, Herr Stein war heute noch nicht da ... jawohl, der Tisch ist frei ...

Tanzpalast
Reginat

Die Spanische Krankheit

(E. Schilling)



„Die Bakterien auf dem englischen Nährboden wollen sich immer noch nicht recht entwickeln . . .“

Der Herbst riß den Weiden die altgewordenen Blätter ab und streute sie in den Strom. Dort schwammen sie nun zugleich mit den Körnern aus den Schalen der Dienstmädchen aus dem Korb gefallen waren. Die meisten dieser Kartoffeln waren faul; darum schwammen sie auch so gut. Heulend und die schwermütigen flüchtlich um Stillstand bittend, begleitete sie Dorchan am sandigen Ufer entlang. Kleinen rumpeligen Puppenköpfen ähnlich guckten die Kartoffelköpfe aus dem Wasser. Schönen Dorchan anzugucken und schwammen munter weiter. Wie eine dünne schwarze Strippe flog die das geistliche Gesichtchen Nachlaufen um das birnenförmige Köpfchen. Dorchan zählte erst zwölf Jahre; fadendünn war sie und von milder Beschränktheit. Es waren die letzten Kartoffeln einer armen Witwe, bei der sie diente, die ihr beim Abwaschen in den Strom gerollt waren. Dies ereignete sich in einem Notdurstjahr um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Das Gesicht in der Schürze vergabren, den Korb mit den letzten vier Kartoffeln am Arm, begabte sich Dorchan auf der Heimweg. Schon am Gartenzäun ihrer Herrin begann sie laut zu schreien, um das Malheur bereits in der Ferne zu melden. Als bald erschien eine alte Frau auf der Schwelle des winzigen Häuschens im Garten. In ihrem grünen Kleid, das einst schwarz gewesen war, hatte die Notizen graue Haare, die noch immer eine schwarze Vorstellen sollte, das bunte Bruststück um die Schultern und die große Hornbrille auf der fleischigen Nase. Sie breit und freundlich auf der Schwelle und wunderte sich — die Frau Rendant Jielke.

„In der Ragowicz“, in der Ragowicz“, grüßte das kleine Dienstmädchen, von Verzweiflung gepackt.

„Was — che?“, fragte die Alte.

„Reinfallend sind wir in der Ragowicz“, erläuterte Dorchan, indem sie die letzten Kartoffeln wie besessen im hochgehobenen Korb sprangen ließ.

„Komm rein Witwe Jielke, ist Jeschinn“, sagte ganz ruhig die arme Witwe.

Die kleine Haustür wurde geschlossen, und das winzige Häuschen bekam bald ein rot leuchtendes Licht. Dorchan hatte es nur. Hinter diesem Fensterchen waren jetzt die letzten vier Kartoffeln, nachdem sie in heißer Asche geröstet waren, mit Salz und Pfeffer in die Teller gesetzt. Die letzten vier Kartoffeln, die Frau Rendant Jielke überhaupt noch besaß, so furchbar war die Not, daß sie, so arm die alte Frau, ihre ganze Pension betrug sechsunddreißig Taler das Jahr. Zwei davon erhielt Dorchan als Lohn an jedem Neujahrstage.

Das hungrige Gesicht vom vielen Weinen wie mit Karmin angepinelt, saß sie jetzt ihrer alten Herrin am Tisch gegenüber beim Schein eines Talglichterz. Die zwei kleineren Kartoffeln auf die Frau Rendant, die beiden größeren durfte Dorchan essen, weil sie sich im Wachstum befand. Das war das ganze Abendbrot. Alle vier Teller Speisekammer sonst noch barg, war nicht mehr und nicht weniger als ein Tütchen mit fünf Stückchen Zucker. Eine davon wurde nach beendeter Mahlzeit in zwei Teile zerschlagen, die eine Hälfte genoß die betagte Witwe zu einem Glas warmen Wassers, und die andere — durfte das kleine Dienstmädchen auflutschen. „Ein schönes Abendbrotchen, wenn auch etwas wägn“, war die Kritik der frommen alten Frau zum Schluss. Nach dem Essen — durfte das kleine Dienstmädchen auflutschen. „Laß uns auch bitten“, sagte die Witwe, „daß wir morgen etwas zu essen haben.“ Wie oft kam es vor, daß sie am Abend noch nicht wußte, was sie am nächsten Tage etwas zu essen haben würden.

Dorchan konnte es nicht lassen, selbst jetzt vor dem Gebet, in den alten Glaschrank mit der Kette Tassen auf das Gebet, die so geheimnisvoll im Halbdunkel leuchteten. Die Frau Rendant, die ihr auf dem Wachstumsofa gegenüber, hob, es bemerkend, ihre Hand zum Mund und schloß den rechten Zeigefinger und sagte, nach der verräucherten Decke zeigend: „Lanke deine Gedanken nicht auf die Erde.“ Dorchan sich darum bemühte, begann die Alte laut und feierlich zu beten. Fromm und gelassen trug sie dem lieben Gott ihr bescheidenes Verlangen vor, daß die kleine Dienstmädchen mußte sie mit- und

nachbrummen. Um ein bißchen Brot bat die Alte, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mahl“.

„Du wirst nicht auch...“, unterbrach sie Dorchan im Flüsterton mit leckrigen, hungrigen Augen und stockte ängstlich.

„Was — che?“

„Grüßwurst bitten?“

„Vor den lieben Feiertagen werden wir uns das erkröhnen“, war die bedächtige Antwort.

Mit Sturm geschüttelt bewegte sich die Alte. Die Hände, die sie begann fürsorglich einen Spruch gegen Feuersnot und Gefahr herzusagen. Währendem holte Dorchan das Spinrad und fing mühsamlich an zu spinnen. Der Wind piff und sang in den Winkeln und Schornsteinen des Städtchens.

Blaue Wolkenberge standen über dem Strom und spiegelten sich in seinem messinggelben Wasser. Plötzlich huschte wie ein goldener Kahn der Halbmond aus den Voluten und goß seinen apfelgrünen Glanz über alles, was er

erreichen konnte, auch über das alte Landstädtchen inmitten seiner winterlichen Acker und Wiesen. Mit dem Weg vertraut, schenken ein silberner Strahl durch die Arme der armen Witwe und half der Talglichterkerze bei der Beleuchtung. Die Frau Rendant schloß die Augen und ließ sich in die Sofaecke und überdeckte den Tag. Der Schatten ihrer Haube zeichnete den Schädel einer Kuh mit hohlen Augen und mit Hörnern auf der Stirn.

„Nimm“, sagte die Alte, die sie nickten, wenn der Kopf sich bewegte. Auf den gelben Kattungardinen des enormen Himmelbettes im Winkel ließ das Mondlicht ihre bunte Haube fallen.

Das kleine Kind des kleinen Dienstmädchens war golden angefaulen vom Schein der herabfallenden Kerze. Ihr Köpfchen neigte sich ab und zu wie der Kopf ihrer Herrin; Dorchan war schläfrig. Und wie im Traum wiederholte sie immer wieder flüsternd das Wort: „Abendbrot.“

Um ein bißchen Brot bat die Alte, um ein bißchen Speck, um ein bißchen „Mahl“. Aber manchmal kam die Alte in die Privatsache und sagte: „Auf Weihnacht“ ein rosa Kleidchen, lieber Gott.“ Die alte Frau hörte es.

Mehr als drei Jahre waren seit jenem Tag, an dem die alte Frau, die Tag hatte die beiden Armen alles gegeben, worum sie an jenem Abend gebetet hatten. Eine wohlhabende Nachbarin machte ihnen am Sonntag ein Geschenk, das die ganze Korb voll Lebensmittel zum Geschenk.

„Der Herr hat es ihr befohlen“, sagte dankbar die Witwe. Und zu Weihnachten erhielt Dorchan ihr rosa Kleid.

Ein verpacktes Barchentkleid, das für einen einzigen Taler zu haben gewesen war. Seitdem waren mehr als drei Jahre verfloßen. Frühling war es jetzt. Das rosa Kleid galt immer noch als ein neues. Nur bei schönstem Wetter durfte es Dorchan am Sonntag zum Kirchgang anziehen, und dann mußte sie es wieder abgeben. Allenfalls durfte sie es noch so lange anhaben, bis sie nach dem Kirchgang im Haus der Fliederlaube die Frau Rendant als Extragebet verrichtet hatte — das am Sonntag zu ihren vornehmsten Pflichten gehörte.

Heute war die Witwe ihrer verheirateten Tochter, die bei ihr auf Besuch weilte, in die Kirche gegangen, und Dorchan mußte die Pflichten der Witwe, eine Entschädigung dafür hatte sie schon kräftig in den Glaschrank hineinreichern dürfen — was sie für ihr Leben gern tat. Im Glaschrank lag ein Schränkchen, das nach dem Kornschnaps des verstorbenen Herrn Rendant, ein Duft, der für das junge Dienstmädchen das Berauschendste war, und ein Duft, den Dorchan liebte.

Die Frau Rendant und ihre Tochter hatten sich noch nicht lange entfernt, und Dorchan stand am Glaschrank und bewunderte die Tassen. Solch ein Schränkchen, das sie dabei an der Tür — und erschreck. Die Tür war aufgesprungen. Die Witwe hatte wohl den Schlüssel abgezogen; aber sie hatte gleich wieder zugeschlossen. Und da das kleine Dienstmädchen, nachdem es sich von der ersten bekommenen Besichtigung erholt hatte, es steckte den kleinen schwarzen Birnenhaken in die Schrank hinein und sog den Duft vom Schnaps des toten Herrn Jielke ein, bis es

Plötzlich dröhnte (dröhnte, kam es ihm

vor) eine gewaltige Stimme hinter ihm in der Stube los. Vorwurflos und pathetisch klang es langsam durch die stille Stube: „Dorchan, du bist nicht auf der Erde, du bist noch zu Jenußucht!“

„... ihren dicken, etwas steifen rechten Zeigefinger warand aufgehoben, stand die Frau Rendant in ihrem bunten Umschlacht auf der Schwelle und dröhnte also. Sie war noch einmal zurückgekehrt, um den Glaschrank zuzuschließen. Wie sie dann wieder ging, sprach sie noch dieses: „Du erasst heute für dich ein Extragebet in der Fliederlaube sprechen. Von wägen deiner Jenußucht.“

Ihr mich wie die Martine tun.“ Die Fliederlaube war übrigens wunderhübsch. Große alte Fliedersträucher legten ihre langen grünen Arme zärtlich in und überreiner zu einem Baldachin über einem bemosten runden Tisch, um den eine bemoste Ruhebank lief. Grad über die Tisch baumelte manchmal eine große rote Seidenschleife aus der Jugendzeit der Frau Rendant. Dorchan hatte die Gewohnheit, diese Schleife zu Ehren schöner Sonntage in die Laube zu hängen.

„Sobald sie im Nachbarhause das Hündchen der Kirche aus war, daß die Nachbarin soeben nach Hause gekommen war, und daß ihre Herrin, die Martine, auch nicht weit sein konnte.“ „Hull...“, auch nicht, katta-puh...“, hörte sie auch bald die Frau Rendant, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kam sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche. Die Martine, die in der Fliederlaube auf der Breit und behäbig kamen sie mit ihrer Tochter, die in kurzem ein Kind erwartete, breit und behäbig kamen die beiden Frauen nach der Kirche.

Leicht ist es, im Zelt aufzuwachen und zu lauschen, wie man mitten in tauger Frühe zwischen dem hellen Vogellärm im Grünen liegt und noch ein wenig in den Zeltspalt träumt, der die Nacht über offen geblieben ist; aber schwer ist es, die Glieder von dem schlechtgepolsterten Lager zu erheben. Deshalb kriegt man von irgendwoher eine Zigarette in den Mund geschoben und eine sanfte Stimme sagt: „Aufstehen, Liebbling, sechs Uhr!“ Daß dann gleich hinterm Gähnen das Abmontieren des Zeltes kommt und man keinen Kaffee kriegt, weil der Spiritus alle ist und keine Faser trockenen Holzes in der Nähe zum Feuer-anmachen: das schafft nicht die Morgenfreude, die die Vögel im Walde allezeit umsonst haben. Gestern haben die beiden Fallboot und Zelt, der Feuchtigkeit wegen, hoch in den Bergwald hinaufgeschleppt, nun muß es natürlich wieder abwärts geschleppt werden. Nasse Strücher schwärzen dem jungen Paar um Gesicht und Arme, die von Schnaken zerstoßen sind: im Boden entsteht bei jedem Schritt eine kleine Wasserkühle um die dünnen Paddlerschuhe, eiskalt: die Kniee indessen sind feuerrot von dem hohen Brennesselgebüsch. Aber es blinkt und blitzt da unten durch die Pappelstämme, und wo Pappeln sind, da ist Wasser — und da ist der Strom, und nun wird alles gut werden. Ihre Körper dampfen wie von Pferden, die schwer zu ziehen haben. Aber endlich liegt der Plünnenkreuzer auf dem Wasser, und die junge Frau nimmt auf dem vorderen Sitz Platz — sie ist überhaupt so ägerlich resolut in der Frühe, denkt Karl, und er reißt sich träge und müde-gelaut in den Gummi, oh alles ist ja Luft und Gummi, mit Woldecken und Wasser untertunter. Dazu kein Kaffee. „Sonst kommen wir vor Abend nicht nach Unterwöbbeln“, hatte Anne gesagt, und bis dahin sind lauter Felsen am Strom, steil wie Festungsmauern, kalte sonnenlose Buchten und kein Landplatz. . . . Dem Manne leuchtet das nicht ein: ihm leuchtet vor allem Unterwöbbeln nicht ein. Unterwöbbeln ist ihm keinen einzigen Paddelschlag wert, weil er es nicht kennt, das Stromdröfchen Unterwöbbeln mit seinen Schieferfelsen über den Fackwerkhäuschen. Zwar meint Anne, es sei „ein wunderbar beseeletes Dorf“ und er ein unbeseeelter Banause; aber ohne Kaffee und sonst was im Magen und mit gesprengten Brennesselbeinen hat kein Mann auf der Welt für Unterwöbbeln was übrig. Nun beginnen die Morgenglocken zu bängern, allgerall.

Eine langgestreckte Insel mit einer Reihe besenstarker Pappeln kommt in Sicht, im Wellenspiegel wird eine Allee tanzender grüner Riesekorkenzieher aus den Bäumen. Die nassen Schiefer-

dächer ferner Häuser haben etwas Nacktes und Wunschlössen in dem Geläute. Als es vorüber ist, singt Anne ein Lied, ganz für sich. Über dem breiten Geräusche ihrer energischen Paddel ver-schwebt, verklingt es: kein Echo hallt von den Felsen wider, denn sie sind mitten im Strom. Der Gesang ist fein wie der Nebelhauch aus ihrem Munde, sie wußte den Mann hinter sich froh machen mit ihrem Gesang. Karl sieht das tiefe, an-gestrengte Atmen ihrer Schulterblätter: das linke Achselband ist etwas über die Schulter gerutscht, auf ihrem braunen Rücken ist da ein weißer Streifen, den die Sonne nicht hat treffen können. Der Mann sollte nun eigentlich denken: die Frau hält zu mir, durch Wind und Wetter, in Zelt und Nacht, immer ist sie heiter und leicht, das vollere Leben ist bei ihr, und ich habe den Strom nicht geboren. Ich transportiere sozusagen überall mein Büro mit mir herum. Sie weiß es und leidet dar-unter, gibt mir ab aus ihrer überschäumenden Kraft, soviel sie vermag. Mir ist das Leben, das wir nun schon seit acht Tagen auf dem Strome führen, nur unbequem, ich mache es mit, weil sie es braucht. Die Morgensonne kam stärker und ließ die Pappel-reihe auf der Insel wie grüne rauschende Riesen-stichflammen aus dem Strome erglänzen. Hoch darüber zog die schwarzbraune Quaimfahne eines rauschenden Schleppers vor dem Boot, die ihre Schatten über den Strom flirren ließ und die Wellen da und dort schiefern färbte. „Karl, feste, den Schlepplzug müssen wir kriegen!“ rief Anne und schaufelte wahre Wasserberge hinter sich, so daß ihr Mann den Druck der kräftigen Arme durch die Rückenlehne spürte. Um die nächste Felsenecke herum erblickten sie auch bald den hohen, mit Stahlseilen gehaltenen Schornstein des winzigen Schleppers, der eine ganze Herde von kohlenbeladenen Last-kähnen hinter sich herzog. An den letzten Kahn hatte sich ein bunter Schwarm von Fallbooten angehängt: lustige Fasnien, lustige Menschen sah man darauf, und das alles ließ eine quielende Schleppe schäumenden Kielwassers im Strom zu-rück. Der Anblick gab auch Karl Mumm in die Knochen, denn hier winkte faules Gezogenwerden, da konnte man die Paddel quer wie Hagens Schwert über die hochgezogenen Kniee legen und mit verschränkten Armen, ohne einen Paddel-schlag zu tun, vor diesem „wundervoll beseele-ten“ Nest Unterwöbbeln ankommen. Aber erst ließ es noch einmal hitzig drauflos paddeln; denn ein Schlepplug ist kein Landnubius, der auf unser Winkelwinke auch mal außerallt seiner Stationen hält. Die Kielwelle, die jetzt den Bug schon ganz be-trächtlich hob, so daß Karl im Hinterrast manch-mal glaubte, er rutsche jede Minute achterm ins

Wasser, machte ihnen doch zu schaffen, und oft war es ihnen, als schaufelten sie sinnlos und ohne vorwärts zu kommen das Wasser hinter sich zu Bergen — jedoch erreichten sie schließlich doch die stützende Ufer. Drin saß am Steuer ein schlanker Blondling, davor, hübsch in die zahl-losen Kissen gebettet, ein dunkelschönes Mäd-chen in buntem Paddlerkostüm. Alles dies machte Karl, und er sah aus wie ein junger Mann in einem Blumenboot durch die Wellen. Anne rief den bei-den zu, sie sollten ein Tau herüberwerfen. Sie er-gehob sich stützend auf die Kniee und schaute auf das gedumpte geschleuderte Seil auf, da ließ Karl dummerweise mit dem Paddeln nach, Anne wurde über Bord und Bug gezogen, wollte das Seil durch den Bugloch ziehen und die Schwere der Boot, war Karl ans Boot zurückschwimmen. Doch man schrie ihr von allen Seiten zu: „Nicht los-lassen, um Gottes willen, die Kielwelle drücken Sie in die Tiefe!“ Tote Liebe ließ sie nicht los, drehte sich wie ein Bohrer durch das Wasser, das ihr im Nu die Schuhe ausriß — der junge Mann drüben zog wie ein echter Matrose das Seil links, rechts, immer näher an seine Brust und dann griffen die beiden Menschen ihre Arme, rissen die Betäubten an Bord — und schon ganz anders. Der Blondling hatte Karl vor Schrecken zu paddeln aufgehort.

Nicht er, sondern Anne war ins Wasser geplumpst, aber er, als Egoist, bedauerte sich am meisten. Man muß ihm zu sich zu beulen, wenn er sich anhängen wollte, jedoch war das Boot zu leicht geworden, drehte sich ein paarmal um sich selbst und hatte dadurch soviel an Schwere ver-loren, daß es sich nicht mehr gegen die Strömung wie ein Hammer gegen die Brust schlug, kläglich und hilflos aus bereits hundert Meter Entfernung zuschauen mußte, wie man die nasse Anne, noch nicht vom Ufer, in die Tiefe irgend was Glitzerndes einfließte, wahrscheinlich Kognak. Meinetwegen Lieberträn, dachte der Ehe-mann.

Was sollte nun werden? Die Leuchten im Boot würden die dumme Anne wohlbehalten und schnell in diesem verfluchten Unterwöbbeln abladen. Sie würde bestimmt schon am Nachmittag dort sein, ohne daß man sie hätte sehen können. Eine schöne Heckenwirtschaft am Ufer sitzen, in-desen er, mit bis an die Badehosen hängender Zunge, kaum vor Mitternacht in Unterwöbbeln an-kommen würde. Schwoll die Schweißperle auf mit der Paddel, der ganze Naturkram kann mir gestohlen bleiben!

Um die nächste Stromecke war jetzt der Last-kahn angelangt. Die Rauchfahne kam nun über den Felsen weg, der aussah wie ein rau-cher Vulkan. Kein Mensch war an diesem Sonntags-tage zu sehen, auch kein Dampfer, kein Schlepper, der ihn hätte mitziehen können, hörte nur das trostlose Geräusch seines Paddels — doch nein, da war noch etwas inmitten der Felsensteile, ein Plätschern und Schnaufen. Jubelnd hob seine Hand, er sah sie aus dem Wasser: „Karl! Karl! Ich bin's! Hier — links im Wasser!“

Richtig, das war Annes Kopf, das waren ihre Schul-tern, die wie ein Quirl krollend und unermüdlich das Wasser durchschäumten. Sie war also aus dem Boot gesprungen, um bei ihm zu sein; denn sie wußte: ihm fehlte ihr starker Arm. Prustend beim Boot angekommen, rief sie: „Laß nur, ich komme schon allein hoch, es genügt, wenn einer naß geworden ist. . .!“

Als sie sich ins Boot gewälzt hatte, umschlang sie ihn lachend: „Liebling, was magst du für Angst um mich ausgestanden haben!“ — Doch er wehrte sie ab: „Ach geh weg, du machst ja das ganze Boot nass, locke dich den Gefäßstiel erst ab!“ — Boot, das, so erstonen vor ihm, ihr Gesicht, ihr Wesen. Zwischen den nassen, angeklebten Schläfenlocken waren ihre Augen jäh dunkel ge-worden wie zwei braune Brunnenfontänen. In dieser Sekunde erford der Strom, der vor ihr lag, doch nie umgekehrt gegangen war, zu Eis. Sie sprach kein Wort, drehte sich nur um, ergriff das Paddel, wie eine letzte Pflicht für diesen Mann, der sie so liebte, und schlug mit dem Paddel, der ihre Zähne schlugen aufeinander vor Fieber, doch ließ sie sich nichts anmerken und kam auch durch stärkeres Paddeln über den kieferharmenden Schöteifrost, wußte Mittag um Abend verging, sie schweigte, dann zog die Nacht alle Farben in ihren schwarzen Himmelsdunst.

Endlich, hinter der letzten Strombiegung, kam das Dorf: es lag wie ein Diadem aus goldenen Fenster-äugen um den toten Samt dunkler Felsen ge-breitet. Da war ein Bootshaus — und wieder schleppete sie das Boot an einen Strand, der un-bekannt war, suchten einen Gasthof, der un-bekannt war.

Einmal, in der Nacht, im tiefsten Schlaf, hörte Karl ein Klirren im Zimmer. Erschreckt stob er empor, sah ihm am Fenster stehen, barfuß. „Was machst du da? Du bist was hast! Du mit der Scheibe gemacht, was fällt dir ein? Zeig her, hast du dich verletzt?“

Nein, „Nur manchmal — weißt du — manchmal muß man Fenster einschmeißen — Fenster ein-schmeißen. . .!“

(Tonl Bild)



„Herr Wirt, ich bin heute nacht von Wanzen gebissen worden!“ — „Jetzt so was! Ja, was wird denn da mit Frau sagen, wann Sie solche Viecherln mitbringen?“

Schwäche, vorz. d. Männer heilbar. 25 jäh. Er-
fahrung, Erfolg überraschend. Aufkl.
Schriftu Probeverschl geg. 24 Pf. Porto. Unver-
bündl. Chemiker Haasbach, Berl 5-Wilmersd. 114, Postfach 2

KLINGEN -20

PERI RASIER CREME - 50 u. 1 -

Für Selbstrasierer
die wichtigsten Dinge:

KLINGEN 7.20
PERI

Der Muschel Ruf

Ein Kriminalroman aus den Wiener Donau-Mauern
Von Friedrich Heinz Dux
 192 Seiten, kartoniert RM 3. —, gebunden RM 4. —

Eine junge Serbin, die Hauptfigur des Romans, von großem Geist und einer starken Liebe zu einem Deutschen bezeugt, lebt mit diesem ein märchenhaft schönes Leben bis zu dem Tag, an dem sie durch Zufall entdeckt, daß ihr Bräutigam ein gemeines ist, der im Weltbetriff ihre Eltern schändlichst erpressen ließ. — Nichts ist nunmehr anstands, sie davon abzuhellen. — die damals geleisteten Schwur und die unerbittlichen Gesetze der Blutrache zu erfüllen. Der Bräutigam muß sterben! Dem Mörderruf der Serbin folgt der von ihr so heißgeliebte Mann und hört denn Schuß nicht mehr, der sein Leben auslöscht. — In der der Verfasser die schwierige Arbeit der Kriminal-Mörder, den sie unter Wilderern vermuten.

Schüsse bei Mondschein

Ein Jagd- und Grenzlandroman
von **Friedrich Heinz Puh**
167 Seiten, kartoniert RM 2,80, in Leinen gebunden RM 3,50

„Schiffe bei Mondstern“ ist ein Grenzland zwischen der fauchendsten Zeit nach dem großen Weltbrand, dessen Schattalen in dem Ozeane zwischen Rhein, Schwarzwald und Bodensee wurzeln. Nicht zu fliehende Schiffe bei Mondstern im Jagdrevier sind es, die Säger und Forstbeamte in ständiger Aufregung halten. Allen menschlichen Mühen wird unternommen, ungeheure Leistungen werden vollbracht. Trotz allem bleibt es eine geheimnisvolle Sache, die schwer auf den Gemütern der heimischtrauen Männer lastet. Eine internationale Verbrecherbande, meisterhaft organisiert und geschult, ist ihr starker Gegner. Der Leser kommt von einer Spannung zum nächsten Anlaß in die frostsichste Zeit nach dem Kriege, wo und deutsche Jungen nach dem Ausland zu verdrängen.

Spartanenstr. 11, Telefon 296 456/296 457

Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch

BETT
UND
COUCH
ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlaf-
raumes und für die Schaffung von reizvoll-gemütlichen Wohnräumen.
Das Werk, das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an
jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit
für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

Ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vorschlägen zu dienen ist sein Zweck. **Preis RM 4.80**

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH. STUTTGART-O. 68

(Joe. Sauer)

Heimkehr

„Döswann mei
Alte selig wis-
sat, daß i jetzt
allaweil an
Hausschlüssl
dabei hob!“



In ganz
Deutschland
wird der
Simplicissimu
gelesen!



Kosmetische Chirurgie Gesicht — Brust — Beine
Berlin Charlottenburg, Fasanenstr. 21
Im Juli, August und September werden die Sprechstunden auch in
Baden-Baden abgehalten.
Illustr. Broschüre „MODERNE KOSMETIK“ Mk. 1.— (Briefmarken)

Empfehlenswerte Gaststätten	
BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Motzstraße 31 Die original süd- deutsche Gaststätte	Kottler zur Linde Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Deutsch-Pole. In Südamerika, wünscht Briefwechsel mit Dame, welche sich befragt fühlt, den Namen ihrer Heimatorten nachschreiben zu unterstützen. Briefe o. „Heimatlos“ 4221
— F. A. Mayer Verlag, München, 8 Jar
KORRESPONDENZ II

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

Von Karl Arnold
Kartiert RM 1.50
Gegen Voreinsendung des Betrages
portofrei.

Simplicissimus - Verlag
München 13
Elisabethstraße 30
Postcheck: München 5800

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zelle 0.20 Reichsmark • Anzeigen-Aannahme E. C. Meyer Verlag München 2 M. Sonnenstrasse 11

Die Wasserhose

(Alfred Kubin)



Auf der „Wies'n“

(E. Thöny)



„Du, der Huaba is g'storb'n.“ — — — „Wos hot eahm denn g'fehlt?“ — — — „G'suffa hot a.“ —
„Respekt!“

Schnecken

Dies ist der Tag der Schnecken:
es hat so warm geregnet.
Vom Freuden sie aus ihren Verstecken,
dehnen sich und strecken
ihre Fühldörner aus, wenn man ihnen begegnet.

Nur darfst du sie nicht erschrecken.
Geh achtsam, wenn möglich auf den Zehen,
leise, ganz leise:
sonst bleiben die Schnecken erschrocken stehen —
und das verzögert die Reise.

Sieh, wie sie die Fühldörner nach allen Seiten
strecken und dehnen,
jeden Graashalm betasten, befehlen,
und dann plötzlich geräuschlos weiter gleiten . . .

Schnecken lärmen nie. Sie wandern stumm,
weil Lärm sie stört.
Lärm finden sie dumm
und können wandernde Gefangsvereine nie begreifen.
Ich habe noch nie eine Schnecke singen gehört
oder auch nur leise pfeifen . . .

Ich möchte eine Schnecke sein:
allein,
nicht mit andern,
geräuschlos über Moos und Gräser gleiten,
mich verkriechen zulassen,
überall zu Hause sein —
und wandern, wandern, wandern!

disgriest von Vegetat

Zwischen Leipzig und Dresden

Den jungen Doktor Lehrs aus Hamburg hat es jetzt als ersten
Assistenzarzt an das Oschatzer Krankenhaus verschlagen.
Kein Grund zur Klage — bewahr! Oschatz ist ein angenehmes
Städtchen, in dem sich's wohl leben läßt. Und wenn es dich nach
Großstadtluft gelüstet, so bist du in einem knappen Stündchen
in Leipzig oder in Dresden, denn Oschatz liegt gerade in der Mitte
zwischen beiden. Soweit ist alles schön und gut. Nur der Dialekt,
den die Leute in dieser Gegend sprechen, macht dem Doktor Lehrs
aus Hamburg manche Schwierigkeiten.
Vorige Woche beispielsweise wird eine gute alte Bauersfrau in
das Krankenhaus eingeliefert, die von einem Pferd mit dem Huf
gegen das Schienbein getreten oder, wie man dort sagt, „ge-
schmissen“ worden ist. Als der Arzt zur Untersuchung an ihr
Schmerzenslager tritt, jammert sie gleich los: „Fimfinsibiz!
Jahre bin ich nu alt geword'n und ich ä einzies Mal grangk gewäen,
un nu bin ich von unsern Fährd geschmissen worden!“
„Aber, liebe Frau“, versetzt der Doktor Lehrs kopfschüttelnd,
„wie können Sie denn auch in Ihrem Alter noch reiten wollen . . .!“

Lieber Simplificissimus!

Der junge Mann, der neulich beim Klavierabend von Elly Ney vor
uns saß, sah doch gleich etwas verdächtig aus. Der Haarschnitt,
die eigenwillig geschlungene schwarze Krawatte . . .
Natürlich, auch einer vom Bau! Als seine Freundin, ein hübsches
Kind, sich zu ihm setzte und er zu reden anfang, kam's heraus: er
war ebenfalls Musiker, und zwar Komponist. Ein ziemlich bedeu-
tender Komponist, wie es schien; denn er dozierte sogar, während
Elly Ney spielte, und seine Freundin hörte sehr ehrfurchtlich zu.
Und als Elly Ney die Appassionata von Beethoven beendet hatte,
sagte der junge Mann vor uns, halb stolz und halb bescheiden:
„Komponieren könnte ich das auch. Aber nicht spielen . . .!“
Ist das nicht ein Jammer? Da haben wir schon mal den ersehnten
neuen Beethoven — und nun kann er's nicht spielen!

Realitäten

(R. Krlsch)



„Siehste, kleene Maus, det habe ick schon in der Wurstbude jefühlt, daß wir uns lieben!“ — „Ja wos?
I hab's erst beim Brathennel g'spannt, daß i di mag.“

Festlicher Oktober

Setzt, o Brüder, den Oktober
wieder einmal auf den Thron.
Frönt ihm, feiner oder grober
— je nach Konstitution.

Wo die Menschen Hopfen zopfen,
wo man Mals auf Darren bährt,
dominiert der gute Tropfen,
der aus diesen zwei'n entsteht.

Fische grillt man dort an Spiegeln,
und das Brathuhn wird geschägt,
das uns, wenn wir es genießen,
rasch in Euphorie versetzt.

Aber auch mit andern Mitteln
wird ein Lustgefühl erzeugt:
wenn den Kopf man, statt zu schütteln,
über neue Weine beugt.

Hierzu dürfte sich empfehlen,
einen Zwiebelfaden, heiß,
mit dem Malle zu vermählen
— falls man dies zu würd'gen weiß.

Allerdings die Konsequenzen
sind mitunter sonderbar.
Und des Anstands garle Grenzen
hängen oft an einem Haar.

Halte! Mäß drum, Brüder, Schwestern,
die ihr euch bacchantisch kügt,
daß ihr morgen nicht ans Gekörn
tief erdönd denken müßt!

Natatesfr

Zur Weinwoche 1936

(Wilhelm Schulz)



Kannst auch beim Bier du fröhlich sein —
Geht's flinker doch beim Weine!
Nicht nur im lauten Freundeskreis,
Auch wenn du bist alleine.

Doch nimmst du die Frau Liebste mit,
Laß heilig sie versprechen,
Daß sie nicht jeden Becher zählt,
Bist ernst du beim Zechen.

Meint sie, nur einer sei dir gut —
Ein zweiter tut dir besser!
Trink', trink' und denk': der Winzer braucht
Auch heuer leere Fässer!

Was würd' sonst aus dem jungen Wein,
Kriegt' er nicht ein Gebinde,
Din gären er und werden kann,
Daß man sein' Freud' dran finde?

Wilhelm Schulz

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTZ G.M.B.H., MÜNCHEN

LUDWIG THOMA ZUM GEDENKEN

RE. GULONATION 32



Mein ganzes und ganziges Leben war und ist ein ständiges Aufeinander
mit einer kleinen Gabelbildung im Mund zu sein, alles
Opfer und Mühe zur Gabe.

Aus einer Handschrift Ludwig Thoma über den Kommunismus

Ludwig Thoma Kämpfe



gegen
unechte Bauern
auf der Bühne und in der Sommerfrische,

gegen
Geschäftlüber,
Wichtigtuer und
Berufsparlamentarier,



gegen
Standesdunkel,
Eitelkeit

und Protzertum

gegen
die politische Mischlei,



gegen
Partikularisten und
Spiesser aller Sorten,

gegen
intellektuelles
Schwerm und
Kaffeahausliteraten,

IM SIMPLICISSIMUS ARBEIT

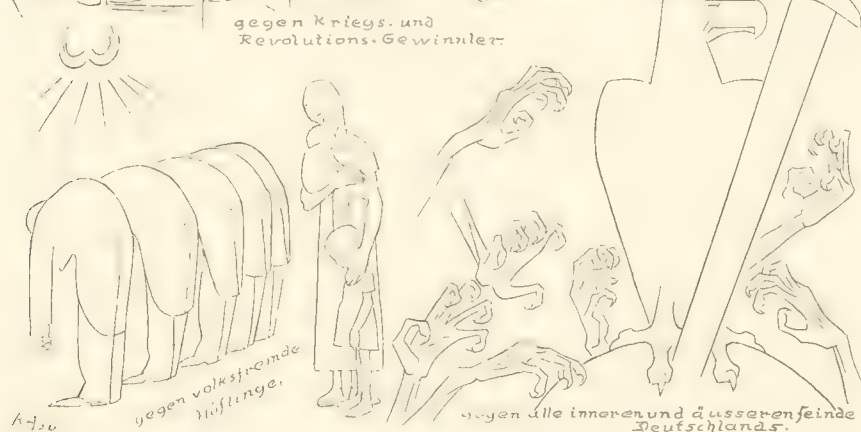


gegen
Lassweller und
Apostel der internen
Zukunftsfantasie

gegen politisierende Seelsorger,
Ankerkettum und Heuchelei,



gegen Kriegs- und
Revolutions-Gewinnler



47/26

gegen volkstümliche
Hilfslinge,

gegen alle inneren und äusseren Feinde
Deutschlands.



„Herr Ministerialrat, sagen Sie mal, sind Sie eigentlich geborener Bayer?“ —
 „Ich bin Unterfränk!“

[Aus Ludwig Thomas „Erster Klasse“]

Der Kanonier

Es sind in unserm Städtchen
 Ja der Soldaten viel;
 Ein jeder will ein Mädchen
 Zum süßen Liebespiel.
 Da sucht sich wohl eine
 Und zwei und drei und vier
 Viel lieber noch, als keine,
 Jube!
 Der lustige Kanonier.

Des Abends in den Gassen
 Spazieren wir einher;
 Wo wir uns sehen lassen,
 Gefälle's den Mädchen sehr.
 Sie denken sich im stillen:
 „Ein bayrischer Soldat,
 Der wär nach meinem Willen,
 Jube!
 Wenn sie noch keinen hat.

Und hat sie einen andern,
 Noch an demselben Tag
 Läßt sie ihn gerne wandern,
 Wohin er gehen mag.
 Denn kein Soldat im Städtchen
 Macht ja so viel Pläster
 Den liebevollen Mädchen,
 Jube!
 Als was ein Kanonier.

Peter Schlemihl (L. Thomas)

Solide Köpfe

Eine altbayerische Vorkriegsgeschichte von Ludwig Thoma



Um Hausflure des Amtsgerichtes hängt an der Wand eine große schwarze Tafel, und auf derselben ist ein Bogen Papier mit roten Oblaten angepappelt. Wir können im Augenblicke nicht lesen, was darauf geschrieben steht; denn so ein Stück fünfzehn Bauernburschen stehen

davor und probieren, ob sie das Hackelwerk nicht herausbuchstabieren können. Der Vitus vom Lenzbauern in Hügling bringt es fertig, und wie er mit dem Stecken Zeile für Zeile nachfährt, tut er uns und seinen Gefährten den Gefallen und liest es mit lauter und sehr vernünftiger Stimme vor:

„Sützung — halt a weng! — des Schäferengerichtes — druckt's net so eine — vom 8. Januari. Vitus Kiezpottner — ahal — und, — und — dös kann i net lesen — Gäh — Gäh ... — Gänossen hooß't — wägen Körperverletzung ... Ausweh Zwickl Dös bin i, und die Gänossen seil's öst! Pab's! auf, Buam, heunt derleib'n wir was, und nix Guets Heunt geht der schlecht Wind!“

„Mir g'fallt's as scho lang nimmer“, sagt der Oberknecht Hansgirling, „altter, daß ich woaß, daß dös Kraglflinger Zeugen macha dörfn. Dö wer'n an abschüßlichs Zeugnis ableg'n.“

„Ja, und die ersten san mer as“, ruft der „Gönosse“ Anderl, „dös is allomal schlecht. Da is der Harr Landrichter no frisch g'lade.“

„Der letzte hat no net g'schoben“, meint jetzt bedächtig dem Hofbauern sein Ältester; „dös woll me segn, ob a' uns was macha können; mir san in einer offnenbarigen Notwehr befunten gewesen; mei Vats kennt do G'schicht von fröhlicher her und hat g'sagt: so lang mir nix bestehen, is überhaup't nit bestanden, und dös Zeugen wer'n ganz oalach verworfe, denen werd nix gläbt und außerdem wer'n überhaup't meinelidig g'macht.“ — Diese rechtlichen Ausführungen des Hofbauern Peterl machten viel Eindruck auf die Umstehenden, sie schreiten tapfer in die Sitzungssaal, umgeben von einer dicht gedrängten Schar getreuer Anhänger.

Die Nachhut bildet ein buntscheckiger Haufe Frauenzimmer; sie schreiten mit zu Boden gesenkten Köpfen hinter den Burschen in den Gerichtssaal und schleichen sich in dem überfüllten Zuschauerraume möglichst weit vor.

Geduldig stehen sie auf ihren Plätzen und schauen verwundert aus ihren Kopfküchen heraus auf die ungewohnte Umgebung.

Ihre Gesichter verraten so eine gruselige Neugierde; aber man sieht jeder an, daß sie viel lieber wieder draußen wärs, recht weit weg von dieser unheimlichen Felerlichkeit und den bärbeligigen Gendarmen.

Sie halten jedoch tapfer aus, und das ist recht, denn Freud' und Leid soll ein liebendes Paar gemeinsam haben; wenn er heute dem gestrigen Herrn Landrichter Red' und Antwort geben muß, so ist es billig, daß sie in seiner Nähe weilt und des Anblicks genießt, wie der Geliebte vorne beim Gerichtstisch steht und verwegene schaut, eingedenk seiner Heldentaten.

Der gemeine Leser weiß wohl bereits, woran er ist, und daß er einer von den vielen Gerichtsverhandlungen beiwohnen kann, die sich allwöchentlich als Nachspiele der sonntäglichen Vergnügungen abwickeln.

Ich will aber nicht von bekannten Mustern Bericht erstatten, was der Vitus, der Anderl, der Peterl und die sämtlichen Hinterasen auf die vielen unangenehmen Fragen geantwortet haben, ich will keine Musterkarte der unzähligen und mannigfaltigen Ausdrücke geben, durch welche ständige Übung und uraltes Herkommen die Sprache bereicherten, und die alle miteinander nur den an sich so einfachen Vorgang des Prügelns und Geprügeltwerdens bezeichnen wollen. Ich verzichte darauf, den wundervollen Bilderreichtum, welchen hierin unsere Sprache besitzt, zu schildern und darzulegen, woher es denn eigentlich kommt, daß meine Landsleute für jeden Teil des menschlichen Körpers ebensowohl eine eigene Art der Verletzung, als eine drastische Bezeichnung hierfür kennen.

Also davon will ich nicht reden, sondern von etwas anderem, was gewiß erwähnenswerter ist, und was von Rechts wegen schon längst in der Naturgeschichte mit Auszeichnung hätte erwähnt werden müssen.

Ich meine die merkwürdige Beschaffenheit der Köpfe unserer Dorfjugend.

Es gibt heute noch viele geschelte Leute, z. B. Professoren, welche glauben, daß Holz oder Eisen widerstandsfähiger, härter ist, als die menschliche Schädeldecke. Das ist nicht richtig. Wenigstens nicht in den gesegneten Gefilden Ober- und Niederbayerns.

Für einen, der hieran zweifeln wollte, ist diese Verhandlung lehrreich; er wird zugeben, daß er hier den stärksten Köpfen unseres Jahrhunderts begegnet ist.

Der Vorsitzende hat soeben den Schöffen erklärt, daß die zu bestrafenden Körperverletzungen mit „gefährlichen Werkzeugen“ verübt wurden, und befiehlt dem Gerichtsdienner, diese Werkzeuge herbeizuschaffen. Jetzt beginnt im Hause eine Poltern und Klirren und Rasseln, das man vernehmen könnte, nebenan würde eine Folterkammer oder ein Eisenladen ausgeräumt. Schwere Schritte erscheinen hochbeackert der Gerichtsdienner, und hinter ihm schleift und zerrt sein Gefährte noch verschiedene Gegenstände, die offenbar einer Ökonomie-Einrichtung angehören und so

DNS meldet:

Der „*Symphonismus*“, die bekannteste satirische Wochenschrift, erscheint ab 1. Oktober im Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Die Künstler Karl Amda, Olf Gultbransson, Erich Schilling, Wilhelm Schulz und Edward Thöny werden wie bisher am Blatte mitarbeiten.

Wir fügen hinzu, daß der „*Symphonismus*“ von jetzt ab in erweiterten Umfang erscheint und zum verlässlichen Preis von 40 Pfennig zu haben ist.

Schreibleitung u. Verlag des „*Symphonismus*“ Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

ziemlich die gesamte „Baumannsfahrnis“ eines mäßig begüterten Häuslers darstellen. Die Dinge werden schön gruppiert vor dem Gerichtstische niedergelegt, und wenn vielleicht jemand im Zuschauerraume der Meinung war, daß eine Verletzung oder so etwas erfolgen werde, so befindet er sich in einem Irrtum.

Dies sind nämlich die „Werkzeuge“, welche unser Vitus, Peterl, Anderl usw. usw. in ihrer offenbaren Notwehr benötigen, um sich nur einigermaßen gegen unvorhergesehene Angriffe zu schützen. Es verlohnt sich wirklich, dieselben näher zu betrachten. Da ist zunächst der Halfteil eines Schubkarrengestells, nebst daran liegen zwei oder drei Wagschellen, ein Hemmschuh mit Sperrkette, und Holzteile, die ersichtlich vor nicht langer Zeit zu den Bestandteilen eines Leiterwagens gehörten. An Stelleinrichtung bemerken wir: einen Meiststuhl, den Stiel einer Mistgabel und vier oder fünf Ketten, die sonst zum Anhängen des Rindviehs dienen; daran reißen sich Schwartlinge, Latten, Peitschenstiele und ein abgebrochener Brunnendengel ... Alle diese Gegenstände tragen die Spuren fleißigen Gebrauchs. Die Eisenstücke haben Beulen und Dullen, was darauf schließen läßt, daß sie mit sehr harten Körpern in Berührung kamen; die Holzteile sind fast alle zerfetzt, an den oberen Enden welche geschlagen und zerquetscht, in Schiefen zerklüftet.

Angesichts dieser Waffen fühlen wir mit wachsender Bewunderung die Anklageschrift verlassen; sie hört sich an wie ein neues Nibelungenlied.

Mit diesen eichenen, buchenen und eisernen Wehren haben die grimmen Hüglinger Helden gestritten gegen die Mannen von Kragling, und Hiebe ausgeübt, daß der weiße Saal des Unterbau erdröhnte von ihrem Schalle.

Und alles um sie herum ging zugrunde, nichts blieb ganz, kein Krug, keine Bank, kein Stuhl; nur die Köpfe hielten es aus.

Denn, lieber Leser, schau nur hin, wie dort die Kraglinger Zeugen aufmarschieren; nach dem Gehörten hast du vielleicht gemerkt, daß die ganze männliche Jugend von Kragling auf des Krankenlager geworfen sei, oder sich nur mehr mit Hilfe von Krückstöcken jämmerlich fortbewegen könne. Nichts von alledem ist richtig. Es ist eine wirkliche Freude, ihnen zuzuhören, mit welcher Gleichgültigkeit sie das Ereignis behandeln. Die meisten von ihnen erzählen, daß sie nur ein gewisses Brummen im Schädel verspürten, versicherten aber treuzierlich, daß sie darauf kein Gewicht legten. Nur zwei oder drei Burschen bestehen darauf, daß sie nach der Affäre beschränkt waren, d. h. arbeitsbeschränkt; denn für das andere wird ja kein Schmerzensgeld bezahlt.

Ihre Wehleidigkeit erregt im Zuhörerraume Entsetzung; es ist nicht recht und wirft ein schiefes Licht auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen, daß sie wegen dem blissigen „Sonntagsgeud“ ein solches Getu haben. Das ist eine Schande für die Gemeinde, und der Bürgermeister von Kragling nimmt sich fest vor, den Burschen ernstlich ins Gewissen zu reden.

Zum Glück sind es bloß ein paar, die sich auf diese Weise blamieren; und so fällt auch die Strafe gegen die Hüglinger Heldenschaft recht gelinde aus — zur großen Zufriedenheit aller Anwesenden.

Die gutmütigen Burschen von Kragling hegen nicht den geringsten Groll; sie trösten sich mit dem Zeugengeld und dem fröhlichen Bewußtsein, daß in den heimatischen Brunnentöpfen gar mancher Haselnußstecken im Wasser liegt, um hart zu werden für den demnächstigen Revanchekrieg.

Und du, freundlicher Leser? Gibst du nicht dem alten Gerichtsdienner Schnecke recht, der beim Wegräumen der Ökonomiegeräte brummt: „Dös hooßt me jetzt ‚gefährliches Werkzeug‘! Derweil is das ganze Gump hin und heren, Schaf' für das schöne Sachl A ganze Hausnechtung und Brautsteuer kunnt me mit der größten Leichtigkeit auf d' gubaisernen Köp' z'sammeschlagen!“ Es geht nix über a guete G'sundheit.

Besuch da droben / Von Walter Foltzick

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Der Reporter hatte durch Vermittlung einflußreicher Persönlichkeiten, hoher geistlicher Würdenträger, der Direktoren großer Dampfschiffahrtsgesellschaften und durch Thomas Cook und dessen eigenen Sohn persönlich eine Spezialerlaubnis zur Besichtigung der Himmelsanlagen erhalten. Von irgendwelchen Besichtigungsgeldern konnte in diesem Falle natürlich gar nicht geredet werden, aber auch die Trinkgelder waren abgeschrieben und in den Fundus der guten Werke eingerechnet worden.

Im Empfangsbüro wurde er von Petrus im himmlischen Dienstgewand begrüßt, und wenn der Reporter nicht die sieben eingestickten Planeten bemerkt hätte, so hätte er den netten alten Herrn für einen ganz gewöhnlichen diensttuenden Engel gehalten, so menschlich und leutselig war er. Sein Pass wurde einige Male gestempelt und er wurde ausdrücklich auf das Verbot der Einfuhr irdischer Devisen in den Himmel aufmerksam gemacht, aber als Zeltungsmann verfügte er sowieso über keine nennenswerten Beträge.

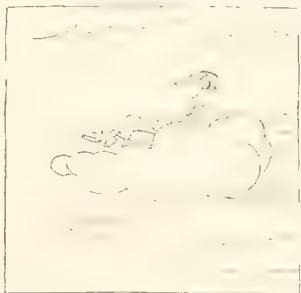
Petrus sagte ihm, er könne sich überall im Himmel frei bewegen, die oberste Himmelsleitung lege Wert darauf, daß die ganze Wahrheit über die ewige Seligkeit drunten bekannt werde, damit endlich einmal sowohl die Märchen, wie die Verkäufungen aufhörten. Man habe hier oben nichts zu verheimlichen.

Dem Reporter wurde eine Sonderwolke zur Verfügung gestellt, die ihn überall hinführen sollte und die den hohen Stand der himmlischen Tech-

nik jedermann vor Augen führte. In Wolken war der Himmel ja schon immer führend gewesen, aber die letzten Jahre hatten dem alten Ruhm neuen hinzugefügt. Schnelligkeit und Fahrsicherheit waren in den ewigen Räumen nicht mehr zu über-treffen.

„Sehr großer Verkehr“, sagte der Reporter zu seinem geflügelten Chauffeur. „Ja wohl“, erwiderte dieser kurz in seiner soldatischen Art, „seit dem Weltkrieg haben wir nicht mehr so hohe Prozentzahlen gehabt. Dem Stoßverkehr aus Spanien, der kürzlich schlagartig einsetzte, konnten wir nur durch Verbreiterung der Straßen und Anlage neuer Bahnen in die Ewigkeit einigmaßen begegnen. Das große Problem ist restlos gelöst worden und Legionen von unbeschäftigten Engeln konnten einer aufbauenden Tätigkeit und dem Ewigkeitsprozeß zugeführt werden.“

Der Verkehr war wirklich ganz enorm und nur eine neuartige Verkehrsordnung konnte seiner Herr werden und brachte jeden Einreisenden auf den ihm gebührenden Platz gemäß der



himmlischen Rangordnung, nach Dienstjahren und Leistung.

Es war klar, daß dem Reporter zuerst ein Glanzstück der Organisation gezeigt wurde; die große Kartotheek, eine Musterleistung von Ordnung und Disziplin. Jede Seele von Anbeginn der Welt war hier auf einer Karte verzeichnet, mit Geburts- und Todesjahr, Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Teufel und Leistungsprämien. Besonders wichtig war auch die Angabe des derzeitigen Aufenthaltes im großen Himmel; denn es geschah sehr häufig, daß irdische Freunde hier oben einander nicht begegnen wollten, andererseits aber gute Feinde einander suchten, um womöglich den alten Streit mit noch geistigeren Waffen weiterführen zu können.

Die Kartotheek war sehr praktisch nach Rassen, Sippen und Gehaltsklassen geordnet, so daß jeder in die Ewigkeit Eingegangene sofort identifiziert werden konnte.

Der Reporter wurde von dem büroleitenden Amtsengel auf das liebenswürdigste abgefertigt. „Ich habe den Wunsch, Herrn Ludwig Thoma, Schriftsteller, zu sprechen.“

„Kann sofort geschehen.“ Der liebenswürdige Engel blätterte in der rosaroten Kartotheek: „Thoma, Thoma Hans, Thoma Ludwig. Das ist er: Deutsch,

bayerische Stammesangehörigkeit, vermutlich Dinarier, schon zu Lobzeiten aufsehenerregender Schriftsteller, nach Übernahme aus dem Leben durchgängig geleitet und von ehemaligen Gegnern zum Freunde erklärt. Stammwolke 4386, starker Raucher, Jagdliebhaber, Dramatiker. Die Anek-



dote, daß er den bayerischen Gruß erfunden habe, beruht auf Irrtum.“

Der Reporter fand das hier zusammengetragene Material ausreichend für 300 Zeilen, glaubte aber noch ein übriges tun zu müssen und wünschte den Meister selbst aufzusuchen.

Der geflügelte Chauffeur trat auf den Gashebel und die schnittige Wolke raste durch den Himmel und bog in eleganter Kurve in die bayerische Sonderabteilung ein. Der dekorative Sinn dieses Stammes hatte sich auch im Jenseits bestätigt und aus allerlei Voluten, Blumengebinden und Zwiebelkuppeln ein regelrechtes bayerisches Barock zusammengemurmelt. Die Engeln schienen hier pusbäckiger zu sein als die schnelldrehenden preußischen Engel, und Nektar wurde vom Fab, natürlich ohne Kohlensäure-Pression, verschenkt.

An Stammtischen saßen Leute und stritten in himmlisch gemilderten Formen darüber, ob man das Recht auf die alte bayerische Briefmarke aufgeben solle und ob man preußischen Lokomotivführern das Recht zugestehen solle, auf bayerischen Lokomotiven zu fahren. Sie schienen noch immer zu keinem Entschluß gekommen zu sein.



An einem Tisch traf der Reporter eine verblichene Regierung Bayerns um den Präsidenten Orterer versammelt. Hier glaubte der Reporter am ehesten Ludwig Thoma anzutreffen. Da kam er aber



schlecht an. „Nein, mein Lieber“, sagte der Orterer, „mit dem Herrn Thoma haben wir nichts zu schaffen, das kann noch vier bis sieben Aeonon dauern, bis wir ihm die Briefe des bayerischen Landtagsabgeordneten verziehen haben. Wir sind nicht nachtraglich, aber Streife muß sein.“

Der Reporter hatte zwar oft unten auf der Erde erzählt, daß er der beste Freund vom „Ludwig“ gewesen und sowohl beim Tarock, wie auf der Pirsch nicht von seiner Seite gewichen sei, aber hier im Lichte der ewigen Wahrheit stellte es sich doch heraus, daß Thoma ihn nur einmal mit einem kräftigen Lieblingschimpfwort belegt habe. Dies hatte den Reporter veranlaßt, seine Intimität mit dem Meister zu rühmen. Im übrigen unterschied er sich hier keineswegs von anderen Zeit- und Volksgenossen, die alle den „Ludwig“ so gut gekannt hatten und deren Mund von Anekdoten über das „Urvierech“ nur so überlief.

So kam es, daß der Reporter versehentlich den Ganghofer Ludwig, der gerade beim nachmittäglichen Zitherspiel saß, für den Thoma Ludwig ansprach, daß er, da im Himmel allgemein nur der Vorname gebraucht wurde, an die verschiedensten Ludwige aus allerhöchsten und niedrigsten Kreisen geriet, aber schließlich konnte es die vortreffliche Organisation nicht verhindern, daß er doch an den Richtigen kam.

Da saß Ludwig Thoma, und aus seiner Pfeife entquollen himmlische Wolken, die auch hier nach Latakia dufteten. Thoma tat nichts, als daß er rauchte und durch den Reporter hindurchblickte

„Großer Meister“, redete ihn der Reporter schlicht an, „würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, für mein Blatt ein paar markante Worte von sich zu



geben, die Ihre dichterischen Spitzenleistungen und Ihren glänzenden Humor wieder einmal bestätigen können?“

Thoma rauchte...

„Gewiß, Herr Thoma, man kann es auch so ausdrücken, aber mir wäre eine scharf umrissene

Fassung bei der Art meiner Leserschaft doch noch lieber.“

Und Thoma sprach: „Schreiben Sie: Der Thoma ist hier oben noch genau so gegen Spießler, Leimsieder, Mucker, humorlose Burschen und Kriecher, wie er es unten war. Das schreiben Sie, aber nichts davon darf gestrichen werden!“

Ludwig Thoma Werke

Gesammelte Werke

Neue durch die Briefe erweiterte Ausgabe in 7 Bänden mit 4355 Seiten Text und dem Bilde des Dichters.

In sieben Leinenbänden RM. 60.—, mit der Hand in Halbleder gebunden RM. 100.—

I. Band: Autobiographisches: Erinnerung an: Krut, die ich fannst, Stadelheimer Tagbuch, Ausgewählte Briefe.

II. Band: Verdichtungen: Heilige Nacht, etwa 200 ausgewählte Gedichte, 35 Noellen und Saiten aus: Agriola; Der heilige Died; Die Witterer; Nachbarsteute; Das Räubchen.

III. Band: 70 Noellen und Saiten aus: Lausbuben- und Tante Frieda, Kleinbuben- und Tante Frieda, Das Quartier, Briefwechsel eines

bavischen Landtagsabgeordneten II, Die Dachstein. IV. Band: Romane und größere Erzählungen I: Dohdoh, Andrea Wä; Der Witterer.

V. Band: Romane und größere Erzählungen II: Altsch; Der Jagertlois; Margret; Der Kupp. VI. Band: Die 13 Bühnenstücke.

VII. Band: Erzählend aus dem Nachlaß: Der Roman „Münchenerinnen“ und mehrere Roman- und Bühnenstücke, 50 ausgewählte Aufsätze.

Neue billige Einzelausgaben

Lausbuben- und Tante Frieda

Aus meiner Jugendzeit. Mit 35 Zeichnungen von Olaf Gulbransson. 35. Auflage. In Leinen RM. 2.80

Tante Frieda
Neue Lausbuben- und Tante Frieda. Illustriert von Olaf Gulbransson. 35. Auflage. In Leinen RM. 3.60

Schönste Geschichten

Auswahlband. 50. Aufl. In Leinen RM. 2.50

Das lustige Geschichtenbüchlein

Band 61 der „Kleinen Bücherei“ gebunden RM. 4.80

Der Witterer

Thomas großartiger Bauernroman. 32. Auflage In Leinen RM. 3.60

Altsch

Eine herrliche Sommergeschichte 80. Auflage In Leinen RM. 3.60

Vollständiges Verzeichnis aller Einzelausgaben kostenlos und unverbindlich.

Eine der 35 köstlichen Zeichnungen von Olaf Gulbransson in der neuen Volksausgabe von Thomas Lausbuben- und Tante Frieda

Verlag Albert Langen / Georg Müller, München

Amtlicher Gewinnplan zur 48. Preußisch-Süddeutschen (274. Preuß.) Klassenlotterie

800000 Lose, 243000 in 5 Klassen verteilte Gewinne
Es werden insgesamt ausgespielt: 97591680 Reichsmark

ERSTE KLASSE ZWEITE KLASSE

Ziehung am 20. und 21. Okt. 1936
Schluß der Erneuerung Montag, 8. Apr. 1937
Ziehung am 16. und 17. Nov. 1936

Gewinne	RM	Gewinne	RM
2 zu 100000	200000	2 zu 100000	200000
2 zu 50000	100000	2 zu 50000	100000
2 zu 25000	50000	2 zu 25000	50000
4 zu 10000	40000	4 zu 10000	40000

Fast jedes zweite Los gewinnt!
Ein Achtellos nur 3 Mark je Klasse!

DRITTE KLASSE VIerte KLASSE

Schluß der Erneuerung Freitag, 1. Dez. 1936
Ziehung am 11. und 12. Dez. 1936
Schluß der Erneuerung Samstag, 2. Jan. 1937
Ziehung am 8. und 9. Januar 1937

Gewinne	RM	Gewinne	RM
2 zu 100000	200000	2 zu 100000	200000
2 zu 50000	100000	2 zu 50000	100000
2 zu 25000	50000	2 zu 25000	50000
4 zu 10000	40000	4 zu 10000	40000
6 zu 5000	30000	6 zu 5000	30000
10 zu 3000	30000	10 zu 3000	30000
20 zu 2000	40000	20 zu 2000	40000
50 zu 1000	50000	50 zu 1000	50000

... schon ein Achtellos kann
100 000 - Mark gewinnen!

Fünfte KLASSE

Schluß der Erneuerung: Dienstag, 2. Febr. 1937
Ziehungstage: 2., 9., 16., 23., 30. Febr., 7., 14., 21., 28. März, 5., 12., 19., 26. April, 3., 10., 17., 24. Mai, 31. Mai, 7., 14., 21. Juni, 28. Juni, 5., 12., 19. Juli, 26. Juli, 2. Aug., 9. Aug., 16. Aug., 23. Aug., 30. Aug., 6. Sept., 13. Sept., 20. Sept., 27. Sept., 4. Okt., 11. Okt., 18. Okt., 25. Okt., 1. Nov., 8. Nov., 15. Nov., 22. Nov., 29. Nov., 6. Dez., 13. Dez., 20. Dez., 27. Dez., 3. Jan., 10. Jan., 17. Jan., 24. Jan., 31. Jan., 7. Febr., 14. Febr., 21. Febr., 28. Febr.

Hauptgewinne

auf ein Doppellos: 2 Millionen RM
auf ein ganzes Los: 1 Million RM

Gewinne	RM	Gewinne	RM
2 zu 1 Million	2000000	2 Millionen	2000000
2 zu 300 000	600 000	2 Millionen	600 000
2 zu 100 000	200 000	2 Millionen	200 000
2 zu 75 000	150 000	2 Millionen	150 000
4 zu 50 000	200 000	2 Millionen	200 000
8 zu 30 000	240 000	2 Millionen	240 000
16 zu 20 000	320 000	2 Millionen	320 000
100 zu 10 000	1 000 000	2 Millionen	1 000 000
200 zu 5 000	1 000 000	2 Millionen	1 000 000
400 zu 3 000	1 200 000	2 Millionen	1 200 000
1000 zu 2 000	2 000 000	2 Millionen	2 000 000
3000 zu 1 000	3 000 000	2 Millionen	3 000 000
20000 zu 500	2 500 000	2 Millionen	2 500 000
20000 zu 300	6 000 000	2 Millionen	6 000 000
233264 zu 150	34 989 600	2 Millionen	34 989 600
263000	55 399 600	2 Millionen	55 399 600

Lospreise für jede Klasse				Lospreise für alle 5 Klassen			
1/5	1/4	1/3	Doppellos	1/5	1/4	1/3	Doppellos
3 RM	6 RM	12 RM	24 RM	48 RM	15 RM	30 RM	60 RM

Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei!

Aus Briefen Ludwig Thomas

An Dr. Owlglaß 28. Dezember 1910

Ich fühle die ehrende Pflicht, noch etwas über R.s. Halderaufsatz zu sagen. Ich kritisierte nicht, aber ich habe den Aufsatz höchst blutleue gefunden, bleichsüchtig, chlorotisch und anämisch. Ich weiß, daß der Mensch jeden Kaktus, den er setzt, noch einmal liebevoll betrachtet, ehbevor er ihn mit Papier oder Waldgras zudeckt. Und so wird auch R. sein Produkt nicht gerne verschmäht sehen und finden, daß alles gut war. Mir würde es leid tun, wenn Du Verdräulichkeit hättest, aber rede Dich ruhig auf mich aus. Ceteris paribus mache ich das auch so...

Hat Dich das Heimweh aus Italien, mich hat's aus Paris getrieben. Wir wollen schimpfen, aber lieben...

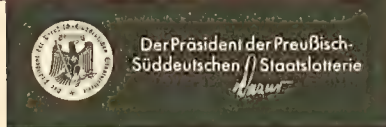
Ich bin innerlich froh, daß ich nicht die Waschzettelkritik finde; denn sie würde mich noch mißtrauischer machen, als der sog. Bucherfolg schon tut. Wenn man sieht, wie gerade die guten Bücher nur langsam ins verährte Publikum dringen, tut man besser, sich zu fragen, ob man denn Kitsch publiziert hat, wenn es zur 3. und 4. Auflage kommt. Im übrigen ersuche ich Regan und Regen und milden Winter einzustellen. Ich will Kälte und Schnee, und Petrus hat Zeit, daß er sich bald wieder bei mir einschmeichelt. Sonst soll das alte Rindvieh das Wettermachen autorisieren...

An Dr. Conrad Heumann Rottach, 2. September 1909

Wir wollen mündlich über Politik reden, und ich will Dein aufmerksamer Hörer und Schüler sein. Denn was meine Person angeht, so ist bei mir nur das Temperament zuzusetzen politisierend. Verstand und Neigung führen mich abseits vom sifemilichen Leben, und recht eigentlich ist mir eine Bauernhütte bemerkenswerter als das Reichstagsgebäude. Ich komme beim Politisieren immer ins Schlimpden; des Positiven ermangle ich, um hochdeutsch zu reden. Tje, lieber Konrad; da war ich jetzt in Innsbruck und habe 30 000 Bauern defilieren gesehen. 30 000 deutsche Bauern, und jeder einzelne war mehr Germane als sämtliche deutschen Oberlehrer zusammen. Es war unendlich schön. Ethnologisch war es ein Wunder, und künstlerisch nichts anderes. Götter, Bajwaren und Alemannen, so deutlich zu unterscheiden wie Anno null nach Christus. In weiser Selbsterkenntnis will ich Dir verraten, daß wir Bajwaren uns vor den Götter verstecken können. Breitschultrig, zum Fettersatz geneigt, allenfalls sagend im Gesicht stehen wir recht plebeisch neben den edeligen Gestalten der Götter, die um Meran herum sitzen und ganz gewiß die schönsten Menschen sind. Bauernknechte vom Samt sehen vornehmer aus wie englische Lords und sind auch vornehmer. Der deutsche Kaiser mit seinem ganzen Stab und allen Brandenburger Grafen und Baronen, die sind bausenlos gegenüber diesen prachtvollen Mannern des Herrn Dietrich von Bern. Mein alter Glaube, daß der Bauer die Rasse hält, hat seine glänzende Bestätigung gefunden, und ich bin drei Stunden lang glücklich und stolz gewesen, als Deutscher zu sehen, wie unser Volk einstmals war, bevor es Bäckerbäuche und Gelehrtenbrillen verschandelt haben. Herrgott, war das schön! Mit eigenen Augen sehen dürfen, was einen Dürer und Riemen-schneider schon entzückt hat, 30 000 kriegerische Germanenbauern; in Gleichereis konservierte Götter. Und da möchte ich nun in Berlin sein und mir von einem wendischen Nabelträger was von Deutschen erzählen lassen. Plul Deibel! Wenn der Kaiser von Österreich seinen Intellekt nicht mit Wehrrauch erstickt hätte, müßte er morgen deutsche Kulturarbeit beginnen. Aber die Herrscher kennen nur Untertanen, keine Landsleute.

Rottach, 4. Februar 1917

Amicissime, ich kann keine Artikel mehr schreiben, und was sonst könnte in der kurzen Zeit fertig werden? Ein Artikel müßte immer Dinge von allgemeinem Interesse behandeln. Ich bin aber stumm geworden. Das ist nicht Bequemlichkeit, vielmehr die Überzeugung, daß ich in vergangenen Tagen über alles und noch einiges leichtfertig und falsch urteilte. Ich mache nicht pater peccavi, aber mir fehlt die Lust am Rechtsbauern und am Klugsein. Wenn es mich juckte, über die Dummheit des Beamtenlums, dessen Bankrott in den heutigen Verpflegungsschwierigkeiten besiegt ist, etwas zu sagen oder gar zu schreiben, dann hatte ich das Gefühl, an abgerissene Fäden anzuknüpfen, und ich konnte nicht mehr. Das unbekümmerte Maulaufreißen aus Schlemmerzeiten kommt mir heute recht klein und jämmerlich vor. Ich bin nicht sentimental oder gar pessimistisch. Mich reut von dem verlorenen Europäertum, das in Fetzen gerissen ist, gar nichts. Aber ich stehe fest, weil ich glaube. Glauben und Kritik vertragen sich nicht. Also, lieber Freund, Artikel fließen nicht mehr aus der Feder. Ich schreibe gerade Erinnerungen. Erzählungen von meiner Familie und Menschen, die ich in meiner Kindheit kennengelernt habe. Nicht zu „Jm!“. Daß du aus meinem 50. keine offizielle Sache gemacht hast, freut mich. Ich habe den fünfzigsten wie seinerzeit den ersten in unseren verschneiten Bergen zugebracht, still und friedlich. Still! als den ersten, an dem ich sehr kräftig geschrien haben soll nach Berichten von Ohrenzeugen, die heute noch im Verlegerhaus in Ammergau leben.



Unser Thema

(Karl Arnold)



An einem Stammtisch im Franziskener sprach man über Ludwig Thoma. Alois Hierlinger beteiligte sich besonders lebhaft an der Debatte. „Ja, da Thoma! Dös war a Mo'l Zwer oft genannt, oba wen! bekannt. Vo' mir an alts Spezl, Gott hab eahm sel! Ob a so vageht d' Zeit.

I woab' so wie heint. Da herinn, akral im Franziskoner, san mir beland g'sess'n, do am Ecktlisch, links an der Schenk'. Dös is anno zwölf g'wen, jawol, Ende August neunzehnhundertundzwölf.

I also hock dort bei der Schenk und denk an nix, da kummt da Thomal Ob a Platz frei waar, fragt er, „Für Herrn Dokte Thoma“, sag i, „jedazet und iheral und sogar am Stammtisch“

Dös sell hot eahm glei' gfreut. No, und so kemma mir zwoo also in an Dischkurs. Ich sag enk, Leutln, a Mo', vom Scheitel bis zur Sohl' Und grad grubl! Tuat sel' Pfeifn raus, ziagt an Tabak aus'n Sacktaschel und setzt si' hi' wiä unseroans — Ja, wos sag I. win-ia ganz an echta Bauer.

Ich sog. „Riacht gut, Eahnera Tabak, Herr Dokta.“

Segt er: „Es ist ein tatekai.“ Da schaun S' her; sog i, und frag eahm, ob sell wohl ein ausländischer Tabak ist. Woraus also da Thoma verzählt, wobei sein Tabak kimmt und warum dieser ein Aroma hat

„a is a lange Unterhaltung g'ween zwischen uns zwona. Kurz und gut, da Thoma b'stellt si' e zwote Halbe Helles und moant: „Heint schmeckt's!“ „Ko, sei“, sag i, „däß grad o'zept is.“ „Ko, sei“, sagt er. Kurz und guat, so sam mir zwona belander g'sess'n, i und da Thoma.“

„Hast nache vüll vo' eahm g'les'n, Hielfinger?“
 „G'les'n, gelesen? Ja, du bist guatl Moanst, du
 Lalli, i brauchat a G'schriebs vo' eahm? Moanst,
 i muas vielleicht a Büächl kaffa, wo i do sozu-
 sagen einen persönlichen Kontakt mit eahm g'habt
 hab? Riendviechl! Koe Buch ersetz, sozusagen,
 die persönliche Aussprache!“ „No ja, dös is halt
 Glückssache, aba unersaats hat je bloß an Hand
 von a Thoma-Buechl einen Einblick!“

Nach diesem literarischen Disput entspann sich ein Streit über den gebratenen Oktoberfestochsen. Ein Teil der Herren fand die Stücke vom Kamm, die anderen Herren fanden Teile von der Wampe schmackhafter. Karl Arnold

Es ist ja wohl schon lange her, daß sich das zuge-
tragen hat. Thoma hatte mich nach Finsterwald
eingeladen und wir waren sehr frohlich. So wurde
es denn spät und später und man mußte wohl
auch mal zu Bett gehn. Die Fenster meines Zim-
mers lagen nach Westen zu, und das schien mir
angenehm zu sein. Meinen besten Schlaf hatte ich
denn in den Morgenstunden und deshalb

schätzte ich nicht, dabei von der Morgensonne beschienen zu werden. Nun, ich schlief grobächtig. Frühmorgens, es mochten eben die Hähne gekrächelt haben, erwachte ich. In meinem Zimmer knallte es lärmend und zudem noch es unappetitlich scharf, wie verbrannt. Ich riß die Augen auf und sah feurige kleine Klümpchen im Zimmer herumspringen. Das häupte ja wohl wie glühende Teufelchen um mich herum. Na, mir wurde sengerisch und ich hüpte auch herum im Nachthemd und des knallende Zeug fuhr mir an die Beine und das brannte abscheulich. Tja, ein Feuerwerk im Zimmer! Ist keine Kleinigkeit und ich hatte zudem Angst, das Bett ginge gleich in Flammen auf und ich wollte Wasser holen. Ich riß die Türe auf und prellte an Ludwig Thoma. Er war fix und fertig angeekelt und lachte wie toll.

Was ist das? fragte ich.

„Das sind Frösche!“ sagte er.

„Schöne Frösche“, sagte ich, „aber sie sind mir zu heiß!“

Dennoch war es ein schöner Morgen; denn wir gingen nachher auf die Jagd. Wilhelm Schulz.



(Wilhelm Schulz)

Dieser Globus ist zugleich ein Schmuck des Heims.
An Stelle der

An Stelle der veralteten Gipsfigur tritt der Columbus-Globus.

Bitte benutzen
Sie den
Bestellschein

Wieder eine neue
Auflage

Ein herrliches
Geschenk für die
ganze Familie

MODELL 1936
Mit niedrigem Fuß
Mit poliertem Meridian
Mit Kompaß
Mit Buchbeigabe
Mit Lupe
Mit Anleitung
Umfang 108 cm
Preis RM. 38.—

DREI - KEGEL - VERLAG

G. m. b. H., Abt. Versandbuchhandlung, Berlin-Lichterfelde
Dahlemer Straße 77. Postfach 1001. BERLIN 14

DIE WELT in der WOHNSTUBE

Der schönste Zimmerschmuck! Fast jeden Morgen

Wie Ihre Zeltung und ihnen dadurch in Ihre fräuliche Wohnstube die große Welt. Würger-
kriege in Spanien, Japan in Mandchukuo. Der König von Italien wird Kaiser von Abes-
sinien. Deutschland fordert Kolonien. Rußland als bolschewistischer Machtkrafter.
Englands Stellung als Kolonialmacht. England — wissen Sie, was dieses Weltreich
bedeutet? Kennen Sie die Ausdehnung seines riesigen Gebietes? — In diese Wohnstube
gehört der Columbus-Globus, er ist die Welt im Kleinen. Er zeigt Ihnen das Antlitz der
Erde, ihre Kontinente und Ozeane. Die Kolonien tragen die Farben der Mutterländer,
so daß die Machtverhältnisse der Gegenwart im Globus zu sehen sind. Die Weltkarte
zeigt Ihnen die Welt im Großen. Sie ist die Welt im Kleinen. Sie ist die Welt im Großen.

Was Sie auch immer lesen mögen, immer finden Sie Dinge, die eine schnelle Orientierung auf dem Globus wünschenswert machen. Im Kino erleben Sie Afrika, Asien und die Südsee, mit dem Radio umspannen Sie in Sekunden den Erdball, und durch den Bildschirm werden Sie bald nicht mehr bloß die Welt hören, sondern auch sehen. Unter solchen Umständen kann jeder mit Recht sagen: Die Welt ist mein Feld. Diese Welt aber führt

Günstiges Angebot für die Leser des „Simplicissimus“

revidiert und ergänzt wurde, mit Buchbeigabe, Anleitung zum Gebrauch. Kompaß und Lupe zum Preis von 36,- RM

● **ohne Preiserhöhung** gegen Monats-

Columbus-Erdglobus mit Buchbeigabe

Beschreibung: Das neue Modell des Columbus-Erdglobes zeigt die letzten Grenzveränderungen sowie Forschungsergebnisse. Die Ausstattung ist weiter verbessert. Der Meridian ist besonders stabilisiert u. hochfein poliert. Der Fuß, Mahagoni poliert, niedrig, für den Schreibtisch zeigt eine moderne Form, in den Fuß ist ein mit Facetten versehener Kompaß eingelassen. Die bekannte Kugel wird mit einem besonderen, wasserhellen, spiegelblanken Hartlack überzogen und ist abwaschbar.

Das Erdbild wird in über 22 verschiedenen Farbabstufungen wiedergegeben. In Rand- und Flächenkolorit, die Erdformationen, das Gebirge ist trotz des politisch-wirtschaftl. Kartenbildes durch Schraffenterrain zur Darstellung gebracht worden. Der Globus zeigt auch den politischen und geographischen Verhältnissen die wichtigsten Daten der Rohstoffwirtschaft der Erde. Er ist durch besondere Zeichner und Farben die verschiedenen geol. Kohle, Eisen und Erdöl.

Erde und Mensch von Dr. Jos. Paterson. 300 Seiten, reich illustriert, hübsch

gebunden mit Schutzumschlag.
Wir geben stichwortartig die Themen, die von Dr. Jes. Petersen in seinem Buch behandelt werden:
Wie ist die Erde entstanden? - Ein Stern unter Sternen - Wie entsteht das Gehirn, d

strophe Lebewesen - Der Mensch ein Tier - Menschenaffe und Affenmensch - Die Besiedlung des Planeten - Die Beherrschung des Planeten - Wie sind die Rassen zu erklären? Die Entstehung der Nationen - Die Aufteilung der Erde unter die Menschen - Sklaverei und

Bestellschein

Unser Zeichen: bestellb. d. Drei-Kegel-
Verlag GmbH., Berlin-Lichterfeld
Dahlemer Str. 77, unt. Bezugnahme

Exl. Columbus-Erdglobus nach 18
1/2 1/2 30.-Verkehrs- u. wirtschafts-
geogr. Atlas. Nebst Karte v. Europa.

„Mensch.“ Mit Kumpau, Lupa
Anfang jeder hat gegen Wahn
rang v. & 190. Der letzte Betra

zunehmender Erfüllungsort für beide Teile Berlin-Lichterfelde. Eigent.

(Dress: 112)

(aus dem Besitz von Klem Pauli)

Musst a's fleißig ofchaug'n,
Kunnt da leicht was net taug'n,
Kunnt di leicht was schiniern —
Drum mußt ma s'Diandl, ja s'Diandl probiern.

Ja a jo muas ma lebn!
An jed'n Deckel aufhebn,
A jede Schüssel neigspecht,
Ja wann ma's allabeit allabeit möcht.

(Die literarischen Beiträge wurden, soweit sie nicht Erstveröffentlichungen sind, den bei Albert Langen-Georg Müller, München, erschienenen Werken Thomas entnommen)

Für Selbststrasierer
die wichtigsten
Dinge

PERI Rasier
Creme
50 u. 1.-

**Rasier
Klinge
-20**

es glänzt die Haut sehr schön
Nacht und verliert das Gewebe.

Eine gesunde Haut ist auch der beste Schutz gegen Erkältung, daher besonders im Herbst steht Körperpflege mit Tadeln.

Senden Sie kostenlos ein Probebüschchen

 **Korsetts, auch für Herren,**
Mäße nach Maß, seidene Damen-
wäsche, Japaner-Brusthalter m. künst-
licher Büste zur A. außerord. aus-
gezeichnet. Preis 1. 1/2 Mark.

Briefmarken. Die 1000 G. billigsten Europa Marken, sauber nach Katalog geordnet, in den 10er und 20er Bänden, in der Auswahl franco geg. franko (Ref. od. Bezug angeben) Er. Felder, Stuttgart-Weilmördorf 2.

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung

47. Jahrgang / Herausgeber: Hofrat Dr. Alexander Koch

Die INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,50 / Einzelheft RM. 2,50 postfrei

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 77

Vertrauen

Armband-Uhr
für Herren oder Damen
Auf Stemen laufend
Moderne Formen
Gehäus aus echt Silber
oder Chrom od. stark
vergoldet mit 5 Jahre
Gar. für Vergold. Ich
sende Ihnen dieselbe
für nur RM 15,-
zuz. Teilsendung in
3 Monatsraten
Kein Geld im voraus
senden! Nichtgefall-
ten Rücknahme, also
kein Risiko für Sie.
Versandkosten zahlung
eds. (Chrom-Uhr nur
RM 12,- - p. Nachn.)
M. Teichmann 14
Lübeck
Königsstraße 21

Harnsäure

Gelinde abführend u. wasserstreibend
entfernen **Apotheker Reichs**
Darmlaxative aus dem Körper
die überflüssige Darmsäure (Ursache
des Verdauungsstörungen, Haut-
ausschlägen, Augenentzündungen,
Verdauungsstörungen, Ver- u. Gefäß-
krankheiten [Mittell[er]ose], Ge-
senk- und Muskelschmerzen, Gicht,
Reuma, Pöbaga, Nierenleiden).
Schachtel ausreichend für 10 Tage
M. 1.50, Ganze nur M. 1.-
Nur in Apotheken Vorhanden. Sie
kostenlos Prospekt vom Hersteller
schicken. **Apoteke München**

Jugend und Kraft

kehrten zurück durch Satylin-Tabletten.
 Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung, sex. Neurasthenie werden beseitigt. Zu haben in den Apotheken. Ausk. kostenfrei durch Aht.-Ges. Hormone.

DÜSSELDORF — GRAFENBERG 110




Carotale
menschliche Macht.
Carotale erfolgreich
Lebenskraft der geistlich
menschlich Macht Carotale
Leblich Lebenskraft
Personale Einfluß, an
Jahre Menschen, Lärre,
Wohlbstand, Gel-
stimmung, geheim
Lebenskraft, Glück, 1. der
Liebe die Kunst ist
hypnotisieren 1. Geistes.
H.M., 1000.
Verlag K. E. Klinger
Abt. N2, Dresden A. 21
Neudammstraße 7

Hunde aller Rassen, in den Abers, Ks
salng 00 Pf. la Ref. Vera, n.
Landern. R. A. RISS, Giers 3

Schreibkrampf
Zittern
Angstgefühl
kuratort. Hugo Wolf

Lest die
Münchner
Illustrierte
Presse

Potential-Tabletten für Männer

Verkl. Wiedergabe einer Buchachse aus:
Auffittiegn, obigtalin
Gstanzin und Gasseelreime
Gesammelt von Max Haager,
handschrieben und gezeichnet von
E. Dombrowski. Zueifarbig. Kartonierte
RM. 1,-, in Leinen RM. 1.50.
In jeder Buchhandlung zu haben

Bücher.

Geschichte, Reisebeschreibungen, Wissenschaft, Kunst, Nachschlage Werke, Klassiker, gute Komane aus Restbeständen zu 1/2 bis 1/3 der früheren Preise. Glanz, Gelegenheit für jeden Bucherfreund. Liste unser bindlich durch:

Heinr. Vierbücher
 Berlin NW 47
 Rosenknecht 281

Kosmetische Chirurgie Gesicht, Brust, Beine
 Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 21
 Im Juli, August und September werden die Spre-
 chstunden auch in beiden Sprachen abgehalten.
 J. Jüster, a. d. "MODERNE KOSMETIK" Nr. 1, Briefmark.

Trauringe
J. C. & M. Trauringe
J. Nehls Hambg 36 12

GRATIS
erhalten Sie unsere Preisliste
für hygienische Artikel Haushalten,
Gemein- Industrie
Wohlfahrt und Weber & Co.
Berlin W 30/37

GRATIS
Freieste Sie zu senden:
Bum.-Industrie „Medicus“
Berlin, ZMHR, Alte Lehnstraße

H Graue Haare

bewirkt Chines. Haar-
 mittel, schwarz,
 gelb u. Jankelbraun,
 kleine Farbt. KM. 1.80
 Gegen Haarausfall,
 schuppige Haarfress-
 eumark - Pomade
 M. 0.60, 1 u. 1.80
 Gende Mittel seit Jahr-
 hundert von glanzendbew.
 Sultpold - Drogerie
 (Lager, Sankt-Peter-Str. 10)

unde aller Rasse
alog 60 P.
Landern, b
Schreibkrampf

Zitronen
abgefaßt. Broschüre
ausg. **Hugo Wolff**
Berlin-Zehlendorf 20

Potential-Tablette
beuern Ihr Jugendkraft,
erwaschen Sie Männer-
erzeuger 100 Takt geg.
ank. Dr. G. Rik & Co.

Lest die

**Ünchner
ustrierte
Presse**

für Männer
orzügl. Mittelgeg-
che usw., Verkaufs-
schon von M. 4,50
Düsseldorf 33

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Kiem-Pauli Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarreleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. Jedem der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volksseele hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen" schreibt die Zeitschrift: "Der bayerische Sammler". Zweite Auflage. Kartoniert RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München.

Willst Du Weinbrand
edler Rasse wählen

MACHOLL SONDER- KLASSE

(E. T. Boy)



Ich, der Eduard Thibny, werd' oft gefragt, so ganz befallig natürlich, wie sich denn das verhalten hat mit dem Ludwig Thome und ob er so oder so gewesen ist. Und da frag' ich Sie, was soll man da sagen, und wo soll man da anfangen, denn selbstredend ist er so oder so gewesen. Ein bisschen neugierig sind die Leute halt, na ja, wer ist das nicht, ich bin's heute noch, nimmer gar soviel wie früher, als ich mit dem Ludwig Thome ... sagen wir mal durch die Gegend geredelt bin. Radeln war damals große Mode, ja, so, und schön war's. Neulich erst fragte mich doch so ein ganz hartnäckiger Mensch, wie das denn eigentlich wäre mit meinen Erlebnissen mit Thome. An zwei Westenknopfen hat er mich gehalten und da hab' ich wohl oder unbeichten müssen: „Wissen Sie, hab' ich zu ihm gesagt, „wissen tu ich noch eine Menge, aber diese Erinnerungen eignen sich nicht zur Veröffentlichung, an die kann man sich eben nur für sich erinnern!“. Also

versteh, versteh", sagte der Hartnäckige, aber meine Westenknöpfe hat er doch ausgelassen, „Sie sind also diskret?“ „Absolut!“, hab' ich ihm

An einem schönen
schweren Abend,
lang vor dem
Krieg, stand ich
mit dem „Ludwig“
und meinen ande-
ren Simplikamera-
den vor dem Wil-
telsbacher Brun-
nen. Ich hatte ein
Rad dabei und der
Ludwig wollte, daß
ich auf dem Brun-
nenrand radfahren
sollte. Ich wollte
nicht. Dann sagte
er: „Vor 10 Jahren hättest du es getan.“ Also
ich kam merkwürdigerweise auf das Rad raus und
fuhr weiter. Der Ludwig wußte aber genau, daß
ich am anderen Ende nicht weiter konnte. Ich
mußte entweder ins Wasser oder hinunter auf
den Asphalt fallen. Ich liebte mein Rad und wühlte
das Wasser. Als ich drinnen herumschwamm,
brüllten meine Kameraden so entsetztlich, daß ein
Schandi auftauchte. Ich kam grad noch heraus
und verschwand mit einem neuen Streifen hinter
mir den Lenkblechplatz hinunter. So wie ich
aussah, konnten wir höchstens in die Luitpolder
Schwemme gehen. Die war voller Droschken-
kutscher. Wie sie mich sahen, sagten sie: „Ja,
regnt's denn so arg draußen?“ Und zählten alle
um hinauszukommen und Geschäfte zu machen.

gesagt, und da ist der Ausfrager gegangen. Und seit der Zeit bin ich diskret geblieben, was den Ludwig Thoma anbelangt. Eduard Thöny



(Olaf Gulbransson)

Daßraus was es aber sternenklar.
 „So kannst du nicht heimgehen“, sagte der Ludwig,
 „wir gehen in die Bar“.
 Auf den hohen Barstühlen ging es uns ganz gut
 mit vielem Whisky und Soda. Bloß kem jede
 Viertelstunde eine Putzfrau und putzte unter mir
 auf GegenMorgen war ich so
 weit trocken,
 daß ich heim
 gehen konnte
 Bloß die Strümpf
 und Silelef wa-
 ren naß. „Unter
 ubi Vorbehalt“
 O Gulbransson



Vor allem abends
brauchen Deine Zähne **Chlorodont**

Gallensteine Hagen-Lohr **Rxy-Tea** Wiesbaden-Malmheim M 2-
Gießen Dr. Gernot Hahnemann, Kunststoffe & Holzwaren Tel. 9-2, 9-3, 9-4, 9-5, 9-6, 9-7, 9-8, 9-9, 9-10, 9-11, 9-12, 9-13, 9-14, 9-15, 9-16, 9-17, 9-18, 9-19, 9-20, 9-21, 9-22, 9-23, 9-24, 9-25, 9-26, 9-27, 9-28, 9-29, 9-30, 9-31, 9-32, 9-33, 9-34, 9-35, 9-36, 9-37, 9-38, 9-39, 9-40, 9-41, 9-42, 9-43, 9-44, 9-45, 9-46, 9-47, 9-48, 9-49, 9-50, 9-51, 9-52, 9-53, 9-54, 9-55, 9-56, 9-57, 9-58, 9-59, 9-60, 9-61, 9-62, 9-63, 9-64, 9-65, 9-66, 9-67, 9-68, 9-69, 9-70, 9-71, 9-72, 9-73, 9-74, 9-75, 9-76, 9-77, 9-78, 9-79, 9-80, 9-81, 9-82, 9-83, 9-84, 9-85, 9-86, 9-87, 9-88, 9-89, 9-90, 9-91, 9-92, 9-93, 9-94, 9-95, 9-96, 9-97, 9-98, 9-99, 9-100, 9-101, 9-102, 9-103, 9-104, 9-105, 9-106, 9-107, 9-108, 9-109, 9-110, 9-111, 9-112, 9-113, 9-114, 9-115, 9-116, 9-117, 9-118, 9-119, 9-120, 9-121, 9-122, 9-123, 9-124, 9-125, 9-126, 9-127, 9-128, 9-129, 9-130, 9-131, 9-132, 9-133, 9-134, 9-135, 9-136, 9-137, 9-138, 9-139, 9-140, 9-141, 9-142, 9-143, 9-144, 9-145, 9-146, 9-147, 9-148, 9-149, 9-150, 9-151, 9-152, 9-153, 9-154, 9-155, 9-156, 9-157, 9-158, 9-159, 9-160, 9-161, 9-162, 9-163, 9-164, 9-165, 9-166, 9-167, 9-168, 9-169, 9-170, 9-171, 9-172, 9-173, 9-174, 9-175, 9-176, 9-177, 9-178, 9-179, 9-180, 9-181, 9-182, 9-183, 9-184, 9-185, 9-186, 9-187, 9-188, 9-189, 9-190, 9-191, 9-192, 9-193, 9-194, 9-195, 9-196, 9-197, 9-198, 9-199, 9-200, 9-201, 9-202, 9-203, 9-204, 9-205, 9-206, 9-207, 9-208, 9-209, 9-210, 9-211, 9-212, 9-213, 9-214, 9-215, 9-216, 9-217, 9-218, 9-219, 9-220, 9-221, 9-222, 9-223, 9-224, 9-225, 9-226, 9-227, 9-228, 9-229, 9-230, 9-231, 9-232, 9-233, 9-234, 9-235, 9-236, 9-237, 9-238, 9-239, 9-240, 9-241, 9-242, 9-243, 9-244, 9-245, 9-246, 9-247, 9-248, 9-249, 9-250, 9-251, 9-252, 9-253, 9-254, 9-255, 9-256, 9-257, 9-258, 9-259, 9-260, 9-261, 9-262, 9-263, 9-264, 9-265, 9-266, 9-267, 9-268, 9-269, 9-270, 9-271, 9-272, 9-273, 9-274, 9-275, 9-276, 9-277, 9-278, 9-279, 9-280, 9-281, 9-282, 9-283, 9-284, 9-285, 9-286, 9-287, 9-288, 9-289, 9-290, 9-291, 9-292, 9-293, 9-294, 9-295, 9-296, 9-297, 9-298, 9-299, 9-300, 9-301, 9-302, 9-303, 9-304, 9-305, 9-306, 9-307, 9-308, 9-309, 9-310, 9-311, 9-312, 9-313, 9-314, 9-315, 9-316, 9-317, 9-318, 9-319, 9-320, 9-321, 9-322, 9-323, 9-324, 9-325, 9-326, 9-327, 9-328, 9-329, 9-330, 9-331, 9-332, 9-333, 9-334, 9-335, 9-336, 9-337, 9-338, 9-339, 9-340, 9-341, 9-342, 9-343, 9-344, 9-345, 9-346, 9-347, 9-348, 9-349, 9-350, 9-351, 9-352, 9-353, 9-354, 9-355, 9-356, 9-357, 9-358, 9-359, 9-360, 9-361, 9-362, 9-363, 9-364, 9-365, 9-366, 9-367, 9-368, 9-369, 9-370, 9-371, 9-372, 9-373, 9-374, 9-375, 9-376, 9-377, 9-378, 9-379, 9-380, 9-381, 9-382, 9-383, 9-384, 9-385, 9-386, 9-387, 9-388, 9-389, 9-390, 9-391, 9-392, 9-393, 9-394, 9-395, 9-396, 9-397, 9-398, 9-399, 9-400, 9-401, 9-402, 9-403, 9-404, 9-405, 9-406, 9-407, 9-408, 9-409, 9-410, 9-411, 9-412, 9-413, 9-414, 9-415, 9-416, 9-417, 9-418, 9-419, 9-420, 9-421, 9-422, 9-423, 9-424, 9-425, 9-426, 9-427, 9-428, 9-429, 9-430, 9-431, 9-432, 9-433, 9-434, 9-435, 9-436, 9-437, 9-438, 9-439, 9-440, 9-441, 9-442, 9-443, 9-444, 9-445, 9-446, 9-447, 9-448, 9-449, 9-450, 9-451, 9-452, 9-453, 9-454, 9-455, 9-456, 9-457, 9-458, 9-459, 9-460, 9-461, 9-462, 9-463, 9-464, 9-465, 9-466, 9-467, 9-468, 9-469, 9-470, 9-471, 9-472, 9-473, 9-474, 9-475, 9-476, 9-477, 9-478, 9-479, 9-480, 9-481, 9-482, 9-483, 9-484, 9-485, 9-486, 9-487, 9-488, 9-489, 9-490, 9-491, 9-492, 9-493, 9-494, 9-495, 9-496, 9-497, 9-498, 9-499, 9-500, 9-501, 9-502, 9-503, 9-504, 9-505, 9-506, 9-507, 9-508, 9-509, 9-510, 9-511, 9-512, 9-513, 9-514, 9-515, 9-516, 9-517, 9-518, 9-519, 9-520, 9-521, 9-522, 9-523, 9-524, 9-525, 9-526, 9-527, 9-528, 9-529, 9-530, 9-531, 9-532, 9-533, 9-534, 9-535, 9-536, 9-537, 9-538, 9-539, 9-540, 9-541, 9-542, 9-543, 9-544, 9-545, 9-546, 9-547, 9-548, 9-549, 9-550, 9-551, 9-552, 9-553, 9-554, 9-555, 9-556, 9-557, 9-558, 9-559, 9-560, 9-561, 9-562, 9-563, 9-564, 9-565, 9-566, 9-567, 9-568, 9-569, 9-570, 9-571, 9-572, 9-573, 9-574, 9-575, 9-576, 9-577, 9-578, 9-579, 9-580, 9-581, 9-582, 9-583, 9-584, 9-585, 9-586, 9-587, 9-588, 9-589, 9-590, 9-591, 9-592, 9-593,

2 Pf. kostet jede Marke, welche Sie ohne Einschränkung aus
meinen Einheits-Auswahlern erheben können. Probeheft
von Stollensdorf & Herbst Marburg, Hamb. 36 313

Möbel

ROSIPALHAUS
MÜNCHEN

Rosenstraße 3 · Rindermarkt 17
Telefon 84-1001

MASSKORSETTS
auch f. Herren, auch Leder-Hosen-
korsetts zur Figurverschönerung.
Kunstl. Frauenbüste DRGM. Ja-
nenwäsche usw. Preisl. geg. Porto.
Vollst. Katalog gratis! Anschaff. 10,-
Mk. 100,- Mk. 200,- Mk. 300,- Mk. 400,-
Mk. 500,- Mk. 600,- Mk. 700,- Mk. 800,-
Mk. 900,- Mk. 1000,- Mk. 1100,- Mk. 1200,-
Mk. 1300,- Mk. 1400,- Mk. 1500,- Mk. 1600,-
Mk. 1700,- Mk. 1800,- Mk. 1900,- Mk. 2000,-
Mk. 2100,- Mk. 2200,- Mk. 2300,- Mk. 2400,-
Mk. 2500,- Mk. 2600,- Mk. 2700,- Mk. 2800,-
Mk. 2900,- Mk. 3000,- Mk. 3100,- Mk. 3200,-
Mk. 3300,- Mk. 3400,- Mk. 3500,- Mk. 3600,-
Mk. 3700,- Mk. 3800,- Mk. 3900,- Mk. 4000,-
Mk. 4100,- Mk. 4200,- Mk. 4300,- Mk. 4400,-
Mk. 4500,- Mk. 4600,- Mk. 4700,- Mk. 4800,-
Mk. 4900,- Mk. 5000,- Mk. 5100,- Mk. 5200,-
Mk. 5300,- Mk. 5400,- Mk. 5500,- Mk. 5600,-
Mk. 5700,- Mk. 5800,- Mk. 5900,- Mk. 6000,-
Mk. 6100,- Mk. 6200,- Mk. 6300,- Mk. 6400,-
Mk. 6500,- Mk. 6600,- Mk. 6700,- Mk. 6800,-
Mk. 6900,- Mk. 7000,- Mk. 7100,- Mk. 7200,-
Mk. 7300,- Mk. 7400,- Mk. 7500,- Mk. 7600,-
Mk. 7700,- Mk. 7800,- Mk. 7900,- Mk. 8000,-
Mk. 8100,- Mk. 8200,- Mk. 8300,- Mk. 8400,-
Mk. 8500,- Mk. 8600,- Mk. 8700,- Mk. 8800,-
Mk. 8900,- Mk. 9000,- Mk. 9100,- Mk. 9200,-
Mk. 9300,- Mk. 9400,- Mk. 9500,- Mk. 9600,-
Mk. 9700,- Mk. 9800,- Mk. 9900,- Mk. 10000,-
Mk. 10100,- Mk. 10200,- Mk. 10300,- Mk. 10400,-
Mk. 10500,- Mk. 10600,- Mk. 10700,- Mk. 10800,-
Mk. 10900,- Mk. 11000,- Mk. 11100,- Mk. 11200,-
Mk. 11300,- Mk. 11400,- Mk. 11500,- Mk. 11600,-
Mk. 11700,- Mk. 11800,- Mk. 11900,- Mk. 12000,-
Mk. 12100,- Mk. 12200,- Mk. 12300,- Mk. 12400,-
Mk. 12500,- Mk. 12600,- Mk. 12700,- Mk. 12800,-
Mk. 12900,- Mk. 13000,- Mk. 13100,- Mk. 13200,-
Mk. 13300,- Mk. 13400,- Mk. 13500,- Mk. 13600,-
Mk. 13700,- Mk. 13800,- Mk. 13900,- Mk. 14000,-
Mk. 14100,- Mk. 14200,- Mk. 14300,- Mk. 14400,-
Mk. 14500,- Mk. 14600,- Mk. 14700,- Mk. 14800,-
Mk. 14900,- Mk. 15000,- Mk. 15100,- Mk. 15200,-
Mk. 15300,- Mk. 15400,- Mk. 15500,- Mk. 15600,-
Mk. 15700,- Mk. 15800,- Mk. 15900,- Mk. 16000,-
Mk. 16100,- Mk. 16200,- Mk. 16300,- Mk. 16400,-
Mk. 16500,- Mk. 16600,- Mk. 16700,- Mk. 16800,-
Mk. 16900,- Mk. 17000,- Mk. 17100,- Mk. 17200,-
Mk. 17300,- Mk. 17400,- Mk. 17500,- Mk. 17600,-
Mk. 17700,- Mk. 17800,- Mk. 17900,- Mk. 18000,-
Mk. 18100,- Mk. 18200,- Mk. 18300,- Mk. 18400,-
Mk. 18500,- Mk. 18600,- Mk. 18700,- Mk. 18800,-
Mk. 18900,- Mk. 19000,- Mk. 19100,- Mk. 19200,-
Mk. 19300,- Mk. 19400,- Mk. 19500,- Mk. 19600,-
Mk. 19700,- Mk. 19800,- Mk. 19900,- Mk. 20000,-
Mk. 20100,- Mk. 20200,- Mk. 20300,- Mk. 20400,-
Mk. 20500,- Mk. 20600,- Mk. 20700,- Mk. 20800,-
Mk. 20900,- Mk. 21000,- Mk. 21100,- Mk. 21200,-
Mk. 21300,- Mk. 21400,- Mk. 21500,- Mk. 21600,-
Mk. 21700,- Mk. 21800,- Mk. 21900,- Mk. 22000,-
Mk. 22100,- Mk. 22200,- Mk. 22300,- Mk. 22400,-
Mk. 22500,- Mk. 22600,- Mk. 22700,- Mk. 22800,-
Mk. 22900,- Mk. 23000,- Mk. 23100,- Mk. 23200,-
Mk. 23300,- Mk. 23400,- Mk. 23500,- Mk. 23600,-
Mk. 23700,- Mk. 23800,- Mk. 23900,- Mk. 24000,-
Mk. 24100,- Mk. 24200,- Mk. 24300,- Mk. 24400,-
Mk. 24500,- Mk. 24600,- Mk. 24700,- Mk. 24800,-
Mk. 24900,- Mk. 25000,- Mk. 25100,- Mk. 25200,-
Mk. 25300,- Mk. 25400,- Mk. 25500,- Mk. 25600,-
Mk. 25700,- Mk. 25800,- Mk. 25900,- Mk. 26000,-
Mk. 26100,- Mk. 26200,- Mk. 26300,- Mk. 26400,-
Mk. 26500,- Mk. 26600,- Mk. 26700,- Mk. 26800,-
Mk. 26900,- Mk. 27000,- Mk. 27100,- Mk. 27200,-
Mk. 27300,- Mk. 27400,- Mk. 27500,- Mk. 27600,-
Mk. 27700,- Mk. 27800,- Mk. 27900,- Mk. 28000,-
Mk. 28100,- Mk. 28200,- Mk. 28300,- Mk. 28400,-
Mk. 28500,- Mk. 28600,- Mk. 28700,- Mk. 28800,-
Mk. 28900,- Mk. 29000,- Mk. 29100,- Mk. 29200,-
Mk. 29300,- Mk. 29400,- Mk. 29500,- Mk. 29600,-
Mk. 29700,- Mk. 29800,- Mk. 29900,- Mk. 30000,-
Mk. 30100,- Mk. 30200,- Mk. 30300,- Mk. 30400,-
Mk. 30500,- Mk. 30600,- Mk. 30700,- Mk. 30800,-
Mk. 30900,- Mk. 31000,- Mk. 31100,- Mk. 31200,-
Mk. 31300,- Mk. 31400,- Mk. 31500,- Mk. 31600,-
Mk. 31700,- Mk. 31800,- Mk. 31900,- Mk. 32000,-
Mk. 32100,- Mk. 32200,- Mk. 32300,- Mk. 32400,-
Mk. 32500,- Mk. 32600,- Mk. 32700,- Mk. 32800,-
Mk. 32900,- Mk. 33000,- Mk. 33100,- Mk. 33200,-
Mk. 33300,- Mk. 33400,- Mk. 33500,- Mk. 33600,-
Mk. 33700,- Mk. 33800,- Mk. 33900,- Mk. 34000,-
Mk. 34100,- Mk. 34200,- Mk. 34300,- Mk. 34400,-
Mk. 34500,- Mk. 34600,- Mk. 34700,- Mk. 34800,-
Mk. 34900,- Mk. 35000,- Mk. 35100,- Mk. 35200,-
Mk. 35300,- Mk. 35400,- Mk. 35500,- Mk. 35600,-
Mk. 35700,- Mk. 35800,- Mk. 35900,- Mk. 36000,-
Mk. 36100,- Mk. 36200,- Mk. 36300,- Mk. 36400,-
Mk. 36500,- Mk. 36600,- Mk. 36700,- Mk. 36800,-
Mk. 36900,- Mk. 37000,- Mk. 37100,- Mk. 37200,-
Mk. 37300,- Mk. 37400,- Mk. 37500,- Mk. 37600,-
Mk. 37700,- Mk. 37800,- Mk. 37900,- Mk. 38000,-
Mk. 38100,- Mk. 38200,- Mk. 38300,- Mk. 38400,-
Mk. 38500,- Mk. 38600,- Mk. 38700,- Mk. 38800,-
Mk. 38900,- Mk. 39000,- Mk. 39100,- Mk. 39200,-
Mk. 39300,- Mk. 39400,- Mk. 39500,- Mk. 39600,-
Mk. 39700,- Mk. 39800,- Mk. 39900,- Mk. 40000,-
Mk. 40100,- Mk. 40200,- Mk. 40300,- Mk. 40400,-
Mk. 40500,- Mk. 40600,- Mk. 40700,- Mk. 40800,-
Mk. 40900,- Mk. 41000,- Mk. 41100,- Mk. 41200,-

[illegible][illegible]

Bauernmoral

Eine Betrachtung von Ludwig Thome (aus dem Jahre 1908)

Sie wird gepriesen, wenn man großstädtische Lasterhaftigkeit hervorheben will. Die sonderbaren Schwärmer, die nicht einmal sich selber kennen, schildern uns dann ländliche Tugenden ungefähr so, wie sie ihr armseliger Katechismus fordert. Gewiß glauben die Leute daran; wenn man Vorbilder sucht, findet man sie immer, und man dichtet ihnen unwillkürlich alle Güte an, was man in recht summarischer Weise an den Getadelten vermißt. Auf diese Art erfindet man die sogenannten Idealzustände.

Nicht nur den Dichtern ist es gegeben, über die Wirklichkeiten hinweg ein Traumland zu finden; diese Gabe ist allen Menschen verliehen. Zumeist den beschränkten Propheten, welche die Natur verbessern wollen.

Ich komme darauf zu reden, weil vor einigen Wochen ein Münchner Geschichtskontrollleur gegen künstliche Freiheit das reine und unschuldige Empfinden der Bauernweiber anrief. Ein guter Spaß, der diesem Bedauernswerten aber bitterer Ernst war.

Er lebt selbst auf dem Lande und weiß nicht, daß um ihn herum alle Dinge beim rechten Namen genannt und alle Dinge in der rechten Weise getan werden.

Nicht in der Überfälligkeit, die bei ihr Kokeretterie, bei ihm seufzendes Werben herausgeblüht hat, sondern recht und schlecht animalisch. In seiner Sprache geredet: er glaubt an Strenge bei einem Volke, das alle gedruckten Forderungen hinter die natürlichen stellt, und dem dieser Begriff von Moral fremd ist.

Um mich nicht wuchtigen Vorwürfen auszusetzen, will ich deutlich sagen, daß ich unsern Bauern keineswegs Sittlichkeit abspreche.

Sie folgen einem wirklichen Sittengesetze, aber sie haben so wenig Empfindung für Askese wie für konventionelle Lüge.

Ich berufe mich auf das Zeugnis aller Landärzte, Lehrer und Priester, wenn ich behaupte, daß die Jugend auf dem Lande früher vom Baume der Erkenntnis ist als die städtische. Und zwar die Jugend beiderlei Geschlechters.

Die ungeschlagene Verkehr und frühe Selbständigkeit bringen das mit sich.

Ein Bursche mit sechzehn Jahren, der als Haussohn oder Knecht arbeitet, ist mit wenigen Ausnahmen von lästiger Obhut befreit.

Der Dienstherr hütet sich wohl, ihm beschwerlich zu fallen, wenn er mit seinen Leistungen zufrieden ist. Im täglichen Zusammensein mit den Mägden gibt sich dann alles andere.

Hat einer Neigung oder Anlage nach Joseph, dann setzt er sich dem Spotte der Altersgenossen und nicht zuletzt dem Gelächter der Damenwelt aus. Sein unnatürliches Benehmen wird ihn verdächtig machen; das Gerücht spricht ihm Fähigkeiten ab, die man haben muß.

Ich erinnere an eine lustige Geschichte, die vor einigen Jahren am Münchner Schwurgericht verhandelt wurde.

Ein junger Bauernbursche war durch Enthaltsamkeit den Mädchen seines Dorfes mißfällig geworden. Sie redeten ihm Mängel nach, die sie nebenher auch neugierig machten.

Eines Tages ging der Bursche allein über Land und fiel drei derben Mägden in die Hände. Sie warfen ihn ohne viel Federlesens auf den Boden und stellten eine Untersuchung an.

Der Leimieder erstattete Anzeige, und so mußten sich die resoluten Dinger wegen Notzuchtversuches vor Gericht verantworten.

Der Bürgermeister und andere Zeugen setzten die Sache ins richtige Licht und erklärten sie als berechtigten Spaß, und die drei Sünderinnen wurden freigesprochen.

Ich möchte diesen Fall dem Herrn Baron Freyberg ins Gedächtnis rufen, weil der Gute öffentlich erklärt hat, daß er seine Familie nicht im südlichen München ansiedeln möchte.

Denn an dem Vorfall ist das einzig Sonderbare die Erstattung der Anzeige; sonst entspricht er in allen Einzelheiten der Landesüblichkeit.

Womit ich nicht gesagt haben will, daß immer drei Mägde einem Burschen so handgreiflich ihr berechtigtes Interesse zeigen; aber wenn einer schon den Leppen spielt, dann sind Verdacht und Gewalt am Platze. Der schöne Zug im bäuerlichen Charakter ist hier Gerechtigkeit. Die Leute wissen aus eigener Erfahrung und aus zoologischen Beobachtungen, daß auch die Weiblichkeit Ansprüche macht, und sie gestehen ihr das Recht auf Erfüllung zu.

Sie unterscheiden sich darin sehr vorteilhaft von unehrlichen Kulturträgern, die den Ehrbegriff in eine männliche und eine weibliche Hälfte spalten und dort erlauben, was sie hier verdammen.

Der Bauer denkt sehr richtig, daß in ein und derselben Sache die zwei Beteiligten nicht verschieden beurteilt werden dürfen, und er ist nicht so grausam, gerade dem schwächeren Teil größere Strenge zu zeigen. Und er urteilt nicht so kompliziert, um zwischen heimlicher und offenkundiger Sünde zu differenzieren; der schöne Begriff des Skandals ist ihm fremd.

Wenn schon einmal jeder Bub sein Mädel haben muß, dann sind auch die Folgen nicht schimpflich. Diese natürliche Denkart hat unsere Bauern vor der schmutzigen Verurteilung lediger Mütter bewahrt, und recht hochstehende Damen und Herren und recht viele berufliche Gottesdiener könnten sich ein Beispiel daran nehmen. Der Bauer schätzt Kindersegen vielleicht aus herzlich nüchternen Erwägungen; immerhin hat er ein schönes Wort für die unehelichen Sprossen gefunden. Er heißt sie „Kinder der Liebe“, und in angewandter Wertschätzung der Rasseacht traut er ihnen gute körperliche Eigenschaften zu. Wenn man die Eitel und die Gänse der sogenannten besten Gesellschaft ein lediges Kind als „unselige Frucht verbotener Leidenschaft“ bezeichnen hört, versteht man den hohen Vorzug bäuerlicher Ehrlichkeit.

Auf dem Lande also bringt es einem Mädchen weder Schimpf noch Schaden, wenn es Mutter wird. Ja, man kann sogar das Gegenteil als Regel gelten lassen.

Der Bauer hat eine natürliche Abneigung gegen kinderlose Ehen, und er sieht ein richtiges Mädel mit günstigen Augen an, das seine normale Beschaffenheit durch ein lediges Kind aufweisen kann.

Beim Heiraten sind nur praktische Gesichtspunkte ausschlaggebend; Neigungen kommen nicht zum Wort.

Doch ist die Geldfrage nicht allein bestimmend; man wünscht sich vor allem eine gute Hauserin; eine fleißige, sparsame Person. Nach diesen Eigenschaften sieht man sich um; keinem Manne wird es einfallen, ein passendes Mädel zu verschmähen, weil es nicht mehr unschuldig ist.

Natürlich will auch der Bauer Grenzen haben. Aber darin zeigt er wiederum sein natürliches

(Oia! Gultbrennso)



Empfinden, daß er sie dem Alter und der Ehemöglichkeit zieht.

Er verschließt sich nicht der Einsicht, daß die Unmöglichkeit, einen Hausstand zu gründen, die Begierden nicht erstickt, und gesteht der Jugend Freiheit zu, die man ihr nicht mit Erfolg wehren kann.

Aber er verlangt, daß der heiratsfähige Mensch „geseht“ wird, wie er das nennt.

Es gibt verschwindend wenig Junggesellen unter den Bauern; Heiraten geht Hand in Hand mit Übernahme des Anwesens.

Aber auch wer ledig bleibt, darf über die jungen Jahre hinaus nicht Dummheiten machen. Das mindert ihm das Ansehen.

Auf eheliche Treue hält der Bauer. Nicht aus religiöser Scheu vor dem Bruche seines Gelobnisses, sondern aus einer starken sittlichen Auffassung häuslicher Würde.

Und da wäre ich bei der wirklichen bäuerlichen Moral, die ich verehere.

Sie ist schon darum wertvoll, weil sie etwas Einheitsliches, von allen Phrasen Befreies und aus der Notwendigkeit Herausgewachsenes ist. Lauter Eigenschaften, die unseren Moralbegriffen fehlen.

Sittlichkeit und Ehe sind uns abgestufte Begriffe: Regeln, von so vielen Ausnahmen durchlöcher, daß wir sie mit Redensarten mühsam erhalten.

Nie einheitlich; denn nie ist dem einen recht, was dem andern billig ist; nie festgewurzelt; denn sie wechseln wie Moden.

Ja, die gleichen Geschehnisse können uns in der gleichen Zeit mannigfaltig erscheinen, wenn sie nicht in die Öffentlichkeit dringen, und entgehend, wenn sie der gesetzlichen Strafe verfallen.

Da unsere Gesellschaft aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist, macht das erklärlich; aber die Phrasen, mit denen wir uns Einheitslichkeit vorbushen wollen, sind darum nicht weniger lächerlich.

Auch darin, wie in so manchem anderen, ist uns der Bauer weit überlegen.

Seine Sittlichkeit, seine Auffassung von Pflichten und Rechten und von Ehre gehen aus einem hervor und führen auf eines zurück: auf die Arbeit. Sie bildet ihm Inhalt des Lebens, und an ihr mißt er den Wert aller Dinge und Menschen.

Gewiß liegt Härte darin, gewiß scheidet vieles aus, was das Leben veredelt, aber niemand hat das Recht, darüber verächtlich zu urteilen; denn es liegt Größe in dieser unbedingten Hingabe an die Arbeit. Ich will hier nicht im einzelnen zeigen, wie sie alle Empfindungen leitet, wie sie die Abschätzung aller Geschehnisse, wie sie Eltern- und Kindesliebe und alle Beziehungen der Menschen zueinander bestimmt, wie alle Würde in ihr ruht, und wie sie das Rechtsgefühl lenkt.

Aber eines habe ich noch hervor: wie diese wertvolle Moral stark genug ist, um selbst das Sterben leicht zu machen, und wie sie also eine Kraft besitzt, die keiner Religion innewohnt.

Der Bauer schätzt das Glück eines bescheidenen Alters nicht.

Wenn man zu nichts mehr nützt ist, soll man sterben.

Ich weiß nichts so Ruhendes und nichts so Großes wie die Ruhe, mit der diese Menschen sterben.

Männer wie Weiber.

Sie fügen sich dem Naturgesetze als etwas Selbstverständlichem, ohne Wehleidigkeit.

Wenn die Hände ruhen müssen, ist es Zeit, zu gehen.

Ich selbst habe oft gehört, daß alte Leute ihre Unfähigkeit beklagen und den Tod herbeiwünschten. In vernünftigen gestützten Worten, nicht mit der Ekstase, die uns andere etwas sagen läßt, was wir nicht denken.

Mit nüchterner Überlegung, die sich auf das Kleinste erstreckt, ordnet der Bauernmensch die letzten Dinge; das soll ihn auch nach dem Tode noch als richtigen Wirtschaftler zeigen und als einen Menschen, der seine Arbeit getan hat.

Je mehr ich sie verstand, um so mehr habe ich die Bauernmoral bewundert.

Die reichen Verwandten

[Wilhelm Schütz]



„Jent moerst no, i stahg an de Schell n
Vom Ummasteb ham ma jent gnuu,
De wer i ge aussa rebelt'n.
Ge Jollas, mach amal jua!

Ja, grüß di Gode, Jollas! Komm
Und laß me no g'schwind amal net:
Du kennst mi ganz gnuß an da Stimme,
Mir femma vo' Makereb rei.

Mir san heut icho lang auf da Noaf,
Und juach ma Losche überall'n,
Und wa'r i j'lent gar nir mehr moosf.
En bist ma halt du no ri'gfall'n"

„So moosf du? Da brauch's i net mehr.
Jent gebt's icho auf jehni berreits
Du kamsf du ganz oofach doher
I woosf net amal, wer's es feld's"

Da Joseph, Mir san do pawandt
Und de Dei is a Noif vo mir.
„Ve dem is mir gar nir bekant.
Jent gebt's amal weg vo da Tür!"

„Geb, Jollas, bul a da's seg' . . .
„Mir jupf d' mal I kenn di net, bi.
„Scho beraitmeg'n, weil i net mag
Wo's d' her bist da gebst wieda bi!"

Jent kimmt no a Weibets datus,
De tuat icho abfchreit und schreit:
„I Ruab möch' ma hamn, infer Ruab!
Was san da denn dös no tür Reut!"

„I Vetta! I so waar'n i' ma reht!
Ja, felle Verwandte pob's dui.
Wo rebt was brauchst und möcht,
Und rebt was o'breda tuu!"

Sie hamn jent de fressa juag'schlag n
Und überin und schampf't no brin.
Da Joseph moosf gar nir zum fag'n.
Es is cohm ganz wunderli y' Ginn.

[Aus Ludwig Thomas „Heilige Nacht"]



(Olef Gulbransson)

Rückblick

Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht was,
Ich bin so traurig heute.
Reicht mir noch mal das volle Glas,
Zum Abschied noch ihr Leute!
Mir ist so wi . . . wa . . . wehmühsoll
So schwummelig, so bummig,
Weil ich von dir jetzt scheiden soll,
O Publikum!

Ich Gott, wenn ich so recht betracht',
Wie ich das Jahr verbrungen,
Und was für Verje ich gemacht,
Was ich für'n Feig gefunden,
Dann wird mir si . . . ja . . . sengerich,
Ich fühl' mich nicht gesund,
Ihr habt mich alle wohl am Strich,
Mich trummen Hund?

Die Flasche her! Der Pfosten knallt —
Wenn Sie 'nen Schleim auch hätten,
Die Blume steigt, Herr Staatsanwalt!
Proß! Übers Kreuz! Gestallten!
Was freichen Sie den Schnurrbart?
Ihr blaues Auge tollt?
Ich weiß, daß Sie nach Ihrer Art
Mich mal genollt . . .

Den zweiten Schluck — wenn bring' ich ihn?
Ich will mein Glas erheben:
Was wir nur lieben in Berlin
Ein vivat hoch! soll leben!
Ich brülle wie ein Wäber brüllt:
hurra! hurra! hurra!
Und noch einmal das Glas gefüllt!
Hurra! hurra!

Dort hinten ligt ein dicker Spieß
Der Kerl kann mich nicht schmecken,
Er will nicht wegen das und dies
Die Hand entgegenstrecken.
Kommt her, du frommes Herdenvieh!
Hab ich dich auch verurzt,
Du wirst von jetzt aus Sympathie
Von mir gebüzt. —

Und jetzt zum Schluck mit eurer Gnuß!
Ich schmeiß das Glas in Scherben:
Der wir gebiet, die freie Kunst,
Niemals soll sie verderben!
Sie soll uns bleiben frisch und eht!
Mir haben ihr vertraut,
Denn auch so mancher fade Knecht
Sie nicht verdaut.

Peter Schiemlin (L. Thoma)

Der Einser / Von Ludwig Thoma

Es klopfte, und der königliche Amtsrichter Josef Amesreiter rief: „Herein!“ Dann erschien unter der Türe Frau Realitätenbesitzerwitwe Karoline Zwenger. Eine hübsche, junge Frau mit angenehmen Rundungen, da, wo sie am Platze sind. Sie führte an der Hand ein kleines Mädchen von sieben Jahren, welches verschämt zu Boden blickte. Auch Frau Zwenger war in einiger Verlegenheit, wie das vielen Leuten geschieht, wenn sie mit Behörden in Berührung kommen. Und dann schielte der Herr Amesreiter so merkwürdig über seine Brillengläser hinaus und schaute sie ganz sonderbar an. Vielleicht meinte Frau Zwenger . . .? Aber das war ausgeschlossen.

Denn Amesreiter war ein sogenannter glänzender Jurist, hatte das Staatsexamen mit 1 gemeicht und war sohin zeugungsunfähig. Nein, an so etwas dachte er nicht. Er schaute überhaupt immer so, und Frau Zwenger brauchte nicht rot zu werden. „Also, was wollen Sie?“ Die junge Frau wollte, nicht wahr, dieses Kind also, ihr Mann nämlich war gestorben, und weil sie selber keine Kinder hatten, dieses Kind also zu sich nehmen. Gut, oder vielmehr nicht gut. Was heißt zu sich nehmen? Was sollen diese unklaren Worte in einem klaren Rechtsschloß? Frau Karoline Zwenger wollte vermittelt der

adoptio oder Wahlkindschaft, und zwar vermittelt der adoptio in specie minus plena, wozu sie nach erstem Teil, fünfter Kapitel, Paragraph elf bereits in der Geltungszeit des Codex Maximilianus Bavaricus als Weibsperson berechtigt war, an Kindes Statt annehmen die miterschienene Franziska Furterer.

Ist es nicht so?

Und wenn es so ist, Frau Zwenger, warum sagen Sie dann zu ich nehmen? Warum sind Sie nicht imstande, Ihrem auf Perfektion eines Rechtsgeschäfts gerichteten Willen deutlichen Ausdruck zu verleihen?

Die rundliche Frau weiß es nicht, aber sie weiß, daß dieser lange Mensch mit den vorquellenden Augen, der sie mit seiner Gelehrsamkeit anspricht, ein königlicher Richter ist, eine Respektsperson. Und darum wagt sie es nicht, sich darüber innerlich klar zu werden, daß er trotz Stellung und Gelehrsamkeit ein recht saumdrum Kerl ist. Ein Viech mit zwei Haken, wie der Realitätenbesitzer Nepomuk Zwenger — Gott hab' ihn selig — immer zu sagen pflegte.

Nein, sie wagte es nicht; sie beantwortete, eine Stunde lang, die blödesten Fragen, welche der Examenreiter Josef Amesreiter an sie stellte, und wenn ihr manches sonderbar erschien, dann dachte sie bescheiden, daß ihr schlichter Verstand nicht hinreichte, die geheime Weisheit zu sehen. Endlich war die adoptio minus plena fertig. Da sagte Frau Zwenger zu dem kleinen Mädchen:

„So, jetzt bedank dich auch recht schön beim Herrn Amtsrichter, und mach ein Kompliment und gib ihm dein Blumenbukett!“ Fannelet knickte, wie man es in der Schule bei den Englischen Früklein lernt, und streckte ihr Sträußchen dem gastreichen Herrn hin.

Es waren zwei Rosen und drei gesprenkelte Nelken.

Eine solche Tathandlung war dem Josef Amesreiter noch niemals begegnet, und er geriet in einige Verlegenheit.

Jedoch bevor er sich besann und den Fall richtig prüfte, hatte er die Blumen in der Hand und war Frau Zwenger mit der Adoptin verschwunden. Er ging einige Male auf und ab und überlegte. Diese Sache war nicht einfach.

Es lag eine Schenkung vor, unentgeltlich, eine donatio inter vivos, und überdies konnte sie der Belohnung halber geschehen sein. Dies aber war unverträglich mit dem richterlichen Amte. Wie gesagt, Amesreiter überdachte mit juristischer Schärfe dieses Geschehnis und fand nach eilrigem Suchen den richtigen Ausweg.

Er befahl dem Schreiber, das Protokoll noch einmal vorzunehmen und diktierte:

„Nachtrag — haben Sie?“ „Nachtrag.“ „Ersiens: Nach Abschluß des obigen Protokolls übergebe das Wahlkind auf Betreiben der Wahlmutter dem unterfertigten Richter fünf Blumen — fünf Blumen.“

Hatten Sie, was sind das für Blumen?“ „Zwei Rosen“, sagte der Schreiber, „und dös andere aus Nagerin, Nöiken!“

„So? So — also schreiben Sie: fünf Blumen, Komma, welche diesgerichtlich als zwei Rosen und drei Nelken bezeichnet wurden.“

Zweitens: Der unterfertigte Richter nehme die obengenannten Blumen an in der Erwägung, daß die Annahmeverweigerung das natürliche Gefühl der Dankbarkeit in dem Wahlkinde zu ersticken geeignet war.

Drittens: Fünf Blumen mit Akt an den Herrn Gerichtsvorstand mit dem Ersuchen um geneigte Rücküberlegung, ob gegen die Annahme Bedenken bestehen.“

So, das war geschehen. Und der Schreiber wickelte um die Rosen und die gesprenkelten Nelken einen blauweißen Faden und legte sie zwischen die Aktendeckel, wo sie baldigst ersticken, wie alles frische Leben, das in Aktendeckel gelangt.

Josef Amesreiter aber fühlte sich in gehobener Stimmung. Er hatte gehandelt, wie man es von einem Einser erwarten dürfte. „Von einem Viech mit zwei Haken“, wie der selbige Herr Zwenger zu sagen pflegte.



Es brummt an alte Kuab:
„Oes Kalma, loofst ma zua,
Oes habs ja nix erfahren
Wia d'Zei'n früahra warn,
Drum redts so g'schidit.
Dös war an oafachs Lebn:
Mir hamn halt Milli gebn
Koa Menfch hats weida g'macht
Und hat an Aufhebn g'macht
Zu meiner Zeit.

*

Und wann i Milli sag —
Net so wia heuntzutag

Dös is a Milli gwen,
So fönnts heut foani sehgn,
Dös war a Rahm!
Dös war foa fellas Gfrett,
Der war no gelb und fett,
Net so a blaue Brüah!
Ja, felle Milli'rüah
De sechts heut kam.

*

Und dass i's richti sag,
Mir warn a guta Schlag,
San do bescheid'n blicbn
Und hamn foan Zöchmut triebn

Wia's ds oan treibts.
Oes moants, dös bleibt a so,
Nia is um Tede froh?
Oes wist's ja alle z'weng,
Oes werds as scho no jehng,
Dals übr'i bleibts."

*

An alta Ochs danebn,
Der fo si nimmer hebn
Er sagt: „Jett härt i's gnuu,
Du waarfst de felle Kuab,
De brav gwen is?
Da werds ma anderst z'Muat,

Di woast i fei no guat
Und hab herent und drent
Koa größers Luaba kennt,
Dös sell is gewis!"

*

Es is wia überalln:
De Allen derfa prah n
Vor junge Leut.
Da geh's Kimmst aber wer,
Ders kennt von früahra her,
Nia is scho g'frit.

Ludwig Thoma

(aus dem Besitz von Klem Pauli)

Magdalena

(Erich Schilling)



MARIANN: „Gösi du über dös nachdenke, was jetzt sei
werd? Dasi d' nimma in d' Stade nei derfst,
dös muasst d' do selber wiß'n?“

GENI: „Halt auf a paar Jahr net.“

MARIANN: „Deiner Lebtag nimma, Madi; dös muas aus
sei, und du derfst koan Gedank'n mehr an dös

hamm. Es handelt si um dös, dasi du g' sund werst!
Dasi d' wieder sauber werst! Wie mir de Borschaft
von deiner Straf' kriagt hamm, bin i krank wor'n,
und siehst scho, wie'r i doo bin.“

GENI: „Geh, na sagst d', du schimpfst net! I waar net hoam
femma, wenn i net müasf'n bärr . . .“

(Aus Ludwig Thomas „Magdalena“)

SIMPLICISSIMUS

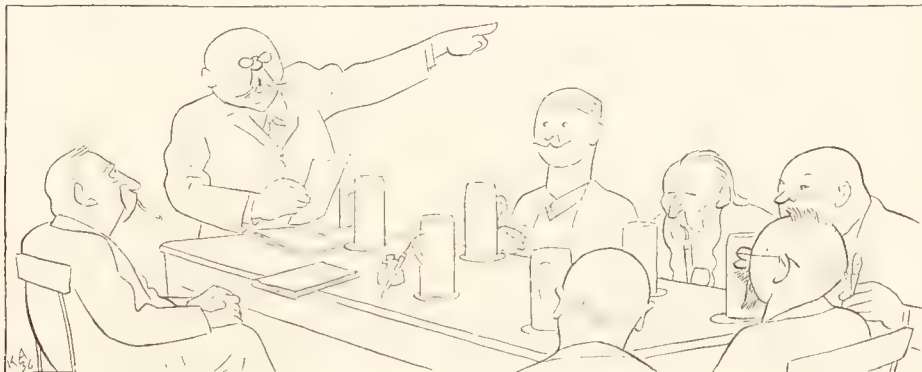
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Ein Sehbericht

(Kar. Arnold)



„Achtung, Achtung! Hier Radio Moskau! Ein Genosse aus der Ukraine wird die Nachricht über Hungersnot lächelnd zurückweisen!“



Der Weg nach Tifelsdorf / Eine Vereinsrede

Liebe Vereinsbrüder!

„Nachdem der Herr Kassenwart sie auf pünktlichere Zahlung der Vereinsbeiträge hingewiesen hat, und unser hochverehrter Herr Vorsitzender nichts weiter hinzusetzen hat, ergreife ich das Wort und springe mitten hinein in mein Thema, den Fremdenverkehr von Tifelsdorf, oder ich springe eigentlich nicht hinein, weil nichts zum Hineinspringen da ist, indem sowohl Ihnen wie mir seit langem schmerzlich bekannt ist, daß ein Fremdenverkehr in Tifelsdorf noch in den Windeln liegt. Ich berühre diese wunde Stelle unserer Heimatgemeinde nur mit Bewegung, denn der Zustrom von Fremden aus aller Welt nach Berlin und nach Garmisch-Partenkirchen hat uns die Schuppen von den Augen fallen lassen, und wir erkennen, daß wir einen Vergleich mit diesen Metropolen des Übernachtungsgewerbes zu scheuen haben.

Sie werden mir bestätigen, daß unser Verschönerungsverein seine nimmermüden Hände auch nicht im Schoß hat ruhen lassen. Ich erinnere Sie nur an die Bank, die wir im vorigen Jahr an der Kapelle droben aufgestellt haben. Sie hätte ein Anziehungs- und Ruhepunkt für jeden Fremden beiderlei Geschlechts aus jeder Weltgegend sein können. Aber bisher haben sich die Fremden nicht anziehen lassen, und nur der Topfer Alial aus unserer lieben Nachbargemeinde Apfelbach hat sich dort niedergelesen. Wir haben nichts gegen die Apfelbacher, aber der Topfer Alial kommt sowohl für das Gastwirtsgewerbe, wie auch für die Belebung der Geschäfte in Tifelsdorf nicht in Betracht, indem er keine Devisen besitzt und auch kein Geld und in einer mieselichen wirtschaftlichen Lage ist.

Aber diese fehlgeschlagene Bank soll uns nicht mutlos machen; denn Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden und wir werden den Fehlschlag durch einen neuen Anstrich ausmerzen. Wann aber der Schorsch wieder ein Herz mit seinem damischen Namen hineinkratzt, gebe ich ihm eine Fotin, daß er den Fremdenverkehr selbsteig leitet.

Sie entschuldigen schon, meine Herren, wenn mich

bei dieser Sache der gerechte Zorn erfaßt, wo es eine gemeinnützige Sache ist, die er versaut hat. Der Fremdenverkehr kann nämlich nicht bei uns selbst erzeugt werden, er muß von auswärts kommen, und wenn er nicht kommt, muß er herbeigezogen werden. Denn was unterscheidet uns von anderen erfolgreicheren Gegenden? Das frage ich Sie und ich antworte: Nichts. Hier ist eine Natur und hier ist eine gute Luft, so eine gute Luft, daß sie auf chemisch sogar radioaktiv ist. Ich sage Ihnen, es kann uns nichts hindern, daß Tifelsdorf ein Radiolufthafen ist. Immer mehr bricht sich in Fachkreisen die Erkenntnis Bahn, daß der Fremde sich nach ländlicher Ruhe mehr sehnt als nach Kurkonzerten und an solchen Krampf. Meine Herren, ich möchte denjenigen, der behauptet, er könne bei uns durch moderne Asphalterschneidungen belästigt werden, einen gemeinen Lügner nennen und einen damischen Uhu, den ich wegen Beleidigung belangen werde.

Welchen Segen der Fremdenverkehr bringen wird, das läßt sich statistisch nachweisen; denn wir können schon auf gewisse Anfänge des Fremdenverkehrs zurückblicken. Ich erwähne nicht das ausländische Auto, das in diesem Frühjahr in Tifelsdorf zu tanken versuchte und sich dabei fürs Kühlwasser unserer ganz vorzüglichen Quelle bediente, deren Ruf für diese Zwecke gewiß weiteste Verbreitung finden wird. Ich nenne nur jenen Wagen, der in der vorigen Woche hierher kam und dessen Erkennungsnummer von fachkundigen Kreisen aus unserer Jugend sofort englisch genannt wurde. Der Wagen hielt vor unserem Wirtshaus und die Fremden hatten begreiflichen Durst. Nach der sonderbaren Art von Fremden wiesen sie unser Bier zurück und wollten nur Tee trinken. Ich frage Sie: wann ist bei uns von einer gesunden Person schon einmal Tee getrunken worden? Das frage ich Sie! Und Sie werden mir in schönster Einmütigkeit antworten: Noch nie. Sehen Sie, meine Herren, und doch hatte der Wirt noch vom letzten Bauchweh seiner Schwägerin einen Tee im Hause und konnte unserem Fremdenverkehr damit dienen. Daraus ergibt sich, wann Sie etwas von Volkswirtschaft verstehen, daß der Um-

satz von Tee im Wirtsgewerbe dahier geradezu um mehr als 1000% emporgeschossen ist. Daraus erkennen Sie die ganze Bedeutung eines wohlgeleiteten Fremdenverkehrs.

Ich möchte Sie nicht mit weiteren Beispielen ermüden, aber jeder von Ihnen wird erkennen, daß die Abhaltung der Olympischen Spiele, wenn sie in unserem Tifelsdorf stattgefunden hätte, sich sehr segensreich ausgewirkt hätte. Und was heute nicht ist, kann vielleicht morgen werden. Als voriges Jahr der Zirkus bei uns war, kamen auch drei aus Bichbach herüber und wann s' net so busuffa gwen wann, nacha hätten s' es zum Fremdenverkehr zählen kenne, aber so hat s' nur ein Rafets gegeben. Das ist gewiß nicht die richtige Art der Propaganda, aber die Unsern waren nicht schuld, wie gerichtsnotorisch festgestellt wurde, und die Zeit hat die Wunden wieder geheilt, die wir dem Fremdenverkehr und den Bichbachern geschlagen haben.

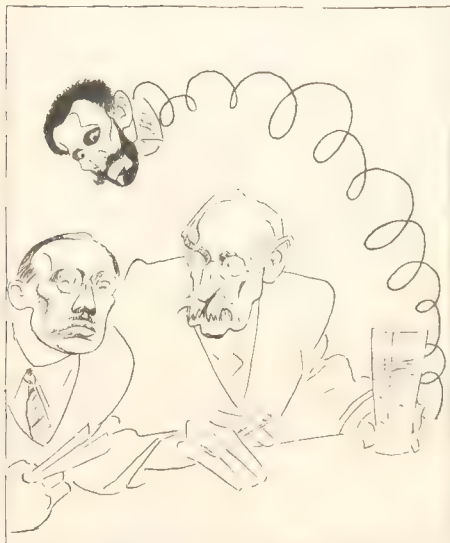
Auch meine Zeit eilt, und ich komme zu der ganz wichtigen Sache. Die Fremden wollen eine Ernährung, und zur Ernährung gehört eine Speisekarte, auf der alles draufsteht, denn sie lesen das Schweinerne gern geschrieben, weil es gebildete Leute sind, und dadurch erhöht sich der Preis.

Unsere Aufgabe muß es daher sein, den Fremdenverkehr auf uns zu lenken. Wodurch aber lenkt man einen Fremdenverkehr? Durch einen Wegweiser, sage ich; denn wenn ich nicht weiß, wo es ist, kann ich nicht hinfahren und gehen, wo ich nicht hinwill. Das wird auch den meisten von Ihnen klar sein, daß ich hier das Wichtigste behühre. Deshalb stelle ich den Antrag, daß unser Verschönerungsverein alle Kräfte daran setzt, einen gutleserlichen Wegweiser zu errichten, der den Fremdenstrom richtig lenkt, gerade auf uns zu, in die gute Luft. Auch Garmisch-Partenkirchen hat klein angefangen und wann kein Wegweiser dagewesen wäre, hätte niemand den Wintersport gefunden und auch im Sommer nicht. Aber diesen Mangel haben die Garmischer rechtzeitig erkannt und das Übernachtungsgewerbe blüht jetzt dort. Deshalb übernehme ich mit dem Rufe: Wir brauchen einen Wegweiser.

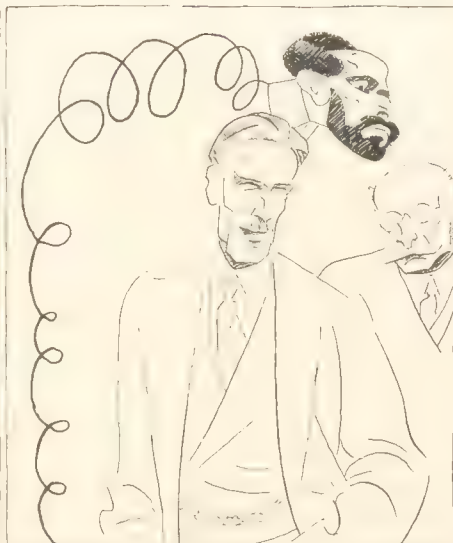
W. F.

Das Schachtel-Teufelchen von Genf

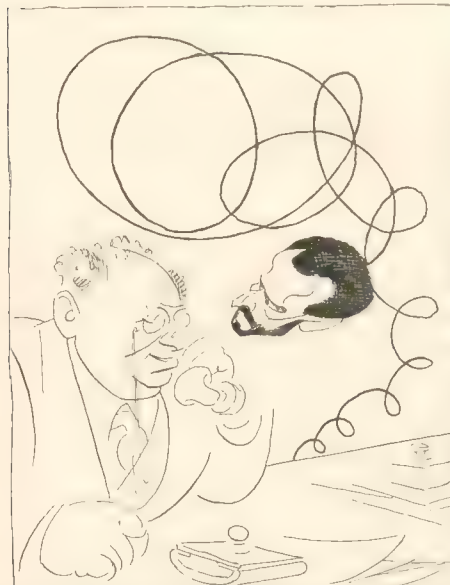
© Olaf Gulbransson



„Also, Messieurs, der Negus wird uns nicht mehr storen, so wahr ich Blum heiÙe. Den haben wir ja begraben! Der Negus ist ... mon dieu, wieder da!“



„Ladies and Gentlemen, ich garantiere Ihnen, der Negus wird nie wieder nach Genf kommen ... ach, vielmehr er ist gerade eingetroffen!“



„Hier Litwinow! Ist Moskau dort? Sowjet-Beziehungen zu Negus streng geheim! ... Sie hier? Genosse Selassie, Sie kompromittieren mich ja!“



„Heda, Portier, was ist denn hier passiert?“ — „Werde sofort nachsehn! ... Ja, meine Herren, auch hier ist Ihnen der Negus eben zuvorgekommen!“

Zur deutschen Kolonial-Tagung

(Erich Schilling)



„Die Muskeln des Menschen stärken sich durch die Arbeit, die Muskeln der Nation durch die Arbeit für die Nation, und solche Arbeit ist die Kolonisation, und im Bereich der Welt ist nur sie es.“

Paul de Lagarde

Das Kürbisfest

Geschichte eines Riesen und Gespenstes / Von Görgo Spervogel

Zeichnungen von Wilhelm Schulz



Wir mußten ihn haben, diesen dickbäuchigen, gelben Riesen, es war nicht anders auszudenken. Wir sahen über die Hecke, wie er auf Frau Birnstiels Komposthaufen lag und sich sonnte, er kramte gewissermaßen schon in allen Nähten, so gut erging es ihm — kein Wunder, wenn man seine Pflegemutter betrachtete; er artete ihr in allem nach. Trotzdem, ein kräftiger Regenschauer hätte ihn umbringen können, den Überfressenen Karl, er wäre geplatzt. Ging nicht die Rede, Frau Birnstiel habe ihm heimlich Tierblut, zerlassene Wollstrümpfe und geraspelte Kuhhörner zu schmeusen gegeben? Laß uns schweigen von dem alten Filzhut, dem Ofenruß, den Hühnerfedern und den fetten, nährenden Güssen, mit denen er gemästet worden war, laß uns gar nicht erst darüber sprechen! Sollten wir nicht die Frau Birnstiel kennen? Da lag er, und wir standen an der Hecke, die wir so oft schon bezwungen hatten. Wir waren auch jetzt nicht um Schlupflöcher oder Überstiege verlegen, so wenig wie uns das Gewicht dieses abgestürzten Mondes in Ratlosigkeit versetzte. Es waren auch nicht Strafen und Gesetze, die uns abschreckten — all dieses hätte uns nicht hindern können, ihn mit List und Entschlossenheit zu rauben, jedoch: er war ein Opfer.

Denn es herrschte in den Gärten unserer Vorstadt ein gewaltiger Wettstreit, war die strotzenden Kohlköpfe, die längsten Gurken, die dicksten Kartoffeln und die prähterlichsten Blumen erzielte, würdig genug, beim Erntefest den Tisch des Herrn zu schmücken. Um das strahlende Kerstück der Lobsegung, den mächtigsten Beweis von Erdesegen und Wettergnade, darum sich beim Aufbau der Ausschmückung alles andere mit Bescheidenheit einordnete, den in Farbe, Dicke und Gewicht hervorragenden Kürbis wogte der Wettkampf am heftigsten. Und wir, die wir alle Gärten am besten kannten, wir wußten, daß Frau Birnstiels unvergleichlicher Riese der Kürbis aller Kürbisse war.

Das ist der Grund, warum wir unsere Hände nicht an ihn legen durften, konnten und wollten.

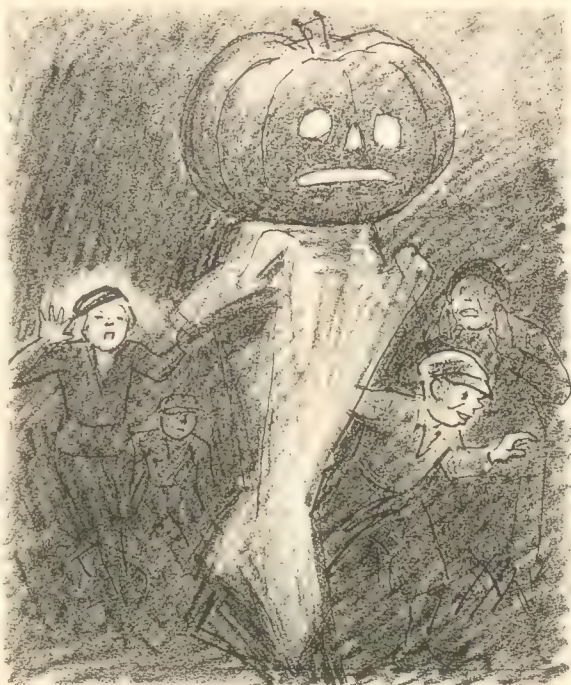
Karel, der Drachen, Schiffe und Zelte zu bauen verstand, Karel kam auf den wahren Gedanken. „Der Kürbis kommt in die Kirche“, sagte er, „nicht? Dann ist Sonntag und Erntefest, alle sehen ihn, und dann?“ — „Dann kommt er in das Armenstift“, ließ sich der kleine Thomas vernehmen.

„Und ich sage, er kommt niemals dahin!“ erklärte Karel, aber Petra, die Besitzerin eines Fahrrades, hatte dagegen etwas einzuwenden. „Den armen Leuten können wir ihn nicht wegnehmen“, sagte sie. Aber Heinie, der ein Eichhörnchen sein eigen nannte, Heinie wußte von einem Kürbis der gleichen Sorte, den sein Vater einmal herangezogen hatte. „Nicht zu genießen“, sagte Heinie, „ohne Geschmack und holzig wie ein Ast“. — „Stimmt!“, sagte Petra, „nun kenne ich ihn auch. Man braucht entsetzlich vielen Zucker dazu.“ — „Und dann soll er ins Armenstift? Dafür haben wir bessere Sorten!“ Das sagte Karel, und es war richtig gesagt. „Melonenkürbis von der süßen Sorte, den sollen sie haben!“

So war es abgemacht. Wir suchten den Ersatz für Frau Birnstiels Riesen aus und überlegten ausführlich, wie es alles werden sollte. Vor allem mußten wir ja von Abbeginn darauf achten, daß wir es nicht waren; denn wir waren zu leicht ver-düchtigt, immer.

Gut, der große Kürbis kam, wie es nicht anders sein konnte, vor den Altar, und Frau Birnstiel saß auf zwei Plätzen in der ersten Reihe, lehnte sich nach rückwärts und machte spitze Ohren, um die Meinungen über ihren Kürbis zu erfahren, aber sie hörte nur über das Tierblut, die Hühnerfedern und das Kuhhorn flüstern, und ob das nicht geradezu sündhaft wäre. Wir aber hielten uns an den Vorsteher des Armenstiftes und vernahmten, daß der Küster die gespendeten Früchte am Montagabend hinüberbringen sollte.

Um aber sicher zu sein, mußten wir den ganzen Montag von mittags an in den Gewölben über der Kirche verbringen, weil auf den Küster kein rechter Verlaß war, und weil Thomas den Turmschlüssel vom Sonntagblüten nicht allzulange behalten durfte. So ließ er uns mittags ein und legte sein Gesangbuch oben hin, damit er es vergessen haben und den Schlüssel sich noch einmal ausbitten konnte, abends, wenn wir hinaus wollten. Der Küster kam, nachdem er bis unter die Kir-



chenüre mit seiner Haushälterin über den Kaffee geschimpft hatte, und fing mit dem Hinaustragen an; es war eine große Menge Obst und Früchte aller Art, die feinsten Sorten, und von den Äpfeln, den Pflaumen und den Erbsen aß er! Wir blickten durch die Rüstlöcher des Gewölbes, hatten keinen Kaffee bekommen und mußten ihn nun schmausen sehen, und es gehörte ihm nicht! Aber er sollte es büßen, vor allem, weil er zu uns Kindern immer so streng war, ohne Grund.

Endlich befreite uns Thomas, wir kletterten voller Wut über die Kirchhofsmauer und mußten nun doch erst nach Hause. Aber dann versammelten wir uns, nahmen die Waffen und Ausrüstungen und warteten auf Petro, die mit ihrem Rade auf Kundschaft aus war. Als sie mit der Meldung kam, er wäre unterwegs, liefen wir zum Flusse hinab, wo er um den Wald einen Bogen macht, und versteckten uns hinter den Bäumen. Wir hatten Melonenkürbisse genug mit, und unsere Gesichter bemalten wir noch schnell mit Schwarz und Rot, weil uns der Küster sonst kannte. Endlich hörten wir seinen Karren quietschen, und wir hatten alle Herzklopfen, ob es Karel ja gelingen würde, den Küster gleich beim ersten Male mit dem Lasso zu fangen. Er fing ihn! Aber leider die Dechsel des Karrens mit, und als wir nun alle an dem Stricke zogen, um den Küster über den Rand des Hohlweges hinaufzuziehen, kam der Karren hinterher und alles fiel herunter. Da ging es leichter, wir banden den Küster fest an einen Baum, er schrie nicht, sondern knurrte und riß an dem Tau, aber es hielt.

Nun luden wir den Karren wieder voll und taten statt Frau Birnstiels Riesen unsere Melonen darauf, und Äpfel, Pflaumen und Erbsen aus des Küsters Garten hatten wir auch mitgebracht, damit er es den Armen nicht gestohlen hatte. Damit er uns nicht verfolgte, wenn wir ihn losbanden, denn Karel wollte seinen Lasso nicht darangeben, fessel-

ten wir ihm die Füße, und bis er sich mit dem Knoten abgegeben hatte, waren wir weg, Frau Birnstiels Riese mit uns. Es war eine schwere Arbeit, ihn durch die Büsche zu rollen, schon über den ersten Zaun kamen wir nicht weg, und so machten wir ein Lager und begannen ihn auszuholen, damit er leichter wurde, und so ging es denn.

Der Küster aber machte eine solche Schande von dem Raub und Überfall, daß alles untersucht wurde, und wir kamen in Verdacht, weil wir sagten, es wäre kein Raub; denn von den Melonen sagte er nichts. Na ja.

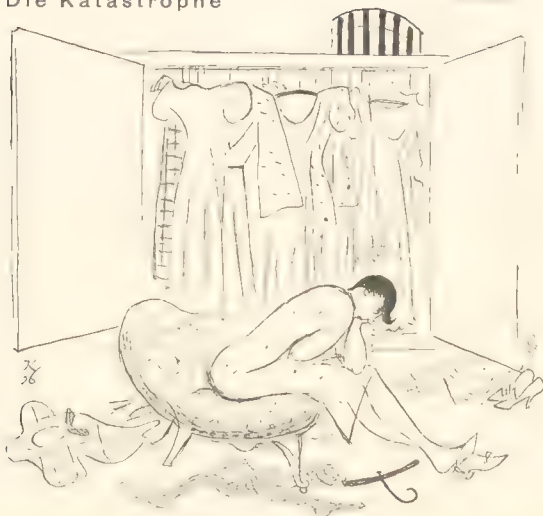
Am nächsten Sonntag sollte nun das Erntedankfest in den Gärten stattfinden, und nach alledem war uns nun gar nichts mehr übergeblieben, als mit dem Kürbis ein Gespenst zu machen. Karel stieg auf die Stelzen und bekam Bettücher um. In den Kürbis kamen drei Kerzen, so leuchteten die eingeschnittenen Augen, der Mund und die Nase ganz gefährlich. Wir gingen alle mit und machten Geisterstimmen, weil Karel das nicht auch noch konnte; Stelzenlaufen und den schweren Kopf aufhaben und nur nach unten gucken können, das wäre genug, sagte er. Alle Leute entsetzten sich sehr, sie waren wie die ganz kleinen Kinder, aber Karel sah auch zum Erschrecken aus, wie er so hoch mit dem großen Kopf auf den Schultern durch die Dämmerung dahlnwankte. Dazu strengten wir uns mit den Geisterstimmen nicht wenig an, aber das Beste sparten wir uns doch für Frau Birnstiels Garten auf. Sonst waren wir nur die Wege entlanggezogen, aber hier marschierten wir hinein, an den Lampions vorbei, erst einmal ganz leise. In der Laube brannte Licht, wir machten verstohlen die Türe auf und Petro sah hinein. Sie sprang ganz plötzlich in die Luft, sie steckte die Hände in den Mund und sprang umher und schloß Karel um. Von drinnen sahen sie wohl das Gespenst, nun stürzte es mit



Prasseln und Dröhnen ab, Frau Birnstiel jammerte laut, und herausgeschossen kam der Küster.

Wir glaubten, es wäre zu Ende mit uns allen. Aber sonderbar, er schimpfte nicht und fing auch nicht an zu drohen oder sich uns zu merken, er sagte nur, wir sollten nichts sagen. Jedoch mit Petro war nicht zu reden, sie rannte weg, mitten unter die Leute, die sich an der Gartenpforte versammelt hatten, und sie erzählte etwas, wobei sie bersten wollte, und auch die Leute vergnügten sich sehr. Es half dem Küster nichts, er mußte hin zur Pforte und die Leute hereinbitten, Stühle wurden geholt und Tische, und Frau Birnstiels ganzer Obstwein mußte an diesem Abend daran glauben, denn es gab nichts, was dem Küster half, es wurde eine Verlobung daraus. Seine Haushälterin wollte zuerst weinen, aber dann lachte sie um uns aber kümmerte sich kein Mensch. Wir waren deswegen nicht unzufrieden. Am Ende beschlossen wir, Frau Birnstiel und dem Küster unseren Kürbis zu schenken. Leider freuten sie sich nicht sehr darüber, und am nächsten Tage lag er wieder auf dem Komposthaufen und guckte mit seinem Gesicht in den Himmel.





„So kann ich nicht unter die Leute gehn! Zwanzig Kleider im Schrank und kein einziges von dem Lila, das in diesem Herbste tonangebend ist!“

Pinselestrichs haben eine neue „Perle“, namens Minna

Wenn Minna etwas kaputt macht — oder sonst ein Unheil anrichtet, so schiebt sie es vorerst immer noch ihrer Vorgängerin, der glorreichen Auguste, in die Schuhe.

Neulich geht Frau Pinselstrich aus; sie kommt aber bald darauf zurück, um noch etwas aus ihrem Kleiderschrank zu holen. Als sie jedoch die Schranktür öffnet, steht sie erschrocken einem verdutzten männlichen Individuum gegenüber.

„Um Himmels willen!“ fährt sie ihre Parle Minna an. „Wie können Sie nur auf den Gedanken kommen, Ihren Verehrer ausgerechnet in meinem Kleiderschrank zu verstecken?!“

„Wieso ick?“ fragt Minna unschuldsvoll. „Den hat doch die Aujuste da stehen lassen!“

Final

Nach langer Zeit hatten sich die letzten vier Abiturienten vom Jahrgang 96 wieder einmal im Hinterbuch des Ratskellers zu fröhlicher Aussessitzung und handfestem Männertrunk zusammengefunden. Mitternacht war längst vorüber und ein gutes Dutzend Pullen erledigt, als man endlich aufbrach und gemeinsam dem Bahnhof zustrebte, nicht ohne unterwegs noch an einigen Likörbüden zu stranden. Trotzdem gelang es dreien von ihnen, in letzter Sekunde auf den abfahrenden letzten Zug zu springen. Der vierte blieb auf dem Bahnsteig zurück und —achte minutenlang aus vollem Halse, daß ihm die Tränen nur so über die Backen purzelten.

„Worüber lachen Sie eigentlich?“ fragte der Bahnhofsvorsteher gereizt.

„Ha—haben Sie eben die dreie a—a—abfahren sehen?“ prustete der andere und bog sich noch immer vor Lachen, „die wollten mich zur Bahn bringen! .“

Risikolust und Rufen — die neue Welt sehen

[illegible][illegible]

einen großen Handatlas.

Hüllen Sie nebenstehenden Anmeldebild ein aus fender Sie ihn ein, und die Reise wird sofort angetreten

Nur 30 Pfg. pro Woche

Anmeldeschein für die Leser des „Simplicissimus“.
Im Verlag Peter J. Neffzger & Co. GmbH.

Berlin-Schöneberg.
Ich bestelle „Durch alle Welt“ (jede Woche 1 Heft für 30 Pf.) am 1. März; künftige ich nicht 4 Wochen vor Vertragsantrittsbildung wünsche ich weiter zu beziehen. Erfüllungsort: Berlin. Organ-Erfüllung der Verlagspflichten erhalte ich in Lieferungen den großen Bonollos.

NT 10000 NT 10000

DATE _____

Abtüll in Wort und Bild - jüdischer Sommerstag
Münchener
Leipziger

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Kien-Panli Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. „Jedem, der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volksecke hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen.“ schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage, Kartentext RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen. Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München.

Lieber Simplificissimus

Vor einem Jagdhaus im Oberbayerischen lag ein erlegter Hirsch, dem nach Weidmannsbrauch ein grüner Bruch durchs Geßze gezogen war. Da kamen Ausflügler des Weges. Befremdet betrachteten sie das tote Tier.

Sie wunderten sich sichtlich. Endlich faßte sich ein Herr mit einer Brille auf der Nase: „Man möchte es nicht für möglich halten, also tatsächlich nicht für möglich halten, den haben sie umgelegt, gerade als er sein Grünzeug futterte!“

Staumend vernahm es ein Jäger.

*

Ein Ehepaar sah in Baden-Baden dem Roulette-spiel zu. Etwas verlegen standen die beiden vor dem Spaltisch.

Nach einiger Zeit kamen sie mit einem Herrn ins Gespräch.

Der sagte: „Möchten Sie es nicht einmal versuchen, bittschön? Damen haben fast Immer Glück, besonders wenn sie die Zahl ihres Alters setzen!“

Die mollige Frau setzte tatsächlich, setzte auf Nummer 26, aber Nummer 31 gewann. Da hörte man den Gatten leise aber vernehmlich grollen: „Das kommt davon, wäreste bei der Wehr-Heil geblieben, hätten wir gewonnen!“

*

Der Klotzbüchler und seine Frau waren beide nahezu achtzig Jahre alt und über fünfzig Jahre miteinander verheiratet, als die Klotzbüchlerin sich eines Tages hinlegte und kurz darauf starb. Nachdem sich der Klotzbüchler einigermaßen von seinem Schmerz erholt hatte, führte er eldsalend an allen Ecken und Enden die Abwesenheit der treu waltenden Ehegospin. Schnell ging er infolgedessen dazu über, ihr den „unzeitigen“ Abgang zu verübeln, und eines Tages meinte er in seinem Groll: „Wenn e' gwußt hätt', daß se mir glet wieder wegstirbt, hätt' e se gar net erscht gheiratet.“

Gerdas hat, wie sie sich's wünschte, ein Schwesterchen bekommen. Nach ein paar Wochen erkundigt sich im Scherz die Nachbarstreu: „Nun, Gerdas, was mocht das Schwesterchen? Kenn es denn schon laufen?“ — „Laufen kann es noch nicht“, sagt Gerdas ernsthaft, „aber Beine hat es schon.“

(Wierthaler)



Der kleine Peter ist ein Leusbub und sein Schwesterchen ist auch nicht gerade zahm. Vor kurzem kommt die Mutter dazu, wie sich die Kinder gerade kräftig beschimpfen. „Blöden!“ und „Rindvieh!“ sind die Hauptwörter in diesem kindlichen Streit.

Sofort schickt die Mutter die Kleinen ins Bett: „Da bleibt Ihr bis morgen früh!“, sagt sie, „vergeßt die gerissenen Reden und wachst mir als brave Kinder auf!“

Am nächsten Morgen aber hört die Mutter den kleinen Peter im Bettchen für sich flüstern: „Rindvieh... Rindvieh... Ritsch, Ich hab's doch nicht vergessen!“

In einem Zivilprozeß wurde ein Brautpaar als Zeugen vernommen. Die Aussage der Braut stimmte mit der des Bräutigams, der nach ihr vernommen wurde, im wesentlichen überein. Daher verzichtete die Richter darauf, die Aussage des zweiten Zeugen, des Bräutigams also, wörtlich zu protokollieren, sondern ließ ins Protokoll lediglich einen Vermerk aufnehmen, wonach der Zeuge die Aussage der Zeugin, der Braut, für richtig erklärte und zu seiner eigenen machte.

Als der Protokollführer jedoch dem Richter das Protokoll vorlegte, las dieser zu seinem Erstaunen: „Dem Zeugen X. wurde die Aussage der Zeugin Y. vorgelesen. Er erklärte: Sie ist richtig, ich mache sie zu der Meinigen!“

*

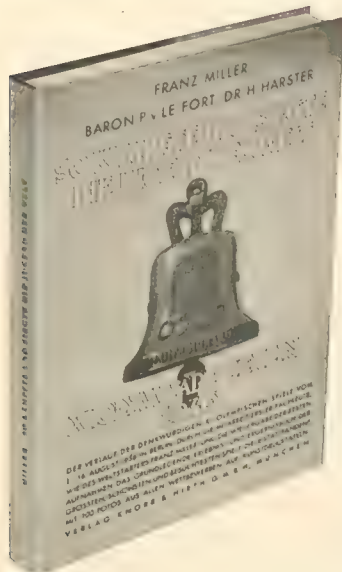
Drei alte, breitkronige Apfelbäume hat der Leitnerbauer in seinem Garten stehen. Und die Äpfel sind groß wie ein Kindspokschler und saftig schauen sie aus.

Sommerfrischler haben den Leitnerbauer gefragt: „Sagen Sie mal, wann werden denn die Äpfel reif?“

Da hat der Leitnerbauer in die Sonne geblinzelt, hat sich kräftig gekrumpert und dann erst kam seine Antwort: „Wann d' Sommerfrischler furt an, ehnder net!“

*

In Guglhausen geht die Hauptstraße hart an der Kirche vorbei und das Wirtshaus liegt auch dicht am Straßenrand. Am Sonntag aber brummen die Autos nicht schlecht durch den Engpaß, und an einem solchen Sonntag kommt eine Städlerin nach Guglhausen. Sie ist ein wenig dick, die Städlerin, und sie geht langsam durch den Engpaß, und da schnauft schon ein Auto heran. Da fängt die Dicke zu laufen an, nach links und nach rechts und überzweisch. Sie hat Glück, nur gestreift ist sie worden. Ein alter Bauer aber, der aus dem Wirtshaus kommt, sagt entschuldigend: „O me! — 's is halt a Stadtleut...“



Die Olympischen Spiele zu Berlin waren die größten, schönsten und beschäftigten Spiele, die die Welt je gesehen hat. Sie werden es vielleicht auf lange Zeit bleiben. Über die mannigfaltige Weiterentwicklung des Tages hinaus fordern Teilnehmer und Nichtteilnehmer eine geschlossene Zusammenfassung dieses Weiterentwickeltes, einen ordnenden und endgültigen Erlebnis- und Ergebnissbericht. Hier ist er! Franz Miller, der Starter zu Berlin, Los Angeles und Amsterdam, von Beruf aus Mann der Feder, war wohl der Verursacher einer, dieses erste Ergebnis- und Ergebnissbuch herauszugeben, zusammen mit Baron P. von Le Fort und Dr. G. Harster und unter Mitarbeit weiterer namhafter Fachleute. Es ist geclückt, in diesem Buch nicht nur das unvergessliche Erleben dieser olympischen Tage packend zu gestalten, sondern darüber hinaus auch die großen Gesichtspunkte, namentlich in der Reichhaltigkeit, richtungweisend herauszuarbeiten. Weit über hundert charakteristische Bilder ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vorzüglich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nachergebnis.

Nachsporthrührer von Eschammer und Osten

gibt dem Buch folgendes Geleitwort mit auf den Weg: „Deutschlands Nationalmannschaft hat ihre Pflicht getan. 33 goldene, 26 silberne und 30 bronzene Medaillen sind der verdiente Lohn und der Beweis für den kämpferischen Einsatz unserer Jungen und Mädel. Ich begreife es, daß der bei den XI. Olympischen Spielen in Berlin errungene große Erfolg von Fachkreisen in Wort und Bild für alle Zeiten in diesem Buch festgehalten wird. — Mögen die Leistungen der Olympia-Zieger unserer Jungen Vorbild und Ansporn sein!“

160 Seiten, 126 Bilder auf Kunstdrucktafeln. Keinen RM. 1.50, broschiert 3.60. In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. / München

Fräulein Hildegard wünscht sich was . . . / Von Hans Kricheldorf

Der junge Innenarchitekt strich sich wehmütig über die Stirn. „Ach ja“, sagte er, „so ist es nun einmal im Leben. Es erfüllen sich leider nicht alle Wünsche, mit denen man hinauszieht.“

Fräulein Hildegard lächelte harmlos. „Bei mir ist eigentlich alles in Erfüllung gegangen“, sagte sie. „So?“ Er beugte sich ein wenig vor und sah sie an. Es mußte von Interesse sein, zu erfahren, was Fräulein Hildegard für Wünsche an das Leben stellte. „Was denn zum Beispiel?“ fragte er.

„Ach“, antwortete sie träumerisch, „Ich habe mir immer eine Rheinreise gewünscht, und in diesem Frühling habe ich nun auch wirklich hinaufahren dürfen.“ Sie war achtzehn Jahre alt und die Tochter eines Oberstudiendirektors. Der junge Innenarchitekt, der in Berlin ein kümmerliches Dachzimmer bewohnte, mußte lächeln. Er sagte nichts. Auch Fräulein Hildegard schwieg, und der Wind wehte über das Wasser und über die kleine Brücke, auf der sie saßen.

Schließlich äußerte Fräulein Hildegard die Absicht ins Wasser zu gehen. Sie legte den weißen Bademantel ab und enthüllte unter anderem einen wohlgeformten Busen, was den jungen Innenarchitekten zu dem Gedanken veranlaßte, daß sie eigentlich doch ein ganz nettes Mädchen sei. Die Brücke hatte eine kleine Leiter, an der sich Fräulein Hildegard ins Wasser hineinließ. Sie plätscherte erst eine Weile mit ihren runden Beinen darin herum und sagte, zu dem jungen Mann hinaufschauend, das Wasser sei naß. Dann ließ sie sich ganz hineingelassen und schwamm davon.

Der junge Innenarchitekt zündete sich eine Zigarette an und erinnerte sich an Fräulein Hildegards Lebenswünsche. Er dachte, daß es mit den Frauen doch viel einfacher sei, als er bisher immer angenommen hatte.

Dann traf er sie wieder am Abend seines letzten Urlaubstages, wo er, um Abschied zu nehmen, bei seinem Freund Klavierer saß, mit dessen Schwester sie befreundet war.

Herr Klavierer war Zahnarzt und besaß ein prächtiges Grammophon. Sie saßen in den üppigen Sesseln seines Wohnzimmers herum, und Fräulein Hildegard sagte, wie sehr sie Musik liebe, besonders Beethoven. Dabei blickte sie den Zahnarzt mit ihrem so harmlosen Lachen an. Herr Klavierer aber war ein Schalk, antwortete nichts und legte eine Ouvertüre von Suppé auf, die sie sich alle gläubig anhörten. Nachdem der Rest des Abends unter unbedeutenden Gesprächen über Segelregatten und Methoden des Zahnarztbesuches verlaufen war, erklärte Fräulein Hildegard um viertel vor zehn fröhlich, gehen zu müssen, da ihre Eltern ihr nicht erlaubt hätten, länger fortzubleiben. Auch der junge Innenarchitekt erhob sich, da es sich als notwendig ergab, daß er Fräulein Hildegard nach Hause brachte. Er empfand eine sanfte Rührung für dieses liebe, kindliche Mädchen, das Suppé für Beethoven nahm, eine Rheinreise als Lebenswunsch betrachtete und zugleich über einen so ernüchterten Busen verfügte.

Arm in Arm wanderten sie in lebhaftem Gespräch über die wirtschaftlichen Verhältnisse von Zahnärzten und den gegenwärtig in dem kleinen Kino laufenden Film durch die stillen, nächtlichen Gassen, und als sie in die dunklen Parkanlagen des Stadtwalles eintraten, erzählte Fräulein Hildegard, daß neulich, als sie mit ihrer Mutter hier gegangen sei, sogar eine Nachtigall gesungen habe. „Eine richtige Nachtigall?“

„Ja. Eine richtige Nachtigall. Ach, es war wunderbar!“

Die Unterhaltung stockte ein wenig, von der jenseitigen Straße schimmerte durch die Blätter der alten Kastanienbäume das Licht einer Laterne und zauberte phantastische Schatten auf den Weg.

Der junge Innenarchitekt blieb plötzlich stehen.

„Sehen Sie mal“, sagte er, „wie schön das aussieht!“ Und ehe Fräulein Hildegard eine Antwort geben konnte, hatte er den Arm um ihre Schulter gelegt und den frevelhaften Versuch gemacht, sie zu küssen.

Fräulein Hildegard entwand sich ihm schnell und

war empört. „Nein“, sagte sie, „nein! Was denken Sie sich nur! Ich finde so etwas ganz schrecklich!“, fügte sie mit schmollender Mädchenstimme hinzu, und der junge Innenarchitekt strich sich beschämt und zugleich wehmütig über die Stirn, während sie weitergingen.

Sie war aber gar nicht böse, sondern begang sogleich wieder zu plaudern. „Wissen Sie“, sagte sie, „Ich muß Ihnen etwas erzählen, was ich noch niemandem erzählt habe, und Sie müssen mir versprechen, noch nicht darüber zu reden!“ (Ihr Versprechen erfüllt ihn), „danken Sie nur, heute Nachmittag hat mir mein Vater erlaubt, im September noch einmal für vierzehn Tage an den Rhein zu fahren! Ist das nicht wundervoll?“ Und sie erging sich in ausführlichen Schilderungen von Landschaft, Volksgebräuchen und offenen Weinen, bis sie vor dem elterlichen Hause angelangt waren, wo der Herr Oberstudiendirektor bereits vom Balkon nach seiner Tochter Ausschau hielt.

„Bist du es, Hildegard?“ fragte er herunter, und der Abschied vollzog sich, entgegen den Träumen des jungen Mannes, kurz und ohne weitere Zwischenfälle.

Der junge Innenarchitekt kehrte in seine Pension zurück, ein wenig bekümmert über die Wohlgezogenheit des Mädchens, und fuhr am nächsten Morgen nach Berlin. —

Es bleibt zu erzählen, daß Fräulein Hildegard sich im Dezember plötzlich verlobte und unmittelbar darauf, noch im gleichen Jahre am zweiten Weihnachtstag die Ehe einging.

Im folgenden Sommer berichtete Herr Klavierer dem jungen Innenarchitekten, daß jener Rechtsanwalt, mit dem sie sich in einer süddeutschen Großstadt niedergelassen hatte, aus Bacharach am Rhein stammte und daß sie ihm bereits im Juni ein gesundes Knäblein geboren hatte.

„Im Juni?“ fragte der junge Mann. Er dachte an Fräulein Hildegards Lebenswünsche. Mit den Frauen war es also doch wohl nicht so einfach, wie er neuerdings angenommen hatte . . . ?



Lufte im
Ski-Sport

25
Pfg.

Autorisierte Zeitschrift für Ski-Sport und Ski-Touristik
Amtliches Organ des Deutschen Skisportverbandes für Erhebungen

Offen Zeitung
laßt man ruf' dem Mond!



Wer Zeitung liest, paßt in die Welt,
er weiß Bescheid und kann sich helfen!

Nächtlicher Spuk im Wirtshaus

(Otto Schubert)



„Donnerwetter, haben die Burschen vom Stammtisch sich verändert! . . .“

Doktor Servatius Störr / Von Hans Watzlik

Einem meiner Freunde, einem gewissen österreichischen Militärkapellmeister, träumte einst, er ergehe sich müßig auf dem Wenzelsplatz in Prag, und da käme ihm auf einmal ein ungewöhnlich und grell gekleideter fremder Mensch entgegen. Er gewahrte ihn schon von weitem aus all den lustwandlenden oder vor den Schaufenstern wendenden Leuten heraus. Der Fremde ging mit weitgreifenden, hastigen Schritten, er war bloßköpfig, hatte zerzaustes graues Haar, scheue, ständig zuckende, schmale Augen, eine hagere Nase, eine von senkrechten Falten zerschnittene Stirn, Wangen mit dunkelblauen Flecken, einen Vatersmörder um den wie spürend vorgereckten Hals, eine giftgrüne Krawatte und eine grellgelbe Weste. Er kam immer näher und näher heran, und der Kapellmeister wußte, nun müsse sich etwas Schreckliches ereignen. Wahrhaftig, jetzt stand der Unheimliche vor ihm und riß aus der Tasche eine kleine, blitzende Spritze heraus und rannete sie dem Kapellmeister in den Hals. Dann floh er. Der Kapellmeister verfolgte ihn, mühevoll das hemmende Gewicht der Gassenmenge durchbrechend. Er erreichte ihn und packte ihn beim Rock. Der Rock zerriß. Da zeigte es sich, daß der Verbrüder darunter weder Weste noch Hemd trug, sondern nackt war. In seinem Rücken war eine schoubellig offene Wunde in der Form eines Drudenfußes gebrannt. In furchtlicher Aufregung schrie der Kapellmeister: „Der Doktor Störr hat mich vergiftet! Der Doktor Störr!“ Er erwachte an der Anstrengung dieses Schreies und spürte erwachend

noch den Nemen des Verbrüderers auf den Lippen und hörte ihn durch das Schlafzimmer hallen. Er dachte nun darüber nach. Unter seinen Bekannten war kein einziger, der so hieß, und er hatte überhaupt diesen Namen sein Loblag nie vernommen. Im Laufe der Jahre vergaß der Kapellmeister die meisten seiner Träume, diesen finsternen Traum aber nicht.

Nach langer Zeit saß er wieder einmal in einem Prager Kaffeehaus, da ließ sich nach halbblau gestammelter Entschuldigung an seinem Tisch ein magerer, vergilbter Herr nieder. Er schlug sofort ein altes, dickes Buch auf, das er eben aus einem der dumpfen Trüdergewölbe der Altstadt geholt haben mochte, und begann eifrig darin zu lesen, wobei er öfters mißbilligend den eisgrauen,

wie an tausend Lasten verwiltter Kopf schüttelte. Der Kapellmeister beobachtete den sonderbaren Tischgefährt, und ihm wurde allmählich bewußt, daß er diesem schon einmal unter außergewöhnlichen Umständen begegnet sein müsse. Doch so sehr er auch sein Gedächtnis durchkramte, es versagte. Der Unbekannte klappte indes das Buch mit einer heftigen Gebärde zu, er nahm eilends und ungeschickt einen Schluck Wasser zu sich, bohrte seinen dunklen Blick wie ein Verlorener in das Nichts und zeichnete schließlich dabei mit dem Wasser seines halbverschütteten Glases einen Drudenfuß auf die marmorene Platte. Da wandte sich der Kapellmeister an ihn: „Verzeihen Sie, mit wem habe ich das Vergnügen? Ich habe sie schon irgendwo getroffen.“ Der Fremde schrak auf, stierte ihn einen Augenblick an und schrie dann: „Niemals! Sie sind ein Verleumder. Ich kenne Sie nicht!“ Die Gäste sehen verwundert zu dem Schreienden herüber, und der Lärm im Raume verstummte. Keiner eilte ihnen herbei. Der Fremde sprang auf, warf etwas Geld auf den Tisch und jagte zur Tür hinaus.

Das Buch hatte er zurückgelassen. Der Kapellmeister öffnete es in ahnender Angst. Es waren wunderbarlich verjährt ärztliche Anordnungen und Beschreibungen von Heilmitteln darin abgedruckt. Und auf dem vordersten Blatt stand in unsicherm, urelt schnörkeligem Schriftzug: Doktor Servatius Störr, Stadt Moldautein, anno 1717.

Fragen klangen. . . Wir wandeln im Zwielicht der Geheimnisse.

Neuer Wein

Das ist des Winterherbtes froher Schluß:
Die Keller dröh'n, im Winger fällt ein Schuß!

Schelmüchte Säßer fahren durch die Stadt
Die einen neuen Größ gewonnen hat.

Der „Neue“, der im Faß rebellisch tut,
O, er hat Feuer, Ungebuld und Blut!

Im heißen ihn, die Zeit wird lange sein.
Die Nebel kommen schon ins Land herein.

Wenn über Stadt auch manche Öffnung starr —
Der Wein vergelte, was das Jahr verdarb!

Georg Schwarz



Serbstlicher Zuspruch

Das trübe Wetter paßt dir nicht.
Du heulst nach seligen Jnfern
und willst das Defizit an Licht
als unverdient bewinfeln.

Du unfft wie ein geprellter Kuch,
prinzipienvernagelt . . .
Halt' aus und drück' die Kniegedurch,
ob's regnet oder hagelt.

Stell' nur im Leben deinen Mann
— es ist so rasch zerronnen.
Und wenn's schon nicht befohnt sein kann,
sei's wenigstens befonnen!

Reinhold

Freßnix, die treue Seele / Von Heinz Wels

Freßnix saß vor vielen Jahren Schulter an Schulter mit mir auf derselben Schulbank und war ein guter Kamerad. Damals hörte er noch auf den Namen Eduard. Eines Tages mußten wir von einander scheiden. Meine Eltern zogen in die Stadt, um mir den Besuch der höheren Schule zu ermöglichen. Eduard blieb im Dorf zurück und wurde ein Maurer.

Als ich nach achtjähriger Abwesenheit zurückkehrte, war Eduard an Leibesgröße und Kraft ein Bär geworden, hatte infolge einer mißglückten Wette seinen neuen Namen erhalten und stand gerade auf dem Backhaus des Lochbauern, um den zerbrochenen Schornstein wieder aufzumauern. Er hatte in das niedrige Dach des Backhauses eine Lücke gebrochen, indem er die Ziegel abgenommen und fein süßberlich auf den lehmigen Rücken des Backofens gelegt hatte.

Nun stand er in der Lücke und führte Stein um Stein den Schornstein hoch, schon wuchs das Mauerwerk über das Dach hinaus. Eduard beugte sich darüber, visierte kritisch daran herum, nahm dann ein schweres Scheit Holz, legte es waagrecht an eine Seitenwand des Schornsteins, ruckte kurz und — puzelte samt dem Schornstein plötzlich vornüber. . .

Das Mauerwerk verkrümelte, und Eduard krachte mit der Silne gegen die Ziegelkante. Rasend wie ein Rächer, das Holzschleit noch immer in der Hand, erhob sich Eduard. Das Blut schoß von der Silne in die Augen, er wischte sie mit dem nackten Unterarm. Hals und Nacken schwollen ihm vor Wut, er richtete sich zu voller Höhe auf, umkrampfte das Scheit und schrie. . .

„Scheiß!“ schrie Eduard.
Sein Gebrüll riß den Knecht aus dem Stall, den Bauern ans Fenster, die Magd stieß von innen her die Aborttür auf und sah über den Misthaufen hinweg zum Backhaus hin. . . „Scheiß!“, schrie Eduard, schwang das Scheit und knallte es auf das Dach, daß die Ziegel spritzten. Und da es ihn zu erleichtern schien, wiederholte er das Verfahren, bis er von seinem Platze aus keinen Ziegel mehr erreichen konnte.

Dann stieg er gelassen das Leiterchen in den Hof hinunter. Es war vier Uhr. „Für heut bin ich fertig“, sagte er zum Knecht und schritt zum Brunnen. Die Wunde an der Silne klappte und blutete

sehr. Ich trat zu Eduard. „Laß mich. . .!“ fuhr ich ihn an. Vor Verwunderung über das unerwartete Wiedersehen hielt er still. Die Bäuerin brachte essigsaurige Tonerde und Leinen. Gemeinsam verbanden wir Eduard. Abwechselnd murmelte er: „Scheiß!“, und „Merci!“, was soviel wie „Danke!“ heißt. Und im Tone der Anerkennung zu mir: „So, so! Du bist ein Doktor geworden!“

Das war mein erstes Wiedersehen mit Eduard. Abends im Wirtshaus bestellte ich Schnaps und ließ ihn gurgeln; denn es zeigte sich, daß auch sein Mund verschollen war. „Spuck aus!“, befahl ich ihm, aber Eduard schluckte hinunter. „Den teuren Schnaps!“, fragte er vorwurfsvoll. „Schwein!“, sagte ich. Er aber lächelte mühsam und verquollen. . . Dann saßen wir Schulter an Schulter am Tisch. Unser Gespräch ging wie auf Stielen dahin; denn die Antworten auf das „wie geht's“ und das „Ja, so ändern sich die Zeiten“ waren bald gegeben. Aber Eduard ruhte nicht. „Du liest also sehr viele Bücher? Hm! Wie lange brauchst du für ein Buch?“

„Das ist unterschiedlich.“
„Bist du schon tief in die Kultur eingedrungen?“

„Es geht so!“
Eduard trank. Er trank ein zweites Mal und schien etwas nervös. Plötzlich schlug er groß und trauernd die grauen Augen zu mir auf und fragte gerade heraus und unwiderstehlich: „Glaubst du, daß ich auch für die Kultur geeignet bin?“

Ich sah in seine Augen: seine große, unersetzte, kindliche Seele pflanzte sich breit darin auf, so daß ich meiner Worte nicht mehr mächtig war. Ich stammelte: „Ja! Eduard, ganz bestimmt!“
Eduard strahlte.

„Ich habe aber noch was in der Tasche“, fuhr er schiltzählig fort, und ich merkte plötzlich, daß das mit der Kultur nur ein Geplänkel gewesen war. „Ich habe aber noch was in der Tasche“, wiederholte er und zog's heraus. „Ein Angebot vom Lecher — hier, schriftlich — ob ich sein Holzaufkäufer werden wolle — Stammbuch, weißt du und Granubholz und Lärchen zum Schindelmachen — hier herum und in der Oberkeit —“ „Gratuliere!“ sagte ich, und ein Stein fiel mir vom Herzen. „Eduard! Ja, greif zu! Der Lecher ist reell.“ „Ich glaub' ja“, meinte Eduard nachdenklich. „— der Lecher ist mir sicherer als die Kultur.“

So wurde Eduard Holzaufkäufer. Er ging bald darauf in Garmisch und einem neuen Regenen mit einher und wurde mit den Leuten der näheren und weiteren Umgebung bekannt.

*

Als ich vor einigen Wochen — es sind seit jener letzten Begegnung zwölf Jahre vergangen — zur Konfirmation meines Patenkindes in die heimatische Kreisstadt zurückkehrte, überraschte und überwältigte mich gleich am Bahnhof eine riesige Reklame: Zum Bauen — nur noch die Freßnix-Platte / den Freßnix-Baustoff / Freßnix wärmt / Freßnix kühlt / Freßnix läßt nichts durch / Freßnix — bruchfest, biegsam und nagebier / Mit Freßnix bau'n — auf Gott vertrau'n!

Ich staunte. Mein Freund Eduard hatte es weiter gebracht als ich: er hatte, dort stand es schwarz auf weiß, den lieben Gott zum Kompagnon. Beim Festmahle begegnete ich ihm (Eduard) von Angesicht zu Angesicht. Als er mich umarmte, stand das Fest in Gefahr, eine andere Wendung zu nehmen. Unser Wiedersehen schien der eigentliche Gegenstand des Festes geworden zu sein. Die unglücklichen Eltern, das hungerte Patenkind, der Pfarrer und die sprachlosen Gäste saßen verschüchtert und abwartend vor den dampfenden Tellern.

„Welßt du noch“, trompetete Eduard und schritt mit großmächtigen Schritten auf und ab, „wie ich damals auf das Maul gefallen bin!“
Ich machte ihm heimlich ein Zeichen. Eduard verstand. „Ach Gott, Herr Pfarrer“, trompetete er weiter, „Sie sind ja auch noch da! Na! Ja! Nichts für ungut! Da wollen wir uns gleich mal an die Suppe machen!“

Er setzte sich und aß wie ein Scheunendrescher. Sein unverwundlich frisches Herz leuchte und kollerte dazu, und jedesmal wenn Eduard lachte, begannen die drei Gänse mit den gebrotenen Schenkeln zu wackeln, der Pudding fing zu zittern an, und der Wein schwappte in den Gläsern hin und her.

Nachdem drei Gänge überwunden waren und man hoffen durfte, daß sich nunmehr die Friedfertigkeit der Gesittigten im festlichen Raude ausbreite, fing Eduard, entgegen meiner Erwartung, (Schluß auf Seite 354)

Abschied von Madrid

(Eduard Thöny)



„Wo sollen künftige rote Revolutionen ihre Köpfe hernehmen, wenn wir die unsrigen nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen?!“

Freñlix, die treue Seele (Schluß von Seite 352)

an, merklich unruhiger zu werden; er ruckte hin und her, wischte sich vielmals den Mund, trank, trank... schneuzte sich und klopfte endlich mit einem kleinen Löffelchen ans Glas.

„Mein Ilobas Fritzchen“, begann Eduard. „Du bist eigentlich der Held des Tages. So klein! Und schon ein Held! Ein Held und Streiter! Denn soviel, wie ich davon verstehe, ist die Sache so, daß du jetzt vollwertiges Mitglied bist. Du bist sozusagen volljährig im Gelste. Dieser Tag ist also ein Eckstein in deinem Leben. Und du wirst sicher dein Leben lang daran zurückdenken, nicht nur, weil wir alle herbeigelacht sind, um mit dir das Fest zu feiern, sondern weil das immer so ist, daß große Männer an diesem Tag mit Vorliebe hängen. Dasselbe wird zum Beispiel von dem großen Napoleon Bonaparte gesagt, als es mit ihm zum Sterben ging. Es war auf Sankt Helens. Sozusagen in der Verbannung...“ Eduard wurde

ganz melancholisch. „... da sagte der große Napoleon: „Ja, der Konfirmationstag, der war doch der schönste Tag meines Lebens!“

Eduard beendete seine Rede in jenem tragischen Ernst, der jeden Zweifel ausschloß. Sogar der Pfarrer war überzeugt und für diese „letzten Worte“ gewonnen; denn er bewegte beifallsfreudig die Hände. Eduard strahlte. Fritzchen mußte ihm die Hand reichen und sich bedanken. Als dann trank Eduard sein Glas leer, erhob sich nochmals in seiner ganzen Größe und hob die Tafel auf, indem er sagte: „Der Rest ist für die Weiber! Ich habe mir noch nie etwas aus Torte gemacht!“ Und zu mir: „Kommst du mit? Heim zu mir! Ich will dir meinen neuen Wagen zeigen. Adjö, Herr Pfarrer! Sehen wir uns beim Abendessen? So, so, eingeladen, beim Spitzenwirt! Na! Nichts für ungut!“

Er fuhr mich in seinem funkelneulernen geräuschlosen, wunderbaren Wagen vor das Städtchen.

„Er ist bezahlt“, sagte Eduard zufrieden, „bei bezahlt.“

Alles durch „Freñlix“, dachte ich ohne Bitterkeit. Als ich Tags darauf abreiste und das Bähnchen sich gerade in Bewegung gesetzt hatte, kam Eduard mit einer Kiste Zigarren unter dem Arm und vier Flaschen Wein in den Händen auf den Bahnsteig gestürzt, trat ums Haar den Mann an der Sperre nieder, und schrie, daß ihm die Adern am Halse schwoilen

„Haabt!“ schrie Eduard. „Pammi!“ machte unser Bähnchen und stand.

„Ich habe dir noch was zum Rauchen gebracht“, sagte Eduard glückselig wie ein Kind, „und was zum Trinken. Und vergiß nicht dein Versprechen! Du wirst es gut haben bei mir. So lange du willst.“ Und mit einer Handbewegung zum Zugführer: „Sol Meinewegen! Nichts für ungut! Jetzt kann's losgehn!“

Astrologische Niederschläge

(R. Kriesch)



„Na, Frau Wieslinger, das ist heute ein Hundewetter!“ — „Koa Wunder, is halt a Mondjahr!“ — „Sehr merkwürdig! Woher wissen Sie denn das?“ — „Ja, dös kennt man glei: Am Sauwetter!“

VERLAG UND DRUCK: KNOBE & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsstellen und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1956. D. A. II, VI, 36. 11321. Auflage dieser Nummer 19.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 60. Fernruf 1296. Postscheckkonto München 9720. Erfüllungsort München.

Pariser Elegien

(Paul Scheurich)



„Was, du Filou, du willst meine Rente auch um 30 Prozent kürzen?“

„Chérie, Angleichung an die Lage! Schließlich hat die Zeit dich auch beträchtlich abgewertet!“

Stammgäste

In Wien ist ein neues Café eröffnet worden. Folglich gehe ich hin, freilich erst nach Wochen. Der Kaffee ist gut, das Wasser frisch und es gibt selbstredend Zeitungen, viele Zeitungen, darunter solche aus dem Reich. Die hole ich mir.

Als ich sie stüberlich auf dem Stuhl neben mir ver-

staue und zu lesen anfangen will, kommt der Ober. „Entschuldigen der gnä' Herr“, sagt er, „aber Sie dürfen allaweil bloß eine Zeitung haben und net mehr gleichzeitig, bittschön!“

Schon will er mir die anderen Zeitungen wegnehmen. „Halt“, sage ich, „da sitzen doch viele Leute, die haben mehrere Zeitungen bei sich liegen!“ „Bittschön, das sind Stammgäst!“

„Ja, kennen Sie denn die Stammgäste alle?“ frage ich und bewundere sein Gedächtnis.

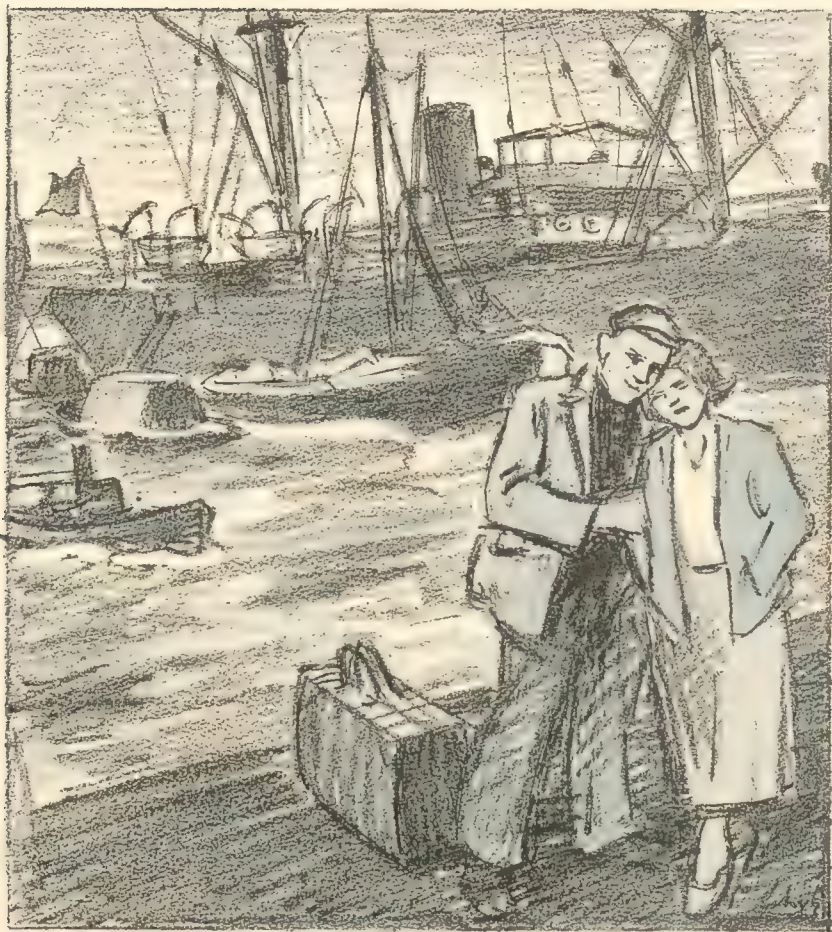
„Wieso kennen?“

„Hm“, sage ich, „woher wissen Sie denn, daß die alle Stammgäste sind?“

„Aber bittschön, bei mir ist jeder Stammgast von einem halben Schilling aufwärts, und jeder Stammgast kann Zeitungen hab'n, so viel er mag!“ I. B.

Einmal rund um Kapstadt

(Wulhelm Schulz)



Wenn es wieder Herbst wird, Alie,
dann ist grad die wunderschönste Zeit,
rund um Afrika, das ist nicht weit,
einmal rund um Kapstadt und Port Said,
dann bin ich schon wieder da, Alie.

Bei der Hochzeit, weißt du noch, Alie?
Friedie spielte Handharmonika,
und die großen Dampfer brummen da
uns das aller schönste Gloria.
Das war wunderbar, Alie.

Bleib ich einst bei dir an Land, Alie,
unser Kind und das ist dann schon groß.
Dann ist mit der Seefahrt nichts mehr los,
und er fährt auf Zeppelin bloß,
und das geht ja schneller dann, Alie.

Aber ich geh' auf See, Alie,
wo ein Schiff noch auf dem Wasser fährt
und viel Schweiß und Arbeit zu gehört,
bis der Seemann manchmal wiederkehrt.
Und nun wolln wir lustig sein, Alie!

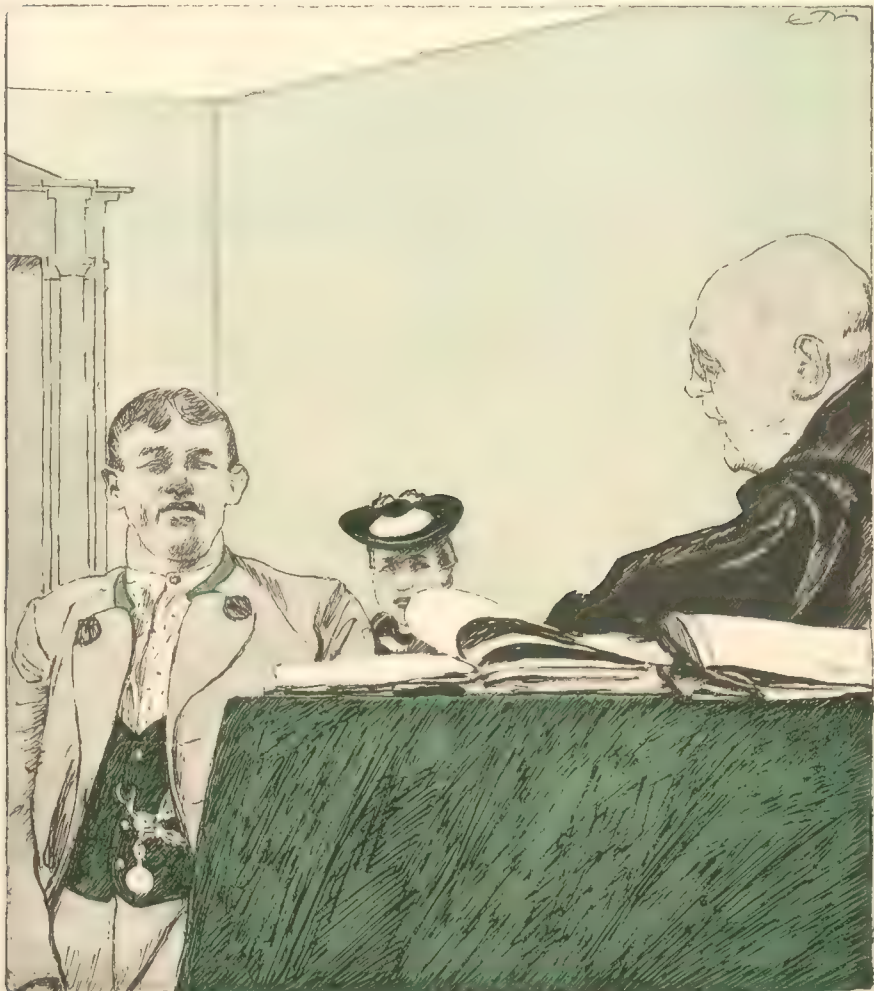
Hans Leip

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Der Leumund

(Eduard Thöny)



„Die Vorzeugen stellen der Anastasia Huber das beste Leumundszeugnis aus. Und Sie, Hinterleitner Xaver?“ — „J? Ja i aa, Herr Amtsrichter.“ — „Die Rauferei hat aber damit angefangen, daß Sie gefensterlt haben. Hat sie es denn zugelassen?“ — „Naanaa, Herr Amtsrichter, glei hot sie mir's aufg'macht!“



Tante Emma und die Astrologie

Wenn ich von Astrologie rede, muß ich von Tante Emma sprechen, meiner Tante Emma. Tante Emma ist ein herzenguter Mensch, sie tut keinem Lebewesen außer den Motten etwas zuleide, sie hat noch niemals silberne Löffel gestohlen, und ist auch sonst mit den Gesetzen bisher nicht in Konflikt geraten. Und doch, zwischen mir und Tante Emma ist ein Zerwürfnis, zwischen mir und Tante Emma erhebt sich die Astrologie. Sie hat es nämlich mit der Astrologie und will, daß ich es auch mit ihr habe. Sie wissen ja: Astrologie, das ist die Sache mit den Sternen, und wenn man nach Stuttgart fahren will, so darf der Mars damit nichts zu tun haben, oder das Sternbild der Jungfrau oder gar die Zwillinge. Ganz genau weiß ich das nicht, aber Tante Emma weiß es genau. Sie befindet sich mit ihren Rechnungen immer einige Millionen Kilometer über der Erde. Ich weiß, Tante Emma steht damit nicht allein, da gibt es z. B. eine Firma, die hat einen Lebstrogonen, wie Wallenstein seinen Senf, und immer wenn sie ein Geschäft von größerem Umfang tätigen will, fragt sie ihren Senf. Der Astrologe setzt sich dann hin, zeichnet etwas mit Kurven und Schnittpunkten und astronomischen Zahlen und sagt: „Ausgeschlossen, die Sache muß schief gehen!“ oder auch: „Am nächsten Mittwoch um 3/5, da ist der richtige Zeitpunkt, da ist Jupiter in Konjunktur mit etwas anderem.“ Dann greifen die Herren von der Firma mitten in die Konjunktur, aber kürzlich machten sie pleite. Ich glaube, ihr Astrologe hatte die irdische Konjunktur mit der himmlischen verwechselt. Aber ich weiß das nicht genau. Tante Emma weiß es. Sie sagt immer, sie sei ein Löwenmensch, meine Güte Tante Emma. Kann sein, aber mit der Mähne hepert's bei ihr stark. Von manchen Menschen behauptet sie, sie seien Fischmenschen und Krebsmenschen und Waagemenschen und Zwillingensmenschen, auch bei solchen, von denen durchaus feststeht, daß sie einzeln das Licht der Welt erblickt haben. Sie sieht es ihnen an. Ich kann das nicht, wenn es mir auch manchmal gelingt, einen Esel, einen Stier und eine Jungfrau auf den ersten Blick zu erkennen. Aber Tante Emma sagt, Esel gäbe es nicht; denn die seien kein Sternbild.

Gelegentlich komme ich mit Tanten hier aneinander, wenn ich behaupte, die ganze Astrologie könne mir den Buckel entlang rutschen. Da braust sie auf: „Was, den Buckel entlang rutschen, doch Jahrtausende an sie geglaubt haben und auch die alten Babylonier im fruchtbaren Mesopotamien, die schon Gesetzbücher gehabt haben, und Briefe orthographisch auf Tafeln geschrieben!“

Ich wage dann ganz schüchtern einzuwerfen, daß sich die Sonne ja auch Jahrtausendlang um die Erde gedreht habe und kürzlich laut Wissenschaft doch von der Erde umtanzt wurde. Ewige Wahrheiten ändern sich eben eines Tages. „So“, sagte dann meine liebliche Tante, „du willst also den Zusammenhang der Dinge, den Satz von der Kausalität leugnen, das hätte ich nicht von dir gedacht.“

„Aber Tanti“, flüsterte ich, „ich kann nicht einsehen, warum der Eintritt des Planeten Venus in die Zwillinge so katastrophale Einklinkungen auf das Eintreffen meines Geldbriefträgers haben soll...“

„Bitte, zieh“ diese Dinge nicht ins Lächerliche, wir sind eben nicht so weit, bis ins kleinste die Zusammenhänge aufzuzeigen und die geheimen Fäden zwischen Venus und Geldbriefträgern klar ans Licht zu stellen.“

Schön, dann warte ich eben noch einige tausend Jahre, bis Tante Emma so weit mit der Forschung ist.

Ich will die Büchse nicht zu früh ins Korn werfen, die Trambahn ist auch nicht auf Anhieb erfunden worden, sondern zuerst hat man — nach Tanten — Bernsteinstücke gerieben und damit Hollundermarkkugeln angezogen. Tanten soll mich nicht enteben, ich will auch ganz bestimmt hoffen, daß man mit ihren Hollundermarkkugeln einmal trambahnfahren kann, aber am Mars und an der Venus kann man hell nicht reiben, und deshalb bin ich so skeptisch.

Tante Emma hat auch einen Kreis von Gleichgesinnten — nicht zu verwechseln mit Tierkreis — der kommt bei ihr zusammen. Meist sind es nette ältere Damen, die eine Sehnsucht nach Höherem haben. Dann kreisen bei ihnen Kaffeekannen und Planeten; sie reichen sich Kuchen zu und Schokolade und schlucken beides mit Appetit, lassen's sich sozusagen auf der Zunge zergehen, besonders die Schokolade. Sie sind nicht kleinlich, sie stellen des Horoskops ihren Enkeln, fremdesten Souveränen und Staatseisen. Sie wissen, wie es mit Palästina werden wird und mit dem kleinen Franz, der die Masern hat, während Palästina schwerer erkrankt ist. Es wird kriegerische Verwicklungen geben und Irgendwem auch Katastrophen. Daren ist natürlich der Saturn schuld. Mein Gott, an was ist dieses Scheusal von einem Planeten nicht alles schuld: an den chinesischen Wirren, an Lischens Blutern und an der Frankenebewertung, bloß

weil er bei der Geburt Chinas und Lischens und des Frankens in einem falschen „Haus“ stand. Hätte dieser Saturn sich nicht mit dem Wasser-mann herumgerieben, wäre alles anders gekommen. Das hätte man eben vorher sich überlegen sollen und das neue China, das kleine Lischens und das französische Kleingeld zu einer anderen Stunde aus der Taufe heben müssen. Aber niemand hat Tante Emma seinerzeit gefragt, als man die einleitenden Schritte tat.

Das meiste sieht Tante Emma in den Büchern nach, in denen wie in einem Labyrinth viele Zahlen untereinander gedruckt sind. Darin steht genau geschrieben, um wieviel Uhr der Jupiter abfährt. Wenn er aber Verspätung hat, weil er auf den Anschluß der Venus warten muß, dann gerät alles in Unordnung und Onkel Eduard verliert an der Börse, obwohl es für ihn ein fabelhaft günstiger Moment zum Abschluß von Geschäften, Antritt von Reisen, Eheschließungen und Wohnungswechseln gewesen wäre. Bestimmte Personen aber müßen sich vom Eingehen von Freundschaften, Verkauf von Rindvieh und Graben von Brunnen und Bergwerken hüten.

Ich hab's gleich gesagt, Onkel Eduard hätte lieber alle Buntgen gebären sollen, Aktien von Merzbis und Söhnen bestens zu verkaufen. Der Mond hatte nämlich störend eingegriffen auf Merzbis und seine Söhne, und außerdem will und will Onkel Eduard keinen Brunnen graben, sondern benutzt immer nur die Wasserleitung, obwohl er nach den Gestirnen für Erdbarbeiten geradezu prädestiniert ist.

Auf Tanten's Drängen habe ich mir endlich doch mein Horoskop stellen lassen. Es war sehr verwirrt, mit vielen Linien, Eklipsen und Kreisen. Ich habe es mir nicht genau angesehen. Eines Tages brachte ich es meiner guten Tante. Sie hat es lange betrachtet, den Kopf geschüttelt und gemeint, es sei ein älteres System. Aber soviel konnte sie doch erkennen, daß der Böswicht Saturn bei mir eine große Rolle spiele und ich müsse mich vor unnützen Geldausgaben hüten. Dabei wies sie auf eine Stelle des Blattes, wo die Linien hallos durchlaufend gingen.

Die Sache hat sich später doch noch günstig gestaltet; denn ich hatte mein Horoskop mit einem alten Schminkebüchsen für Kinderschminken verwechselt, und wo Tante Emma den gefährlichen Saturn mit den unnützen Geldausgaben feststellte, da waren es nur die Hosenzinken für die kleinen Lieblinge. Folztick.

Der Brunnen

Von Hasse Zetterstrom

Meine Frau hatte eine Wasserkaraffe in den Brunnen fallen lassen, der zu unserer Wohnung gehört. Die Karaffe war untergegangen, und meine Frau kam und sagte:

„Ich habe die Karaffe in den Brunnen fallen lassen! Ich bin ganz unglücklich.“

Ich wurde gleich sehr böse; denn die Karaffe hatte fünfzig Ore gekostet, und ein Mann soll immer auf Ordnung halten.

„Hast du je gesehen, daß ich eine Karaffe habe fallen lassen? Oder etwas anderes??? Nein!!! Ich verliere nie etwas! Aber jetzt gehe ich und hole die Karaffe wieder heraus.“

Ich ging nach dem Brunnen. Ich nahm eine lange Stange und steckte sie in den Brunnen. Die erreichte den Boden nicht. Ich holte noch eine Stange und band sie an die andere Stange.

Ich rührte in dem Brunnen herum, bis das Wasser ein dicker Lehmbrei geworden war. Dann ging ich auf die Veranda und ruhte mich aus.

Da kam das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, an den Brunnen.

„Warum sieht denn das Wasser wie Lehmbrei aus?“ sagte das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt.

„Weil meine Frau eine Karaffe hat in den Brunnen fallen lassen“, erwiderte ich.

Das Mädchen des Majors rannte nach Hause und schrie den Major an:

„Jetzt haben sie Karaffen in den Brunnen geschmissen, so daß das Wasser wie Lehmbrei aussieht!“

Der Major ging auf den Hof hinaus und schrie seine ganze Familie an:

„Niemand darf Wasser aus dem Brunnen trinken! Die Frau von dem Zeitungsschreiber hat das Wasser vergiftet!“

Da zog ich meinen weißen Anzug an, nahm einen Eimer in die Hand und schöpfte das ganze Wasser aus dem Brunnen. Der Brunnen war 10 Meter tief und faßte 200 Eimer.

Ich goß das ganze Wasser über das Erdbeerbeet des Majors und stahl dann eine Leiter aus einem gegenüberliegenden Schuppen.

Ich kletterte dann in den Brunnen und holte die Karaffe heraus. Ich holte auch ein Beil, zwei Strumpfbander, einen Fuchsschwanz, einen Kuhschwanz, eine Haarlichte, ein Korsett und eine Mundharmonika heraus. Ich legte alles in den Eimer und ging auf die Veranda, um mich auszuruhen.

Nach einer Weile kam das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, nach dem Brunnen. Sie warf einen Eimer in den Brunnen und zog den Eimer herauf. Er war leer.

„Ach du mein Gott und Schöpfer!“, sagte das Mädchen des Majors, der nebenan wohnt, „warum ist denn kein Wasser in dem Brunnen?!!“ „Weil ich die Karaffe, die meine Frau hat fallen lassen, heraufgeholt habe“, rief ich.

Da rannte das Mädchen des Majors nach Hause und schrie den Major an:

„Jetzt haben sie die Karaffe herausgeholt, so daß das Wasser alle ist, und nun steht man da!“

Da ging der Major auf den Hof hinaus und schrie seiner ganzen Familie zu:

„Nun kann keiner mehr Wasser aus dem Brunnen holen; denn der Zeitungsschreiber hat das ganze Wasser ausgeschöpft!“

Worauf der Major bei der Wege- und Wasserbauverwaltung, bei der Ortspolizei und bei dem Landrat des Kreises anklingelte.

Wir haben aber immer noch kein Wasser in dem Brunnen.

Ich selber nehme die Sache ziemlich ruhig hin, denn ich trinke Selterwasser, das ja sehr wohlschmeckend ist, besonders, da man es nicht gut ungemischt trinken kann.

(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Asslind)



Die Ziehharmonika

von Kataröcker

Horch auf, o Mensch, wie das so seltsam tönt,
wie's schmetternd jubelt und aus Tiefen stöhnt.
Was ist's im Grunde, das da lockt und ruft?
— Ein Saß voll Luft!

Ein Saß voll Luft, dem eines Meisters Hand
die Seele, die drin schlummerte, entband.
Nun ist sie frei und singt ohn' Unterlaß
ihr Glück, ihr Leid, ihr Sehnen, ihren Spaß.

Ein Luftsaß ist auch deine Menschenbrust.
Der alte Goethe hat das schon gewußt:
„Du danke Gott, wenn er dich preßt,
und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt!“

Wenn der Herbst kommt...

(M. Dudovich)



„So ein Tag erinnert mich immer an Ferdinand! Das Feuer ausgebrannt und nicht mal mehr so viel Glut, daß man sich wenigstens die Hände dran wärmen kann!“

Die Seeschlange

von W. W. Jacobs

„Wenn Sie mich nicht gefragt hätten“, sagte der Nachtwächter, „denn hätte ich die Luke dichtgelesen; aber wenn Sie mich so batzen fragen, dann muß ich Ihnen wohl sagen, was ich damit erlebt habe. Sie sind der erste Mensch, der es fertigbringt, daß ich den Eid breche. Das war

an Deck und saust nach unten wie unklug. Der andere war hastenichgesehen hinterher, und der Zweite Steuermann packte das losgelassene Rudergatter und schrie dem Alten zu, was wir nicht verstanden.

„Was zum Deibel habt ihr denn eigentlich?“ brüllte der Alte.

Der Steuermann zeigte nach Steuerbord, aber indem daß seine Hand so bibberte, daß er bald auf den Himmel und bald auf den Meeresgrund zeigte, wurden wir davon ja auch nicht viel klüger. Auch als er mit der Hand wieder klaren Kurs hatte, sahen wir noch nichts: Ganz plötzlich aber tauchte ungefähr zwei Meilen entfernt, so was Ähnliches wie'n Telegraphenpfehl aus'm Wasser auf, vielleicht zwei Sekunden lang, und dann duckte es sich wieder und hielt grade auf das Schiff zu.

Sam war der erste, der das sagte, und diesmal verlor er gar keine Zeit mit Stottern und Stimmern. Er wollte nur erst mal runtergehn, um die Scheibe Brot zu holen, sagte er, und war weg, bevor der Alte oder der Steuermann ihn aufhalten konnte.

In weniger als 'ner halben Minute waren bloß noch die drei Offiziere und ich an Deck. Der Zweite Steuermann hielt das Rudergatter, der Alte hielt den Atem an, und der Erste Steuermann hielt mich fest. Es war der sensatschönellste Augenblick meines Lebens.

„Ob wir mal die Kanone auf sie abfeuern —?“ fragte der Alte mit wackeliger Stimme und sah die kleine Messingkanone an, die wir zum Signal-schießen hatten.

„Da reizen wir sie bloß mit“, sagte der Steuermann und schüttelte den Kopf.

„Möchte wohl mal wissen, ob sie Menschen frisst“, sagte der Alte. „Vielleicht holt sie sich einen von uns?“

„Sehr viel Auswahl hat sie an Deck ja nun nicht“, sagte der Steuermann und sah ihn mit einem viel-sagenden Blick an.

„Das ist wahr“, sagte der Alte sehr nachdenklich. „Ich will mal alle Mann an Deck schicken. Als Kapitän habe ich die Pflicht, das Schiff als Letzter zu verlassen, wenn es irgend geht.“

Wie er die Jungens an Deck kriegte, weiß ich heute noch nicht; aber er kriegte sie. Wenn er mal richtig in Fahrt kam, war er einer von den ganz Schärften, und er fuhrwarte dermaßen los, daß sie wahrscheinlich dachten, schlimmer könnte die Seeschlange auch nicht sein. Jedenfalls — sie kamen rauf, und da standen wir nur alle auf einem Hümpel und sahen der Seeschlange zu, wie sie näher und immer näher kam.

Sie mochte wohl ihre hundert Ellen lang sein, und sie war ja zu wohl das gräßligste Geschöpf, das Sie sich vorstellen können. Wenn Sie 'ne Kreuzung aus dem düstern Viehzug der Welt machen würden, Gorillas und so was, denn wäre das, was da rauskäme, immer noch 'n Weltnachtsengel im Vergleich zu ihr. Sie schwamm nur erst mal neben uns her, in Höhe des Achterdecks, und ab und zu

kommen lassen. Versucht's mal mit 'nem Laib Brot.“

Der Koch ging nach unten und holte gleich 'n halbes Dutzend, und einer von den Jungens fachte sich 'n Herz und warf eins über die Reling, und bevor einer noch kuckucken konnte, hatte die Schlange es schon runter und peilte nach mehr. Sie machte den Hals lang und kam ganz dicht ran, wie die Schwäne im Viktoriapark, und sie war nicht eher zufriednen, als bis daß sie zehn Brote und 'n ordentlichen Heppen Fleisch binnen hatte.

Der Alte sah sie an, wie sie da so langselts schwamm und das Schiff mit ihrem Auge, das so groß wie 'n Suppenteller war, immer so zärtlich anpeilte, „Ich glaube, wir machen sie bloß immer dreister“, sagte er.

„Vielleicht verdrückt sie sich, wenn wir uns gar nicht mehr um sie kümmern“, sagte der Steuermann. „Wir wollen mal so tun, als ob sie gar nicht da wäre.“

Ne, wir taten denn ja zu so, bis wir vor lauter Anstrengung das Schützen kriegten; aber wir taten es alle an der Backbordgalei, und wir richteten es so ein, daß wir ganz kurzfristig unter Deck verschwinden konnten. Als das Bliest schließlich seinen Hals über die Reling schlingelte, als ob es was suchte, gaben wir ihm noch mehr zu fressen. Wir sagten uns, wenn wir es ihm nicht gäben, denn würde es sich womöglich was nehmen, und wir wollten ihm lieber nicht die Auswahl überlassen. Aber wir machten es damit tatsächlich immer dreister, und noch lange nach Dunkelwerden hörten wir es hinter uns schnauben und plätschern. Wir wurden allmählich rein wunderbarlich davon, und schließlich schickte der Steuermann runter und ließ den Alten wecken. „Ich glaube nicht, daß sie jemandem was zuleide tut“, sagte der Alte und kuckte über die Reling. Es klang warfärgig, als ob er über Seeschlangen und ihren Charakter genau Bescheid wüßte.

„Wenn sie mal mit 'm Kopf rüberkommt und einen von uns holt?“ fragte der Steuermann.

„Denn macht ihr mir sofort Meldung“, sagte der Alte mit fester Stimme und ging wieder zu Koje. Ne, ich war denn ja froh, als es acht Giesen schlug und ich nach unten gehen konnte. Ich hoffte natürlich, daß das Vieh nicht auf mich warten würde. Aber als ich wieder an Deck kam, war es warfärgig noch da und spielte im Wasser — so richtig heiter; wie 'n kleines Kind, könnte man sagen. Der Alte hatte es nämlich wieder füttern lassen.

„Es ist 'n ganz herrliches Tier“, sagte der Alte, und nun habi ihr ja alle mit eigenen Augen die Seeschlange gesehen. Daß mir aber keiner 'n Wort davon erzählt, wenn wir an Land kommen!“

„Warum denn nicht, Käpt'n?“ fragte der Zweite. „Weil euch das kein Mensch glaubt“, sagte der Alte streng. „Und wenn ihr die Bibel küßt und bei allen Knochen außer Großmutter einzeln schwört — es glaubt euch doch keiner. In den Witzblättern



nämlich so 'ne tolle Sache war das, daß die ganze Kruh sich damals Stillschweigen zugeschworen hat, weil wir keine Lust hatten, uns von den Landrenten auslösen zu lassen.

Na, also es war im Jahre 1884, an Bord des „George Washington“, zwischen Liverpool und New York. In den ersten acht Tagen war nix Besonderes los, aber am neunten, da kam es denn ja. Ich stand grade mit dem Steuermann achtern und zog das Logg ein, da hörten wir von oben ein Gebrüll, und einer von der Mannschaft, den wir den Stotterman nannten, kam runtergesaut, als wenn er rein unklug wäre, und die Augen waren ihm beinahe schon ganz raus aus dem Kopfe.

„D — d — die Sssssssseeschschsch — —!“ sagte er.

„Die was?“ fragte der Steuermann.

„D — d — die Sssssssseeschschschsch — —!“ sagte Sam.

Der Steuermann nahm sein Taschentuch raus und wischte sich das Gesicht ab.

„Nu hör mal zu, Sam, mein Junge“, sagte er. „Stell mal deine Wasserleitung ab, bis daß du wieder hinter der Puste bist. Wenn man mit dir redet, dann ist das, als ob man 'ne Sodafelsche aufmachst. Na, was is nu also los?“

„D — d — die Sssseesch — sch — sch — schlange“, sagte Sam mit einem Ruck.

„Muß 'ne ziemlich lange Schlange sein, nach deinem Bericht zu urteilen“, sagte der Steuermann und grinste.

„Was ist los?“ fragte der Alte, der grade dekukte.

„Der Mann da hat die Seeschlange gesehen, Käpt'n“, sagte der Steuermann. „Weiter ist nix los.“

„Ha — he — hab ich“, sagte Sam, und es klang so ähnlich wie'n Schluchzen.

„Na, da kann man her'n im Augenblick nicht viel dran machen“, sagte der Alte. „Das Beste is wohl, du gibst ihr erst mal 'ne Scheibe Brot.“



Der Steuermann lachte laut los, und an der Art, wie der Alte grinste, konnte man wohl sehen, daß er sich selber sehr gefiel. Die beiden lachten immer noch so richtig herzlich, als wir mit'm mal von der Brücke her'n gräßiges Gebrüll hörten. Einer von den Jungens löst das Rudergatter, springt

machte sie das Maul auf und ließ uns 'n paar Meilen in ihren Becken hineinfahren.

Sie scheint friedlich aufgelegt zu sein“, flüsterte der Erste Steuermann nach 'ner Weile.

„Vielleicht hat sie keinen Hunger“, sagte der Alte. „Aber wir wollen sie gar nicht erst in Rasche

verkohlen sie uns, und in den ersten blauen Blättern steht, es wären Tausend oder Mäwen gewesen.“

„Denn können wir sie ja man mit 'nem New York nehmen“, sagte der Erste ganz plötzlich.

„Was können wir w o h i n mitnehmen?“ fragte der Alte.

„Indem daß wir sie jeden Tag füttern“, sagte der Erste und wurde ganz aufgeregt, „es uns 'n paar Meihaken zurechtmachen und 'ne Rolle Drahtseil. Immer anlocken, daß sie mitkommt, und denn mit 'n Haken angeln. Vielleicht kriegen wir sie lebendig und können sie nachher für Geld zeigen. Zwanzig Schillinge pro Kopf Eintritt, mindestens. Oder wir kriegen wenigstens den Kadaver, wenn wir sie sauber herpunieren.“

„Donner Ja, wenn das ginge!“, sagte der Alte und kam auch richtig in Fahrt.

„Wir können es doch versuchen“, sagte der Erste. „Heute morgen hätten wir sie ja schon entern können, wenn wir gewollt hätten; und wenn sie denn das Seil zerreißt, können wir sie ja immer noch mit der Kanone durch 'n Kopf schießen.“

Es klang ja mächtig romantisch, aber wenn man sah, wie zehm das Vieh war und wie anhänglich es mitschwamm, denn kam einem der Plan gar nicht mehr so blödsinnig vor.

Nach 'n paar Tagen hatte überhaupt niemand mehr Angst vor ihr. Wenn man nämlich bedankt, wie groß daß sie war, denn war sie das schüchternste Tier aus der ganzen Zoologie — richtig ängstlich. 'ne Maus hat mehr Mut als unsere Schlangengänge. Als eines Tages mal der Zweite zum reinen Schendel die Leine vom Nebelhorn in die Hand nahm und 'n blischen tutete, warf sie erschrocken den Kopf hoch und drehte bald und wendete und haute ab.

Daß der Alte nicht überschnappte, ist 'n wahres Wunder. Ganze Brote war er über Bord und Schweinefleisch und Würste und Speisewieback; und als das Vieh sich schließlich wieder 'n Herz faßte und rankam, strahlte er wie 'n Kronleuchter. Und er gab Befehl, daß keiner mehr das Nebelhorn anrühren durfte, noch nicht mal bei Nebel oder Kollisionsgefahr. Nicht mal die Glocke durfte mehr geläutet werden — der Boatsmann sollte statt dessen den Kopf hoch in die Back reinstecken und die Leute rausrufen.

Als das Vieh nach drei Tagen immer noch mitschwamm, zweifelte niemand mehr, daß wir es nach New York mitkriegen würden; und ich glaube, wenn Joe Cooper nicht gewesen wäre, dann gäbe es keine weitere Seeschlangensfrage mehr. Er war der höflichste Mensch, den man sich vorstellen kann, war Joe; so was von Gesicht kann man sonst bloß in den Witzblättern sehen. Und empfindlich war er, und Unehmelicheit, daß er brauchte auf der Straße bloß einer rein zu bleiben und zu pfeifen oder mit 'n Finger auf ihn zu zeigen, denn mochte er das schon nicht. Mal, als ich 'n blischen mit ihm sympathisierte, erzählte er mir, nur ein einziges Mal hätte 'ne Frau 'n nettes Wort zu ihm gesagt, und das wäre im Nebel gewesen. Damals war er so glücklich, war Joe, daß er in den Kasten reinließ, bevor er merkte, wo er mit ihr war.

Am vierten Morgen, bloß noch der Tagelangen von Sandy Hook, war der Alte mit 'n verkörpert Bein zuerst aus'm Bett gekommen und schnappte nach jedem, der seinen Kurs kreuzte. Na, und dann es denn ja das Unglück, daß er nach vorn kam und Joe sah, der gerade seine Pilesgonomie über die Reeling hielt und die Seeschlange bekuckte.

„Was, beim Deubal, machst du denn da?“, brüllte der Alte. „Was soll das?“

„Was soll, so?“, fragte Joe.

„Daß du dein höfliches schwarzes Gesicht über die Reeling hältst und mit meine Seeschlange schau machst“, donnerte der Alte. „Du weißt doch, wie ängstlich sie ist!“

„Ich mach' die Seeschlange schau?“ sagte Joe und wurde ganz weiß im Gesicht und kriegte über und über das Zittern.

„Meln Junge“, sagte der Alte fuchswild, „wenn ich deine Viasche noch mal an der Reeling seh, denn kriegst du 'n blaues Auge. Hau ab!“

Joe haute ab, und der Alte, der seine schlechte Leine so ziemlich weggeschimpft hatte, ging wider nach achtern und machte 'n ganz freundlichen Schwatz mit dem Ersten. Ich war zu der Zeit gerade unten, und deshalb hörte ich erst nach mehreren Stunden davon. Da kam nämlich einer von den Heizern zu mir und machte 'n ganz geheimnisvolles Gesicht. „Bill“, sagte er, „du bist doch Joe sein Freund. Komm doch mal mit runter und sieh zu, ob du nicht mit ihm klarwerden kannst.“

Ich wußte Ja nich, was er meinte, und ging mit ihm runter in den Maschinenraum. Da saß Joe auf 'nem



Kübel und stierte ganz fänsch vor sich hin, und ein paar von den andern standen um ihn rum und hielten die Köpfe schief und kuckten ihn an.

„So is er 'n schon selb drei Stunden“, flüsterte der Zweite Maschinist. „Kein wie beduht is er.“

Joe schüttelte sich 'n blischen. „Ich mach die Seeschlange schau“, sagte er. „Gottgott!“

„Weiter sag' er 'n überhaut nix mehr“, sagte einer von den Heizern. „Es is ihm auf's Gehirn geschlagen.“

„Wenn wir ihn bloß mal zum Weinen bringen könnten“, sagte der Zweite Maschinist. Der hatte nämlich 'n Bruder, der auf Arzt studierte. Das würde ihm vielleicht den Verstand retten. Aber ich weiß nicht, was auf ihn wirkt.“

„Man müßte ihm freundlich zureden“, sagte der Heizer. „Darf ich's mal versuchen?“ Er räusperte sich erst, und denn ging er zu Joe und legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ganz sanft und mitteilend:

„Nimm's dir nich so zu Herzen, Joe; nimm's dir nich so zu Herzen! Unter 'n höflichen Visage versteckt sich oft 'n gute Seele.“

Bevor daß er sich noch mehr Freundliches ausdenken konnte, hatte Joe ihm eins mit 'der Faust gegeben, daß ihm beinahe 'n paar Rippen kaputtgegangen wären. Und denn drehte Joe sich weg und schüttelte sich wieder 'n blischen. Und nu sah er auch wieder so beduht aus.

„Joe“, sagte ich und schüttelte ihn. „Joe!“

„Ich mach die Seeschlange schau“, flüsterte er und glotzte ganz leer.

„Joe“, sagte ich, „Joe, kennst du mich nicht? Ich bin doch dein alter Freund Bill!“

„Richtig, Bill“, sagte Joe und wurde 'n blischen klarer.

„Komm“, sagte ich. „Komm, ich bring dich zu Bett, da bist du am besten aufgehoben.“

Demit faßte ich ihn beim Ärmel, und er stand ganz ruhig und gehorsam auf und ließ sich führen wie 'n kleines Kind. Ich brachte ihn in seine Koje, und nach 'ner Weile schlief er friedlich ein, und ich dachte, nu wäre das Schlimmste vorüber. Aber da kückte ich mich. Nach drei Stunden stand er auf und schien wieder ganz vernünftig. Bloß daß er herumging, als ob er über irgendwas mit aller Gewalt nachdachte, und bevor ich noch raus hatte, was es war, kriegte er 'n nen Anfall.

Der Anfall dauerte zehn Minuten, und kaum war

er vorbei, da kriegte Joe auch schon 'nen neuen um vierundzwanzig hatte er sechs ausgewachsene Anfälle, und ich will gar nicht leugnen, daß ich mich wunderte. Was für einen Spaß er dabei fand, hinzufallen und steif daliegen und nach uns zu treten, das konnte ich nicht begreifen. Im einen Augenblick stand er noch ganz ruhig und umgänglich da, und im nächsten packte er schon den ersten besten Gegenstand und kriegte 'nen grässen Anfall und lag auf'm Rücken und trat nach uns, wenn wir versuchten, ihm die Fäuste aufzumachen, weil wir ihm die Hände tätscheln wollten.

Die andern sagten, es wäre ihm auf's Gehirn geschlagen, daß der Alte ihn so beleidigt hätte, aber ich ließ mich nu ja nich so leicht verkehlen, und als ich mal mit ihm allein war, sagte ich ihm das auch.

„Joe, alter Junge“, sagte ich, „wir sind doch immer gute Freunde gewesen.“

„Das sind wir ja wohl“, sagte er und kuckte ziemlich schiel.

„Joe“, flüsterte ich, „was hast du auf'r Pflanze?“

„Auf was für 'ner Pflanze?“ fragte er.

„Joe“, sagte ich und sah ihn ganz scharf an, „es hat keinen Zweck, daß du so dumm und harmlos kuckst. Ich seh doch mit meinen eignen Augen, daß du Seife kuckst.“

„Seife—?“, sagte Joe höhnisch, und es klang richtig höflich. „Seife—! Wenn man dir 'n Stück zeigt, weißt du ja nicht mal, was das is.“

Der Alte machte sich nicht viel aus Jose Anfällen. Er sagte bloß, wir sollten aufpassen, daß die Seeschlange Jose Gesicht nicht sähe, wenn er sein Dolles kriegte; und als der Erste Joe vom Wachdienst befreien wollte, sagte der Alte: „Ne, ob er nu seine Anfälle im Dienst kriegt oder im Bett — das soll mir egal sein.“

Wir waren nur noch ungefähr vierundzwanzig Stunden vom Hafen entfernt, und die Seeschlange schwamm immer noch auf, und abends um sechs wurden von der Schiffsführung alle Vorbereitungen getroffen, um das zoologische Tier am andern Morgen um acht einzufangen. Um ganz sicher zu gehn, stellte der Alte auf Deck 'ne Extrawache auf, die ihn nicht halbe Stunde aus zu freisetzen geben mußte, und als ich um zehn Uhr zu Koj ging, war die Seeschlange so nahe, daß man ihr den Kopf hätte kraulen können.

Ich war vielleicht 'ne halbe Stunde im Bett, als ich durch den grässigen Krach aufgeweckt wurde, den ich je gehört hab'. Das Nebelhorn heulte immerzu, in 'n hellen und dunklen, wie 'n Getrampel, als wäre der Deut' los. Na, wir dachten, die Seeschlange hätte sich womöglich das viele Brot zuwidergeessen und benähme sich nu schlecht. Infolgedessen steckten wir bloß die Köpfe aus dem Luk und lauschten. Der ganze Krach schien auf der Brücke zu sein, und weil das die Seeschlange nich zu sehen war, festten wir schließlich Mut und gingen an Deck.

Na, und da sehen wir denn ja die Bescherung. Joe hatte mal wieder 'n Anfall gekriegt, während er am Ruder war, und da hatte er in seinem unbeuhten Zustand die Leine vom Nebelhorn gepackt und an ihr, als ob es um Leben ginge, und wenn wir unwohl trät er nach uns. Der Alte raste in seinem Pilschama 'rum und tobte noch schlimmer als Joe; und als der Krach am schlimmsten war, kam Joe 'n blischen wieder hinter sich und ließ die Leine los und fragte mit schwacher Stimme, warum eigentlich das Nebelhorn immer so tuiste. Ich glaube, der Alte wollte Joe umbringen, aber der Zweite hielt ihn fest. Na, und als nu alles 'n blischen ruhiger wurde und wir über die Reeling kuckten, da war von der Seeschlange natürlich nichts mehr zu sehn.

Wir blieben die ganze Nacht an Deck, aber es war alles umsonst. Als es hell wurde, sahen wir, daß die Seeschlange spürlos verschwunden war. Dem Alten geschah es je eigentlich ganz recht, aber wir andern mußten ja alle mit drunter leiden, und es ist ein gutes Beispiel dafür, was dabei rauskommt, wenn man keine Rücksicht auf die Gefühle seiner Mitmenschen nimmt. Denn wenn der Alte meinen Freund Joe nich beleidigt hätte, denn wüßte die Wissenschaft jetzt alles über die Seeschlange, und die Zeitungsschreiber könnten sich nicht mehr über ehrliche Seeleute lustig machen.“

(Zerlegliche Übertragung aus dem Englischen von Karl Leibt Zeichnungen von Rudolf Kriesch.)





„Ja, meine Gnädigste, der Herbst hat es in sich. Da zeigt die Natur ihre ganze Fülle und . . .“
„ . . . wieso? Ich hab mich noch immer für schlank gehalten!“

Simmlische Idylle / von Ricarda Zuch

„Nun sind wir wieder unter uns Göttern“ —
sagte der Mond, als der Abend dunkelte
und winkte zum Reigen den Planeten,
seinen Verrern;
das Goldblech funkelte
beim festlich melodischen Schritte.

Dann reichen sie die Leier
der Erde, Scheherasade.
Und alle lauschen
ihrer glorreich wilden Ballade.
Die Nacht summt träumerisch mit.
Die Tränen rauschen . . .

Amtlicher Gewinnplan zur 48. Preußisch-Süddeutschen (274. Preuß.) Klassenlotterie

800000 Lose, 343000 in 5 Klassen verteilte Gewinne
Es werden insgesamt ausbezahlt 67501680 Reichsmark

ERSTE KLASSE ZWEITE KLASSE

Ziehung am 20. und 21. Okt. 1938

Schluß der Erneuerung Montag, 6. Nov. 1938
Ziehung am 16. und 17. Nov. 1938

Gewinne	RM	RM	Gewinne	RM	RM
2 zu	100000	200000	2 zu	100000	200000
2 "	50000	100000	2 "	50000	100000
2 "	25000	50000	2 "	25000	50000
4 "	10000	40000	4 "	10000	40000

**Fast jedes zweite Los gewinnt!
Ein Achtelloses nur 3 Mark je Klasse!**

DRITTE KLASSE VIerte KLASSE

Schluß der Erneuerung Freitag, 4. Dez. 1938
Ziehung am 11. und 12. Dez. 1938

Schluß der Erneuerung Sonntag, 2. Jan. 1939
Ziehung am 8. und 9. Januar 1939

Gewinne	RM	RM	Gewinne	RM	RM
2 zu	100000	200000	2 zu	100000	200000
2 "	50000	100000	2 "	50000	100000
2 "	25000	50000	2 "	25000	50000
4 "	10000	40000	4 "	10000	40000
6 "	5000	30000	6 "	5000	30000
10 "	3000	30000	10 "	3000	30000
20 "	2000	40000	20 "	2000	40000
50 "	1000	40000	50 "	1000	40000

**... schon ein Achtelloses kann
100000 - Mark gewinnen!**

Fünfte KLASSE

Schluß der Erneuerung: Dienstag, 2. Febr. 1939

Ziehungstagen: 9., 10., 11., 12., 13., 14., 15., 16., 17., 18., 19., 20., 22.,
23., 24., 25., 26., 27. Februar; 1., 2., 3., 4., 5., 6., 8., 9., 10.,
11., 12., 13., 15. März 1939

Hauptgewinne

auf ein Doppellos:

auf ein ganzes Los:

Gewinne	RM	RM	Gewinne	RM	RM
2 zu	1 Million	2 Millionen	2 zu	1 Million	2 Millionen
2 "	300 000	600 000	2 "	300 000	600 000
2 "	100 000	200 000	2 "	100 000	200 000
2 "	75 000	150 000	2 "	75 000	150 000
4 zu	50 000	200 000	4 zu	50 000	200 000
8 "	30 000	240 000	8 "	30 000	240 000
16 "	20 000	320 000	16 "	20 000	320 000
100 "	10 000	1 000 000	100 "	10 000	1 000 000
200 "	5 000	1 000 000	200 "	5 000	1 000 000
400 "	3 000	1 200 000	400 "	3 000	1 200 000
1000 "	2 000	2 000 000	1000 "	2 000	2 000 000
3000 "	1 000	3 000 000	3000 "	1 000	3 000 000
5000 "	500	2 500 000	5000 "	500	2 500 000
20000 "	300	6 000 000	20000 "	300	6 000 000
233264 "	150	34 989 600	233264 "	150	34 989 600
263000		55 399 600	263000		55 399 600

Lospreise für jede Klasse					Lospreise für alle 5 Klassen				
1/5	1/5	1/5	1/5	Doppellos	1/5	1/5	1/5	1/5	Doppellos
3 RM	6 RM	12 RM	24 RM	48 RM	15 RM	30 RM	60 RM	120 RM	240 RM

Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei!



Der Präsident der Preußisch-Süddeutschen Staatslotterie

Werk einer Sichel

Von Heinz Weis

Als die beiden kleinen Knaben — keiner von ihnen war schon zehn Jahre alt — an einem Nachmittage die Kiesgruben vor der Stadt durchstreiften, fanden sie nur meagre Beute. Heinchens Gefährt las einen Türpfahl auf, Georg trug ein Stück zusammengebrochenen Fliegendraht unter dem Arm. Sie durchwühlten ein Schuttlloch nach dem andern, stiegen über einen hohen Rain in eine andre Kiesgrube hinein und sahen plötzlich am Abhang neben rostigem Gestrüpp einen leeren Kinderwagen stehen. Dieser Kinderwagen war uralte. Er wies Spuren eines weißen Anstrichs und im Innern einige Fetzen Wachstum auf. Das Alter und die Schicksale hatten ihm die deutliche Schattengabe nach Steuerbord verliehen. Er federte ganz fein im Wind, und das sah aus, als ob er nicht mehr ruckte... Der Glanz einer großen Entdeckung überzog in diesem Augenblick die Gesichter der beiden Knaben. Sie duckten sich hinter eine Rampe rostiger Topfe, sammelten umherliegende Flaschen und warfen sie dann in schwelgender Übereinkunft nach dem Umgestirn. Von den Flaschen getroffen, wogte der Kinderwagen hin und her, lüpfte sogar einmal die beiden Räder einer Seite, als ob er hinüberstreifen wollte... Obwohl der Wagen niemand zu gebären schien und auch weit und breit niemand zu sehen war, duckten sich die beiden nach jedem Wurf nieder und beobachteten die Wirkungen ihrer Gaschosse. „Wir müssen stürmen!“, meinte endlich Heinchchen, aber Georg hielt ihn zurück. „Erst kommen noch die Bomben!“, und er las einige Backsteinstücke auf. Sie kamen überein, zu gleicher Zeit und auf Kommando zu werfen. Ihre ersten Würfe zertrümmten das Weidenbäumchen und die zweiten warfen das Vehikel um. Es fiel nach Steuerbord, nach jener Seite, die von Schicksalen geschwächt, schon lange überhängen. Es fiel und fiel, das es an einem Abhang stand, und blieb endlich mit den Rädern nach oben liegen. „Wie eine alte Geißel“, kicherte Heinchchen vor Wonne, und dann stürmten sie vor und stießen den Ungeheuer ihre „Dolche“ in den Leib. Als sie annehmen konnten, daß der Feind erledigt sei, ließen sie von ihm ab, setzten sich auf einen Stein und besehen sich ihr Werk. „Wir müssen ihn skalpieren“, meinte Heinchchen. Aber der praktische Georg schlug vor, statt dessen die Räder herauszumachen, das wäre wenigstens eine Beute, ja, das lohnte sich! Und so klopfeten sie vereint die Splinte aus den Achsen, zogen die Räder ab, wendeten die Korb wieder um und füllten ihn zuletzt mit Splinten. Aus einem Weidenast und einer alten Suppenteller fertigten sie ein Kreuz und steckten es darauf. Dann verließen sie, die Räder in den Händen, den Komplatz.

Die Witwe Rüssel war schon zwelundsiebzig Jahre alt und sichelte noch immer ihren Gelben das Futter. Jetzt kam sie mit einer Schürze voll harten, halbverdorrenen Grasses durch die Kiesgruben geschritten. In der Rechten hielt sie die Sichel, mit der Linken den Zipfel ihrer Schürze. Sie sprach vernehmlich mit sich selber. „Fünf Schürzen machen meine Chaischen voll“, sprach die Witwe Rüssel und blieb wie angewurzelt stehen. Vor ihren Füßen, auf dem Boden der Kiesgrube lag ihr militärischer Wagen. „Jesses Maria!“ stammelte sie. Alsdann verknüpfte sie ihre Augen, ihre alten Augen, die die Wahl hatten, tückisch zu werden oder überzufließen, ihre alten, kahlen Augen wurden feucht, sie bewegte rasch und lautlos die Lippen und das Kinn. Sie hatte das Kreuz, den Steinhäuten und die Überreste ihres Wegens erblickt. Ihre Hand, die den Schürzenzipfel hielt, sank mütlos herab. Das mühsam gespielte Geissenfutter rutschte zu Erde. — Da tauchten aus einem andern Kieselloch die beiden kleinen Knaben auf, in jeder Hand ein Kinderwagenrad. Sie drehten der alten Frau den Rücken zu und schlenderten ehnungslos dahin... Wütend tat die Witwe Rüssel einige unglaublich schnelle Schritte, blieb dann plötzlich wieder stehen, fuhr mit der Sichel in Richtung der Knaben durch die Luft, als ob sie grasen wollte, und schrie geläufig: „Her mit der Räder!“ Die Knaben wandten sich erschrocken. „Her mit der Räder!“ schrie die Witwe Rüssel weiter. „Her mit der Räder!“ und tat, die Sichel in der erhobenen Rechten, abermals einige jähe und heftige Schritte nach vorn. Die Knaben, von diesem Anblick und von der Verfolgung erschreckt, umkramten fester ihre Beute und wandten sich zur Flucht.

Das war der Witwe Rüssel zu viel: sie raffte mit der Linken die Schürze, bogte die Rechte mit der Sichel vor die weisse Brust und stießt ihnen nach. Als sie den Abhang hinunter in die Kiesgrube hinein mehr rutschte als lief, stülpte sich eine leere Konservendose über die zerfallene Spitze ihres linken Schuhs. Der zurückgebogene, zackige Donsendeckel schlappete nach unten. Als die Alte den nächsten heiligen Schritt auf ebener Erde tat, blieb sie hängen, stolperte und stürzte vornüber. Sie hatte keine ihrer beiden Hände frei, um sie schützend vorzuhalten, und so fiel sie denn auf das Gesicht. Die Sichel, die sie dabei an sich drückte — die Sichel, das hilfreiche Werkzeug ihres Lebens — die Sichel, die sie Jahr für Jahr selbst schmalgewetzt und dünngeschliffen, drang bei diesem Sturz mit ihrer Spitze ein. Wer die Sichel kennt, weiß, daß sie dort am schärfsten ist. Zwischen zwei Rippen fuhr der gewetzte Stahl hin durch...

Mit einem Ruck warf sich die alte Frau herum, so daß sie auf den Rücken zu liegen kam, riß mit entsetzter, heftiger Gebärde die Sichel aus der Brust und — legte sie neben sich. Ihre Augen sperrten schreckensvoll. Der blaue Himmel stand darin, Gesicht und Kleider waren sandbedeckt. Mit der Rechten, als wollte sie sich reinigen, fuhr sie einige müde Male die Brust auf und ab, die Linke umkramte noch immer den Zipfel der Schürze. Nach einer kleinen Weile jedoch schien die Witwe Rüssel trotz ihrer spärlich wachen Augen einschlafen zu wollen. Sie schloß noch ein mattes Streichen auf der Brust, bis endlich die Hand ganz stille stand — vor Müdigkeit, und weil die Arbeit ihres Lebens getan war...



„Wat, zu Neujahr wolln Se gratulieren? Jetzt im Oktober und nachts um drei?“

Während meines Aufenthaltes in Lübeck lernte ich dort auch einen Pastor namens Petersen kennen, der in vieler Beziehung ein Original war. In der Grunde war er doch alles Kind in seiner strengen Gläubigkeit. Den Dingen der Welt völlig abgewandt, zuletzt in seiner Studierstube eingekapselt, ging er ganz in seinem Berufe auf und war felsenfest davon überzeugt, der liebe Gott werde sich ihm vor seinem Abschieden irgendwie persönlich offenbaren.

Nun bedurfte die Stille der Pfarrhaus den Namen der Erneuerung. Dem Herrn Pastor konnte man mit so etwas Wellichem nicht kommen. Darum nahm die resolute Frau Pastorin die Sache in die Hand. Sie bestellte die Handwerkerleute, ein Gerüst wurde angebracht und alle sonstigen Vorbereitungen wurden getroffen. Der Herr Pastor merkte von alledem nichts, auch nicht die Verkleidung seiner Studierstube. Er las, schrieb und meditierte wie sonst. Eines Morgens rief nun ein Maurer vom oberen Gerüst einem untenstehenden Handlanger zu, der auch zufällig Petersen hieß: „Petersen! Petersen! Bring mir ook 'n Tau run!“

Der Herr Pastor hatte den ganzen Satz nicht vernommen. Schon beim ersten Rufe des Namens war er vergesslich aufgestanden. Da war je die Stimme von oben! Da war die sehnlich erwartete Offenbarung!

Und verzückt kniete Pastor Petersen nieder, kreuzte die Arme über der Brust, neigte demütig des Haupt und sprach: „Rede, Herri Dein Knecht hört.“

Zu den Amtsobliegenheiten Pastor Petersens gehörte es auch, den Studierenden des Lehrerseminars Religionsunterricht zu erteilen. Bei der weiten Entfernung zwischen Pfarrhof und Seminargebäude hatte man mit Rücksicht auf das Alter des Geistlichen die Vereinbarung getroffen, daß die Seminaristen die Religionsstunden im Pastorat erhielten. Aber auch bei schneller Gangart brauchten die jungen Leute für den Weg hin und zurück je zehn Minuten. Man einigte sich also dahin, daß die der Religionsstunde vorausgehende Unterrichtsstunde fünf Minuten früher geschlossen, die ihr nachfolgende fünf Minuten später begonnen werde. Aber auch Petersen sollte von seiner Stunde am Anfang und am Ende je fünf Minuten opfern: Als die Seminaristen ihm diesen begründeten Wunsch vorbrachten, da rief er schmerzlich aus: „Aber, meine Herren, Sie kürzen mich je vorn und hinten!“

Hautkrankheiten
schmerzlos beseitigt durch
Mischung Vonderheide
tatsächlich, keine Quälerei
von der Folge in der Haut
schlechte Folge.
L. WOLF Chem. Labor.
Essen, Rudolphstr. 1

DER!
DIE EINFACHSTE RASIERMETHODE

Rasier-Creme-50u4- Klinge -20

Glück in der Liebe

Korsetts, auch für Herren,
gibt es nach Maß, lebende Damen-
mädchen, große Brustträgerin, keine
schweren Bänder, sondern
leichter, besser, besser, besser, besser

Schuppen-Rede

2 Pf.

besteht jede Marke, welche die ohne Entschädigung zu
weisen, Einheits-Auswahl, eine kleine - Auswahlg
geg. Stützungs 8. Herin, Witten, Hamburg 10.

Grüne Haare

Harnsäure

GRATIS

Jugend und Kraft

Briefmarken

Rauchers

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

Möbel

ROSIKA HAUS MÜNCHEN

ROSENSTRASSE 5 - RINDENMARKT 17

beim Marienplatz

Lübeck

Königsstraße 20

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

GRATIS

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Klump. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. Jedem der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die einfachen Regungen der Volksseele hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen! - schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage. Kartontier RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München.

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



Gutsbesitzer L. in N., ein tüchtiger Landwirt und Obstzüchter, hat eine neue Birne gezüchtet. Er benennt sie nach seiner Frau. Eines Tages schickt er mir die letzte Nummer der Obstzüchterzeitung. Sofort fällt mir im Anzeigenteil die groß aufgemachte Empfehlung dieser neuen Birne auf:

Neul Aus meiner Edelzucht! Neul Olgä L., dickbauchig und feinhäutig. Gutsbesitzer L. in N.

*

Welche junge Mutter wäre nicht hoch erfreut, wenn man das Lob ihres Sprößlings singt!

„Dunnetwittstock noch eens“, sagte die alte Frau Grothe, Mutter unseres Dorfgastwirts und selber schon vielfach Großmutter, zu meiner Frau: „Ihr Kleiner ist ja all een oddentlich handlicher Bursche!“

„Ja“, entgegnete meine Frau stolz, „ich nähre ihn auch selber!“

„Na, denn ook!“ meinte Mutter Grothe. „Ich hewwe mine ook alle selber jenscht — Jedet een Janet Joh lang. Wat is aber ook ut die Wümers Jewoddell Seihn Se sich blot minen Ältesten, den Krüjer — twee een een'n halben Zeniner heit der jetzt uff'n Puckel!“

Der Herr Pfarrer hatte in seinem Garten drei neue Birnbäume angepflanzt, die aber trotz aller Liebe und Sorgfalt nicht recht gedeihen wollten. Schließlich ließ er den Nachbar Christian zu sich bitten, der zwar nicht sehr fromm war, aber von den Bäumen etwas verstand. Ihm klagte er sein Leid. Da er außerdem den Christian gerne auf bessere Bahnen gebracht hätte, ließ er auch allerlei erbauliche Worte einfließen vom Segen des Herrn, der über das Wachsen und Gedeihen der Natur sich breite, wenn man ihn gläubigen Herzens erbitte. Der Christian nickte dazu, besah sich die drei kranken Bäume, belastete die Rinde und untersuchte den Boden. „Herr Pfarrer“, meinte er dann und kratzte sich hinter der Mütze, „wenn i ebbes sage dürt: do hillst's Betta nix meh, do g'hort Misch't naal!“

Sprachlos vernahm's der Pfarrer.



Kruschkes haben seit kurzem ein neues Mädchen. Neulich klingelte ich abends um 9 Uhr in einer dringenden Angelegenheit bei Kruschkes an.

Nach einer ganzen Weile meldet sich das Mäd-

chen. Hastig sagt sie: „Hier bei Kruschke und Herr und Frau Kruschke sind weggegangen und Sie möchten ein andermal anrufen.“

„Augenblick, liebes Fräulein!“, rufe ich, „selen Sie doch, bitte, so gut und schreiben Sie einen Zeilel für Herrn Kruschke, er möchte sofort...“

„Huch!“ kreischt da das Mädchen entsetzt auf. „Ist dort ein Herr? Ich kann doch jetzt nicht mit einem Herrn telefonieren! Ich bin doch schon im Nachthemd!“

Und legt den Hörer auf die Gabel.

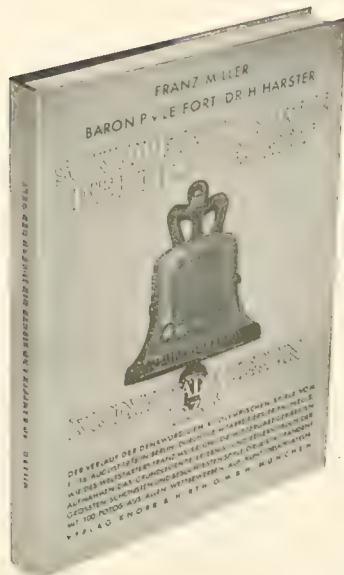
*

Die Kunst, folgerichtig zu denken, muß frühzeitig geübt werden. Jedenfalls ist die Schule dieser Meinung. Sprachlehre aber ist besonders geeignet zur Entwicklung der jugendlichen Logik. Kürzlich sollten nun Schüler durch Anhängen von Endsilben Wörter bilden.

„Zum Beispiel“, sagt der Lehrer, „Bild — Bildnis oder Gleich — Gleichnis, verstanden?“ „Jawohl! Hintern — Hinternis“, ruft da der kleine Xaverl.

*

Ich sitze in der einzigen Raststube meines Dorfes und warte geduldig auf den Augenblick, in dem der gewichtige Fleischermeister, der vor mir an der Reihe ist, geschabt zu werden, sich erhebt. Auch seinem Schenken, das er mitgebracht hat, scheint die fast feierliche Handlung allmählich zu lange zu dauern. Zuguterletzt bringt der Barbier dem Dicken einen Schnitt am Hals bei und bemüht sich nun emsig, mit dem Alaunstift das stark hervorquellende Blut zu stillen. Da wird es dem Kleinen denn doch zu bunt und ebenso neugierig wie eindringlich fragt er: „Vadder, was schreibt dir denn der Mann noch an dein Hals?“



Die Olympischen Spiele zu Berlin waren die größten, schönsten und befachtesten Spiele, die die Welt je gesehen hat. Sie werden es vielleicht auf lange Zeit bleiben. Aber die mannigfaltige Berichterstattung des Tages hinaus fordern Teilnehmer und Nichtteilnehmer eine geschlossene Zusammenfassung dieses Weltereignisses, einen ordnenden und endgültigen Erlebnis- und Ergebnisbericht. Hier ist er! Franz Miller, der Starier zu Berlin, Los Angeles und Amsterdam, von Beruf aus Mann der Feder, war wohl der Vernunftigen einer, dieses erste Erlebnis- und Ergebnisbuch herauszugeben, zusammen mit Baron P. von Le Fort und Dr. G. Harster und unter Mitarbeit weiterer namhafter Fachleute. Es ist gegliedert, in diesem Buche nicht nur das unvergessliche Erleben dieser olympischen Tage lebendig zu gestalten, sondern darüber hinaus auch die großen Gesichtspunkte, namentlich in der Leichtathletik, richtungswiegend herauszuarbeiten. Weit über hundert charakteristische Bilder ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vortrefflich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nacherlebnis.

Reichsportführer von Tschammer und Osten

gibt dem Buch folgenden Geleitwort mit auf den Weg: „Deutschlands Nationalmannschaft hat ihre Pflicht getan. 33 goldene, 26 silberne und 30 bronzene Medaillen sind der verdiente Lohn und der Beweis für den kämpferischen Einsatz unserer Jungen und Mädchen. Ich begrüße es, daß der bei den XI. Olympischen Spielen in Berlin erlangte große Erfolg von Fachleuten in Wort und Bild für alle Zeiten in diesem Buch festgehalten wird. — Mögen die Leistungen der Olympia-Sieger unserer Jugend Vorbild und Ansporn sein!“

160 Seiten, 124 Bilder auf Kunstbrustlefen. Reinen RM. 1.80, broschiert 3.60. In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. / München

Lieber Simplicissimus

Als nach dem großen Kriege für Frauen und Mädchen die Mode der kurzen Röcke aufkam, schieden sich die Leute in drei Lager. Die eine Gruppe fand Gefallen an der Neuordnung und machte auch kein Hehl daraus, die andere schämte über von stiltlicher Entrüstung, die dritte endlich setzte sich aus denen zusammen, die die Sache an sich ganz nett und harmlos fanden, sich aber von Amis und Berufs wegen wenigstens nach außen hin entrüsten mußten. Damals wurde im Allgäu eine Bezirkslehrerversammlung abgehalten. Die Rock-Frage kam natürlich auch zur Sprache. Mehrere Redner hatten schon gegen die neue Mode gesprochen. Als dann aber auch noch der Bezirksschulrat sich über die Verderbtheit der heutigen Weiblichkeit ereiferte, da konnte sich eine junge Turnlehrerin, ein fiesches Sportmädchen, nicht mehr halten und rief in die erstarrte Versammlung hinein:

„Send doch froh! Da brauchet ihr no nimme so weit nautz/denket!“

Im Jagdhaus war einmal die hübsche junge Nichte des Jagdherrn, eine Stadthennoveranerin, zu Gast. Er nahm sie mit auf Pirsch und Ansitz in seinem Bergwaldrevier. Als sie in das Jagdhaus zurückgekehrt waren, meinte er:

„Daß unser Stadtmädel mir in der Dunkelheit auf den schwierigen Wegen so gut hat folgen können, ist wirklich überraschend.“

„Aber Onkelchen!“, antwortete sie, „du hast ja so 'nen nüdlichen Rucksack!“

Und streichelte sein kahles, schimmerndes Hinterhaupt.

Ein dem Frauenstudium nicht sehr geneigter Professor begann, nachdem sich bei ihm auch Stu-

dentinnen eingefunden hatten, seine Vorlesung im Wintersemester mit den Worten: „Meine Herren und Damen! Ich sage nicht, meine Damen und Herren, weil die Damen nur in der Minderzahl sind. Früher habe ich nur zu sagen brauchen: Meine Herren! — Das war eine sehr schöne Zeit.“

Die Revisoren bei Großbanken haben es nicht immer leicht, ihren Tätigkeitsberichten den genügenden Umfang zu geben, und so empfahl ein Revisor vor kurzem folgendes: Die Rechnungen für Klosett-papier sind in Zukunft nicht mehr über Konto „Büromaterial“, sondern über Konto „Reinigung“ zu verbuchen.

Inge besucht mit ihrer Mutti zum ersten Male den Zoologischen Garten. Beim Anblick der vielen unbekannten Tiere ist Inge ganz benommen, und ihr kleines Plappermündchen bleibt stumm. Plötzlich tau't sie auf und ruft: „Mutti, hier sind auch richtige Tiere!“ Und leuchtenden Auges betrachtet sie eine Schar Hühner.

In der Anfängerklasse öffnet sich die Tür und lachend tritt der Schulrat ein. Staunend betrachten die Kleinen den fremden Mann. Dann hebt ein kleines Mädchen den Zeigelfinger. Der Lehrer sieht es mit Unbehagen; denn das Mädchen ist seine eigene Tochter.

„Nun!“, sagt der Schulrat gütig, „was willst du sagen?“

„Ich weiß, wer du bist! Mein Vater hat gar keine Angst vor dir!“ kräht die Kleine ins Schulzimmer.

Als ich auf einem Pirschgang einen Weg kreuzen mußte, kamen zwei Frauen, offensichtlich Kurgäste, daher. Ich grüßte und wollte weitergehen, als die eine meinte: „Ach, Herr Förster (Kleider machen Leute), könnten Sie uns wohl sagen, wo hier die Vogelschau ist?“ —

„Vogelschau?“ fragte ich.

„Ja“, sagte die Sprecherin, „Vogelschau! Es soll hier von der Vogelschau aus so 'n wunderschönen Blick auf das Herzberger Schloß geben und da möchten wir gern hin!“

— 171 —

Unlängst, Anfang Oktober, komme ich zufällig in eine kleine Siedlung am Stadtrand, die vor zehn Jahren recht kunstlos errichtet worden war. Verwittert sind die Häuschen und so winzig, daß die Möbelwagen fast größer sind, die der Umzugsleute halber an den Straßen stehen. Nachdenklich schlenndere ich dahin, als es kllirrt. Richtig, im Hause



vor mir ist die Fensterscheibe zerbrochen. Durch das Loch aber dröhnt ein Männerbeß.

„Justav, wie oft hab' ich dich nu aber schon jesagt, du sollst det Fenster uttmachen, wenn du dich das Jakett anzieht!“

**BETT
UND
COUCH**

ist erschienen.

Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch

**BETT
UND
COUCH**

ist erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlafraumes und für die Schaffung von reizvoll-gemüthlichen Wohnräumen. Das Werk, das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vorschlägen zu dienen ist sein Zweck.

Preis RM. 4.80

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH.

STUTTGART-O 78

Bitte lesen Sie auch die anderen Blätter unseres Verlages

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN / MÜNCHNER ILLUSTRIRTE PRESSE
SÜDDEUTSCHE SONNTAGSPOST / ILLUSTRIRTER RUNDFUNK





„Was, das Wasser ist Ihnen noch net heiß genug? Ich weiß net, zu meiner Zeit haben die Madeln viel mehr innere Hitzen g'habt!“ — „Kunststück, die waren auch wie 'ne Kochkiste angezogen!“

Zweikampf mit Geschenken

Zwei Jagdnachbarn, die sich so vergrämt gegenüberstanden, daß sie kein Wort miteinander sprachen, suchten sich gegenseitig zu treffen und auf ihre waldmännischen Schwächen und Sünden aufmerksam zu machen, indem sie sich mit durch die Post zugestellten Büchern, deren Inhalt oder Titel Anspielungen auf jene Schwächen und Sünden enthalten sollten, bombardierten. Die Widmungen lauteten jeweils immer: „Herrn — — zur Beachtung“ oder „Herrn — — zur Warnung“. So erhielt der eine das Buch „Kein Heger, kein Jäger“, woraufhin er dem andern das Werk „Die Hege“ übersandte. Der eine suchte den andern mit dem „Geschenk“ zu übertrumpfen, aber bisher hatten

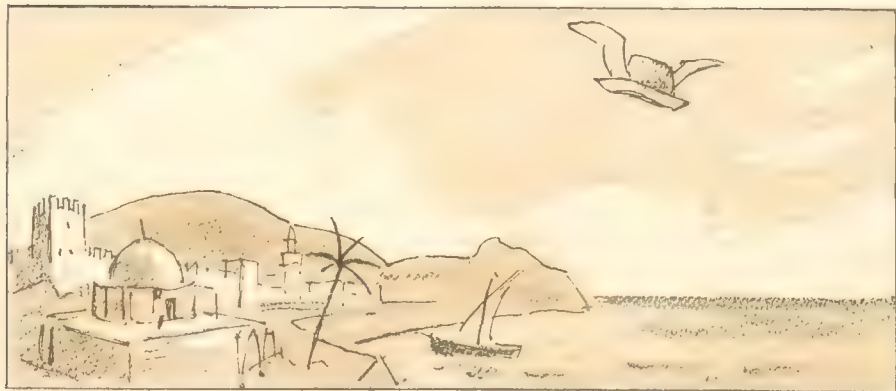
die anzüglichen Gaben sich ungefähr die Waage gehalten. Auf das Buch „Schech dem Willddieb“ erhielt der Spender vom Gegner das Werk „Wilddiebereien und ihre Bekämpfung“. Als der eine einseh, daß der andere die Hiebe abzuwehren wußte, glaubte er, den Gegner durch die Übersendung von „Knigges Umgang mit Menschen“ in einer kaum abzuwehrenden Weise zu treffen, aber die Antwort war nicht von Peppe; denn der Nachbar sandte ein Werk über Säuglingspflege. Schließlich hatten sie die Nase voll und wollten Schluß machen, aber jeder wollte den letzten Trumpf haben. So verfiel denn jeder auf das berühmte Werk von Goethe, das schon manche

Streitigkeit auf kurzbündige Art beendet, manche aber auch vor den Richter gezogen hat: sie beschenkten sich gegenseitig mit „Götze von Berlichingen“ und jeder lachte sich, bevor die nächste Post eingetroffen war, im stolzen Bewußtsein der tödlichen Niederlage des Gegners ins Fäustchen. Da brachte die Post gleichzeitig jedem die gleiche Schlußabrechnung und keiner war zunächst froh, bis der eine sich überzeugte, daß die ihm zugesandte Gabe ihrer Bedeutung (in diesem Zusammenhang) beraubt war und er sich nicht getroffen zu fühlen brauchte. Er hatte eine Schlußausgabe bekommen, in der die bewußte Einladung gestrichen war.

H.

Mittelmeer-Probleme

„Wilhelm Schütz“



In Famagusta auf Zypern lebte bekanntlich vor vielen hundert Jahren Fortunatus, der jenen unerschöpflichen Geldseckel und jenes Wunschhütlein besaß, mit dem er ungesehen fliegen konnte, wohin er wollte.



Wir empfehlen den derzeitigen Machthabern der Insel, im Hinblick auf ihre kostspieligen militärischen Pläne unter der Bevölkerung eine Razzia nach dem Verbleib besagter Wertgegenstände anzustellen, die ja, wie die alten Volksbücher berichten, früher sowieso schon einmal in englischem Besitz gewesen waren.



Nächtlicher Besuch

Wie ein Dieb bin ich in der Dunkelheit in diese Straßenecke geschlichen. Im hintersten Winkel habe ich mich zwischen Wagenrädern und Karren versteckt. Hier verstaubt der Schmutz seit Jahren die reparaturbedürftigen Stücke. Niemand vermutet an diesem Platz und zu dieser späten Stunde einen Menschen. Die ganze Straße ist nur durch zwei Gaslaternen schwach beleuchtet. Es geht auf den Winter zu. Wenn ich noch eine Stunde in meinem Versteck ausharre, wenn mich kein Hund verbellt, kann ich mein Vorhaben ausführen. Es ist ganz still um mich, wenn geht hier in diesem ländlichen Flecken zu vorgeschriebener Stunde schliefen.

Da drüben liegt „unser Haus“, die Stätte meiner Kindheit, in der großen Stube ist noch Licht, die Fensterläden sind fest verriegelt, kein Ton dringt zu mir. Die Weiterlehre, deren sich der Vater immer rühmte, klappert noch wie früher. Das Licht in der großen Stube wird ausgelöscht. Ich tat es vor Jahren so oft; denn ich war immer der letzte der Familie, der seine nächtliche Ruhestätte aufsuchte; mit überwachten Sinnen glaube ich die Drehung des Gashahnes wahrzunehmen. Was habe ich vor, was trieb mich hierher? Soll längst Verklungenes noch einmal aufleben? Der Verstand dozieren: „Laß ab von deinem Plan, guter Freund,

geh wieder zurück zum Bahnhof! In zwei Stunden bist du in der Stadt, bei einer Flasche Wein kannst du deinen Rückfall ins Romantische vergeßent“

Kannst du's?

Das Sprechenern ist nicht schwer. Es geht fast spielend, sozusagen. Nach höchstens fünfzehnhundert Tagen schließt tadellos das Maulgremel.

Und gerne knallt's dann, oft und laut, einfache Schiffe und reitweise. Mitunter freilich gibt's Konflikte, was manchen weniger erbaute.

Erst allern: man treibt's so fort. Man wertet sich für die meisten Fälle meistens sprachlicher Duell.

— Erst mit uns selber nicht das Wort.

Wer denkt: wozu? Wer sagt: umjanz?

Wer dünkelt freudig nach den Sternen?

Ja, lieber Freund, das Schwenkenlassen ist eine schwierige Kunst!

Dr. Ogilvie

Während mir diese Gedanken durch den Kopf schießen, bin ich schon über die Straße auf die andere Seite gehuscht. Mein Herz klopfte wie rasend; überflüssige Furcht, sage ich mir, man schlägt ja hier schon längst ich verweile einen Augenblick am Latentor, fest darf man sich nicht dagegen lehnen, es quälteste damals, wenn man es tat. Das Schloß brauche ich nur ein wenig anzuheben, und lautlos öffnet sich das Hoftor. Der jetzige Besitzer scheint kein großer Neuerer oder vorbildlich korrekter Mensch zu sein; er hat es nicht für notwendig befunden, Schloß und Riegel in Ordnung zu bringen. Gut so! Ein Schritt vorwärts, meine Hand greift nach der Eisenstange, die ungefähr drei Meter hoch am Haus hinauf führt; sie dient als Erdung für den Blitzableiter. Zwei tüchtige Kletterzüge würden genügen, und ich könnte mühelos ins obere Stockwerk in meine Schlafstube gelangen. — Die Leute, die jetzt „unser Haus“ bewohnen, sind anscheinend recht vertrauensselige Menschen; der Hausschlüssel hängt nämlich wie bei uns am Nagel an der Türöffnung. Schon habe ich ihn in der Hand. Mit einiger Übung konnte man früher geräuschlos aufschließen. Es gelingt mir auch jetzt. Derartige vertraute Handgriffe verliert man nie. Die Mutter freute sich immer über diesen Trick, den nur ich allein vollbrachte. Ja, die Mutter! Sie verriet nie die Stunde meiner immer so späten Heimkehr. Elf Stufen führte in die drei oberen Zimmer. Lautlos nehme ich mehrere Stufen auf einmal, nur bei der sechsten muß ich große Vorsicht walten lassen, die knarzte früher ganz gefährlich. Jegliche Beklemmung ist von mir gewichen. Es kommt mir nicht in den Sinn, daß man mich hören könne. Lärm schlug und „haltet den Dieb!“ riefte, nein, ich bin so ruhig, daß ich mich selbst wundere — gehöre ich nicht hierher? Die Tür zu meiner Schlafstube ist nur angelehnt, ich lausche einige Sekunden; erwachsene Menschen scheinen hier nicht zu schlafen. Es war auch nur Platz für ein Bett da. Vorsicht drücke ich die Tür weiter auf und trete ein. Durch die zwei kleinen Straßenfenster fällt spärlich Mondlicht auf ein Kinderbettchen, nun höre ich auch die ruhigen Atemzüge des Kindes. Ich vermeide, es anzusehen. Zwei Schritte weiter, und ich schlage den Vorhang zu einer kleinen, schmalen Kammer zurück. Hier verstaute ich meine Kinderschatze, hier las ich wohl das Buch für Buch, hier zierte ich die Wände mit Drucken aus den verschiedensten illustrierten Zeitschriften! Auf einem Stuhl, den ich in der Dunkelheit greife, veräume ich etliche Zeit. Wann jetzt die Mutter leise rief: „Karl, bist du da?“, würde ich ohne Zögern „ja“ antworten. Ich mühe mich nach dem Todesjahr der Mutter ab, ich weiß es nicht mehr. Es fällt mir so schwer, meine Gedanken zu sammeln, ein schilmes Erinnern jagt das andere. Ich danke an den Bruder in Brasilien. Warum ging er so von heute auf morgen fort, warum schrieb er nicht ein einziges Mal in den langen Jahren? Ja, und seit dieser Zeit wurde die Mutter immer weniger, und sie weinte viel, und im Hause ward's still, unheimlich still, der Vater starb, die Mutter starb, und ich schielte nach dem dahin.

Man gab mir einen Vorwand. Der tat mich in die Lehre, er meinte, es sei „höchste Zeit“. Das Essen schmeckte mir bei den Leuten nicht, die nun den unteren Stock des Hauses bewohnten. Mein Schmetterlingsnetz war eines Tages verschwunden, wahrscheinlich hatte man es verbrannt. Gelde durfte ich nur selten spielen, wochentags wurden die Kasten verschlossen. — Über den Schlüssel durfte ich nicht verfügen. Der lange, qualvolle Jahre „betreute“ man mich; als meine Lehre beendet war, vermittelte mir ein Bekannter eine Stelle in der Stadt. Der Vormund ließ mich gehen, und wie gem ging ich die Welt stand mir offen. Nun bin ich wieder hier und muß immer an die tote Mutter denken. Ich möchte so gerne nach unten in die große Stube. Früher beobachtete ich manchmal durchs Schlüsselloch die Mutter, wie sie über dem Kinderbildnis des Bruders Tränen vergoß, den Kopf auf den Arm legte und lautlos schluchzte. Und schon schleiche ich die Treppe herab...

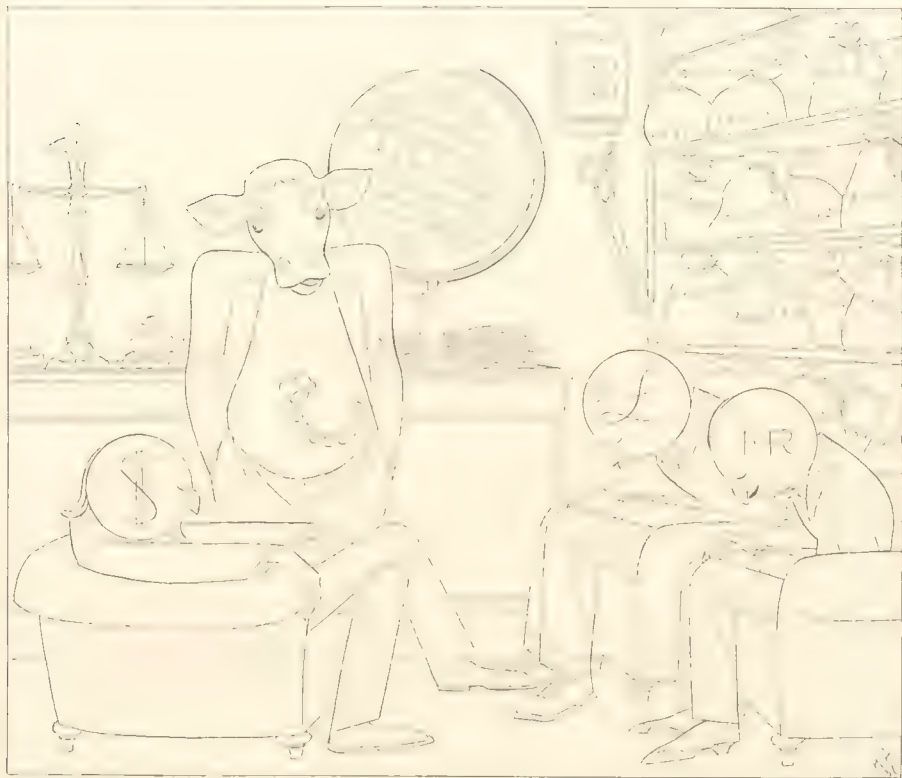
Die Türe ist offen. Hier rechts hang die Uhr, deren heller Schlag dochts ganze Haus tönte. Leise, leise öffne ich das Fenster nach des Nachbarns Hof. Auf dem Fensterbrett standen immer

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schwaib, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einrentenr. 40 Pf.; ein Bonnement im Vierteljahr Rm. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1924. D.A. III. 2/2. 34 11.60. Auflage dieser Nummer 20.000. Unveränderte Auflagen werden zurückgesandt, wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. — ANSCHRIFF FÜR Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1295. Postcheckkonto München 3920. Stillschließung München.

Dreimächtekonferenz beim Währungsdiktator Goldkalb

(Karl Arnold)



„Abwertung ist noch keine Bewertung, meine Herren! Der Wert der Bewertung ist Stabilität!“

viel Blumenstöcke, Schnittblumen liebte die Mutter nicht. Ich will gerade versuchen, in der Dunkelheit die Gegenstände des Zimmers zu unterscheiden, als ich mit dem Arm an etwas stoße. Es fällt zur Erde, es klirrt, aus dem früheren elterlichen Schlafzimmer ruft eine Stimme: „Menn, stoh' auf, es ist jemand in der Stube, schnell, mach' Licht!“ — Ich setze ohne Besinnen über die Fensterbrüstung in den Hof, schwinde mich über die Mauer, gelange in einen Garten, Hunde fangen an zu kläffen, Stimmen werden laut, das letzte Hindernis, der Gartenzaun, ist genommen, ich jage durch die kleine Gasse, am Bach entlang, aufatmend verschnaufe ich im Feld an einem alten Baum. Tränen kolkern mir über die Backen, meine Hände sind zerschunden. Ich laufe nach der nächsten Bahnstation. Der erste Frühzug fährt erst in drei Stunden. Müde, zerschlagen, mit wirren Gedanken gehe ich, ein Heimatloser, auf der alten Landstraße dahin, der ungeheuren, mich verschlingenden Stadt zu...

Karlpeier.

Die Kapelle

In X. ist eine neue Kapelle eingeweiht worden. Onkel Balduin war auch dabei. Nach seiner Rückkunft erzählte er: „Kinder, stellt euch vor: Vor der Kapelle ist 'ne Kanzel aufgebaut, links davon steht der Kirchenchor, rechts davon die Musikkapelle. Schön. Vor der Kanzel die Festteilnehmer. Erst wird ein Choral gesungen, dann die Glocke gelautet, daß ich denke, das Türmchen fällt ein, denn singt wieder der Kirchenchor, daß die Lüfte zittern. Alles ist erschüttert, so dröhnt es. Dann steigt der Geistliche auf die Kanzel und redet, nein donnert! Seine Stimme ist wie ein Gewitter. Dann setzt wieder der Chor ein und der Gesang schwimmt an wie ein Orkan. Alles um uns herum bebzt förmlich, so gewaltig ist der Schall! Und in des Abschwelns des Gesanges, in das Nachzittern der vielen Stimmen fällt plötzlich die Kapelle ein“.

„So mußte es kommen“, rief der Vetter Emil und

lachte wie ein Sachverständiger, „ja, diese Baumster!“

Tante Minna aber setzte voll Genugtuung hinzu: „Ein wahres Glück, daß wenigstens niemand in der Kapelle drinnen war!“

Billige Kur

Zu einem bekannten Urologen kommt ein lebenslustiger alter Herr und klagt über ein Blasenleiden. „Wie alt sind Sie jetzt, Herr Oberberger?“, fragt der Arzt.

„Siebzig gewesen, Herr Doktor.“

„Na, in diesem Alter sind derartige Beschwerden keine Seltenheit.“

„Aber“, meint der Patient etwas gekränkt, „mein Freund Max ist noch älter und sagt, daß er ganze Nächte lang ohne jegliche Beschwerden durchbummeln könne.“

„Nun, sagen Sie das eben auch!“, beruhigt ihn der Arzt.

Den Helden des Alkazar

(Eduard Thöny)



Sie hielten aus und wankten nicht,
den Höllenschrecken preisgegeben,

und taten schweigend ihre Pflicht.
Nun leben sie und – sollen leben!

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Spanisches Soll und Haben

(f. ch. Schilling)



„Das Geschäft stimmt, Genosse! Spanien hat sein Blut gegeben, und Moskau bekommt dafür sein Gold!“



Wenn Winter wird

Von den Sorgen eines Aestheten

Edgars Herz pochte, seine Schläfen hämmerten, und seine goldene Armbanduhr tickte; sonst war nichts in dem geschmackvoll eingerichteten Raum zu hören, dessen verchromte Möbelgestänge in bewußtem Gegensatz zu den geblühten Chlinsüberzügen, den dem Körper angepaßten weichgepolsterten Sitz- und Halblegegelegenheiten standen. Edgar trat ans Fenster und preßte die glühende, hohe, leicht gefurchte Stirn, die sich über der männlich schön geschwungenen Nase wie die marmorene Bastion einer altchinesischen Tempelstadt aufbaute, gegen die kühlenden Fensterscheiben.

Draußen hatte es zu schneien begonnen, und ein kalter Wind trieb die ersten Flocken des Jahres sowohl an den kühlen Scheiben, wie auch an der glühenden Stirn vorüber. Es schneite, jetzt im Oktober, zu früh für das Jahr und viel zu früh für Dr. Edgar Wellensittlich. Der Schnee lagte sich schwer auf die noch belaubten Bäume und drückte sie und Edgars Gedanken nieder. Ach, wie kurze Zeit war es erst her, daß er in Nicht auffallend gebogelter weißer Flanelhose und knapp geschnittenem meerblauen Jackett am Strande gewandelt war, sinnend, was er wohl beglücken könnte, aber es war ihm nichts eingefallen. Noch lag die Bräune auf seinen Wangen, die er sich in langen Sommerstunden in mühevoller Kleinarbeit am Strande liegend erarbeitet hatte. Manche Stunde hatte er dazu gebraucht, um Heiligkeiten unter Nasenflügeln und Augendeckeln in das gleichmäßige Braun zu verwandeln, das man jetzt trug und das von Sport zeugten sollte und stahlharten Muskeln und von Gefahr-trotzen, und ohne das kein Mann von Welt sich unter selbigen gleichen zu zeigen wagte.

Vorbei, vorbei, und jetzt schnellte es schon, jetzt, wo er mit seinen Wintervorbereitungen noch längst nicht fertig war. Das war es, weswegen seine Wangen glühten, seine Schläfen pochten, sein Herz schlug — und nur die Uhr tickte auch so wie.

Jetzt galt es zu handeln, jetzt mußte Dr. Edgar Wellensittlich zeigen, daß er ein Mann war, einer von schnellen Entschlüssen, der in das Rad der Entwicklung mit hurtigen Händen eingriff und es vorwärts trieb in die große unbekannte Ferne.

Oh, er war ja kein Neuling auf seinem Gebiet, er kannte die Fachliteratur, die sich mit seinen Dingen befaßte. Hatte er nicht mit heißem Bemühen die Journale durchaus studiert, in denen man lesen und sehen konnte, wie sich der elegante Mann zu tragen hatte? Jawohl, das hatte er, da konnte er sich nichts vorwerfen. Ihm war es niemals passiert, daß sein Wagen etwa eine Lackierung zeigte, die man voriges Jahr getragen hatte. Keine Mühe hatte er vorgeschützt, sich mit den von der Mode kategorisch geforderten Hunderassen stillvoll zu umgeben, und er hätte mit der etwa notwendigen blauen Ulmer Dogge sein letztes Stückchen Brot geteilt, um ihnen zu gleichen, von denen die eleganten Journale in Bild und Wort kündeten. Ja, er hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als der Ruf zum Volkhaften auch sein feingeschlittenes Ohr erreichte, und er hatte sich hinter dem Pflug fotografieren lassen und mit Garbe und Dreschlegel beim Entsaft. So überaus nah stand er seiner Zeit und verstand ihre feinsten Regungen und Anregungen. Wenn es ein Parfüm gegeben hätte, das den Duft der

sastenschwangeren Scholle auströme, kein Zweifel, er hätte darnach gegriffen und seinem hüftenumpennenden Frack einen Hauch Kuhstall verliehen. Aber ach, wie langsam arbeitete auf diesem Gebiet die chemische Industrie, und nirgend fand er eine Anpreisung, in der es hieß: Sie umweht der Hauch des morgendlich erfrischten Hirten, wenn er aus der Stalltür tritt, und der ganze Zauber der Landwirtschaft...

Aber jetzt spielten seine langen schmalen Hände nervös auf der Fensterscheibe — was hätten sie auch sonst anderes tun sollen? Dieses Verweilen bei der hinauszögernden und zeilenverschwendenden Tätigkeit älterer Romanhelden dauerte bei diesem Manne der Tat, in dem wir unschwer einen Brucknenbauer oder sonst eine technisch verhaftete Idealgestalt aus der nie rastenden Fantasie eines Filmregisseurs erkennen dürfen, die im ersten Akt mit wühendem Schopf und trotzig zurückgeworfenem Kopf ins Leben hinaus- und im fünften ins stille Glück hineinlurt, nur den Bruchteil einer Sekunde. Sein ganzer sehnter Körper straffte sich, wurde ein stahlharter Nervenzusammenball, gesammelte Kraft, gefesselte Energie, gebändigte Schönheit, zackige Stromlinie, unauhaltbares Vorwärtstreiben, vollsaftige Männlichkeit und so weiter und so weiter.

Jeder Kenner verwickelter psychischer Vorgänge hätte auf den ersten Blick erkennen können: hier hat sich einer durchgerungen.

Wie weit sind wir doch noch davon entfernt, die Geheimnisse des Menschenherzens ganz entschlüsseln zu können, seine Tiefen, seine Abgründe, seine gifttiefen Hohenlagen kristallklar in einem kurzen Kapitel dem nach des Tages Hauch Mühe Entspannung suchenden Leser darzustellen. Spät wird das gelingen, sehr spät.

Wir können hier nur die äußerlich sichtbaren Merkmale einer Wandlung aufzählen: Dr. Edgar Wellensittlich schritt zum Telefon, wählte mit sicherer Hand am Selbstwähler die Nummer seines Schneiders, und mit fester und klarer Stimme rief er in den Apparat: „Herr Pantischorek, auch ich gehe jetzt von den unterbenen Stoffen ab und bekenne mich zum großen Käse dieses Winters.“ Foltzick.

Nachdenkliche Begegnung

von Karatöser

Daß es Menschen gibt, welche Bücher schreiben, und andere, die diese Bücher vertreiben, das hat sich im Laufe der letzten Wochen beim Publikum wieder mal herumgesprochen.

Vertrauens des Erfolges im großen und ganzen betreffen wir auf die Jahressbilanzen . . .

Am heutigen Erntedankfest sah ich einen neuen, älteren Dichter über seinem Zweifelsgehenden Daneben stand, verfaßte alabastern, eine Dase mit holden Reflexen und Ästern.

Und als ich, den dieser Anblick bewegte, ihm liebevoll die Hand auf den Schnigbüchel legte und mit Beispielen aus der Agrikultur ihm ermunternd unter die Nase fuhr, da dankte er lächelnd für mein Bemühen: „Schön . . . und wie bringt man Buchweizen zum Blühen?“

Das Märchen von den Erdstrahlen

(Olaf Gulbransson)



Korbinian glaubt an tödliche Erdstrahlen...

Man sieht ihn nie ohne Wünschelrute.

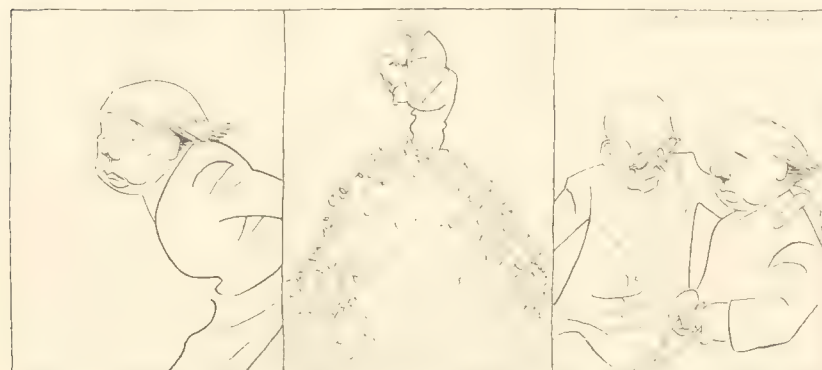
Hier hätte er sich gerne ausgerüstet...



...aber die Wünschelrute zeigt Gefahr an!

Müde strebt Korbinian seinem Heim zu...

...doch unterm Bett ist eine Wasserräder.



Verzweifelt geht er in die Fremde.

Hier schlägt die Rute nach oben aus...

...Korbinian hat eben einen Wasserkopf!

Die kleine Reiterin

(Zeichnung von E. Thöny)

Eine kleine Weile
muß ich vor der Türe stehn.
Dann heißt es: „Eile!
Laß dich sehn!“

Ein Herr kam geschritten,
ein Herr vom Mittelrang.
„Heute abend? Dürst ich bitten?
Vielen Dank!“

Der Herr meinte, ich werde
anderswo mehr als hier;
zumal mit dem Pferde,
und dieses mit mir.

Es war ein Herr vom Meere,
vielleicht ein Kapitän.
Ich danke für die Ehre:
„Okee, um zehn!“

Los! Ein Zelt aus Leinen,
Eichler und Manegesand;
hundert Blicke wie einen —
am Band.

Über Schönheit läßt sich streiten,
einen Film sieht jedermann.
Über wenige können reiten
wie ich es kann.

Um zehn kam ich gegangen,
der Herr, der stand schon da.
Er tätschte mir die Wangen
und sprach von Afrika.

Da gäb' es Beduinen,
die müßt' ich reiten sehn,
faß könnt' ich es gleich ihnen. —
Ich ließ ihn stehn.

Dies ist die Volte,
der Salto dies, der Todesprung.
Ob ich hier fortgehn sollte?
Ich bin jung!

Heut im Gewimmel
ein Pufferl für mittlere Herrn.
Morgen — oder im Himmel
ein Stern.

Ein Stern beim himmlischen Wagen,
dort gehö'r' ich hin.
Denn ich bin, mehr ist nicht zu sagen,
eine Reiterin.



Hans Krip



„Da ist mir kürzlich Ovids „Liebeskunst“ empfohlen worden. Sagen Sie mal, Herr Hasinger, ist das Buch nicht reichlich veraltet?“ — „Das kann man nicht sagen, meine Gnädigste, auf dem Gebiet ist wenig Neues hinzugekommen!“

Maß um Maß

Der Pfarrer von Holzhausen war nach einem Bittgang mit seinem Mesner beim Stiefelwirt in Gremling eingekehrt. Als es zum Zählen kam, bemerkte er zu seinem Verdruß, daß er den Geldbeutel vergessen hatte. Er bat den Wirt, die Zache aufzuschreiben, aber nicht so, daß alle Welt es auf der schwarzen Tafel über dem Feß lesen könne. „Felt si nix“, erklärte der Wirt beruhigend. Als der Pfarrer

nach einiger Zeit wieder beim Stiefelwirt sprach, las er auf der Tafel: „Dominus vobiscum 2 Maß, Et cum spiritu tuo 4 Maß.“

Diät

Bei der Guglielmo ist das Kind krank. Es hat Blinddarmreizung. Der Arzt kommt bereits zum dritten Male. Er trifft die kleine Patientin beim Essen an. Rasch nimmt er ihr den Teller vom Bett und sagt entsetzt:

„Aber Frau Guglielmo, Speckknödel dürfen Sie dem Kind nicht geben, die sind ja viel zu schwer! Das müssen Sie doch einsparen!“

Da schüttelt die Guglielmo den Kopf:

„Wissen S', Herr Doktor, mit die Speckknödel, da haben mir unser Erfahrung. Die tun dem Kind gar nix; da hat unser Großmutter, neunzig Jahre ist sie alt worden, noch drei Stund' vor ihrem Ableben sechs große davon 'gessen und nix ham s' ihr g'macht!“

Die Tür / von Hasse Zetterström

Fräulein Alica Akerholm kam aus der Stadt, um meinen Freund Lindström und mich zu besuchen. Wir freuten uns sehr, daß sie kam; denn sie brachte gute Konserven und mehrere Flaschen Wein mit.

Fräulein Akerholm ist eine sehr angenehme und liebenswürdige junge Dame, die oft sehr unmittelbare und originelle Eingebungen hat.

Am Abend des ersten Tages sagte Lindström: „Du schläfst im Gestüblchen. Wir haben extra ein kleines Häuschen für dich gemietet. Da kannst du in einem Patentbett schlafen, das höchstens 1½ Meter zu kurz ist. Du bist ziemlich lang, meine liebe Alice!“

Fräulein Akerholm war mit dem Gestüblchen sehr zufrieden. Sie wohnte drei Tage dort. Als sie abfuhr, nahm sie den Schlüssel zur Haustür mit. Niemand glaubte, daß Fräulein Akerholm den Schlüssel gestohlen hätte; wir begriffen gleich, daß sie ihn aus Irrtum mitgenommen hatte.

Wie sich später herausstellte, hatte sie ihn gar nicht mitgenommen.

Da wir keinen Schlüssel hatten, konnten wir das Häuschen nicht zuschließen, was uns drei Tage lang beunruhigte und störte. Es wohnte zwar niemand in dem Häuschen, — wir hatten aber alle beide auf Ordnung. Außerdem hatten wir das Häuschen mit Schlüssel gemietet. Es mußte einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn wir es ohne Schlüssel zurückgeben.

Am vierten Tage sagte Lindström:

„Du mußt wegen des Schlüssels bei Alice anknäueln. So geht das nicht. Was soll denn der Großhändler Blom, dem doch das Haus gehört, denken? Ich bin zu Genauigkeit und Ordnung in allem erzogen. Alice muß den Schlüssel herschicken.“

Fräulein Akerholm erklärte, daß sie den Schlüssel nicht mehr gesehen habe, daß sie die Tür zugeschlossen und den Schlüssel herausgezogen, nachher aber nicht weiter an ihn gedacht habe. In ihrem Gepäck könne sie keinen Schlüssel finden. Es müsse ein Irrtum vorliegen. Sie pflege nicht anderer Leute Schlüssel mitzunehmen. Sicher läge

er, daß sie ja nicht wüßte, wie er sein müßte, um zu der Tür zu passen. Sie könne doch nicht gut zu einem Schlosser gehen und sagen: „Wollen Sie so gut sein und einen Schlüssel zu einem

bleiben, aber ich am Schlüsselloch steckte ein Zettel auf dem stand:

„Ihr könnt sonst Jemand verurteilen. Ich habe keine Zeit für Euch. Übrigens fahr' ich in ein paar Tagen nach Kopenhagen.“

Fräulein Akerholm pflegt in Kopenhagen im Hotel Bristol zu wohnen. Wir sandten also die Tür nach Hotel Bristol in Kopenhagen. Das war eine sehr mühselige und sehr kostspielige Sache. Aber wenn wir uns mal etwas vorgenommen hatten, mußten wir es auch durchführen.

Fräulein Akerholm kam ins Hotel. Der Portier erkannte sie wieder, freute sich sehr und sagte: „Es ist ein großes Kolli für Sie angekommen, gnädiges Fräulein. Wir haben es auf dem Speicher, denn es ist so groß.“

Fräulein Akerholm ging mit nach dem Speicher hinauf und nachdem zwei Leute der Bedienung fünfunddreißig Minuten mit Bell und Zange gearbeitet hatten, kam die Tür zum Vorschein.

Fräulein Akerholm ging auf ihr Zimmer und weinte. Denn schickte sie ein Telegramm:

„Was soll das heißen? Ich verbrenne die Tür! Alice.“

Wir antworteten umgehend:

„Die Tür gehört Blom. Beschädigung strafbar. Senden den Schlüssel. Dänisches Eisen geht auch.“ Darauf erhielten wir keine Antwort. Wir warteten lange. Schließlich erfuhren wir, daß Fräulein Akerholm weitergefahren sei und die Tür im Bristol zurückgelassen habe, wo sie noch im Speicherraum liege.

Wir gingen nun zum Tischler Lindström auf der Insel und bestellten eine neue Tür nebst Schlüssel. Der Tischler Lindström nahm Maß und fertigte eine neue Tür an, aber weil es abends dunkel war, irrte er sich und nahm schwarze Farbe statt rote zum Anstreichen der Tür.

Eine schwere Tür paßt nicht so gut zu einem roten Haus wie eine rote Tür, weshalb wir eines schmerzlichen Vormittags, als die Sonne schien, das Häuschen schwarz anstrichen. So hatte alles dieselbe Farbe.

Wir zogen dann frühlich nach der Stadt und schrieben dem Eigentümer der Insel:

„Die richtige Tür zu dem schwarzen Haus ist rot, weil das Haus rot war. Aber nun ist das Haus schwarz, usw.“

Lindström fand später den richtigen Schlüssel.

Eines Abends, als er sich auszog, fiel er ihm aus einer Hosentasche.

Wie er dahingekommen war, war ihm total unverständlich.

roten Häuschen mit Vorgarten machen.“ Kein Schlosser auf der Welt könne so einen Schlüssel machen, usw. ...

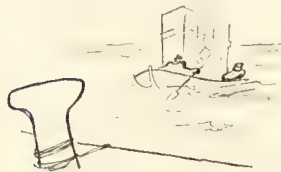
„Das sind nur Ausflüchte“, sagte Lindström. „Sie will sich drücken. Aber sie muß einen Schlüssel besorgen!“

„Natürlich“, sagte ich. „Wir schicken ihr die Tür zum Maßnehmen. Wir könnten ja auch nur das Schloß schicken, aber das würde sie wahrscheinlich wieder verbummeln. Wir schicken die Tür!“ Am folgenden Tage wurde Fräulein Akerholm die Tür geschickt, nach ihrer Wohnung in der Stadt. Wir beauftragten einen Spediteur, ihr die Tür ins Haus zu tragen.

Spät abends klingelte Fräulein Akerholm bei unserem Amt an, man möchte doch mal hinschauen und nachsehen lassen, ob bei uns zu Hause alles in Ordnung wäre.

Aber kein Schlüssel kam. Wir schrieben eine kleine Postkarte und fragten ergeben an, ob denn die Arbeit im Gange wäre. Am Abend brachten zwei Männer vom Dampfer her die Tür angeschleppt.

Wir saßen gerade auf der Veranda und besprachen die Möglichkeit eines Dorschflanges am Hufvudskär, als die Tür kam. Sie war dieselbe ge-

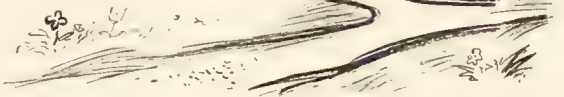


der der Schlüssel in oder vor dem Häuschen. Sie grüßte herzlich und fügte hinzu, daß sie einen Mückenstich am linken Bein habe.

Wir suchten aufs neue nach dem Schlüssel. Ohne Erfolg. Wir stellten sämtliche Möbel auf den Kopf, rüttelten sie, ließen sie los, packten sie wieder an und schleuderten sie abermals von uns. Wir benahmen uns genau so, wie man es immer tut, wenn man nach einer Sache sucht, die man nicht findet. Aber wir fanden keinen Schlüssel.

Nach drei Tagen schrieben wir an Fräulein Akerholm und sagten ihr, daß, wenn sie den Schlüssel auch nicht habe, es doch ihre Pflicht wäre, einen neuen anzuschaffen; denn sie hätte zuletzt den Schlüssel in der Hand gehabt.

Fräulein Akerholm antwortete, daß ihr das Geschehene sehr leid tute, erklärte aber gleichzeitig, daß sie unmöglich einen Schlüssel anschaffen



(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Assindia / Zeichnungen von Rudolf Kriesch)



„Verflucht, gleich wird zum Halali geblasen, und mir ist noch immer kein dolles Jagderlebnis eingefallen!“

Aber Alexander!

Ich lieb mir zum drittenmal die Augen, aber das lid wollte sich nicht ändern. Am hellen Mittag saß mein Freund Alexander auf der Straße und schaute mir herausfordernd entgegen.

Alex! Alex!“ sprach ich sanft, „jetzt wollen wir aber endlich einmal nach Hause gehen!“

„Ich warte auf meine Frau!“ versetzte er kühl.

„Und dazu mußt du dich mitten auf die Straße setzen?“

„Mitten?“ schrie er auf, „wieso mitten? Ich sitze nur mit zwei Dritteln meines Umlanges auf der Straße.“

Tatsächlich befanden sich seine Schuhe und seine langen Hosenbeine bis zum Knie auf dem Bürgersteig

„Laß’ dich also überfahren!“ sagte ich, und damit wollte ich weitergehen.

„Oho!“ krächte Alexander, „das wäre je noch schöner! Soll nicht, was dem einen recht ist, dem

ändern billig sein? — Ist denn dieses hier vor mir nicht ein Fußweg? Und sollte er nicht, wie der Name sagt, für die Fußgänger eingerichtet worden sein?“

„Allerdings!“ rief ich von weitem.

„Nun, und was ist mit dem Kraftwagen dort?“ — damit zeigte er auf einen haltenden Wagen, der sich mit zwei Rädern und mit zwei Dritteln seiner Breite auf den Fußweg begeben hatte.

„Das tut er doch aus lauter Rücksicht!“, belehrte ich meinen armen Freund, „um den Verkehr nicht zu behindern. Du jedoch

„Welchen Verkehr?“ fragte Alexander, schlicht wie ein Kind.

„... du jedoch wirst dich mindestens erkäniten!“ Da grinste er: „Meine Hose hat einen doppelten Boden! — Und einen doppelten Boden hat übrigens auch deine Verkehrsmorale!“

Haron al Raschid hätte ihm heimlich ein kleines Auto zugesteckt. Ich mußte Alexander seinem Schicksal überlassen.

Dirks Paulun

Die Chaussee

Es fiel einst einer Chaussee so ein, sie wolle etwa unendlich sein —!

Nach foundfoviel Stunden Lauf fiel das dem Wanderer schließlich auf;

er sah auf sich und die Chaussee, es ward ihm übel, ward ihm weh —

Zulezt sprach die Chaussee: „Na ja, ich bin nun eben mal so da; willst du durchaus was anderes haben, so spring’ doch in den Wassergraben!“

Wer mag nun gern im Schlamm verlaufen?
Da bleibt uns nichts als Weiterlaufen.

Felix Riemkasten

Die letzte Fuhre / von Willy Reindl

Die zwei Pferde gingen wie alle müden Karren-
gäule am Tagende schwer und verdrossen im
Zug; stumpfe Ergebenheit drückte ihr Köpfe und
das Messing an ihren Kummerten gliebt blinde.
Sie fanden ihren Weg auch ohne die lenkende

müssen und die nun, nach Feierabend, von allen
Arbeiten verlassen lag, abentwogen stoberte er
in den Wirtstuben auf, die er mit aufgeregten
Fragen nach dem Verbleib seines Knechtes
durchstürzte. So gelangte er vor die Stadt hin-
aus und stand schließlich

und das Hinterrad des Wagens rollte ihm schmerz-
haft über die Zahne.

Aufschlendend vor Zorn, und als ob die Regung
der Pferde eine ihm absichtlich zugelegte Bos-
heit gewesen wäre, riß er den Prügel, den er
zum Knablen der Kette benutzte, aus seiner eisernen
Verklammerung, rannte vor die Güle hin,
trieb sie mit wilden Gebärden rückwärts und ver-
setzte erschrocken hochgehenden Fanny einen
harten Schlag über den Kopf. Als er sich dann
wendete, um zum Sandhaufen zurückzukehren, rückte
ein häßliches Gesicht. Ihn er verdrossener Kopf
wendete sich in eine boshafte schwarze Fratze,
in ihren Augen blitzte eine feindselig anblitzende
Messerspitze, sie stützte die Lippen auf und ihre
gelben bleckenden Zähne erwischten unter dem
Hemdärmel des Knechts auch etwas Fleisch.

Der Bursche, tödlich erschrocken, bleichstüßend
vor Wut, stand ihm Nu vor den Köpfen der Pferde.
Raschdrück überschrammte sein Gesicht, als er
mit abgewandtem Prügel überlegte, wie er die
Gäule am härtesten und gefahrlossten zücheln konnte.

Aber in den Tieren war etwas wech geworden.
Sie standen so da, daß die Vorder- und Hinter-
hufe sich fast berührten und die knöchernen
Pferdekrücken waren gekrümmt wie gespannte
Bogen, die Hälse vorgestreckt, die Köpfe wild auf-
geworfen, mit heftig bläulichen grauen Nüstern
Belm Anblick dieser dämonisch verzerrten Tier-
leiber überschauerte den Burschen die Ahnung
einer Gefahr und eine grause Angst; er sah, daß
diese Wesen ihm teuflische Feinde waren und
fühlte sich gezwungen, blindlings zuzuschlagen.
Sofort stiegen die zwei gekrümmten Güle, von
einem Willen hochgerissen, auf, daß die Deichsel
krachte; wie Boxer standen sie riesig auf der
Hinterhand, und der Prügel des Knechts prallte
krachend an den wirbelnden Hufen ab. Und be-
vor noch der Bursche geduckt und schon unter-
legen sich wegschellen konnte, warf sich die
Liesel mit ihrem schwarzen, dünnen Körper vor-
wärts, riß ihre Gefährtn mit und das Gefühl und
landete ihr Eisen mit einem dumpfen Krachen in
den verhassten Gesicht, von welchem all das
peinigende Geschehnis, all die maßlosen Drohungen,
all der unverständlichen Zorn und Schreien aus-
gegangen war, den sie bis jetzt gefürchtet und
erduelt hatte. Ein zweiter gezielter Schlag zer-
brach dieses Gesicht und warf den Leib quer vor
die Hufe der aufgeregt stampfenden Fanny, die
ihn den Brustkorb zertrat.

Die Aufgung der Pferde war schon wieder in
das Unterbewußtsein der Kreatur hineingesunken,
als die beiden Mörder nach kaum einer Minute
mit peinlicher Sorgfalt über den Leichnam hin-
wegsagelten. Sie zogen den Wagen nach der
Grasinsel, die sie Maul an Maul abgraben und
zwischen hinein wälzte schneuben.

Da sich nach der kleinen Grasinsel weiterhin nur
mehr Kies und Unfruchtbarkeit zeigten, standen
sie hernach mit gesenkten Köpfen und halbge-
schlossenen Augen, ein Sinnbild schlaffiger Ge-
sundheit.

duld, warteten eine Zeilang, daß der Knecht käme
und sie weiterführe, und weil sich nichts ereig-
nete, übernahm Liesl als Leitgaul die Führung;
Fanny folgte gehorsam wie immer, sie führen
eine schöne Weile durch den weichenknirschen-
den Kies, verließen die Sandgrube und wußten
wenn sich das alles nicht heute in der hastigen
Zeit der Autos und Straßenbahnen, sondern vor
dreißig Jahren ereignet hätte, sicherlich nach
Haus gekommen, ohne verhaftet zu werden.

(Zeichnungen von O. Nückl)



Hand eines Fuhrmannes. Sicherlich kamen sie,
man mochte das aus dem Wagen schließen, den
sie zogen, von der Sandgrube her, deren es
vor der Stadt in der Nähe des Stromes genug
gab, und in den vom größeren Verkehr noch nicht
berührten Straßen am Stadtrand mochte mancher
den Kopf geschüttelt haben über den Unfug, ein
Fuhrwerk führerlos durch die Stadt gehen zu las-
sen. Die Pferde kamen mit ihrem halbvollem Sand-
wagen, ohne zu schrecken oder falsch auszuwei-
chen, immer weiter und nahe an den Verkehrs-
kern der Stadt heran, wo sie dann an einem
Kreuzungspunkt, durch ein Auto bedrängt, vor
der heftig klingelnden Straßenbahn stehen blie-
ben und bereit waren, jedes erträgliche Schick-
sal ruhig an sich herankommen zu lassen. Dadurch
brachten sie freilich den auf jenem Platz postier-
ten Verkehrsschutzmännern in nicht geringen Zwei-
spalt; er sah sich Jäh vor die unmögliche Aufgabe
gestellt, diese ungehörigen und auf bloße Gasten
nicht achtenden Hindernisse beseitigen zu müssen,
ohne dabei seine Pflicht als Wachsteller in der
lebendigen Bewegung der Stadt zu vernachlässi-
gen. Es führte jedoch ein mehr mittelgütiger als
schadenfroher Mann das Fuhrwerk bald abseits und
hielt dort die Güle, bis ein zweiter Schutzmänn
herbeigeholt war, der sich sofort den Namen des
Fuhrwerksbesitzers notierte, den er aus einem
an der Truhwand angebrachten Täfelchen fest-
stellte. Hierauf ging er mit den folglosen Pferden,
deren Güle immer noch der Helfer in Verwahr-
ung behielt, nach kurzer und gesicherter Fahrt
zum Anwesen des Besitzers. Der machte entsetzte
und unschuldige Augen und begann nach An-
hören des Sachverhaltes sofort wütend über den
verlorengegangenen Fuhrknecht zu schimpfen.
„Wo nur!“, donnerte er los, „der verfluchte
Bursche geblieben ist!“ Vermutlich hockte der-
selbe in einem Wirtshaus, womöglich bei einem
Luder von Frauenzimmer, wo er saufe und gar
nicht bemerkt habe, daß die Güle, sonst fromm
wie die Lämmer, die er wahrscheinlich wieder in
der prallen Sonne habe stehen lassen, inzwischen
ungeduldig geworden wären und ohne ihn den
Hilfsweg angereit hätten. Er wolle diesem
verdammten Burschen, sobald er heimkomme,
schon eins aufspielen! Der Sandgrubenbesitzer
lachte wild, aufgeregt und verzückt: der Bursche
fürchte nämlich die belden Stuten und wage sich
bloß mit der Peitsche oder dem Gebelstiel in der
Hand an die Pferde heran, haha, demt sich die
Pferde vor einem fürchten sollten, der sich selber
fürchtet! Aber das habe nun ein Ende und das
Bürschlein müsse sein Bündel packen, sobald es
zur Tür hereintrete!

Der Schutzmänn hatte das alles mit unbewegtem
Gesicht angehört. Was der Besitzer sagte, änderte
in den Tatsachen nichts. Er ging dann, nicht
ohne zuvor nachdrücklichst gesagt zu haben, daß
der Fall selbstverständlich angezeigt werden
müsse.

Nachdem der Besitzer die beiden Pferde — Fanny
und Liesl — ließen sie — Im Stalle untergebracht
in einem Trinkelgefäß entlohnt
hatte, machte er sich voll grimmigen Zornes auf
die Suche nach dem verlorenen Knecht. Aber er
fand ihn nicht; weder auf dem Wege, den die
Pferde heute wie sonst gewohnheitsmäßig zurück-
gelegt hatten, auch nicht auf der Baustelle, wohin
der Bursche den ganzen Tag hatte Sand fahren

der Lösung des Rätsels sicher war. Gewiß hatte
der Bursche beim Beladen der letzten Fuhre sich
in der Sandgrube ein schattiges Plätzchen gesucht,
war dort eingeschlafen und bis jetzt noch nicht
aufgewacht; damit war es erklärt, warum der
Sandwagen halb beladen gewesen war — natür-
lich, es konnte nicht anders sein! Der Zorn er-
schütterte den Mann, wenn er daran dachte, wie
er den Schläfer wecken werde. Der Feldweg
führte ihn rasch hinaus in die Einsamkeit von
Wald und Wiesen und Herbstlaub und hinein in
die tiefe Sandgrube. In der er wirklich seinen
Knecht fand, aber als Leiche und in einem ent-
setzlich verstümmten Zustand. Selber bis auf
den Tod erschrocken, rannte der Mann bleich und
zitternd in die Stadt zurück zur Polizeiwache,
machte sich dort keuchend nur schlecht ver-
ständlich und veranlaßte, daß alsbald in einem
flinken Auto eine Kommission hinausfuhr, um den
Totbestand aufzunehmen und festzustellen, daß
dem Unglücklichen die Schädeldecke zertrüm-
mert, der Arm abgeschlagen, der Brustkorb ein-
gedrückt und noch andere Wunden beigebracht
worden waren, die, weil für die Annahme eines
Mordes keine Gründe sprachen, nur die eine
Vermutung aufkommen ließen, der Bursche sei
durch einen unglücklichen Zufall unter die Hufe
der Pferde in die Sandgrube gekommen und
dann habe so ein martelvolles Ende gefunden.
Und doch waren es zwar ungewöhnliche, aber
sehr heftige Mörder gewesen, deren Opfer der
junge Pferdeknacht in der einsamen, weithin nur
von Feldern umgebenen Sandgrube geworden
war.

Er hätte nur mehr diese letzte Fuhre aufzuladen
und an der Baustelle zu entleeren gehabt, um
dann Feierabend machen zu können, und diese
Arbeit wäre bald getan gewesen, wenn er sich
nicht so unglücklich über die Pferde geärgert hätte.
Dass waren unruhig, weil ein spätes Gewitter
über dem Himmel stand; auch verlor sich die wei-
gen Grasbüschel, die dünnhaarig aus dem Kies-
boden sproßten, immer wieder zum Verlassen
des Standortes, so daß der mit dem Aufladen
beginnende Knecht sie einige Male heftig an
die Güle zurückziehen und immer wieder mit An-
rufen zum Bleiben ermahnen mußte. Er war jedes-
mal aufgebracht über die lächerliche und unver-
ständliche Gier der Tiere, ihren großen Bäuchen
diese unzulänglichen Gras-
halme einverleiben zu
wollen. Es hatte geilt
nach der Mittagspause,
wollte er nach dem ersten
Füttern weit über die
erlaubte Zeit hinaus verschlafen und dedoch
versäumt hatte, seinen Pflöcken das zweite
Heu auf die Reufen zu stecken, so daß sie mit
größerm Appetit als sonst das Gras zuftupfen
und erstallt einer kleinen Grasinsel austreiben,
die keine zehn Schritte entfernt vor ihnen wie
eine Oase im Wüstensand lockte. Und als der
Knecht gerade die Kette anlegte, welche die
Truhnwände des Wagens in der Mitte zusam-
mehlt, rissen die Güle abermals an den Strängen



Rolling Home

Der fehr von Hamburg mol so'n ohlen Kassen,
Mit Namen heet de Nagelhan,
Der weer bi Dag keen Tid tom Brassen,
Dat leet man all bi ebends siohn.

Rolling home, Rolling home,
Rolling home across the sea,
Rolling home for merry Hamburg,
Rolling home, my girl to see.

Bi Dag der kunn dat weihn un blofen,
Der wör noch lang keen Hand anlegt,
Doch so an'n Abend eben no veer Blofen,
Denn wör de ganze Plünnkrom fireckt.

Chorus: Rolling home... usw.

Dat weer so recht den Ohln sien Freeten,
Dat gung em öber Dang un Ball,
Har Janmaat sik grod de Pip ansteecken,
Denn röp se: Pull de Grotmarsfall.

Chorus: Rolling home... usw.

O Nagelhan, du holder Kassen,
Dit Leed kunnst di as Denkmol nöhm!
Bi Onee un Regn wächt Janmoot de Kassen,
Un achtern supt se unsen Käm.

Chorus: Rolling home... usw.

Aus Hans Jelp. „Das Hapsgbuch von der Seeleht“. Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München. Zeichnung von Eduard Thony



Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität



AKTUELL
in Wort und Bild

Jeden Donnerstag

die **Münchener Illustrierte**



Korsetts auch für Herren.
Wäsche nach Maß, feinste Damen-
wäsche, Suppen, Bratenteller, Metall-
schalen, Gläser, porzellanene, etc.
Kasse, Kasse, Strasse 4, Markstraße 20

Empfehlenswerte Gaststätten in Berlin:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Metschstraße 51
Die original holländische
Gaststätte

Kottler zur Linde
Marburger Straße 2
an der Tauentzienstraße
Das Berliner
Kunstler-Lokal

Möbel



Rosenstraße 5 - Rindmarkt 17
beim Marienplatz

Umsonst

Schwäche. Wird 4 Wochen vorher 25 Pf.
Erstung freigegeben. Auch
Schul- u. Preis vertrieben (ca. 24 Pf. Preis). Umsonst
Chemiker Kassebach. Bitte Winckel 116/117/118

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne Chlorodont

Das gelbe Backbuch

Von Elin Kleverin

Hier lebst Elin Kleverin, wie man sehr gut und
hoch (sogar) backt! Und weiter gibt sie ein über-
reiches Backrezepten: Kuchen und Kleingebäck,
dann alles mögliche salzige Backwerk und eine
Menge Grundrezepte. Etwa 120 farbige Zeich-
nungen und 98 Fotos auf Tafeln machen alles
eindeutig klar. Für RM. 2.75 ist das Gelbe
Backbuch in allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München

**Wissst Du Weinbrand
oder Rasse, wähle**

**MACHOLL SONDER-
KLASSE**

Lieber Simplificissimus

Nach einer langweiligen Reise steige ich abends in einem kleinen ländlichen Gasthof ab. Am Morgen hatte ich keine Zeit mehr, mich rasieren zu lassen und so beschließe ich, dies jetzt vorzunehmen, der Ordnung halber. Ich gehe also aus meinem Zimmer, treffe den Wirt und frage:

„Herr Wirt, wo kann man sich hier rasieren lassen?“

Der Wirt sieht mich tieferstaunt an, betrachtet genau mein Gesicht mit den Bartstopfen und meint dann:

„Was, jetzt am Abend? Aber der Herr sind doch ganz allein gekommen!“

schmitzt, „aber mir sind solche, wo Dommhelme am Kopf habe, lieber!“

An einem nebligen Herbsttag, nach einer langen Wanderung über Land, besuch ich und mein Freund einen Bekannten in X. In der Stube ist es warm und behaglich und das aufgetischte Essen ist gut zubereitet. Wir lassen es uns schmecken. Mein Freund jedoch wird dauernd vom Hund des Gastgebers belästigt. Das Tier läßt sich nicht verschrecken, immer wieder drängt es sich heran, knurrt und bellt, kurz zwar, aber drohend. Da reißt meinem Freund die Geduld

„Zum Donnerwetter, was hat denn der Hund?“ raunt er ärgerlich

„Ach,“ sagt der Bekannte, „das ist man bloß sein Teller, von dem du löst!“

Nach vielen Jahren treffen alle meine Freunde wieder in der Vaterstadt zusammen. Ich lade sie ein in mein Häuschen vor der Stadt. Sie kommen alle, darunter auch Heinrich, der leidenschaftliche und erfolgreiche Jäger. Wir reden von der Jugendzeit und trinken und reden wieder und es wird spät. Beim Abschied merken wir, daß Heinrich fehlt. Im ganzen Häuschen ist er nicht zu finden. Endlich entdecke ich ihn im Garten, und zwar auf der Bank unter dem Birnbaum. Er schnarcht dort lauthals.

„Heinrich“, wecke ich ihn auf, „auf was wartest du denn?“

„Sch ... Sch ... Sch ...“, murmelt er.

„Komm“, sage ich teilnehmend, „ich zeige es dir!“ Aber ich war auf falscher Fahrt.

„Sch ... Sch ... Schülligkeit!“ kommt es über seine Lippen

(Zeichnungen von O. Nucke)



Friedrich ist ein leidenschaftlicher Bridgespieler. Neulich sitzt er in seinem Stammcafé und langweilt sich fürchterlich, weil seine Partner sich wieder einmal reichlich verspottet. Da kommt ein netter älterer Herr zu ihm an den Tisch und lädt ihn zum Schachspielen ein. Friedrich sagt zu. Der ältere Herr stellt die Figuren auf des Schachbretts. Friedrich sieht verwundert drein; dann vom Schach hat er keinen Schimmer.

„Na, so ziehen Sie doch endlich!“, drängt der ältere Herr.

„Hm“, murmelt Friedrich, „zuerst eine Frage: wie hoch kann man reizen?“

In einem christlichen Erholungshaus im Schwarzwald wird den Gästen mittags, bevor sie die bereits aufgetragene Suppe gehen können, jeweils eine kurze Betrachtung über einen Bibelvers geboten. Als meine Frau dort war, wurde unter anderem gemahnt, das innere Feuer wach zu halten. „Erkalte nicht“, rief die Vorsteherin zum Schluß beschwörend aus, „erkalte nicht!“

„Mir net“, rief da im Hintergrund ein ärgerlicher männlicher Brummbaß, „aber d' Supp!“



Bei dem Sägewerksbesitzer nebenan war ein Fräulein aus der Stadt zu Besuch. Die Fuhrleute machten ihre Glossen über sie, weil sie gar so mager war und die üppigen Formen der ortsansässigen Mädchen durchaus vermissen ließ. Einer suchte sie indessen zu verteidigen. Sie sei sehr geschäftig und habe vielleicht mehr Grütle im Kopf als manche andere.

„Mag sein“, erwiderte darauf ein Junger ver-

Die überraschende Lexikon-Neuschöpfung



IN VIER BÄNDEN UND EINEM ATLAS

vereint drei Teile in einem Werk:

1. Als neu bearbeitetes mittlres Lexikon berichtet er über alles Wichtige aus Wissen und Können der Menschheit in Text und Bild bis zur Gegenwart.
2. Als erstes Konversationslexikon gibt er über alle deutschen Wörter Auskunft, auch die allseitigen, und bringt die Regeln der deutschen Sprachlehre.
3. Er enthält - in einem Sonderband - einen Weltatlas, bei dem in neuartiger Weise das Bild der dargestellten Gegend neben die Landkarte tritt.

Diese Reichhaltigkeit ist für Deutschland neu!

Wer jetzt bestellt, zahlt sich den ermäßigten Vorbestellpreis, der nur beschränkte Zeit aufrechterhalten werden kann, und die geringe Monatsrate, die jetzt nur wenige Mark beträgt. Unterbreiten Sie sich durch das reichhaltige Probeheft, das Sie gegen Einsendung des untenstehenden Abschlusses kostenlos und unverbindlich erhalten.

J. A. Brockhaus - Leipzig C I

Schлите aus dem reichhaltigen Probeheft 119 „Das Wissen der Welt“, fernschick und unverbindlich (ohne um Befragung der glücklichen Zugabebestimmungen Name und Stadt: Ort und Straße:

Briefmarken-Zahlung
Hansa-Postbank
Hamburg 30 313

Kraft
Verlag
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur

Bläugase
Verlag
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur
Verlag für Kunst
und Literatur

GRATIS
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft

GUMMI
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft

GRATIS
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft
Probierheft

Wir bitten unsere Leser, sich bei Anfragen oder Bestellungen auf den Simplificissimus zu beziehen.



Aber wer mitten im Leben steht, muß wissen, was es bei ihm daheim und draußen Neues gibt!

Lieber Simplicissimus

In unserem kleinen Ort war heuer im Sommer auch eine Anthroposophin, ein zerbrechliches, ätherisches Wesen. Die erklärte abends auf der Bank vor dem Haus dem erstaunt aufhorchenden Bauern, der Mensch habe neben seinem „grob-materiellen Leib“ auch noch einen sogenannten Astralleib, der Jenen unsichtbar durchdringe. Der Bauer schüttelte mit dem Kopf, sagte aber nichts. Nachher jedoch meinte er zu mir: „Wie mag bei dem Frauzimmer ersicht der Astralleib aussehen, es ist ja an ihrem „grob-materiellen“ nix drin!“

*

Mein Freund Poller ist beleibt, zum mindesten sehr gewichtig. Früher behauptete er zwar stets, er hätte zu schwere Knochen und deshalb ein so schweres Gewicht. Aber vor einem Monat ging er doch zu einem Arzt und der schickte ihn zur Entfettungskur in ein Bad. Neulich traf ich Poller, rostig und unverändert.

„Gut schaust du aus!“, sagte ich, „aber ganz unter uns, dünner scheinst du auch nicht geworden zu sein!“

Da streichelt sich Poller sinnend über das Wangenfleisch. „Weißt du“, lüchelt er, „ich habe mir das mit der Abmagerung überlegt. Bedenke, da würden mir ja meine Anzüge nicht mehr passen!“

*

In einer Münchner Familie wird Besuch aus England erwartet. Das ist für den Jüngsten ein großes Ereignis, von dem er seit Tagen spricht. Kurz vor der Ankunft der Gäste sagt nun der ältere Bruder zum Jüngsten: „Wenn der Londoner Brauch kommt, darfst du nat zu Tisch, weil das in England net üblich ist!“, „Mir san hier in Deutschland!“ erwidert der Kleine. Da greift der Vater ein: „Man richtet sich in solchen Fällen nach den Bräuchen der Gäste!“ Sprachlos ver-

nimmt es der Kleine. „Hoi!“, sagt er dann, „und wenn Schwarze komma, setz's euch ihr nacha auch neckig an' Tisch?“

*

So etwas Unbeholfenes wie meinen Freund Muckel gibt es nicht so leicht wieder. Körperlichen Übungen abhold, betrachtet er seinen Körper nur als eine Art Gestell für seinen Kopf. Neulich besuche ich ihn. Staunend sehe ich, wie er am Boden liegt und versucht, eine Kerze zu machen.

„Nanu!“, sage ich, „du treibst wohl Gymnastik?“ „Mensch!“, knurrt er, „ich bin doch verlobt!“

„Um?“

„Und meine Braut ist Gymnastiklehrerin!“



Zu meinem Jagdfreund, dem Landwirt B. in R., kommt ein Schwager zur Schnepfenjagd. Der Schwager ist etwas schwerhörig und darum wird ihm Edith, die Nichte, als Horchposten mitgegeben. Schweigend stapfen sie durchs Gelände. Nichts regt sich im stillen Wald. Endlich hört man

eine Schnepfe quarren. Da fragt der Jagdfreund Schwager aufgeregt: „War das eine oder warst du das, Edith?“

*

Funfundzwanzig Jahre ist Emil alt und er ist Untermieter bei dem Ehepaare Kleinwinzig.

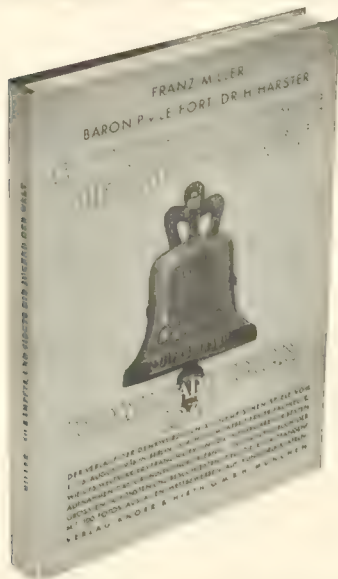
Neulich hat sich Emil in ein junges Mädchen verliebt und dieserhalb ein Gedicht verbrochen. Es hatte holprige, aber sehr feurige Verse, das Gedicht, und es trug die Überschrift: „An die Geliebte.“ Durch die Gemütsbewegungen etwas koplos geworden, ließ er das Gedicht auf seinem Tisch liegen.

Spät abends kam er heim, entdeckte strahlend das Gedicht, das er schon verloren glaubte, überlas es und stutze; denn es stand in der Handschrift der Frau Kleinwinzig noch folgender Zusatz darauf: „Hleubier wird morgen früh mein Mann mit Ihnen sprechen!“

*

Eduard hat eine Witwe geheiratet. Es wäre alles schön und gut, aber sein eheliches Glück wird durch den Schatten seines Vorgängers erheblich gestört. Er mag sich benehmen und verhalten wie er will, stets wird ihm in leicht vorwurfsvollem Ton vorgehalten: „Bastian hat das immer so gemacht...“

Als ihm eines Tages wieder zum Überflus Bastian vor Augen gestellt wird, stülpst Eduard ärgert den Hut auf und verzieht sich an den Stemmisch. Eine Welle ist seine Frau sprachlos, dann murmelt sie entgeistert: „So hat das Bastian auch immer gemacht!“



Die Olympischen Spiele zu Berlin waren die größten, schönsten und beschätesten Spiele, die die Welt je gesehen hat. Sie werden es vielleicht auf lange Zeit bleiben. Aber die mannigfaltige Berichterstattung des Tages hinaus fordern Teilnehmer und Nichtteilnehmer eine geschlossene Zusammenfassung dieses Weltereignisses, einen ordnenden und endgültigen Erlebnis- und Ergebnisbericht. Hier ist er! Franz Müller, der Starter zu Berlin, Los Angeles und Amsterdam, von Beruf aus Mann der Feder, war wohl der Verursacher einer, dieses erste Erlebnis- und Ergebnisbuch herauszugeben, zusammen mit Baron P. von Le Fort und Dr. G. Harster und unter Mitarbeit weiterer namhafter Fachleute. Es ist gegliedert, in diesem Buch nicht nur das außerordentliche Erleben dieser olympischen Tage sondern zu gestalten, sondern darüber hinaus auch die großen Gefühls- punkte, namentlich in der Reichhaltigkeit, richtungsvoll herauszuarbeiten. Weit über hundert charakteristische Bilder ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vorzüglich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nachleben.

Reichsportführer von Tschammer und Osten

gibt dem Buch folgendes Gefeitwort mit auf den Weg: „Deutschlands Nationalmannschaft hat ihre Pflicht getan. 33 goldene, 26 silberne und 30 bronzene Medaillen sind der verdiente Lohn und der Beweis für den kämpferischen Einsatz unserer Jungen und Mädel. Ich begrüße es, daß der bei den XI. Olympischen Spielen in Berlin errungene große Erfolg von Fachleuten in Wort und Bild für alle Zeiten in diesem Buch festgehalten wird. — Mögen die Leistungen der Olympia-Zieger unserer Jugend Vorbild und Ansporn sein!“

160 Seiten, 124 Bilder auf Kunstdrucktafeln. Reinen RM. 4.80, broschiert 3.60.

In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. / München

Ein Kaffeehauserlebnis / von Ernst Hoferichter

Jeden Abend sitze ich in meinem Stammcafé und denke über die ewige Wiederkehr des Gleichen nach.

Gestern aber kleckste ein Farbfleck in das graue Einerlei.

Neben der Dampfheizung hatte eine Dame Platz genommen, die es sich merken ließ, wie sie stückweise mit der zweitklassigen Umwelt dieses Kaffeehauses vorlieb nehmen mußte. Sie brachte den Duft eines vornehmen Stadtviertels mit, den die künstliche Rose vergebens auf sich bezog. Die Dame kramte den Inhalt eines Schminkekastens aus ihrer Handtasche und legte das Handwerkszeug auf den Tisch. Und bald sah alles wie vor Beginn einer Vorstellung aus ...

Da öffnete sich die Tür des Lokals und ein knapper Fünfziger mit jügglichem Aussehen schob sich langsam in die Helle. Ohne Hast überschah er die Tische — und sein Blick hakte an der feinen Dame ein. Mit einem letzten Rest von Unsicherheit schritt er auf sie zu ...

Vermutlich war dieser ersten Begegnung ein innerer zwecks Ehe, eine Zuschrift mit Foto und näheren Angaben vorausgegangen. Ich fühle, wie sich der eine Teil am anderen erst erholen mußte. Er zog ein Etui, das für eine Mundharmonika groß genug gewesen wäre. Daraus entnahm er eine Virginia.

Die ersten Worte sind immer die schwersten — und dem Manne konnte man es merken, daß er danach wie nach einem Tramwaybillet suchte, das unaufgefordert vorgelegt werden mußte.

Da — jetzt schlen er es gefunden zu haben! Er schickte ein Lächeln voraus, das den folgenden Worten den Weg mit Teppichen belegen sollte.

Aber da begann sie schon: „Als Sie bei der Türe eintraten, hatte ich bereits ein sympathisches Gefühl, das ...“

„Ja, das hat's oft g'leif — so was kommt vor! ...“ antwortete er beifällig.

„Ich meine, einen gewissen Kontakt, der schon in der Luft liegt, ehe noch ...“

„Versteht sich naturgemäß! Wie I an Schlechthof-petern d's atemal g'sehng hab', da hat's mir oa g'leif an Riß geb'n ...“

„Ach nein, Sie verstehen mich doch nicht so ganz ...“

„I versteh' ihna schon ... damals hab'n mir alle zwoa g'leif in d' Händ g'spieb'n und einge-schlag'n ...“

„O, das ist wohl Ihr Freund, den Sie auch auf den ersten Blick ...?“

„Freund kann ma aa net sag'n — a Viech is er halt und die gleiche Natur hab'n ma halt ...“

„Lieben Sie auch so die Natur ...?“

„Und wie! Da laß I mir nix nachsag'n ... da sauf I an jeden untern Tisch awil!“

„Pardon, Ich meine, ob Sie auch die Einführung und die Versenkung in Fauna und Flora lieben?“

„Net zwenig — I kenn' mi aus! Zum Beispiel — konnte jetzt Sie a Mandl von an Walbl weg?“

„O pfui — was denken Sie von mir?“

„No, pass'n S' auf: I moan ja d's Vatschnal Da san d's Linksdrönd d's Weibin — und dös muß jeder Naturfreund wissen, daß ...“

„Ah, wie interessant! Und das ist wohl eine leise Anspielung?“

„A Anspielung werd' dös sel! D' Natur is vo d're Vetschna und sonst nixnl Fechkennnisse san's betref's das Lebenskempfes!“

„Also glauben Sie auch an die Beseelung der Pflanzen?“

„Dös ist d' Pflanzen ehna Sach' ... dös geht mi als G'schäftsmann nix o. Aber wenn Sie die besagte Vetschna z'erst ins Bier elni teucha ... Sie, dös is a Genuß!“

„Ja — und nachdem uns heute ein Inserat zusammengeführt hat, müßen wir einmal a Wanderung in die Natur unternemen, um gemeinsam ihre tiefen Geheimnisse zu belauschen. Sie müßen auf einem Baum sitzen ...“

„Als solider G'schäftsmann setz' I mi auf koan Baum!“

... und dann müßen Sie auf einem Waldhorn auf mich herunter spielen und gelbe Blätter in mein Haar schütteln ...“

„Sie! Derblecke laß I mi von Eahne net, und uneuschliche Zumutungen verbiß' I mir, dös merken S' Eahna!“

„Aber, ich bitte Sie ... Ich wollte doch nur ...!“ ... Und an Hanswurschten mach' I Eahne no lang net! Da san mir no viel zu wenig intimi!“

„Um Gottes willen, ich hab' Sie doch nicht beleidigt! Ganz im Gegenteil wollte ich ...“

„Naa, zudreit ist Sie haben g'sagt mit Worten: — daß I auf an Baum auß' kraxeln soll und a Trompet'n ins Müu nehme und ... Ober, zähl'n!“

„Herr Anzensberger! Ich fliehe Sie an ... es ist doch nur ein Irrtum!“

„I such a enständige Frau mit Freude an der Natur, Herzenstriebe und Sinn fürs Geschäft. Geld braucht's net z'hab'n ...“

„Herr Anzensberger ... Sie sollen der Kaiser meiner Seele sein!“

„A Dreck bin I!“

„Ich fliehe Sie an, ich beschwöre Sie, Herr Anzensberger!“

„Freilich, jetzt, wo d' Kuah aus'm Stoll is ... Zähl'n, Ober!“

Die Dame schluchzte, daß sich die Tassen wie Anhängewagen der Straßenbahn schüttelten.

... Herr ... Anzensberger ... Ich ... ich bin gar nicht so veranlagt ... Ich bin gar keine feine Dame mit Bildung.“

„Nur net läug'n! Eahne Ihren wahren Charakter hab' I erkannt!“

„Herr Anzensberger ... Ich habe mich nur so verstellt, weil man bei Herren nie weiß, was ...“

„Sol Und was is noch mit dem Baum und mit'm Trompetenblasen g'wesen?“

„Das hab' ich nur im Kino gesehen, und es war nie meine ehrliche Absicht, daß ...“

„Und is' wahr aa? Warum hast d' denn dös net g'leif g'sagt, daß du solid bist?“

„Weil es die Herren manchmal nicht wollen ...“, heulte sie.

„Hör's Blecke auf! I kenn nix Rinnaugets net seh'n!“

„Sie haben also doch eine weiche Psycho?“

„Fengst scho' wieda o? Ehrliche Absichten hab' I inseriert, sunst nix ... Ober, jetzt bringen S' uns a Flaschen Liebfrauenmilch!“

Und die beiden rückten bald so nah zusammen, daß ich kein Wort mehr verstand ...

Die Gnädige

(R. Kriesch)



„Mir macht keine was vor, Ich war früher auch in Stellung, allerdings in bedeutend feineren Häusern als Sie!“

So und so weht der Wind

(Wilhelm Schütz)



Beim Hinweg: „Sei staad, Benno, so an Gegenwind konnst net wegschimpfa, den werd' ich wegbeten!“



Beim Heimweg: Siehst es, Benno, 's hat schon g'holfen, jetzt kommt er pfeilgrad' von hinten, der Wind!“



Die Seeräuberinsel / Von Anton Schnack

Sie erhebt sich mit gebuckeltem Rücken aus dem Mer du Nord,
Eine weiße Mauer von Steinspitzen im Innern.
Unzugänglich und von Riffen geschützt liegt der Hafenplatz.

Darin ankerten die Freibeuterschiffe „Snapp Dragon“, „Bravo“ und „Gutes Glück“
Und lauerten einst auf den Schwarm der spanischen Silberschiffe.
„Snapp Dragon“ hatte dreißig Kanonen, die gnadenlos schossen.

Nachts fischten die Räuber mit hellen Fackeln,
Scheiter aus gelbem Sandel, das sie Kerzenholz nannten
Am Tage hatten sie Tabak geraucht und Würfel gespielt.

Aloekraut wächst vor dem Felshang und duftet bitter.
Früchte sind viel: Bananen, Ananas, gelbe Melonen.
Aber die Männer liebten das Fleisch der stinkenden Schreine.

Wunderbare Vögel, Kolibris, Flamingos, Papageien
Flogen auf, wenn der Schuß der jagenden Räuber knallte.
Henry Morgan hatte ein Rind mitten ins Herz geschossen.

Er freute sich auf den Fleischkoloß der Keule,
Gierig trank er geraubten Wein zu der gerästelten Krust.
Das weiße Auge der nackten Mulattin lockte: Komme, Morgan!

Von sinternden Höhlen ist der Boden durchröhrt.
Darin ruht der Silberchatz aus Panama und das Gold von Maraculbo,
Die Perlen von Santa Fé, der süße Tabak von Merula.

Seldenballen, die auf dem Schiffe „La Magdalena“ gekapert wurden,
Das heilige Gerät aus den verbrannten Kirchen von Cartagena
Und die Säcke mit dem schrecklichen Pulver aus Cherbourg.

Wenn Morgan das Edelsteingewürbe mit der Fackel betrat,
Leuchteten die kostbaren Haufen — weiß, grün, violett und rot.
Dumpl kam von der Steindecke der Brandungsdonner des Meeres.

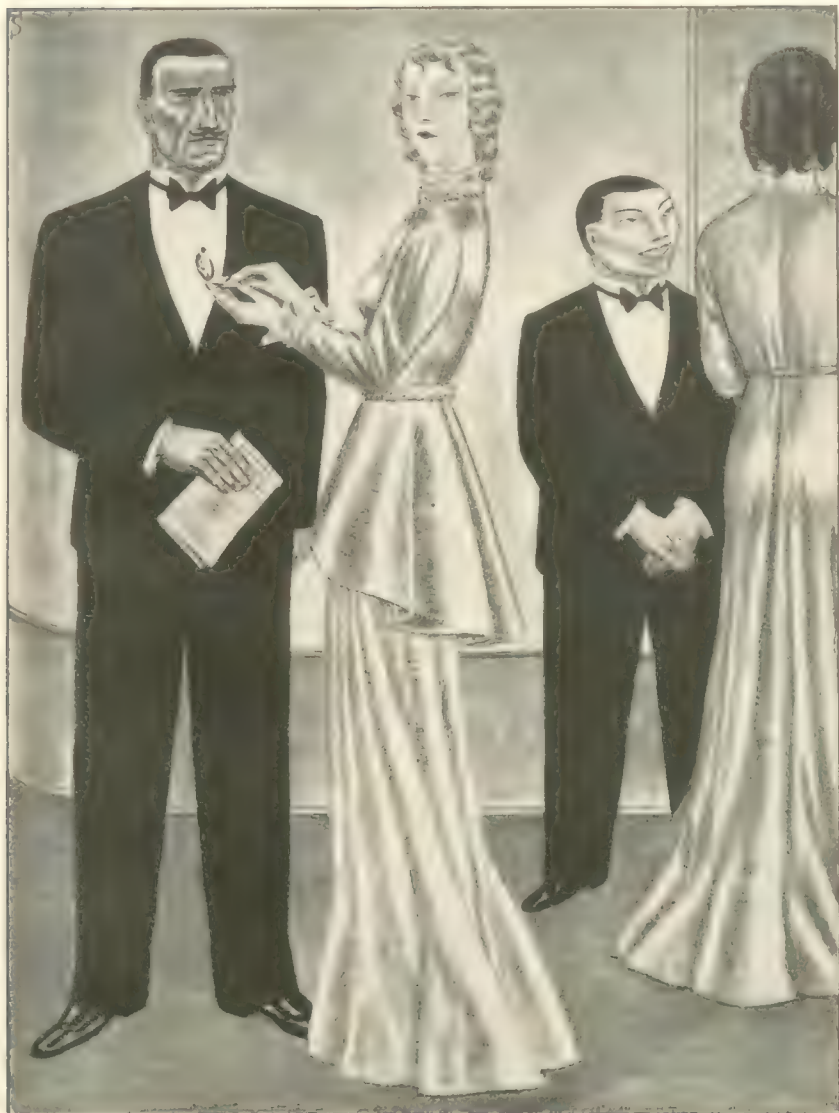
Niemand mehr kennt zu der Höhle den Eingang,
Mit einem Granitstein, der einen Totenkopf trägt, ist sie verschlossen.
Eingeritzt, kaum lesbar noch: Tortuga, on July 19th 1652.
Das Skelett des Fackelträgers knurrt drohend hinter dem verschütteten Felsblock.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1934. D.A. III, Vj. 34 11643. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 9720. Erfüllungsort München.

Der Segen der Theaterpause

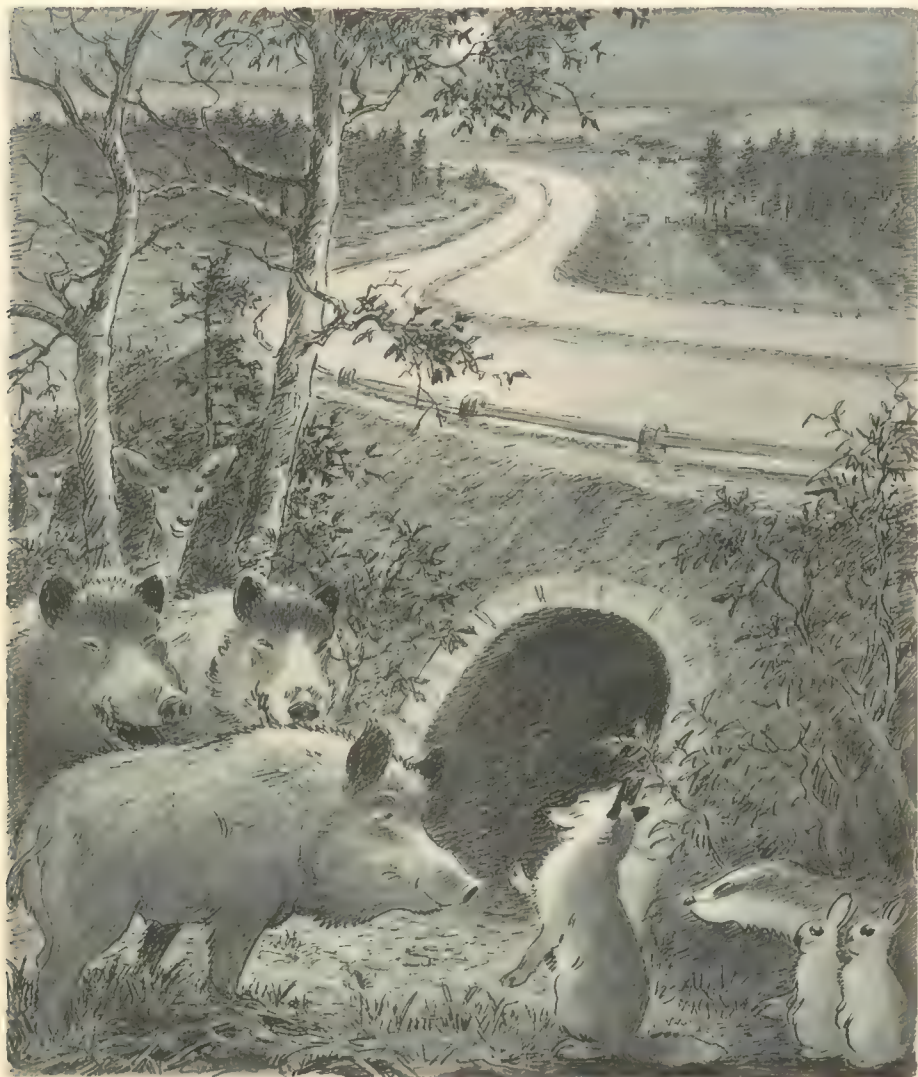
(Ernst Schilling)



„Was, du willst schon gehn? Sie ist doch sehr geschmackvoll angezogen: das Abendkleid im ersten Akt, der Badeanzug im zweiten . . .“ – „Hast recht, meine Liebe, jetzt seh' ich mir doch den dritten an!“

Am neuen künstlichen Wildpfad der Reichsautobahn

(C. O. Petersen)



Carl O. Petersen

„Sehr nett, sehr anerkennenswert, aber einen Verkehrsschutzmann hätten sie auch noch hinstellen können!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Moskau klopft ans englische Fenster

Olaf Culpiusson



„Bürgerkrieg in Spanien, höchst fatal, liegt aber weit ab, Unruhen in Frankreich, sehr peinlich, na, England ist ja eine Insel! Damned, wer warf da den Stein in meine Teetasse!“



DIE GROSSE PAUSE

Kleine Gebrauchsanweisung
fürs Theater

Das also ist der große Unterschied zwischen Kino und Theater, daß es im Kino immer dunkel ist und im Theater auch manchmal hell. Wegen dieses manchmal Hellen gehen viele Leute ins Theater; denn sie sagen sich, was nützt mir der schönste Wallenstein mit erstem Teil und zweitem Teil und beigebogenem Lager, wenn ich dabei nicht das lilie Seldenkeld mit großem Rückenausschnitt tragen kann. Im Dunkeln ist ein Rückenausschnitt so gut wie kein Rückenausschnitt oder noch viel mehr Ausschnitt, und Wallensteins Trilogie steht sich noch einmal so gut an, wenn andere während dessen auch etwas von diesem Ausschnitt sehen. Das ist eigentlich sonderbar. Dieses Phänomen bezieht sich nicht allein auf den Wallenstein und andere Bühnenwerke der klassischen Epoche, sondern überhaupt auf die dramatische Produktion aller Zeiten und Völker und gilt ebenso von „Til- stan“ wie von der „Heiligen Johanna“, Hans Jost und Shakespeares. Höchst sonderbar!

Außerdem braucht es durchaus kein Rückenausschnitt zu sein, sondern auch vorne; überhaupt kommen alle besseren Werke der Textilindustrie, Erzeugnisse der Konfektion, der kleiden und großen Schneiderinnen in Frage.

Merkwürdigerweise hat sich dieser Einstellung die Theaterkritik noch nicht bemächtigt. Sie berichtet noch immer ausschließlich über die Vorgänge im vorderen, durch einen Vorhang abschließbaren Teil des Theaters.

Ein Theaterbericht könnte auch so beginnen: „Gestern abend wurde Shakespeares „Hamlet“ gespielt. Frau Geheimrat Rippenbrecher trug im ersten Rang vorne links ein Cape aus Hermelin, während in der zweiten Parkettreihe rechts das nach Trechturvorbildern aus dem Salzburgerischen gearbeitete Kleid am Schluß des zweiten Aktes aller Augen auf sich zog und zum Erfolg des Abends wesentlich beitrug.“

Dan auf der Bühne arbeitenden Künstlern gelang es für kurze Augenblicke, die Aufmerksamkeit sogar von diesen modischen Höchstleistungen abzulenken.“ — Solche Berichte sind nicht üblich, obwohl die Vorgänge auf der Bühne gelegentlich recht störend die Pausen unterbrechen.

Das Bühnenspiel ist durchaus notwendig; denn wenn würde es gelingen, zwei bis drei Stunden als Zuschauer ununterbrochen eine vornehme Haltung zu bewahren? Man braucht doch eine Zeit der Entspannung, um frische Kräfte für die nächste Pause zu sammeln. Man will sich auch überlegen, über was man in der nächsten Runde geistreich plaudert. Vergleiche mit anderen Aufführungen zeugen von Kenntnissen auf dem Gebiet des Theaters mit besonderer Berücksichtigung des Privatlebens der anfallenden Schauspieler und Schauspielerinnen.

Die richtige Haltung während der Pause will gelernt sein, und sie gelingt dem Anfänger im Theaterbesuch keineswegs. Dieser ist durch die

Vorgänge auf der Bühne meist noch so sehr in Anspruch genommen, durch Begeisterung für den Helden, durch Ablehnung des Bösewichts, als daß er jene vornehme Zurückhaltung zeigen könnte. Er weiß noch nicht welcher Bühnenkunstler so berührt ist, daß er ihm seine Anerkennung erweisen muß. Der ganz Geübte oder Fortgeschrittene darf sagen: „Müller hat heute einen schlechten Tag“ oder „Müller ist heute nicht ganz in Form“. Bei besonders auffallenden schauspielerischen Leistungen sind derartige Bemerkungen ganz vorzüglich und zieren ungemein.

Umgekehrt zeige man sich entzückt von dem Träger einer ganz unbedeutenden Nebenrolle, den überhaupt niemand bemerkt hat. Man prophezeie ihm eine große Zukunft und bedauere, daß er bisher noch nicht vor größere Aufgaben gestellt wurde. Man werfe hin, er sei der einzig richtige Mann, um den zweiten Dragoner im „Lager“ zu spielen.

Unfeillich ist es, während der Pause gelegentlich in irgendeiner Richtung zu grüßen. Man zeigt dadurch, daß man dazugehört. Die Sorge, daß solches irgendeine Befremden hervorrufen könne, besteht nicht; denn es ist sehr schwer zu kontrollieren, wohin man seinen Gruß geschickt hat. Die Leute stehen in dichten Gruppen, und irgendwo wird sich schon einer getroffen fühlen. Der Beobachter muß annehmen, daß man mit irgendeinem bekannten oder berühmten Manne einen Gruß gewechselt hat. Außerdem sind überall einige kurzichtige Leute zur Hand, die diesen Ferngruß höflich und ebenso vornehm erwidern.

Es sind da allerlei Abstufungen möglich, von der formvollendeten offiziellen Begrüßung bis zum leichten Kopfnicken des Einverständnisses. Es wird immer Zuschauer geben, die der Richtung dieses Grüßes folgen und Sie daran für einen Mann mit Beziehungen erkennen.

Gestaltet sich der Applaus zum Schluß stürmisch, hat man Gelegenheit, sich inzwischen in der Garderobe Mantel und Hut zu holen und dann zum Endpunkt in den Zuschauerraum zurückzu- kehren. Jetzt kann man mit den Schauspielern machen, was man will, man kann sie in immer neuen Gruppierungen herauskutscheln, Held und Direktor, Direktor und Regisseur, Held und Dichter, Dichter und Held, oder auch alle zusammen. Die Zahl der Kombinationen ist fast unendlich. Jetzt bietet sich auch die Möglichkeit, ganz nahe an die Bühne heranzutreten und Einzelheiten an den Kleidern der Schauspielerinnen, die man vorher nicht genau erkennen konnte, sorgfältig zu überprüfen.

Sind viele Damen da, die noch wichtige Details der Toiletten zur Kenntnis nehmen wollen, kommt es zu immer weiteren Herausrufen, und immer wieder erscheint versehentlich der Dichter auch auf der Bühne.

Foltzick

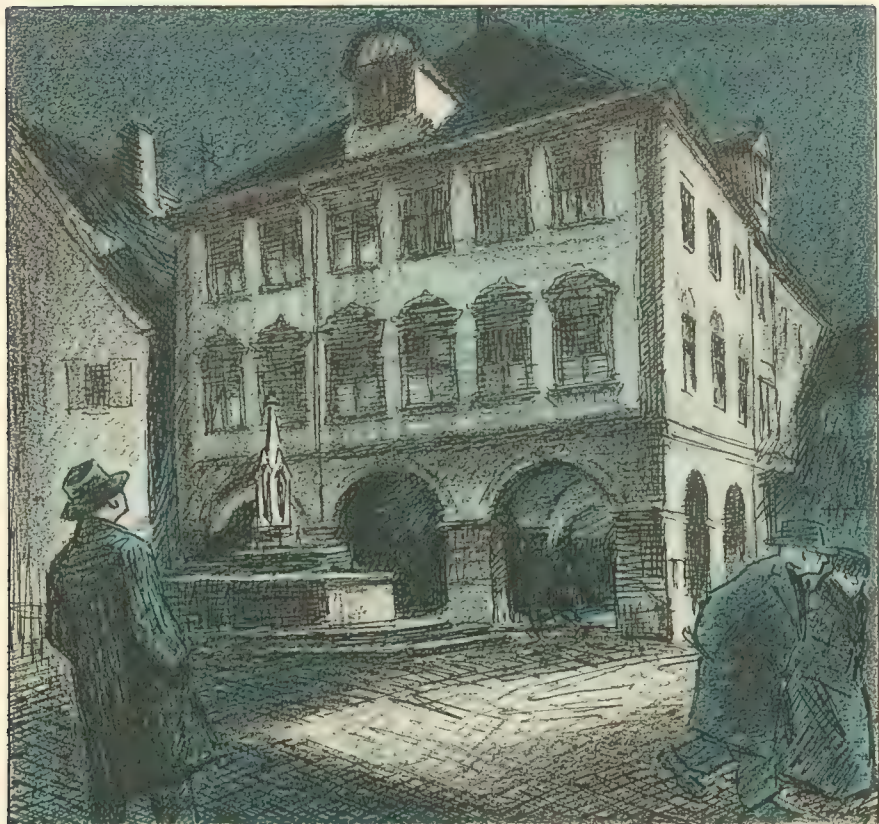
(Zeichnung von R. Kriesch)

Friedenstörer zwischen Deutschland und Frankreich

(Karl Arnold)



„Nur Mut, Genosse Thorez! Er darf uns nicht über die Grenze!“



(Wilhelm Schulz)

In der Nacht vor Allerheiligen und da stand ich im Traum
auf dem Marktplatz daheim und erkannt' ihn doch kaum.

Der Brunnen, die Lauben — wie Schatten so stumm!
Viel Menschen, fremde Menschen, huschten raunend herum.

Und das Haus, drin als Kind ich geweint und gelacht,
steil hub sich's hinauf in die dunkelnde Nacht . . .

Da wußt' ich's mit einem Mal, wußt' es gewiß:
die Mutter, sie lebt noch — die längst mich verließ.
Dort droben, zuoberst, da haust sie allein,
hat scheu sich verkrochen und wartet nun mein.

Ich schob mich in Hast durch den murmelnden Hauf'.
Ein Einaem schloß mir die Pforte auf.

Das waren sie wieder, die Treppen so holz,
erst graublauer Stein und dann schwärzliches Holz;

sie ächzten wie damals bei jeglichem Schritt
und nahmen doch hilfreich wie damals mich mit.
Und ich stieg und ich stieg durch die Dämm'ung hinan,
bis von oben die Stufen ein Schein überraun.

Achselig glänzte ein Stäblein aus Glas;
wie das Licht im Laternchen die Mutter drin saß.
Eine Tür', o so schmal, tat auf ihren Spalt,
und ein Antlitz spähte nach unten, so alt:
wie verkrümpelte Äpfel das Wangenpaar,
aber Augen darüber, so blau und so klar.
Und ein Lächeln wuchs um den zahnlosen Mund,
bis ich endlich vor ihr auf der Schwelle stand.

Sie drückte mich zag an die welke Brust.
Sie flüsterte leise: „Ich hab's ja gewußt,
ich hab's ja gespürt diese lange lange Nacht,
wie hab' ich's gespürt, daß du meiner gedachst!“

Die Geschichte von den starkkriechenden Ziegen

Eine amerikanische Groteske / Von Captain Meek



er Rohrlieger kam mit wankenden Knien aus dem Hinterhof des Hauses, das Hauptmann Adams bewohnte, lehnte sich an den Zaun und wuschte sich die Zittern der Hand den Schweiß vom Gesicht. Der Polizeimeister beobachtete den stummen Auftritt von ferne und kam heran.

Dabei drang ihm ein außerordentlich übler Geruch in die Nasenhöhle. Er blieb stehen und prüfte ihn mit vorsichtigem Schnüffeln.

„Kanalas“, sagte er „Quatsch — Kanalass!“ versetzte der Rohrlieger unfreudlich „Ziegen!“

„Ziegen?“ fragte der Sergeant überrascht.

„Ziegen!“, bestätigte der Rohrlieger festen Tones.

„Hauptmann Adams hat für seinen Jungen 'nen Ziegenbock zum Spielen gekauft und ihn im Keller untergebracht. Gestern telefonierte Mrs. Adams mich an und sagte, er wäre Kanalass! Im Haus! Ich wäre ja gleich gekommen, aber weil gestern Löhnungstag war —“

„— und du infolge dessen besessen warst —“ schaltete der Polizeimeister ein.

„— und ich zur Löhnungskolonne kommandiert und infolgedessen nicht zuhause!“ fuhr der Rohrlieger fort, „konnte ich nicht abkommen. Gestern morgen telefonierte sie nochmal wieder und sagte, es wäre schlimmer geworden. Als ich in den Keller kam, hab' ich gemeint, ich müßte mir 'ne Gasmaske umschlennen, sonst bliebe mir die Spucke weg. Die Gasoltrichter waren in Ordnung, so weit ich bei dem Gestank feststellen konnte. Ich konnte mir erst keinen Vers machen, bis der Junge mit seinem Ziegenbock 'reinkam. Do ging ich weg. Weil nämlich meines Bleibens nicht mehr war.“

„Ziegen haben einen ganz besonderen Geruch!“, sagte der Sergeant vornehm, „in Ordnung, man reicht bedankt, hat er wohl 'ne gewisse Ähnlichkeit mit Kanalass. Ich entsinne mich, daß wir hier auf unserem Posten vor zwanzig Jahren oder so mal 'nen mächtigen Schrecken gehabt haben, weil es nach Kanalass roch. Wir haben geschrien und gebuddelt wie unklug und nachher stellte sich heraus, daß es von Ziegen kam. Das war damals, als wir den Ziegenmotor vom alten Pedro Lopez benutzten, um Wasser 'rautzupumpen.“

„Ziegenmotor?“ fragte der Rohrlieger. „Was ist das denn für 'n dolles Ding?“

„Eine Vorrichtung, die wir im Jahre 1912 während der großen Trockenheit erfanden, um Wasser her-
„—“ antwortete der Sergeant nicht ohne Stolz, „Und wenn ich dir nu' nen Rat geben sollt, denn nimm 'ne Gasmaske vor dem Kinder-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-“

„Hast du schon mal was von Schutzgeruch gehört?“ fragte er.

„Nea!“, antwortete der Rohrlieger.

„Da kann man nix machen. Aber von Schutz-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-“

auf dem es gerade sitzt, ins Einvernehmen zu bringen.“

„Was hat das Chameleleon mit dem Ziegenmotor zu tun?“ fragte der Rohrlieger.

„Sehr viel, und das wirst du schon merken, wenn du mir zuhörst und sich das ganze Quassel allein besorgst!“, sagte der Sergeant streng. „Der Schutzgeruch ist für die Ziege dasselbe, was die Schutz-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-“

„Aber um bei der Geschichte zu bleiben! Wir hatten damals, im Jahre 1912, noch keine elektrische Pumpe, und wir waren darauf angewiesen, während der Regenzeit den Bach abzumachen, um für die trockene Jahreszeit Wasser zu haben. Der Wasserstand war oft mächtig niedrig, aber wir hatten uns immer so durch, bis wir 1912 'ne ganz unerwartet lange Trockenheit kriegten, da merkten wir denn ja, daß unser Wasser alle worden wurde, und daß der Alte liebte sich den Bezirksingenieur kommen.“

„Ging 'ne Weile in tiefen Gedanken 'rum, der Mann, aber weil ich auch mal in die Ingenieurwissenschaft reingerochen hatte, konnte ich ihm mit meinem weiträutigen Rat helfen. Was dabei herauskam, war 'ne Art von Tretröhre, die von zwei Leuten durch Spazierengänge auf dem Flack betrieben werden konnte. Manche Stunde hab' ich damit verbracht, die Mühle zu treten und Wasser zu pumpen.“

„Wegen der Gesundheit oder beim Streflexe-
„—“ fragte der Rohrlieger und felzte.

„Da es ja zwanzig Jahre her ist, geb' ich zu, daß es beides war“, sagte der Sergeant, „und schon war das eine wie das andere nicht — bloß zweck-
„—“ sagte der Sergeant, „und schon war das eine wie das andere nicht — bloß zweck-“

„Wegen der Gesundheit oder beim Streflexe-
„—“ fragte der Rohrlieger und felzte.

„Da es ja zwanzig Jahre her ist, geb' ich zu, daß es beides war“, sagte der Sergeant, „und schon war das eine wie das andere nicht — bloß zweck-
„—“ sagte der Sergeant, „und schon war das eine wie das andere nicht — bloß zweck-“

„Wegen der Gesundheit oder beim Streflexe-
„—“ fragte der Rohrlieger und felzte.

hätte ich 'ne Eingabung, und die sagte ich dem Adjutanten, und der sagte sie dem Alten. (Daß sie von mir stammte, sagte er natürlich nicht.) Der Oberst sprang mit beiden Beinen drauf und teilte Lopez mit, wenn er jeden Tag acht Stunden lang Ziegenkraft für die Tretröhrenpumpe lieferte, konnte er bei uns soviel Ziegen weiden lassen, wie er wollte. Lopez sah sich die Mühle an und rechnete aus, daß sie von zehn Ziegen getrieben werden konnte, und daß seine Ziegen dafür ausreichen. Also ließ er seine Ziegenherde zu uns 'reinlaufen. Am andern Morgen suchte er zehn de-
„—“ sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-“

Zehn Minuten lang kletterten die Ziegen ganz ordentlich auf Mühlrad, aber sie waren gar nicht so dumm, wie wir gemeint hatten, daß sie wären. Als sie merkten, daß sie nirgendwohin kamen, blieben sie ganz einfach stehen und meckerten. Die ganze Mannschaft mußte aussteigen, um sich das Theater anzusehen, und der Alte hatte die Wut. Er gab Lopez zehn Minuten Zeit, bis dahin mußten die Ziegen arbeiten oder er sollte sich mit ihnen vom Gelände scheren. Mit Bitten und Beteilen stellte Lopez es durch, daß er einen Tag Frist zum Nachdenken kriegte.“

„Warum nahm er nicht 'ne Peitsche?“, fragte der Rohrlieger.

„Weil“, sagte der Sergeant und zündete sich eine frische Zigarette an, „man bei 'ner Ziege mit Gewalt nichts ausrichtet, obensowenig wie bei nem Dackel oder 'nem Maultier. Man muß es mit Diplomatie machen. Lopez war sein ganzes Leben lang mit Ziegen umgegangen, und er kannte sie. Er hatte einen Ziegenbock namens Sancho, der bei ihm im Zell schlafe durfte, und den er zärtlich liebte. Auch Sancho war sehr vernünftig in seinen Herrn und gut. Nimm nur Schlitt und tritt. Aber das gehört hier gar nicht her; was hierher gehört, ist, daß Lopez wußte, wie sehr die Ziegen schlechte Gerüche hassen. Er wußte auch, daß ihnen ein Geruch ganz besonders zuwider ist: der von pikanten Käse. Also, er zog seine Schüssel draus und begab sich mit ungelährter 'nem Quart Argente, und denn hatte er seine Eingabung. Er sauste zur Stadt und kaufte sich zwei Pfund von dem festesten, durchsten Limburger Käse, den er kriegen konnte. Dann brachte er sich in 'nem Einmachglas und am andern Morgen konnte es denn ja losgehen.“

Er stellte zehn Ziegen auf die Tretröhre, und denn stellte er sich selber drunter und machte das Einmachglas auf. Na, ich kann dir sagen, die Sache klappte wie Hexerei. Kaum hatten sie die erste Nase voll von dem Käse gekriegt, trampelten die Ziegen auf der Mühle los wie rein verrückt. Je schneller sie kletterten, um so schneller lief natürlich die Mühle, und nach zehn Minuten mußten wir 'ne Abteilung mit Eimern aufstellen und die Lager mit Wasser begießen, damit das Ding nicht in Brand geriet. Nach der halben Stunde waren die Ziegen vollständig ausgepumpt; also machte Lopez das Einmachglas zu, band sie los und stellte zehn frische ein. Dann machte er das Glas wieder auf, und los ging die Mühle. Der Alte stand dabei und freute sich wie'n Tüt.

Eine Woche lang ging es so glanzend, und denn merkte Lopez, daß seine Ziegen nachließen. Er begriff das erst nicht — bis jemand zufällig sagte, die Ziegen röchen viel stärker als früher. Da merkte Lopez, daß es sich da um das Naturwunder des Schutzgeruchs handelte. Die Ziegen stiegen ihren Geruch so schnell, daß der Käse nicht mitkommen konnte, und es war nur noch 'ne Frage der Zeit, daß die ganze Erfindung stillstand. Das wollte Lopez ja nu nicht; er setzte sich hinter 'n Viertel von seinem Feuerwasser und brachte sein Gehirn in Schwung, damit ihm ein Ausweg einfiel. „Er brauchte doch nur was zu finden, das noch schlimmer noch als Limburger Käse“, bemerkte der Rohrlieger.

„Richtig“, sagte der Sergeant, „Aber kennst du so was?“

Der Rohrlieger konnte nichts.

„Der Sergeant“, sagte der Sergeant, „und bringe den Ziegenbock in die andere Box, bevor Mrs. Adams dich mal auf Frühlings-“



Als er fertig war, hatten die Ziegen schon belahne mit der Arbeit aufgehört, und der Alte wurde schon wieder ungeduldig. Als aber Lopez 'ne frische Belegschiff aufstellte, und seinen Käsestopf aufmachte, war das Gestampel ebenso groß, wenn nicht größer als damals bei dem Limburger. Ein paar Wochen lang herrschte eifrig Freude; denn wiederholte sich die Geschichte. Die Ziegen ließen nach. Diesmal aber war Lopez auf dem Posten. Er hatte 'nen neuen Käse ausgebeutet, und gerade, als der frühere nicht mehr wirkte, setzte er den neuen ein, und den anderen an Wirkung weit hinter sich ließ.

Natürlich steigerten die Ziegen fortgesetzt ihren Geruch, und deshalb mußte auch jeder Käse stärker sein als sein Vorgänger. Lopez hatte das Kassmachen nun schon ziemlich 'raus; er mußte nur immer aufpassen, ihn nicht so stark zu machen, daß er die Ziegen ersticke, bevor sie ihren Schutzgeruch richtig entwickeln konnten. Deshalb mußte er, wenn der Käse neu kam, am ersten und zweiten Tage die Ziegen ziemlich oft ablosen, sonst wären sie draufgegangen.



„Was zum Teufel ist denn das — ein Stinkometer?“

fragte der Rohrlieger. „Ein Stinkometer ist 'ne Vorrichtung, die genau anzeigt, wieviel Zeit ein Käse braucht, um eine bestimmte Geruchsmenge abzugeben. Das funktioniert so: ein Gewicht fällt einen Knopf, und dann stand die Mühle still, die Ziegen vor dem Knopf und der Käse war automatisch verschlossen. Blicke nur noch die Frage, wie zu erreichen war, daß das Gewicht gerade im richtigen Augenblick 'unterfiel.“

Do weißt wohl, daß nichts fremde Gerüche so belästigend ankommen wie der des Na, also der Ingenieur beauftragte ein Plund Batte Lopez genau über dem Knopf, bevor der Käsestopf geöffnet wurde. Je mehr Geruch der Käse von sich gab, um so mehr Geruch zog die Butter auf. Schließlich wurde diese Geruchskontrolle so stark, daß die Käse Schnur sprenge, mit der die festgebunden war und auf den von Lopez angebrachten Knopf herunterfiel. Nu brauchte Lopez nichts weiter zu tun, als daß er seine Ziegen festmachte, seinen Käsestopf öffnete und dann gleich die Ablosung holte. Wenn der Käse soviel Geruch abgegeben hatte, wie die Ziegen aushalten konnten, sprenge die Butter die Schnur und fiel auf den Knopf; die Mühle stand still, die Ziegen waren frei, und der Käsestopf war zu. Es war ein Leben voll eifriger Wonne. Lopez machte Käse, und immer stärkere Käse, und wenn der neue fertig war, verkaufte er den alten. Die körperliche Bewegung bekam den Ziegen großartig, und alle waren glücklich.

„Nu möchte ich aber zum Teufel noch mal wissen, was so etwas von Käse kauft“, fragte der Rohrlieger, und er konnte kaum sprechen vor Wut. „Den will doch niemand haben!“

„Eben darin irrst du, mein Sohn“, versetzte der Sergeant. „Es war eine gewaltige Nachfrage danach, und je stärker er wurde, desto größer wurde die Nachfrage. Und das kam so: Damals wurde der Kanal zur Bucht ausgebaut, und für die Bagger war ein Trupp portugiesischer Arbeiter angeworben. Diese Menschen sind sehr abergläubisch, und eine von ihren Aberglaubensleiten ist es, daß ein schlechter Geruch das Fieber fernhält. Deshalb trug jeder von ihnen einen kleinen Beutel mit Asa foetida an 'ner Schnur um den Hals. Nu noch einer von diesen Portugiesen eines Tages zufällig Lopez seinen Käse, und da ließ er keine Ruhe, bis er 'n Stinkometer kriegte, um es am Hals zu tragen. Lopez berechnete fünfzig Cents dafür, und der Mann freute sich halb tot. Am anderen Morgen verkaufte Lopez den ganzen Käse für einen Dollar pro Geruch. Das war damals sein fünfter Käse, und wenn Geruch 'n

Wertgegenstand ist, haben die Portugiesen ein schönes Geschäft gemacht.“

Als die Portugiesen mit Lopez seinem Käse um den Hals auf den Bagger kamen, wurde der Kapitän blaß und stellte ihnen eine Frist von elf Sekunden, um vom Schiff zu verdünnen. Aber während er noch fluchte, hörte er ein schwaches Wimmern. Er sah sich um und erblickte 'ne dicke Rede, die auf sich auf die Relling stürzte. Der Schweiß tropfte ihr von der Stirn, und sie torkelte vor Schwäche von einer Seite auf die andere, aber sie schaffte eisern den Weg bis zur Relling. Mit einem wimmern Klagelaut lief sie zweiwelling stürzte sie sich in das eislige Wasser. Der Kapitän machte den Mund zu und fing an nachzudenken. Gleich drauf sah er, wie ein großer Kakerlak mit entschlossenem Schritt über das Deck marschierte; er hatte die Vorderbeine fest auf die Nasenrinne gepreßt, und sein Gesicht trug den Ausdruck heiliger Unbeikelt. Ihm folgte seine ganze Familie, von seinen Leibesbrüdern, die auch schon allersgar waren, bis hinab zu den Kindern der dreißigsten Generation, die noch in den Windeln gelaufen. Alleamt wanderten sie zu Relling und stürzten sich hinab; denn sie wollten lieber einen barmherzigen Tod in der Tiefe haben als noch länger mit Lopez seinem Käse beisammen sein.

Der Kapitän stellte fest, daß alle Ratten und Kakerlaken, die bisher der Bagger zu 'ner Irrenanstalt für Tiere gemacht hatten, verschwunden waren. Das stimmte ihm menschenfreundlicher. Den Ausschlag aber gab der Erste Steuermann. Der ließ sich von einem der Leute 'nen Stück Käse, legte es in seine Kabine und machte die Tür zu. Vier Minuten später waren seine stämmigen Wanden erstickt. Als das der Kapitän hörte, sagte er den Arbeitern, sie könnten ihren Käse behalten, und fügte seine besten Segenswünsche hinzu. Aber das geschah nie, gar nicht hier; was hierher gehört, ist, daß Lopez jedesmal, wenn er Käse zu verkaufen hatte, 'ne Menge Käufer fand. Es war 'n schönes Nebengeschäft für ihn. Aber das war noch nicht alles. Nu kommt die Geschichte mit den Erd-„Erdchörchen“ —“, fragte der Rohrlieger. „Die gibt's hier doch gar nicht.“

„Damals gab es welche“, sagte der Sergeant. „Massenhaft. Waren 'ne schwere Landplage. Aber mit den Erdchörchen ist es so wie mit den Ziegen: ihnen schaden sie, aber sie schaden auch. Manche von ihnen zogen deshalb gleich aus. Aber das große Wunder passierte, als Lopez seinen siebenten Käse losließ. Er hatte gerade die erste Ziegenbelegschiff festgemacht und wollte die Ablosung holen, als er 'ne graue Linie sah, die sich hügelauflwärts zog. Er sah sich das mal näher an und merkte, daß der graue Strich sich bewegte. Er bestand nämlich aus lauter Erdchörchen, alten und jungen. Da waren Großväter auf Krücken und Elchhörnchen in der Blüte des Lebens, die Nüsse, Ähren und anderen wertvollen Familienbesitz schleppten; da waren Kinder, die noch auf dem Mutterarm saßen; und alle besaßen nur ein einziges Verlangen: wegzukommen aus dieser von Gott geschlagenen Gegend.“

„Müssen ja wohl 'n lange Gedächtnis haben, diese Tiere. Sind bis heute nicht wiedergekommen“, sagte der Rohrlieger.

„Das würdest du verstehen, wenn du Lopez seinen Käse gerochen hättest“, sagte der Sergeant. „Hätte sich eigentlich 'n Denkmal verdient, der Mann. Im nächsten Jahr kriegten wir die elektrische Pumpe, die noch heute in Betrieb ist. Und weil diese Zigarettten nu also sind, will ich 'mal sehn, wo der Mann geblieben ist, der mir welche holen sollte.“

Der Sergeant stand auf und setzte sich in Bewegung. Der Rohrlieger stand einen Augenblick unentschieden; aber die Nauglerde legte über seinen Geiz. Er rief den Sergeanten zurück.

„Ich hab' noch 'ne Packung“, sagte er. „Was wurde aus Lopez und seinen Ziegen?“ „Korkmücken!“, sagte der Sergeant beifällig. „Die sind sowieso zu gut für dich; er stündete sich eine der Zigarettten an und steckte den Rest in die Tasche. „Das traurige Ende der Geschichte ist ein hohes Lied der treuen Liebe und des heldenhaften Mutes.“

Den ganzen Sommer lang machte Lopez stärker und immer stärker Käse, und seine Ziegen entwickelten ihren Schutzgeruch in gleicher Weise. Schließlich war der Gipfel erreicht. Lopez machte einen neuen Käse und stellte ihn abends in die

Schneue, damit er sich über Nacht erst 'mal setzen sollte. Morgens legte er 'ne Gasmasken an und wollte seinen Käse holen; diesmal aber hatte er seine Sache zu gut gemacht. Du hast doch schon mal von 'nem Käse gehört, der so stark ist, daß er läuft — ? Na, also dieser Käse lief nicht — er rannte; und als Lopez in die Schneue kam, stürzte sich der Käse auf ihn. Lopez sah ihn kommen und ließ 'nen Schrei los, den sie bestimmt in San Francisco gehört haben; dann machte er kehrt und nahm die Landstraße unter die Füße. Der Käse war ihm auf den Hacken. Lopez hatte 'nen kleinen Vorsprung und er lief, wie er im Leben noch nicht gelaufen war; aber als er über die Schulter sah, erkannte er, daß der Käse ihn einholen würde. Er gab sich verloren.“

„Was rettete ihn?“, fragte der Rohrlieger in höchster Spannung.

„Sancho, der Ziegenbock, von dem ich dir er-„ahlt habe“, antwortete der Sergeant ernst. „Als Lopez auf der Landstraße dahinhinrannte, sah er Sancho und schrie das treue Tier um Hilfe an. Sancho liebte seinen Herrn mit einer großen und opfermühsamen Liebe, jener Liebe, die stärker ist als alle Todesfurcht. Als er den Käse hinter Lopez herrennen sah, kämpfte er seinen natürlichen Widerwillen nieder, senkte die Hörner, stieß ein schallendes „Meeaaeeeh!“ aus und stürzte sich 'n den Kampf.“

Wie 'ne Kanonenkugel sauste er an Lopez vorbei und grednagew auf den Käse los. Sancho hatte er ihn beinahe erreicht, als er taumelte. Er schwankte einen Augenblick, stieß ein schwaches Stöhnen aus und versuchte zu fliehen; aber es war zu spät. Dieser Käse ging über seine Kräfte. Er sank tot zu Boden, ein Opfer der Liebe zu seinem Herrn.“

„— und der Käse erwachte Lopez“, ergänzte der Rohrlieger hoffnungslos.

„Nein“, sagte der Sergeant. „Nach im Tode blieb Sancho's Opfermut Sieger. Du darfst nicht vergessen, daß Sancho mit der Entwicklung seines Schutzgeruchs schon über den vorletzten Käse hinaus war. Na, als der neue Käse bei Sancho angekommen war, sah Lopez ihn innehalten und strucheln. Einen Augenblick zu lange verweilte er bei der Leiche seines gefallenen Feindes. Als er die Verfolgung wieder aufnehmen wollte, vermochte er nur noch ein paar taumelnde Schritte zu tun. Dann legte auch er sich nieder und starb.“

„Is das nu alles?“, fragte der Rohrlieger.

„Das is alles“, antwortete der Sergeant. „Der Alte schickte 'ne Abteilung mit Gasmasken los; es wurde Korkholz über Sancho und den Käse gehüllt, Petroleum draufgegossen und das Ganze angezündet. Wir hatten gerade 'nen kleinen Wasservorrat, und kurz drauf setzte die Regenzeit ein, deshalb brauchten wir den Ziegenmutter nicht mehr. Als der Käse nicht mehr benutzt wurde, kehrten die Ziegen sofort zu ihrer natürlichen Geruchsstärke zurück.“

Der Sergeant ging in seinem behaglichen, aber würdevollen Schritt von dannen. Der Rohrlieger kretzte sich versonnen den Kopf. „Meeaaeeeh!“, bemerkte die Ziege im Keller des Hauptmanns Adams.

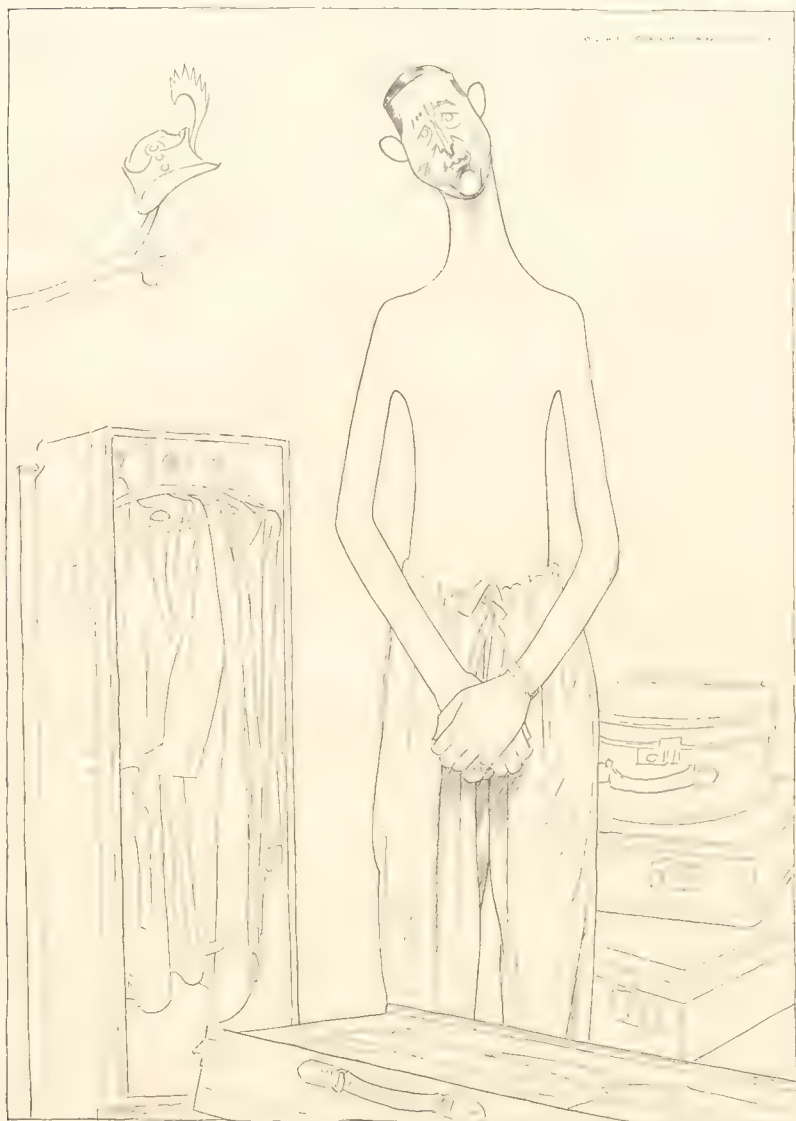
„Richtig“, sagte der Rohrlieger. „Darin muß ich dir beistimmen!“



(Zeichnungen v. F. Bille. Berechtigte Übertragung v. Karl Lerbs)

Starhemberg ganz privat

(Otto Coubassien)



„So, in die Koffer paßt's, das neue G'wand, aber ob ich wieder hineinpasse, ins Zivil?“

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nuckel)



Heute wie vor dreißig Jahren sitzt die Gasche auf ihrem Hocker vor dem groben Holztisch und bietet ihre Fische an.

Ein rüstiger alter Herr — Gang und widerhartes Gesicht können den ehemaligen Seemann nicht verleugnen — nähert sich dem Stand. Der Alte mustert kritisch die ausgelegte Ware. Diesen und jenen Fisch nimmt er in die Hand und führt ihn an die Nase. Das ist zuviel für Gesche. „Min Fisch sind alle god und frisch, da dran gibst's nicks to rucken!“ keift ihre Stimme.

„Wer seglt denn, das ich daran gerochen hab',
min Deern", lächelt seelenruhig der alte Herr. „Ich
hab' mich ja bloß was verteilt mit dem Schell-
fisch — ich habe ihm was gefragt!"
„Was gefragt — — ?, nu lsten Se mi mit dem
dummen Snack in Ruhe!", wird Gesche un-
geduldig.

Der Alte blinzelt die Fischfrau mit seinen hellen alten Augen an. „Ich hab ihm gefragt, ob's gestern noch so stürmisch auf der Nordsee war; he seggt aber, det kann er mir nich sagen, er sei schon acht Tage an Land!“

Der Sohn unseres Sparkassenvorstandes ist ein großer Tunichtgut; sein Vater ist nicht zu beneiden. Beruflich hat es das Fröchtchen nicht weit gebracht, trotz seiner 25 Jahre. Ständig wechselnde Liebschaften sind die einzigen Erfolge, die er aufzuweisen hat.

Neulich nun trifft der Alte den Sohn zufällig draußen vor dem Städtchen auf einer Bank; der Junge hat ein Mädchen bei sich. Wutend über ein solches Gebaren gibt er dem Jungling eine gehörige Ohrfeige und schreit: „In deinem Alter hat man Geld auf der Bank, kein Madel!“

Meine Freundin betätigt sich in einem Kindergarten im Westen Berlins, dem mitunter auch ausländische Gäste ihre Sproßlinge zur Aufbewahrung anvertrauen. Neulich war ein kleiner Grieche da, der auf den anspruchsvollen Namen „Sophokles“ hörte. Kaum war er den anderen vorgestellt, hatte sein Name auch schon eine Abwandlung ins Verständliche erfahren. Hinfort wurde er „Sofa-Klecks“ gerufen.

In dem größeren Wirtshaus, in dem wir schon jahrelang verkehren, komme ich manchmal zwangs-
läufig auch mit dem alten Fraulein ins Gespräch, das
draußen am verschwiegenen, doch gleichwohl gut
besuchten „Orchen“ ihres Amtes waltet.
„Jetzt ist es eben schon wieder Herbst“, seufzte
ich neulich, „... aber jede Jahreszeit hat ihr
Gutes!“

„Oh ja“, sagte sie mit einem treuherzigen Augenaufschlag, „sobald neuer Wein ausgeschenkt wird, zieht 's Geschäft bei mir an.“

Zu einer jungen Fotografin kommt ein älterer Herr, der nur gebrochen deutsch spricht. „Möchte bitten eine Bild von mich“, sagt er und streicht seinen kurz gehaltenen Vollbart. „Wie wünschen Sie die Aufnahme?“ fragt die Fotografin.

„Schönes Bild, aber ohne Hose!“ Seine Hände flattern abwärts.

Die junge Fotografin wird rot.

„Bedauere sehr“, sagt sie eisig, „solche Aufnahmen werden in meinem Atelier nicht hergestellt!“

Da zeigt der ältere Herr mit seinem Daumen auf seinen obersten Westenknopf und knarrt:

„Warum können nicht Bild machen bis hierher?“

„Ach so, Sie meinen ein Brustbild!“
„Natürlich, ist doch Bild ohne Hose!“



Unser Pfarrfrau hat einen stark pietistischen Ein-
schlag.

Als ihr Mädchen kürzlich im Garten die pfarrhäusliche Unterwäsche aufhängte, so daß sie vom Weg aus sichtbar war, rief die Pfarrerin von oben: „Minna, hänge Sie weiter hinten auf; die Wäsch' erinnert die Leut' so ans Irdische!“

Die überraschende Lerikon-Neuschöpfung

IN VIER BÄNDEN UND
EINEM ATLAS
vereint dreierlei in einem Werk

1 Als neubearbeitetes mittleres Lexikon berichtet er über alles Wichtige aus Wissen und Können der Menschheit in Text und Bild bis zur Gegenwart.

2 Als erstes Konversationslexikon gibt er über alle deutschen Wörter Auskunft, auch die alltäglichen, und bringt die Regeln der deutschen Sprachlehre.

3 Er enthält — in einem Sonderband — einen Weltatlas, bei dem in neuartiger Weise das Bild der dargestellten Gegend neben die Landkarte tritt.

Diese Reichhaltigkeit ist für Deutschland neu!

Wer jetzt bestellt, sichert sich
den ermäßigten Vorbestellpreis, der nur beschränkte Zeit
aufrechterhalten werden kann, und

Die geringe Monatsrate, die fast nur wenige Mark beträgt.
Unterrichten Sie sich durch das reichbebilderte Probeheft, das Sie gegen Ein-
sendung des untenstehenden Abschnittes kostenlos und unverbindlich erhalten

H. A. Brodhaus · Leipzig C 1

Schritte um das reichbedruckte Probierfeld 119 „Das Milbdruck weiß Bescheid“, fohrend und unverbindlich sowie um Bekanntgabe der günftigen Bezugsbedingungen
Name und Stand:
Ort und Straße:



Uhr 15-
5 Raten

Kurt W. Behrens
Berlin-Wilmersdorf

30 000 Reichsmark + 25 Pf
an. Pros. & Probel.
Markon Schneider,
Bautingen 45.2

Deine

Kasse - Schreibmasch. ne.
mit Koffer 1.90



eine Mercedes
Schreib deine Personalausweisnummer auf
Mercedes-Benz

Ofun Zeitung-

**nur für farbige
 Mensch!**



Man braucht eine Zeitung, sonst kommt man überall zu spät und verpaßt manchen Vorteil!

Lieber Simplicissimus



Der Stadtförster eines Kurortes stellte in den erweiterten Parkanlagen Holzdiebe. Diese aber rissen aus und riefen aus sicherer Entfernung und Deckung dem schon älteren Manne die bekannte Aufforderung aus „Götz von Berlichingen“ zu. Darob meinte eine dem Förster entgegenkommende Dame, „Sie haben einen schweren Beruf!“



wachsende Jugend zielstrebig darnach trachtet,
zu ihrem Recht zu kommen

Trotz sehr strenger Zucht bringt es das Mädchen immer wieder fertig, sich mit Ihrem Schatz zu treffen

Aber die wachsamen Alten kommen meistens da hinter und halten ihr dann tagelang ihr „sündiges Tun“ vor.

Als sie der junge Bursche leztzin wieder zu einem Stelldichein bat, meinte sie: „Ich komm' ja, wenn's irgend geht; aber wenn man immer nachher tagelang zerknirscht sein soll, verliert man mit der Zeit jede Lust am Sundiae.“

In der Sitzung sowjetrussischer Beamter finden eingehende Erwägungen und Besprechungen statt: „Stroh als Lager ist zweifelsohne das geeignetste“, meint der eine „Und Kleie mit Kartoffelschalen vermischt hat sich überall als sehr nahrhaft erwiesen“, sagt ein zweiter.

„Man könnte vielleicht einen durchgehenden Trog anbringen“, schlägt ein dritter vor, „in den an der einen Seite das Futter hineingeschüttet wird. So können alle reihenweise zugleich fressen.“

„Und wie denken sich die werten Genossen die Regelung der Abortfrage?“, bemerkt ein später Hinzugekommener, der die Besprechung nicht von Anfang an mithörte.

„Abortfrage? Wieso Abortfrage? Wir reden doch hier von Schweinezucht.“

„Schweinezucht? Oh, das ist etwas anderes! Ich dachte, es wird über die neuen staatlichen Muster-Arbeiterhäuser beraten.“

Christine war lange bei uns beschäftigt und ging jeden Abend allein durch den Wald heim ins Nachbardorf.

Eines Tages jedoch war es leider nicht mehr zu verheimlichen, daß sie einer Niederkunft entgegen sah, und eine Frau, die neben uns wohnt, brach darob in große moralische Entrüstung aus. Einen Teil der Schuld schob sie auch uns zu.

„Man läßt eben“, rief sie emphatisch aus, „ein junges Mädchen nicht nachts allein durch den Wald gehen!“

„Es ist passiert“, erwiderte mein Mann milde, „als wir ihr ausnahmsweise einmal männlichen Schutz mitgeben!“

Die Besucher einer großen Privatklinik brachten durch ihr Kommen und Gehen eine derartige Unruhe ins Haus, daß die Nachtschwester tagsüber nicht die Erholung fand, die sie für ihre nächtliche Tätigkeit unbedingt brauchte.

Eines Tages klagte sie dem Chefarzt ihr Leid, der einsichtig genug war, sofort ein großes Schild „Bitte, denken sie an die Nachtschwester!“ auf dem Tisch in der Vorhalle der Klinik aufstellen zu lassen.

Als am nächsten Abend die Schwester ihren Dienst antrat, entdeckte sie in der Aschenschale neben dem Schild ein Markstück, einen Fünziger und etliches Kupfergeld.

Sehr bigotte Verwandte von uns haben eine Tochter, die jetzt in dem Alter ist, wo die heran-

Jugend und Kraft

kehren zurück durch Satyrin-Tabletten.
 Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung, sex. Neurosen etc. werden beteiligt. Zu haben in den Apotheken. Ausk. kostenfrei durch Akt.-Ges. Hormona
 DUSSELDORF — GRAFENBERG 119

Bücher In 3 Tagen **Nicht mehr**

Günstige Angebote!
• 1 x 2 kostenlos
Duchvorsand Heftes
Beide Lichterfelde 106

GRATIS

Prellaste S 6 sendet
Bumelager für Medico
Getriebe SW 2 2000 Jax-Bau


Diet

Büste
wird fest, straff u. voll
präm. in gold. Medaille
Proschire-Kupferies
H. G. G. H. M. S. 13

GRAY'S alighting fallon
exhales the same results **J. WOLF Chem. Labor.**

Wohn- und Möbel-Industrie
Berlin W 30 37

 Korsetts, auch für Herren,
Stilles, auch Stilles, Leibes, Dames,

 Welche nach Maß, leichte Damen-
wäpche, Japaner-Breathalter u. künst-
licher Büste zur Figurverbess. ufm.
Klara Röhm, Dresden-L., Marktstr. 32

Briefmarken. Die 10000 billigsten

Europa-Marken, sauber nach Katalog geordnet, teils in 10 erhalten. Unverbindliche Auswahlen franko geg. franko (Ref. od. Berufangeh.).
Fr. Felder, Stuttgart-Wellmudorf 2.

Lest die

Münchner Illustrierte

Für Selbstrasierer
die wichtigsten
Dinge

PERI Rasier
Creme
-30 u. 4-

PERI Rasier
Klinge
-20

..und bitten
wir Sie..

Ernsthafte und heitere Glossen
zur deutschen Sprache

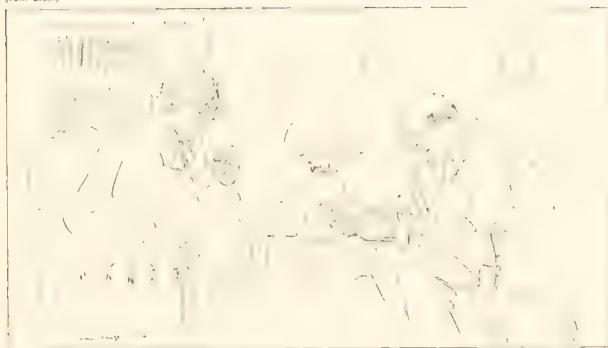
von Oskar Jancke

Was für arme Sprachsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder daheim! Hier ist einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält auf eine neue und wirksame Art! Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist, des heiteren, stimmigen und besinnlichen! Kartoniert RM. 2.50, Leinen 3.20 In allen Buchhandlungen erhältlich!

VERLAG KNORR & HIRTH, G. M. B. H., MÜNCHEN

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchsiger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Hub-^{er} und Klem-
Pauli. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny, ⁱⁿ welchem
die Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die zwischen Regungen der Volksseele hat, wird
in diesen Liedern das Herz aufgeht. — schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage.
Kartentext RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Kuor & Hirsh G.m.b.H., München.



„Warum stellst du neuerdings eigentlich immer diese blödsinnige Petroleumlampe auf den Tisch?“ — „Aus Stilgefühl: Pflege altschwabinger Brauchtums!“

Der Mostschädel

Ein Onkel von mir hat eine Zeitlang stark getrunken; aber nun hat ihn seine Frau so weit, daß er sich „bekehrte“ und mit ihr statt ins Wirtshaus in die „Stunde“ einer kleinen Sekte geht. In einigen Falten seines kleinen Gehirns scheint aber doch noch der Alkohol zu spuken. Er versucht bei seiner Frau immer wieder durchzusetzen,

daß man wenigstens den im Schwäbischen üblichen Apfelmost in den Keller tue. Jedoch ohne Erfolg.

„Ich kann gar net verstehe“, sagte neulich sein Nachbar zu ihm, „daß du als ‚Bekehrter‘ von deiner Frau verlangt, sie soll dir abends Moscht hinstellen! In der Bibel steht bloß, daß sie ihm einen Apfel gereicht hat; von Moscht kommt weit und breit nix drin vor!“

Der Onkel

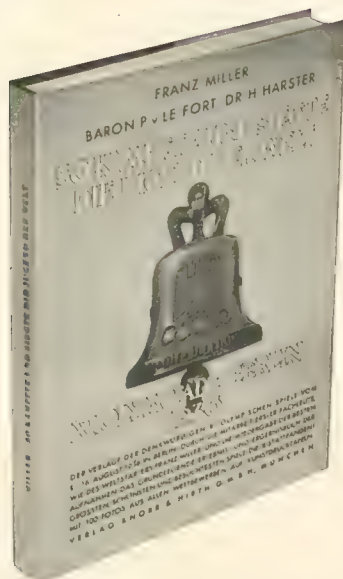
Von Theodor Heinz Köhler

Als mein Onkel aus dem Ausland heimkehrte, zog er zu uns, weil er — wie Vater sagte — ohne Frau war. Ich war damals noch ein kleiner Junge, und wir freundeten uns an. Er erzählte mir aus fernem Ländern, in denen er gereist war, und manchmal ruderten wir gemeinsam auf dem Stadtteich.

Eines Tages sagte mein Onkel zu mir: „Daß du dich ‚von solch Kindermädchen spazieren führen läßt, verstehe ich nicht, nein!“

Bestürzt sah ich ihn an. Ich hatte mir nie etwas dabei gedacht, wenn unser Hausmädchen mich nach dem Mittagessen bei der Hand nahm und mit mir spazieren ging, nur langweilig war es manchmal. „Ja“, fuhr der Onkel fort, „die rechten Männer gehören zu den Männern und nicht anders. Ein rechter Mann willst du doch werden, wie?“ Und ob ich das wollte! So lag ich in der Nacht, die darauf folgte, lange wach. Ich kämpfte gleichsam mit mir, und spät — es schlug wohl schon ein Uhr — verworf ich mein früheres Leben. Ich wollte von neuem beginnen; denn ich hatte begriffen, was der Onkel meinte, und ich wußte nun auch, warum man mich immer belächelt hatte, wenn ich mich mit unserem Mädchen zeigte.

Am anderen Tage widersetzte ich mich dem Mädchen, als sie mich bei der Hand nehmen wollte. Mutter schalt mich, aber der Onkel, der hinkam, lachte mich an. Da war ich sehr stolz und wußte, daß ich doch ein rechter Mann werden würde. Nun gingen wir spazieren, der Onkel und ich. Wir führten männliche Gespräche, in denen nur männliche Worte gebraucht wurden, wir liefen abseits der ordentlichen Wege, und für die Mädchen und Frauen hatten wir nur ein Lächeln, ja, es ging so weit, daß wir uns beim Mittagmahl auf die Seite des Tisches setzten, wo nur die Männer saßen.



Die Olympischen Spiele zu Berlin waren die größten, schönsten und befachtesten Spiele, die die Welt je gesehen hat. Sie werden es vielleicht auf lange Zeit bleiben. Aber die mannigfaltige Verickerkaltung des Tages hinaus fordern Teilnehmer und Nichtteilnehmer eine geschlossene Zusammenfassung dieses Weltereignisses, einen ordnenden und endgültigen Erlebnis- und Ergebnisbericht. Hier ist er! Franz Miller, der Starter zu Berlin, 208 Angerer und Amsterdamer, von Beruf aus Mann der Feder, war wohl der Verufensten einer, dieses erste Erlebnis- und Ergebnisbuch herauszugeben, zusammen mit Baron P. von Le Fort und Dr. S. Garsner und unter Mitarbeit weiterer namhafter Fachleute. Es ist geglättet, in diesem Buche nicht nur das unvergessliche Erleben dieser olympischen Tage sondern zu gestalten, sondern darüber hinaus auch die großen Gefühls- punkte, namentlich in der Reichhaltigkeit, richtungweisend herauszuarbeiten. Weit über hundert charakteristische Bilder ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vorzüglich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nachterlebnis.

Reichsportführer von Tschammer und Osten

gibt dem Buch folgendes Geleitwort mit auf den Weg: „Deutschlands Nationalmannschaft hat ihre Pflicht getan. 33 goldene, 26 silberne und 30 bronzene Medaillen sind der verdiente Lohn und der Beweis für den kaiserlichen Einsatz unserer Jugend und Mädel. Ich begrüße es, daß der bei den XI. Olympischen Spielen in Berlin errungene große Erfolg von Fachleuten in Wort und Bild für alle Zeiten in diesem Buch festgehalten wird. — Mögen die Leistungen der Olympia-Sieger unserer Jugend Vorbild und Ansporn sein!“

160 Seiten, 121 Bilder auf Kunstbrudrtafeln. Reinen DM. 1.80, broschiert 3.60. In allen Buchhandlungen zu haben!

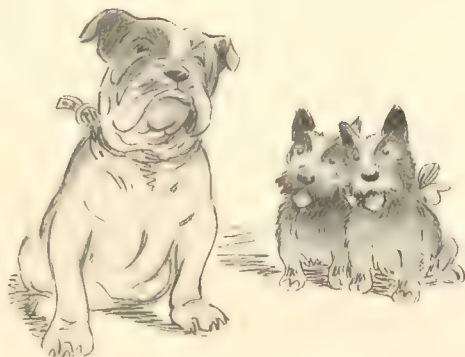
Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. / München

Ein urgemütliches Vieh

(C. O. Petersen)



„Was ist denn das für einer?“



„Das ist ein eingefleischter Junggeselle!“



„Mit dem darf man alles machen!“ —



„Um Himmelswillen, rette sich, wer kann!“

Unsagbar peinliche Begebenheit

Ein begütertes, nettes, wenn auch etwas „steifes“ bremisches Ehepaar, aus der Sphäre jener oberen Fünfhundert, die man einstmals mit Hochachtung als die „guten Kreise“ zu bezeichnen pflegte, hatte einmal — zweieinhalb Jahrzehnte wird's her sein — an einer Festlichkeit teilgenommen. Als die Herrschaften nun mitten in der Nacht vor ihrem Hause anlangten, mußten sie feststellen, daß sie nicht hinein konnten. Sie hatten den Schlüssel vergessen. Nun, guter Rat war nicht eben teuer, und Hillmanns

Hotel war nicht eben weit. Das Peinliche war nur der gänzliche Mangel an Gepäck. Der Zwischenfall dürfte also als verhältnismäßig bedeutungslos angesehen werden.

Das war indessen ein Trugschluß. Der Herr hatte nicht bedacht, daß ein Mitglied der bremischen Gesellschaft normalerweise mit den Nachtportiers der Hotels nicht in Berührung kam und ihnen daher unbekannt war. Er hatte ferner nicht bedacht, daß er an einem nervösen Übel litt, das ihn oft zu einem Augenzwinkern nötigte und seinen Worten das Gepräge einer ganz unbeabsichtigten Vertraulichkeit verlieh — und daß ihn dieses Übel

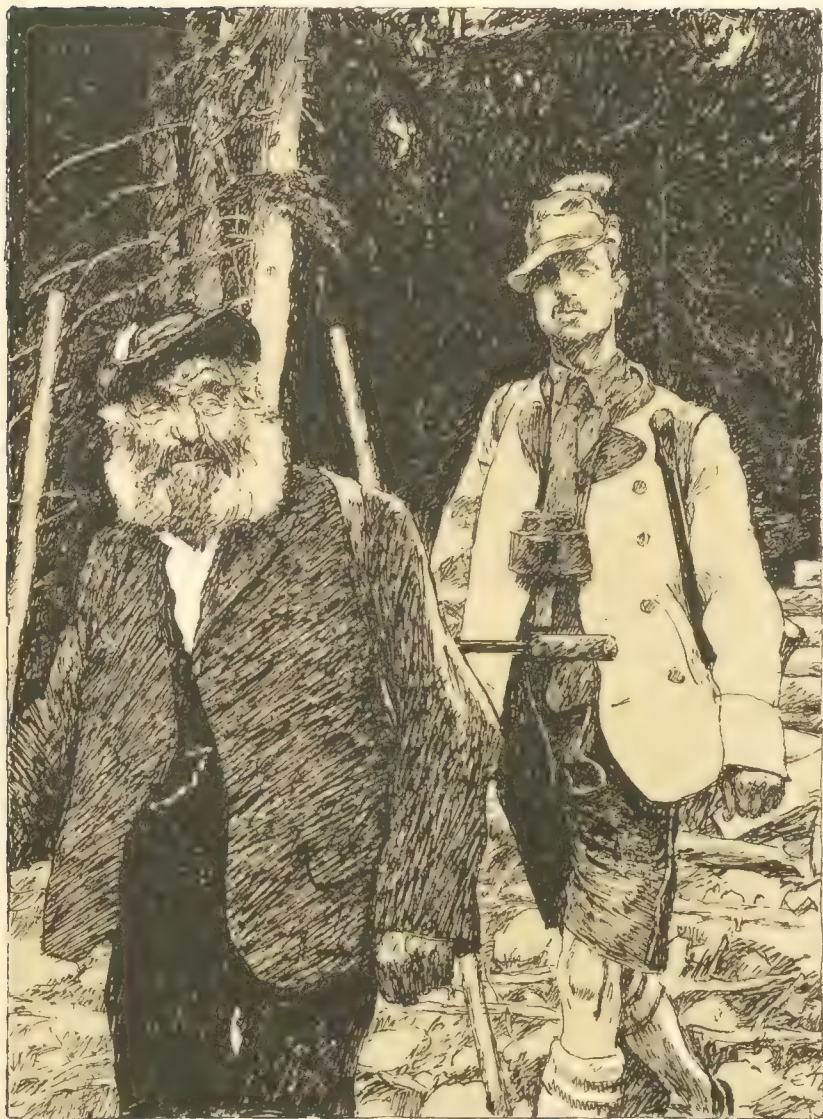
ausgerechnet in dem Augenblick befallen würde, als er ein Zimmer für sich und seine Frau verlangte.

Der Portier sah das Zwinkern. Sein Blick wanderte zu der Stelle, wo anständige Gäste bei der Ankunft ihr Gepäck abzusetzen pflegen: Sie war leer. Man kann es verstehen, wenn auch nicht verzeihen, daß ein entsetzliches Mißverständnis bei ihm Platz griff. Er erstarrte zu eisk erhabener Abwehr und wandte dem Ehepaar die Seite — man konnte schon beinahe sagen: den Rücken zu. „Bedaure“, sagte er, „so etwas gibt es bei uns nicht!“

Karl Lerbs

Fragen im Walde

Edmund Thöny

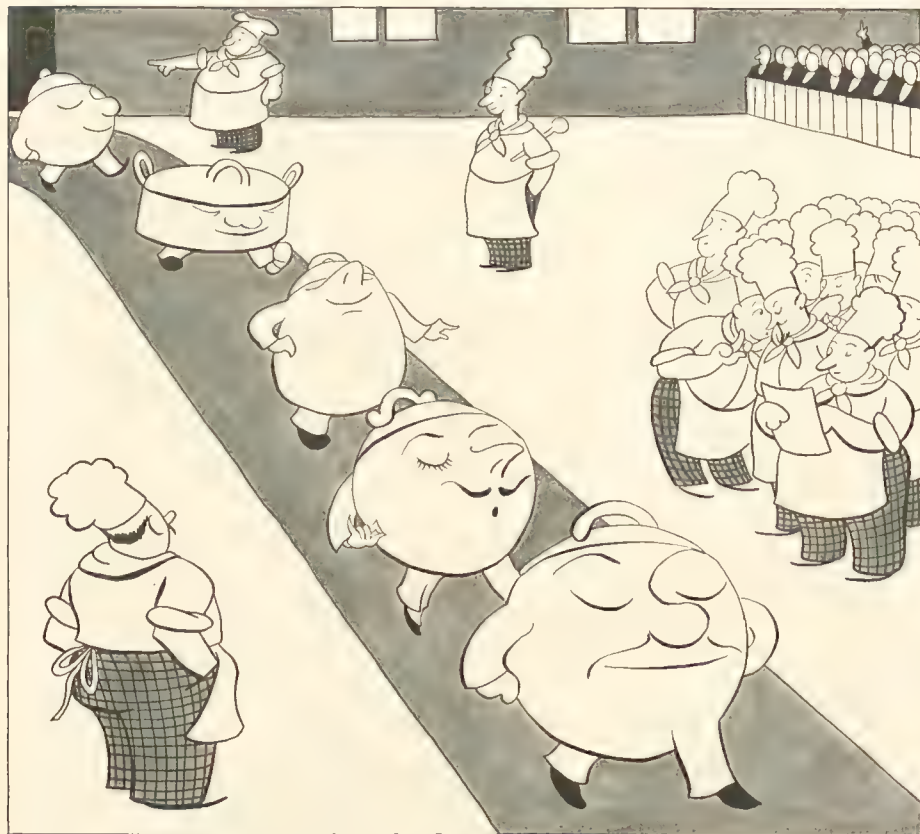


„Sagen Sie 'mal, mein lieber Dachser, warum brüllen eigentlich die Hirsche so laut?“

„Weil halt die ihre Madeln net telefonisch anruf'n können, net wahr, Herr Dokta!“

Ausklang der Gastwirtsmesse in Berlin

(O. Nuckel)



Die preisgekrönten Eintöpfe marschieren ins Land

In der Kelter / von Georg Schwarz

Nach zwei Seiten schwankt und dankt
Das wohlgefüllte Faß,
Verneigt sich vor den Winzern, wankt,
Macht wackelnd seinen Spaß.

Und tanzt hinaus mit einem Strauß
Im Hahnen und im Spund.
Die Jugend wirbelt ihm voraus,
Am Schlauche sog ihr Mund.

Sie sind verzaubert ohne Wein;
Schon steht das Faß umringt,
Faßreiter möchten alle fein,
Und einer lacht und singt:

Hopp, Köselein, hopp!
Wie bist du voll!
Lauf' mal Galopp,
Sonst werd' ich toll!

Mußt vor mir fein
Beim Rietesfest:
Zuckst der Wein
Und dann die Gäst'!

Wild geb's da her,
Ein Rietesroll —!
Dann bist du leer,
Und ich bin voll!

VERLAG UND DRUCK: KNOOR & HIRTH O.m.b.H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. III, Vj. 35. 1945. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Ansicht: 11 für Schriftleitung und Verlag München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1276. Postcheckkonto München 5970. Erfüllungsort: München.

Das Kissen

Von

Hasse Zetterström

Brovin und ich kamen früh an den Dampfer hinunter. Es war erst fünf Uhr morgens, und uns war zumute, als wären wir ausschließlich zu dem Zweck aufgestanden, uns schlafen zu legen.

Wir standen im Hintersalon des Dampfers, und unsere müden Augen starrten nach zwei freien Schlafplätzen. Sie waren auch da, aber gleichzeitig entdeckten wir etwas, was den Anlaß zu dem Gespräch bildet, das nun folgt. Dieses Gespräch wird in flüsterndem, rücksichtsvollem Ton geführt, um die Schlafenden im Salon nicht zu stören. Brovin hat sich auf seinen Platz gesetzt: „Hier fehlt das Kissen! Mein Kissen fehlt!“

„Ich habe eins Sicherheitshalber werde ich mein Taschentuch drüberlegen. Man kann in diesen feuchten Zeiten nicht vorsichtig genug sein.“

„Da liegt ein Kerl, der zwei Kissen hat! Er hat mein Kissen! Das ist gemein!“

„Natürlich ist es gemein, aber vielleicht liegt er gern mit dem Kopf hoch.“

„Ich kann nicht ohne Kissen schlafen! Er muß mir das Kissen wiedergeben! Mein Kissen!“

„Ja, aber er schläft. Du hörst doch, daß er schläft! Es ist schade, wenn man ihn weckt. Vielleicht ist er die ganze Nacht aufgewesen.“

„Das geht mich nichts an. Ich bin nicht sentimental, morgens, wenn ich kein Kissen habe. Übri-gens regiere ich auf alle Ungerechtigkeiten. Du, der du ein denkendes Wesen vorstellen sollst, siehst wohl, daß diese Situation ein Bild der menschlichen Gesellschaft ist. Da liegt er, der Pa-rasit, und schläft auf meinem, des ehrlichen, streb-samen Mitbürgers Kissen!“

„Ich habe geglaubt, daß es zum Dampfer ge-hört...“

„Sei nicht so dumm. Hier gehört ein Kissen auf jeden Platz. Wir haben jeder ein Recht auf unser Kissen, aber der da hat sich zwei genommen. Er weiß ganz genau, daß andre kommen, von denen jeder sein Kissen morgens haben will, die müde sind und Ruhe nötig haben.“

„Wie kannst du nur soviel reden um diese Tages-zeit?“

„Ich bin immer munter, wenn es sich um irgend-welche Kränkungen und Beleidigungen handelt! Mitten in der Nacht kann ich aufstehen und für mein Recht kämpfen — mein Rechtsempfinden schläft nie.“

„Das kann ich mir denken — aber meinst du es nötig. Was willst du nun tun, um die Geschichte zu erledigen?“

„Ich weiß nicht. Ich könnte ja den Kapitän des Dampfers rufen, aber der hat noch nicht zu tun. Und des Kajütenmädchens ist noch nicht wach. Sie kommt nicht vor halb sechs Uhr raus.“

„Du könntest ja deinen Überzieher zu einem Kissen zusammenrollen und auf ihm schlafen.“

„Das kann ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Glaubst du vielleicht, daß ich einen Augenblick schlafen könnte mit einem zusammengerollten Überzieher als Kissen, wenn ich weiß, daß mein reichmäßiges Kissen unter dem Glatzkopf eines anderen liegt?“

„Er hat dunkles, geringeltes Haar.“

„Das verabscheue ich! Lieber gar kein Haar als dunkles, geringeltes! Einem Menschen mit gerin-geltem Haar ist nicht zu trauen. Das kannst du beobachten. Außerdem ist es unästhetisch.“

Ich fühlte, wie nahe ich dem Einschlafen war, wo

Die Waldhexe

(F. Billew)



ich saß. Müde reichte ich Brovin mein Kissen und sagte:

„Nimm das hier, damit wir Ruhe kriegen. Ich brauche kein Kissen. Ich schlafe besser ohne.“

„Das kann ich nicht. Das ist dein Kissen, und eine Ungerechtigkeit gegen dich ist eine Un-gerechtigkeit gegen mich. Wenn du aber un-bedingt willst, daß ich das Kissen haben soll, dann nimm ich es. Die Wünsche meiner Freunde sind mir Gesetz.“

Brovin nahm das Kissen. Da hob der Mann mit den beiden Kissen das eine Augenlid und sagte: „Das ist ja ein verfluchtes Gesichts- mitlen in der Nacht! Halbt's Maul und schläft, damit end-lich mal Ruhe ist!“

Brovin drehte sich sofort nach der Wand um, den Kopf auf meinem Kissen, und weg war er.

Ich lag still auf dem Rücken und überlegte.

Nach einer Weile, als ich hörte, daß der Mann mit den beiden Kissen schlief, schlich ich mich leise zu ihm hin, zog ihm behutsam das untere Kissen fort, und er nicht aufwachte, nahm ich mir auch das obere, schlich mich zurück und legte mich ruhig schlafen.

Ich habe immer gern mit dem Kopf hoch gelegen. Es ist vielleicht nicht gesund, aber es ist an-genehm.

(Aus dem Schwedischen von M. Müller-Assindia)

Die Haselnüsse

Von Anton Schnad

Ihrewegen ist der Herbst so schön,
Ihrewegen das Gelbdruck der Blätter,
Wo sie wachen steigt der Haher auf,
Und der Hase rufst sich fort mit schnellem Lauf
In den Wald voll Windgeflüß.

Ihrewegen sind die Hügel aufgeführt,
Ihrewegen Hang und Trummerichmidt,
Die der Unabstufung in tiefer Hölz betrat,
Ihrewegen der verborgene Jägerpfad,
Moor und Geheuerreich haben ihn verlaßt.

Jedemwo knallt eine Haselnagd,
Dampf im Walde wird ein Stamm gedacht,
Herrlich ist der saule Kräuterhauch,
Tief am Boden treibt der Feuerrauch,
Endhorn sitzt im Staud und knack.

Vor dem Froste waren alle Blätter grün,
Die jetzt in brandroten Todesfarben glüh'n,
Und der Wind trägt sie zum nahen Fluß,
Aus den Büschen aber frecht sich Red und Kuhn
Die gebräunte Spitze der gereizten Luß.

In Erinnerung an wärmere Tage

[R. Kriesch]



„Ach Edmund! Wird unsere Liebe den Winter übersteh'n?“ – „Mut, Brigitte, Novembertage sind oft ganz mild!“

SIMPLICISSIMUS

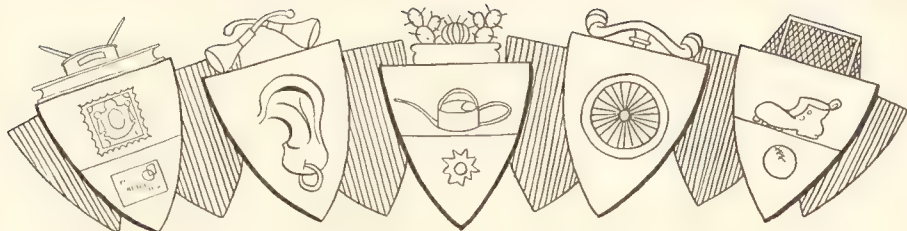
VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Auf Schloß Zeitvorbei

Quelle: 1. Thony



„Großpapa, ich möcht' zu gern Säuglingsschwester werden!“ — „Da haben wir die Vererbung: genau so extravagant wie deine Mutter selig, die wollt' Radfahren lernen!“



Ihre Zahl ist zahllos!

Sie sind vielleicht der Meinung, daß Sie die Mächte, von denen alles abhängt in der Welt, mit Leichtigkeit nennen könnten, und Sie glauben, daß die Finger Ihrer Hände doch wohl ausreichen würden, die Zahl dieser Großmächte aufzuzählen. Mit nichten, donnere ich Ihnen entgegen, und wenn Sie noch die Zehen Ihrer Füße dazu nehmen, auch diese würden nicht ausreichen, die Zahl der Ihnen unbekannten und doch vertrauten Großen zu errechnen. Da sind, da sind die Radfahrer. Das Wort ist ausgesprochen, und merkwürdigerweise bin ich noch nicht unter die Räder gekommen und von Ballonreifen dem Erdboden gleichgemacht worden. Sie wissen ja, es wurde häufig behauptet, die Radfahrer seien an allem schuld. Das ist natürlich eine schauerliche Überblendung, die nur der benzinbesessenen Phantasie eines Motorradfahrers entspringen konnte, aber, glücklicherweise, denen sind die Autofahrer wieder über und sie machen sie für alles Leid der Straßenwelt verantwortlich. Ich jedenfalls bin weit davon entfernt, den Radfahrern einen Knüttel zwischen die Speichen zu werfen und ihnen die Schuld in die Räder zu schieben. Andernteils läßt es sich nicht verhehlen, daß sie eine heimliche Macht sind, die lautlos und hinterücks auf Gummi heranrollt. Möchten Sie etwa über Radfahrer Witze machen? Ich nicht. Über den Herrn Huber läßt sich's leicht witzeln, sobald er aber sein Rad besteigt, wird er eine höhere Form des Fußgängers, wird er ein wichtiger Bestandteil der Verkehrsordnung, ist er gleichgeschaltet seinen großen Brüdern, den Lastwagen, Handkarren und sonstigen Fahrzeugen. Vom Rad herab macht er seinem Verkehrsumst durch Schlimpen und harte Anwürfe gegen die Sohlengänger Luft, aber er läßt es nicht zu, daß man über die Gemeinschaft der Stahrohrhändler spaßige Bemerkungen macht. Als Radfahrer handle ich ebenso; denn ich erhebe mich mindestens um Haupteslänge über meine Brüder. Beleidigt mir daher die Radfahrer nicht! Aber auch sie sind nur ein kleiner Teil der ge-

heimen Mächte, die unseren Alltag kontrollieren. Schon haben sich die Kakteeniebhaber gemeldet. Ihre Zahl ist zahllos und keine Statistik hat sie bisher erfaßt, aber sie sind scheußlich mächtig. Wo früher die Zimmerpalmen grauten, stehen jetzt die kleinen stacheligen Lieblinge. Sie sind von der Größe eines Hosenknotens bis zum Ausmaß benagelter Zaunpfähle, die wie ein Drehverhau oder spanischen Reltern gleich die Wohnung durchziehen und die Bewegungsfreiheit der Insassen auf ein Mindestmaß herabsetzen. Jeder Witzpfeil, auf einen Kaktus abgeschossen, geht der ganzen Kakteenzüchtung mitten ins Herz, und wie Stachel-schweine sträuben sie die spitzen Lenzen ihrer Sukkulanten gegen den vermessenen Angreifer. Wer über Kakteen Witze macht, ist ein tumber Tor; er versündigt sich an aber Tausenden von jungen Mädchen und Frauen jeglichen Alters. Wer jemals gegen den Kakteenstachel gelockt hat, weiß, was ich sage. Der Mops der Großmutter ist wie ein Phönix aus der Asche der Zentralheizungen als Kaktus wieder auferstehend. Schon die Behauptung, daß diese rutzigen Nadelklissen überhaupt nicht blühen können, gilt als bösseriger, verleumdender und abscheulicher Witz über die Zimmer-Wustenpflanzen. Der Mops ist tot, es lebe der Kaktus.

Nur ganz leise möchte ich von den Fußballspielern sprechen, die ich Fußballer zu nennen mich einfach nicht getraue. Angesichts ihrer Fußarbeit verheißt mir jedes Witzeln, ja, ich fühle schon das Leder ihres sicher gespielten Elfmeters inmitten meines Schreibstisches landen. Ich fürchte, mein Kopf ist doch nicht stark genug, um den Ball rechtzeitig zu köpfen. Ich werde den Teufel tun und es mit diesen Männern verderben; denn in jedem Mann schlummert ein Mittelstürmer und der will spielen, Fußballspielen. Nein, mein Schreibstisch ist kein Tor.

Ich zittere bereits, wenn ich ganz schüchtern an jene denke, die ein ganz kleines bißchen schlechter hören. Witze über Schwerhörige zu machen,

das heißt Leben und Stellung aufs Spiel setzen. An Empfindlichkeit übertreffen sie Mimosen. Wie gut hätte man es einst mit dem kurzschichtigen und vergesslichen Professor, der nicht gemerkt hat, wenn man ihn durch den Kakao zog, dieser liebe alte Herr, der ganzen Generationen von Witzbegierigen Lebensfreude geliefert hat, ohne jemals Einspruch zu erheben, daß man seine komischen Vorzüge propagierte. Man möchte rufen: Herr Professor, könnten Sie Ihre Kollegen vom mangelhaften Ohr nicht einmal bitten, die Sache nicht so tragisch zu nehmen? Doch ich höre bereits Trommelwirbel und Possaunen des Jungsten Gerichts: Die Schwerhörigen wollen mich zermalmen.

Aha, da sind sie schon, die Briefmarkensammler, gezählt und ungezählt. Na, wenn die keine Großmacht sind! In allen Büros und Schreibstuben haben sie ihre Geheimagenten. Als Sekretärinnen verkleidet, als Bürodienner getarnt jagen sie unserem Poststempel nach. Sie kennen alle Geheimnisse unseres Papierkorbes, sie wissen Bescheid um unseren Briefwechsel, zitternd stehen sie neben uns, wenn ein Brief geöffnet wird, auf daß kein Schnitt danebengeht und die postalische Haut verletzt. Kommt ein Brief aus Afghanistan, so verbreitet sich die Kunde wie ein Luftfeuer in ihren Kreisen und es zeigt sich, daß alle um dich herum mit einem Briefmarkensammler verwandt, verschwägert oder philatelistisch befreundet oder sonstwie verbunden sind. Ein neckisches Wort über Sammler von Postwertzeichen heiße sein eigenes Nest besudeln.

Zum Donnerwetter, wer bleibt denn eigentlich übrig, daß ich ihn beschleife mit meinen Pfeilen und Pfeilchen. Da nützt sich das Liebespaar, Willkommen in der lauschigen Witzwelt! Ihr habt euch noch nie beschwert, ihr hattet auch gar keine Zeit dazu. Man dürfte du zu euch sagen, euch Max und Lieschen nennen, euch im trauten Heim und auf der nassen Gartenbank belauschen, ihr wart immer großzügig und damit den Göttern gleich, erheben über Zeit, Raum und Witz. F.



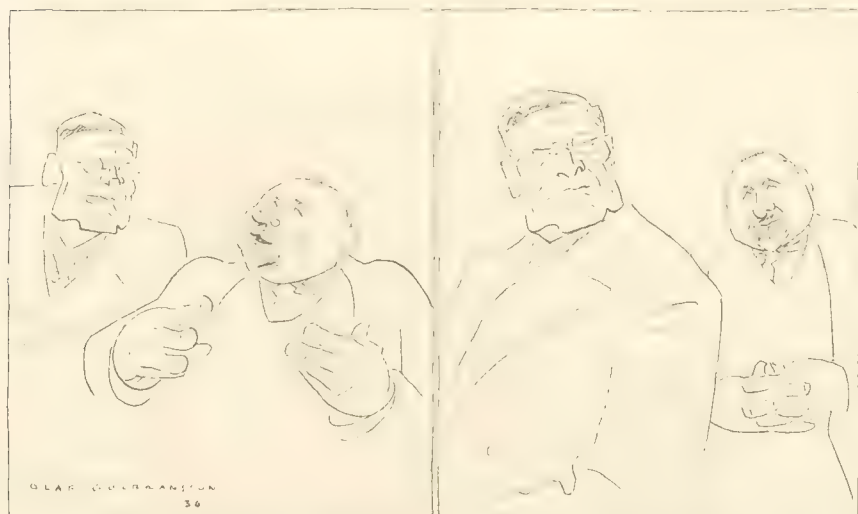
Kampf dem Verderb

(Olaf Gulbransson)



„Also, das versteh' ich nicht, das Geschrei wegen dem Batzerl Butter, das ich auf 'm Teller laß' ...

... und wann ich a Trumm Leberkäs nimmer mag, dann laß ich 's halt lieg'n, weil ich mir's leisten kann ...

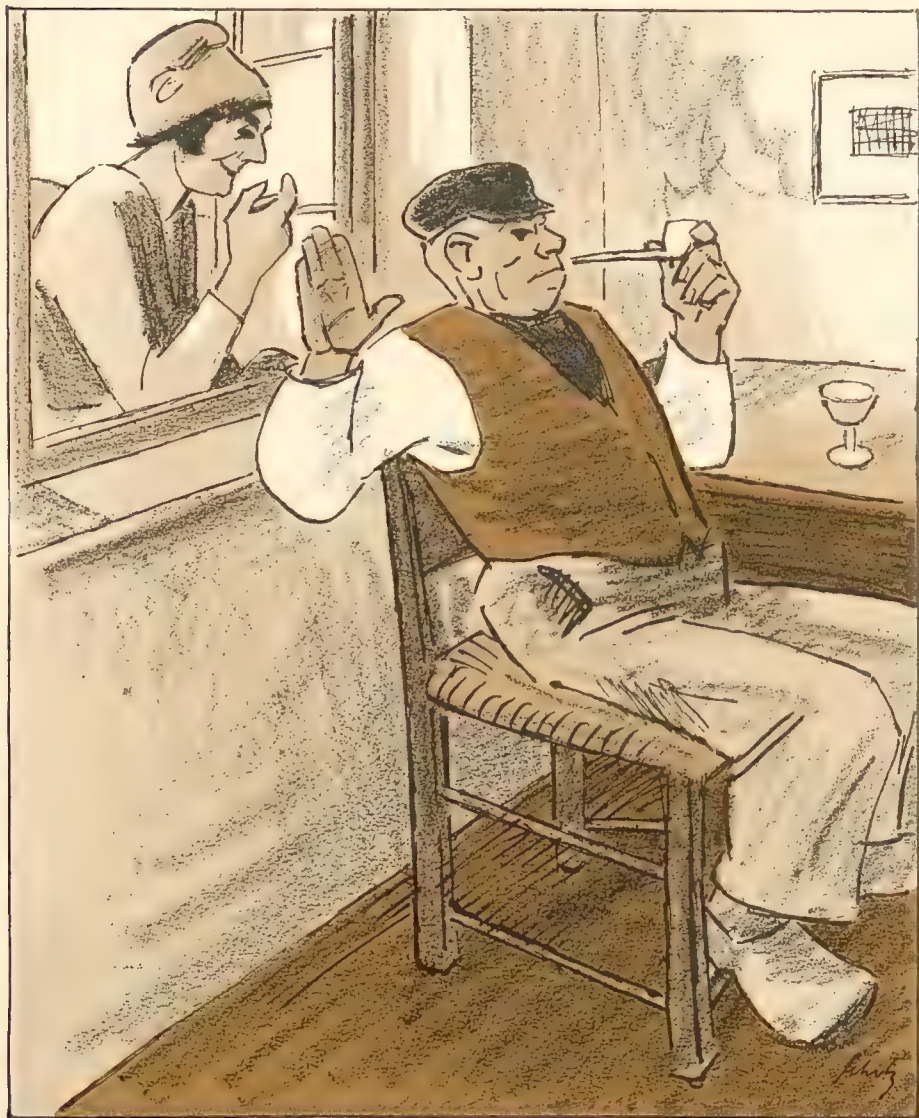


... und überhauts, warum sind die nachher auf meine Nahrungs- und Genußmittel so scharf?"

„Ja, weißt, die Sach' kann stinkig werd'n, aber deine Dummheit, die bleibt allweil frisch!“

Belgien zieht sich ins Privatleben zurück

(Wilhelm Schütz)



Wie schätzenswert ist doch der Mann,
der still zu Hause sitzen kann,

von Ofenwärme lind umhaucht,
und seine Stiedenspfeife raucht!

(Frei nach „Beatus ille homo...“)



Der Störenfried / Erzählung von Heinz Steguweit

Zeichnungen von E. Thöny

Führt die Eisenbahn zu schnell, steht es im Beliebten der Räder auf den Schienen zu bleiben oder nicht. Führt die Eisenbahn zu langsam, hat's der bequemste Reisende plötzlich eilig; er empört sich wider das tempolose Tempo und beschreitet hernach jenen Beschwerdeweg, der ein Abweg ist; denn er frißt tausendmal mehr Zeit, als die Verspätung der zu langsamen Achsen ausmachte.

Die Eisenbahn zwischen Bornkeppel und Lossen, wo der Rhein schon ruckbar wird, fuhr weder zu schnell, noch rollte sie, einem dosenden Fisker gleich, zu langsam durchs Revier. Vielmehr geschah es, daß die Bremsklötze, ihres Zweckes eingedenk, auf die Kränze senken, fest und sprühend; also blieb der Zug stehen. Und schnaute. Und hatte Herzklopfen. Und ließ Wasser ab.

Vielleicht stand das Signal quer, vielleicht hatte es in den Schornstein geregnet, vielleicht lag Spucke auf dem Gleis, vielleicht war der Zug auf ein

Ding geraten, das man eine Stetion zu nennen pflegt. Jedenfalls öffnete sich im Abteil zweiter Klasse, wo feine Damen noch feinere Magazinsbilder belächelten, die Tür, und ein dicker, troher, etwas muskelmächtiger Mann kletterte herein, quälend wie die Dreschmaschine im Acker. Der Dicke grüßte umher, warf die Mütze ins Netz, fiel selber aufs Polster, so reitend freilich, daß die Dame neben ihm zur Decke hüpfte.

Es wäre heiß heute, meinte der Mann, darum zuckte er ein Taschentuch, so groß als ein Bettlaken und mit roten Klecksen bedruckt, um die fließende Stirn rundum von Schläfe zu Schläfe abzutupfen. Und der Zug rumpelte weiter...

Es versteht sich, daß die Damen, ob des breiten Unikums nicht entzückt, schweigend daseien; eine von ihnen spritzte sich Lavendelwasser übers Pötchen, schnupperte hinein und wischte die labende Feuchtigkeit ans Ohrläppchen. Das mache feurig, sagt man.

Doch der Muskelmächtige, eine Seele sondergleichen, fühlte nicht die abgekühlten Launen im Abteil, merkte nicht das spitze Gewisper und Gerumple. Er versuchte ein Gespräch mit der ersten Nachbarin: „Fahren Sie auch zur Kirmes, Fräulein?“ Die Gefragte war taub; sie steckte sich eine Kognakbohne in den Mund. Der dicke Landmann wandte sich an die zweite Gefährtin: „Ja, das Parfüm? Zeigen Sie 'mal her —!“

Die mit dem Lavendel am Ohrläppchen muckste unduldsam stand duldsam, und auch die andern Damen stellten sich unwillig statt wirsch.

Der Fremde, rund wie ein Fuder, begriff langsam, daß man seiner nicht bedurfte. Wäre ich doch ins Abteil für Reisende mit Traglasten geklettert, dachte er. Seine Seele haderte, seine Gegenwart wurde zur Traglast für die Unbeschweren. Also holte der Mann eine Apfelsine aus der Tasche, kniff das Messer auf und riß die Frucht an sieben Flächen ein; sagte einmal Pardong; denn die dünnen Fontänen des Saftes netzten die Jungfern, freilich so akkurat ins Auge, als hätte diese Tücke gerade noch gefehlt. Dann verzehrte der Bledere, die Wangen wie Matratzen vollstopfend, seine Apfelsine, nur die Kerne räusperte er nicht ganz geräuschlos in die Handhöhle; wobei die Damen beobachteten, daß sich auf dem Rücken jeder Pranke nicht nur ein Dschungel befand, sondern auch ein sauber tätowierter Seemannsanker. Was zu viel ist, ist zu viel, orakelt ein alter Seufzer. Unser Landmann, der nichts gelten hatte, was büßlich, gar böswillig gewesen wäre, fiel vollends in Ungnade bei den Gnädigen. Ein kühnes Magazinfoto, das ließ sich ertragen, ein zudringlicher Apfelsinenesser gegenwärtigen Kalibers schien eine Schnoddiigkeit, die man tilgen mußte. Also kam, während der Dicke ein schnarchendes Schläfchen in seiner Ecke wagte, rasch das Komplott zustande: eine der Damen schwebte vom Polster, den Schaffner zu holen; denn der Fremde war sicherlich in die falsche Wagenklasse geflüchtet wie eine Krähe in den Taubenschlag.

Jedoch es geschah abermals, daß die Bahn weder





zu schnell fuhr noch zu langsam, daß vielmehr die Bremsklötze, ihres Zweckes eingedenk, auf die Kränze sanken, fest und sprühend; also blieb der Zug stehen, mitten im Feld, mitten auf grüner Au — und die Damen hatten es doch so eilig! Vielleicht stand das Signal quer, vielleicht hatte es in den Schornstein geregnet, vielleicht lag Spucke auf dem Gleis — nein, ein gänzlich neues Hindernis drohte hart vor den Puffern der Maschine: ein Stier trotzte auf dem Bahndamm, eine männliche Kuh also, gar ein Ochse mit Vermo- gen! Breit und weit kein Hirt auf der Flur, das Tier hatte den Wiesenzaun überrannt, einige Lat- ten baumelten noch zwischen den Hörnern. Und der Bulle wich nicht, er blies, rohrte, bockte vol- ler Brunst und Inbrunst, mochten die Männer auf der Lokomotive auch alles versuchen, das vollends humorlose Monstrum zu vertreiben. Man nebelte den Stier mit Dampfwolken ein — er hielt stand. Man riß die Ventile der Sirenen auf — der Bulle pfliff noch lauter. Ja, man warf mit Kohlen, rückte dem Vieh mit Feuerhaken und Schaufeln zu Leibe — die Bestie wagte den Gegenangriff: sie trieb die Männer, die barsten vor Gelächter, hinauf auf die Plattform des Feuerrosses und trampelte dann mit entschlossenen Hörnern zurück auf die Schiene.

In den Brüsten der Reisenden, die das Spiel aus sicherem Fenster verfolgten, geschah eine ge- linde Panik: war gab ihnen so viel Zeitverlust zurück? Zermahlen durfte man das Tier nicht; die Räder hätten Schaden gelitten, auch war solcher Bulle ein Vermögen wert, und endlich hatte der Lokomotivführer ein Herz, der Heizer nicht min- der. Würde aber der Wechsel von Angriff und Abwehr sich hartnäckigermassen und unentwegt

wiederholen, läge man morgen früh noch auf freier Strecke...

Da öffnete sich im Abteil zweiter Klasse die Tür, gähnend trollte ein dicker Landmann — wir ken- nen ihn — hinaus und über den Damm. Langsam, seiner Zustandigkeit sicher, schritt er wiegenden Körpers nach vorne, an der Maschine vorbei, dem tierischen Feind entgegen, dessen Nacken er zu klopfen wagte: „Justav, was haste denn —?“ Der Bulle brüllte erneut auf, aus seinen Nüstern schoß eine keuchende Wolke. Der Landmann sprach weiter: „Biste wutend, Justav? Dat kenn' ich. Aber schluck' es 'runter. Geh aus dem Weg. Gib nach, sei der Klügere, tu es mir zuliebe, horstel!“

Und das Vieh verließ, die schweren Schritte mes- send, den Bahndamm. Alles geschah voller Ver- nunft, als stünden Mensch und Tier in irgendwel- cher Beziehung, als kennen sie einander vom Tonfall bis zur Geste...

Als der Retter wieder in seinem Abteil saß, rollte die Bahn voran. Die Damen, etwas schweigem zunächst, doch nach Augenblicken gesprächig werdend, boten dem Dicken Kognakbohnen an, vielleicht ein Magazin als Lektüre und zum Bil- derbesehen, womöglich drei Tropfen Lavendel für die Stirn?

Der Biedere dankte, lachte ohne Hochmut, und nach einem heftigen Kreuzverhör, das ihm voller Vorwitz und Neugier widerfuhr, gestand er gern, daß der gehörnte Justav einer der rührigsten Gemeindebulen dieser Landschaft sei: „Sich re- gen, bringt Segen —!“

Dann, die Damen vergnügten sich weidlich, schritt der Schaffner durch den Wagen, grüßte mit zwei Fingern: „Also hier sollte ich die Fahrkarten kon- trollieren —?“

Die Jungfern krächten: „Es ist schon gut, ist alles in Ordnung, lassen Sie nur den guten Mann!“

„Den da?“ murmelte der Schaffner, um dann lächelnd aufzutreten: „Den kenne ich, der fährt kriegsbe- schädigt zweiter Klasse, wir sind aus einem Dorf. Aber Ihre Karten möchte ich sehen, meine Damen —!“

Jede öffnete das Täschlein aus Schlangenhaut. Jede zupfte und zückte die grüne Peppe.

„Aber meine Damen, Sie reisen ja in ganz fal- scher Richtung! Sie wollen zum Rhein, und wir fahren ins Gebirge. Müssen Sie gleich wieder umsteigen!“ —

Auf der nächsten Station entflochten sie mit un- gnädigen Gesichtern, da halfen nicht Kognak- bohne noch Lavendeltropfen.

„Hab' ich mir doch gleich gedacht!“, schlug sich der Dicke den Schenkel, „die paßten nämlich gaeernich hierher —!“

Kaiserstühler Wein

Von Georg Schwarz

Feuer von innen,
Vom alten Herbe,
Schmolz im Tegel von Erz den Stein,
Stieß ihn aus und ließ ihn gerinnen;
Fest: bröckeln ihn auf zu Erde.

Sonnenfeuer vom Mutterflamme
Liebt den Zugen verandter Flamme;
Taugig glänzt in herbstlichem Schein,
Träne des Dankes,
Am Stoffe der Wein.

Spätherbst

(R. Sieck)



Die Wolken wandern und die dunklen Flüsse.
Mir ist, als ob auch ich nun wandern müßte.
Am weissen Uferrand steh' ich beklommen:
wann kommt des Charon Nachen angeschwommen?
Wann ruft er, mich zur Reise einzuladen,
verschmibt herüber: Fahr'n wir, Euer Gnaden?

— Nur nicht so fix! Erst muß ich überlegen.

Grundsätzlich bin ich keineswegs dagegen.
Doch seh' ich gleichwohl einen Zwiespalt klaffen:
de facto bin ich nämlich so beschaffen,
daß ich, der ich nur widerborstig lebe,
trotzdem an dieser Erde liebend bleibe,
auf die Gefahr hin, schließlich zu verfallen . . .

Ach, Charon, hätte doch dein Wasser Balken!

Dr. Wiglag



„s'ist zum Davonlaufen, Fräuleinchen, ich werde alt! Herzklopfen und dieses Kribbeln am ganzen Körper...“ —
 „Aber mein Herr, das haben auch Zwanzigjährige!“ — „...hab' ich eben nicht mehr, das ist ja das Verflixte!“

Hamburger Anekdote

In Hamburg war einmal — es ist viele Jahre her — einer von den Beherrschern der Wertpapierbörse gestorben; ungern: denn damals war es noch eine Lust, in jenen Jagdgründen zu pirschen. Über Ort und Art seiner Unterbringung im Jenseits wurden einige mehr oder minder begründete Zweifel mehr oder minder laut geäußert; sein Wirken im Dies-

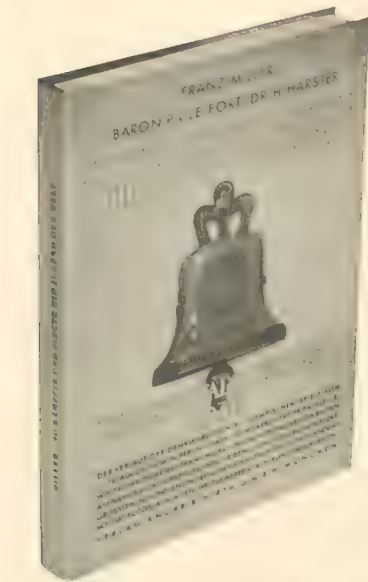
seits aber mußte, wie die Dinge damals nun einmal liegen, von der Presse auf der Gewinnseite verbucht werden. Dabel wurde als besonders lobenswert hervorgehoben, daß der Entschlafene sich „aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet“ habe, um später jahrzehntelang eine führende Rolle als „Hausier“ zu spielen. Am Tage darauf sah eine der Zeitungen sich zu einer Richtigstellung genötigt, die, wie das nun

einmal in der redaktionellen Weltordnung beschlossen liegt, aus einem drucktechnischen Betriebsunfall deren zwei machte. Da stand zu lesen: „In unseren Nachruf für den verstorbenen Bankier N. N. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es sollte natürlich nicht heißen, daß der Heimgegangene als „Hausier“ eine führende Rolle gespielt habe, sondern es sollte seine Tätigkeit als Hausierer gewürdigt werden.“ Karl Lerbs.

„Fräulein Kerrieh“, sagte der Rittmeister a. D. Selban mit halb über die Schulter gedrehtem Kopf zu der hinter ihm Schreitenden, „von meinem Nachthemd ist mir am Ärmel ein Knöpfchen abgerissen; wollen Sie das, bitte, annähen!“ „Sehr gern“, beeilte sich Fräulein Kerrieh zu antworten. Ach, ihr war ja jeder Dienst für den Rittmeister eine Freude, trotzdem es sich ihr unbewußt aufdrängte, wie wenig heldisch seine tief eingestaltete Nase doch sei. Sie fuhr auch gleich eilig fort: „Bringen Sie mir das Nachthemd nur, bitte, mit herunter, wenn Sie zu Tisch gehen.“ „Hab' ich bereits getan, Fräulein Kerrieh! Es liegt auf Ihrem Sofa.“ Eine Sekunde war Stille hinter ihm; dann hörte er jemand stolpern und einen Schrei ausstoßen. Er drehte sich auf dem engen Waldweg um. Das Spazierengehen war hier doppelt angenehm, weil er, um Gefahren abzuwehren, an der Spitze marschieren konnte. Die Gengart Fräulein Kerriehs brachte ihn in der Stille täglich in Verzweiflung, weil sie auf eine eigentümliche Weise, den rechten Fuß etwas nach innen gedreht, ohne Rhythmus vor ihm schritt, eine Bewegung, die er keinem Guck durchgesehen hätte. Nun fand er seine Begleiterin an einen Baum gelehnt stehen und ihn unbewegt anstarrten. Ihm wurde peinlich zu Mut, diese Blicke kannte er! Sie gingen immer der letzten Auseinandersetzung mit seinen Wirtschaftsdamen voraus. Jedesmal wurde ihm von den sprungbereiten Damen irgendeine „bodenlose Taktlosigkeit“ vorgeworfen, die sie zum Verlassen seines doch ganz gemüthlichen Heims zwangen. „Was ist denn nur?“, fragte er endlich hilflos. „Sie haben sicher wieder die Füße nicht ordentlich aufgehoben, wie ich es Ihnen doch für den Waldboden extra empfohlen hatte! Sind Sie gestolpert?“ Fräulein Kerrieh holte tief Atem. „Erstens habe ich mir den Knöchel verstaucht; denn Ihre Worte sind mir in die Kniekehlen geschlagen — und zweitens: was haben Sie gewagt, Herr Rittmeister! Ihr Hemd in mein Zimmer zu legen!“

„Ach Gott, es war doch nur mein Nachthemd!“, stieß er verblüfft aus. So konnte also auch sie sein? Wer hätte das bei ihrem engelhaften Wesen vermutet! Man lernte nie aus mit diesen — diesen — „Ich habe mir auch nicht das geringste dabei gedacht“, setzte er schnell hinzu, ehe sie noch weitere Vorwürfe erheben konnte. „Natürlich, das kann ich mir vorstellen!“, antwortete Fräulein Kerrieh hochtoll. „Wie sollten Sie auch darauf kommen, daß eine Dame kompromittiert wird, wenn man bei ihr das Nachthemd eines Herrn auf dem Sofa findet? So weit denken Sie ja nicht, o nein! Wenn nur ihr Knöpfchen angesehen wird! Und wenn das Mädchen das Zimmer aufräumt...“ Tränen strömten ihr plötzlich über die Wangen. „Ich laufe zurück, Fräulein Kerrieh, ich hole es geschwind heraus...“ „So, zurücklaufen!“ Sie blickte auf ihre Armbanduhr. „Grade jetzt ist das Mädchen in meinem Zimmer. Sie würden alles noch ärger machen. Plut!“ Sie weinte stärker. Retlos stand er vor ihr. „So schlimm ist es doch nicht, man weiß doch, daß Sie für mich sorgen...“ „Wer weiß das? Hier? Am ersten Morgen haben Sie allen Heftigkeiten am Frühstückstisch erzählt, ich sei eine Verwandte, und wir reisten nur zusammen. Das war schon dem genug!“ „Ich meinte es so gut und wollte nicht zugeben, daß Sie bei mir — bei mir den Haushalt führen.“ „Sol — Und wenn nun das Nachthemd gefunden wird?“, sie schlochte auf, „dann sagen alle Leute nicht weiter als: Aha!“ „Mein Gott, lassen Sie das die Leute doch sagen!“ „Nein, ich lasse sie das durchaus nicht sagen! Ich halte auf meine Ehre, mein Vater war...“ „Lehrer, ja gewiß, ja! Und ich will ihm nicht zu nahe treten. Aber was tun wir denn jetzt?“ „Nun, ich habe den Hut abgenommen, so helf mir ihm geworden.“ „Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich

nach Hause!“, gebot sie in einem ihm gänzlich fremden Ton. Und auf dem schmalen Waldweg, dicht aneinandergedrängt, fuhr er nun in noch verstärktem Maße das Unrhythmische ihres Ganges. Furchtbar! Aber sie sprachen nicht mehr. Nur Fräulein Kerrieh seufzte zuweilen tief auf, aus körperlichem und seelischem Leid. Sie humpelten gemeinsam die Treppen hinauf, und in der Pension stürzte man zusammen: „Das arme liebe Fräulein Kerrieh, solch ein Engpass!“ Man riß die Tür ihres Zimmers auf, verschob Tisch und Stühle; denn sie wollte sicher auf Sofa. Nein, nein, danke, keinesfalls! Ihr war so schlecht, so schwach — sie warf keinen Blick zur Seite, sie starrte unverwandt auf Bett, sie bat, sie gleich dorthin zu führen, danke, nein, nicht die Kleider ablegen, nur erst Ruhe, Ruhe! Eilrige Hände schlugen die Bettdecke zurück, ergriffen ein weißes Etwas, das dort unschuldig auf dem Laken ruhte; es fiel auseinander, es zeigte sich als ein mächtiges Herrennachthemd mit rotgestickten Borten an Kragen und Ärmeln. Einen Moment war Schweigen. Dann flüsterte der Rittmeister heiser: „Wegen des Knöpfchens...“ aber man hörte kaum auf ihn; denn eben kehrte die hilfsbereite Pensjonsmutter von der offenen Balkontür zurück und rief: „Hier hängt ja noch Ihr Pyjama, Fräulein Kerrieh, wollen Sie ihn nicht doch lieber anziehen?“ Nein, Fräulein Kerrieh wollte nicht; sie zog vor, in Ohnmacht zu fallen. Und so kam es, was keiner der bisherigen Hausdamen gelungen war, daß nämlich eine der „bodenlosen Taktlosigkeiten“ des Rittmeisters seinem Abendessen ein Ende bereitete; denn als Fräulein Kerrieh zum ersten und letzten Male vor der Abreise wieder am Frühstückstisch erschien, war sie eine rosige, erblühende Braut, die direkt milchweiße, wenn man verbotenen Blicks auf sie und den Rittmeister warf. Das Knöpfchen hatte gesiegt.



Die Olympischen Spiele zu Berlin waren die größten, schönsten und besuchtesten Spiele, die die Welt je gesehen hat. Sie werden es vielleicht auf lange Zeit bleiben. Aber die mannigfaltige Berichterstattung des Tages hinaus fordern Teilnehmer und Nichtteilnehmer eine gefasste Zusammenfassung dieses Weiterereignisses, einen ordnenden und endgültigen Erlebnis- und Ergebnisbericht. Hier ist er! Franz Miller, der Starter zu Berlin, 203 Angeler und Amsterdam, von Beruf aus Mann der Feder, war wohl der Verurtheilten einer, dieses erste Erlebnis- und Ergebnisbuch herauszugeben, zusammen mit Baron P. von Le Fort und Dr. G. Harter und unter Mitarbeit weiterer namhafter Fachleute. Es ist gefüllt, in diesem Buche nicht nur das unvergessliche Erleben dieser olympischen Tage dankend zu gestalten, sondern darüber hinaus auf die großen Gesichtspunkte, namentlich in der Reichhaltigkeit, richtungweisend herauszubringen. Weit über hundert charakteristische Bilder ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vortrefflich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nachleben.

Reichsportführer von Tschammer und Osten

gibt dem Buch folgendes Geleitwort mit auf den Weg: „Deutschlands Nationalmannschaft hat ihre Pflicht getan. 33 goldene, 26 silberne und 30 bronzene Medaillen sind der verdiente Lohn und der Beweis für den kämpferischen Einsatz unserer Jungen und Mädel. Ich beglücke es, daß der bei den XI. Olympischen Spielen in Berlin errungene große Erfolg von Fachleuten in Wort und Bild für alle Zeiten in diesem Buch festgehalten wird. — Mögen die Leistungen der Olympia-Zieger unserer Jugend Vorbild und Ansporn sein!“

160 Seiten, 124 Bilder auf Kunstbrunndrucken. Reinen RM. 4.80, broschiert 3.60.

In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. / München

Lieber Simplicissimus

(Zeichnungen von O. Nuckel)



Mein Abteilungsleiter war lange Zeit menschlich sehr nett zu mir. Wir hatten schon innere Tuchfühlung.

Aber eines Tages kam er und runzelte die Stirne
Und ich fragte: „Ist Ihre Frau wieder erkrankt?“
Er verneinte es. Aber es sei ein Kreuz mit seinen
zwei Buben; sie seien eben nicht, wie sie sein
sollten

„Oh“, sagte ich, „Sie sehen da sicher viel zu schwarz! Es ist ja wahr, der Jüngere macht einen etwas zurückgebliebenen Eindruck, wenn ich offen sein darf; die Natur hat ihn nicht gerade überreich mit Gaben gesegnet; aber da ist ja noch der Ältere. Einfach ein Prachtkind in jeder, aber auch jeder Beziehung! So wirklich blendend! So grundgescheit! Wirklich eine Ausnahme! Da können Sie den Jüngeren ruhig mit in Kauf nehmen. In jeder Familie ist ja schließlich eines, das ...“

Er nickte nur und ging weiter.

Aber von dem Tag an war er sehr kühl zu mir. Er fand kein persönliches Wort mehr; er blieb nicht mehr bei mir stehen. Was hatte er nur? Hatte

Ich nicht seinen Ältesten über alle Maßen gelobt?
Nun, gestern habe ich herausgebracht, warum er
so verschnupft ist!
Seinen Ältesten, den ich so herausgestrichen habe,
hat seine Frau ledig gehabt. Bloß der Jüngere ist
von ihm.

Florian ist ein leidenschaftlicher Raufbruder. Immer wieder gibt es Zusammenstöße; meist in Wirtshäusern, wenn man schon entsprechend getrunken hat. Einmal hat er im „Adler“ einem Nebenbuhler, der ihm die hübsche Kreszenz abspenstig machen wollte, einen Bierkrug über den Schädel gehauen, daß jener drei Wochen im Spital lag. Das gab natürlich eine Gerichtsverhandlung und Florian suchte sich so gut es ging herauszureden.

„Sie wollen also“, sagte der Richter, „wenn ich Sie recht verstehe, behaupten, daß die Tat im Affekt geschehen ist?“

„Na, na, Herr Richter“, erwiderte Florian, „im Nebenzimmer!“

Mein Jagdfreund Dr. L. hat einen älteren Jagdaufseher, der ihn schon manchmal in Verlegenheit hätte bringen können, wenn nicht jeder aus dem Bekanntenkreise wüßte, daß der alte N. ein unwüchsiger Bursche ist, der eben so redet, wie ihm

So wird er einmal ausgeschiedt, um einige Jäger zur Treibjagd auf eingekreiste Sauen zu bitten. „Kommen viele Schützen?“ fragt einer der eingeladenen Herren.

„Es kommen nur beschränkte Personen“, war die Antwort.

Max saß mit Emmi im Gartenlokal
Max faßte Emmi bei der Hand: „Nun erzählen Sie
mir mal von Ihrem früheren Leben!“
Guckte Emmi unwillig vom Teller hoch: „Warum?
Oder esse ich Ihnen zuviel Torte?“

Neben dem Haus des Schreiner-Wastl sind über den Sommer ab und zu Kurgäste. Dem Wastl paßt das gar nicht. Er hat stets alleherd an den Leuten auszusetzen. Einmal war ein Herr und eine Dame, und der Wastl hatte bald entdeckt, daß die beiden nicht verheiratet waren. „Dös is ma scho da Richtige, wo mit einem Mensch aufs Land geht!“ brummte er verächtlich.

Die Sommergäste reisten schließlich auch ab, und der Herbst kam und schließlich der Wintersanfang.



Wieder mietete sich ein Städter neben dem Wasil ein. Man sah den Fremden immer allein umherschlendern. Das gefiel dem Wasil noch weniger. Als er den Fremden wieder einmal über den Zaun erspähte, brummte er mir zu: „Net amal a Mensch hat er, der demische Ritter!“



Verifortformas

Aus dem Inhalt des Werks:

Platzverleihen:

Sterben / Leiden / Sterblichkeit / Lebenserwartung
 Behinderungen / Behinderte / Rehabilitation
 Schlaflosigkeit / Hypnose / Ropplernieren
 Rheumalgien / Cholesteole / Trachea
 Epilepsie / Rückenmarkschwindel

Vermeiden:

Hecurie verkleiden / Arterienverkrösten g /
Hetzler / Ein oostreffliches Vermitte.
/ Engern des Prezens / Herzschmerz /
Hetztrümpe und Herzasthma / Lufthaber
bei der selben / Blutdruck und Haffertu

Frauenfraktionen:

Kreuzenleiden, Frauenkrantheiten und
Verlust / Ein wichtiges Kapitel aus dem
Leben d. Frau / Die hoffende Frau / Wasser-
lut u. Geburtshilfe / Wochenbett / Engen-
der Wechseljahre / Ein Wort an die Mütter

Ergebnisfraktionen:

Kruppleiden und Chondromyose, Raueheit /
 Zylinderleiden / Rote u. Blau / Gehörleiden-
 Schnupfen / Nervenkrankheiten / Mangel-
 erkrankungen / Rehlipfotarrh / Wismar /
 Vunnewenheilmittel / Velerleiden / Mollie

kleine / Verdauungsstörung / Magen-
leiden / Magengeschwür / Darmtumor
/ Hämorrhoiden / Infektionskrankheiten
/ Nierenleiden / Blasenleiden / Mier-
krankheiten / Das Blut und seine Ertran-
kungen / Blutkrankheiten / Wasserhauch
/ Hautkrankheiten / Tränenstörungen u.

Kerngesunde
brauchen dies nicht zu lesen!

[illegible]

18. $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{4}$

Aus einige aus vielen hundert glänzenden Urteilen: „Dem Buch entströmt eine hinreichende Macht der Überzeugung, ein eigenartiger Zauber, der jeden Leser in seinen Bann nimmt, lesell und begeistert.“ Das Wasser gibt seine Geheimnisse preis, enthüllt seine Wunderkraft, die ungeahnte Deutwerte entstehen läßt. Wenn je, so ist diesem einzigartigen Buche reichste Verbreitung in allen Schichten des Volkes zu wünschen.“
 D. Melinger, b. Bremen (Vollstraße 31) 29. April 1935. **Maria Vunderhorst.**

...and the ...

„Zeit uns glücklich, Schweizerisches Buch, die Anlehnung, in unserem kleinen Buchstabe zu stellen, haben wir doch in gar manchen Fällen das tiefgründige Werk zu Rate gezogen. Und noch immer hat es uns eine klare Lustung geschenkt. Wie danken Ihnen von ganzem Herzen für das viele Gute, das Sie uns damit erwiesen haben.“

Basel, 11. Juli 1933. (Schweiz) den 11. Juli 1933. (Frankfurt, 11. Juli 1933.)

Realismus (Schmeißer), den 10. Juli 1933. Familie Müll-

„Als besonders wertvoll erscheint der Grundgedanke der Kneippkur, nie ein krankes Organ allein, sondern stets den ganzen Menschen zu behandeln. Gerade wir Ärzte können viel aus dem Buch lernen und sind deshalb dankbar verpflichtet, daß er das Verfahren in so überzeugender und ermutigender Darstellung ausnagerechnet hat.“

Ärztliche Rundschau, München Dr. med. HANSI SEISER.

Metallische Rundschau. München. Dr. med. August Reigler.

750 Seiten stark, im Kongressformat, mit 32 Tafelbildern, kostet das Werk gebunden RM 5,90, in kleinerem RM 7,50. Neuaufgabe: 35. Auflage! Lassen Sie sich doch das Buch einmal ganz unverbindlich von Ihrem Buchhändler vorlesen oder illustrierten Prospekt anstehen. Verlag: Springer & Ströb, G. m. b. H., München.

Lieber Simplicissimus

Ein schwäbischer Gutsbesitzer, wir wollen ihn Huzenlaub nennen, wurde von seinem Arzt zu einer Kropfoperation ins Krankenhaus der Kreisstadt eingewiesen.

Zu der verabredeten Zeit begab sich Huzenlaub dorthin. Er wurde von der Aufnahmeschwester freundlich empfangen, die ihm ein Zimmer anwies. Huzenlaub begann sein Kofferchen auszupacken und sah sich in dem zweckmäßig eingerichteten Zimmer um. Ein schön gerahmter Spruch über dem Bett erregte seine Neugier, und er las mit Staunen die besinnlichen Worte.

„Himmeln, nur himmeln soll dein Wandel gehn!“ Da dachte er an die bevorstehende Operation und fühlte erhebliche Beklemmungen, die letzten Endes in Empörung übergingen. Sein entschlossener Wille er seine Sachen wieder in der Kiste klopfen, nahm Mantel, Hut und rief der verblüfften Schwester zu: „Neh, so pressiert's dem Hulaubenzel nit!“ Dann verschwand er trotz der flehenden Bitten der Krankenschwester, die verzweifelt darauf hinwies, daß der Professor für die Operation schon bereit stehe. Der Professor wartet heute noch auf Hulaubenzel.

Ein Bekannter von mir, ein blöderer Witwer, hat in seinem Schlafzimmer einen riesigen Schinken hängen. Darauf bemerkt man eine blühende Magdalena mit einem in zartestem Rosa gehaltenen Busen. Riesiger Kitsch, aber in schwerem Goldrahmen!

„Sag 'mal', frage ich entsetzt, „wie kommst du dazu, ein solches ‚Kunstwerk‘ aufzuhängen? Hast du zu diesem Bild denn irgendwie ein inneres Verhältnis?“

„Dös net“, erwidert er gleichmütig, „aber es erinnert mich an ein Verhältnis.“

Fingert hat eine Anfangsstellung. Er und sie sitzen deshalb vorerst bloß in Untermiete. Dem etwas lebenslustigen Frauchen paßt das gar nicht. Sie sehnt sich nach einem eigenen Heim und überhaupt nach mehr Komfort und Lebensgenuss. „Du lieber Gott“, seufzt sie eines Abends mürrisch, „da sitzt man nun in seinen ärmeligen vier Wänden und draußen rauscht das herrliche, überschaumende Leben!“

Fingerle, an derartige Redensarten bereits gewöhnt, sieht nur fluchtig von seiner Zeitung auf, lauscht hinaus auf den Flur und sagt dann milde „Augenblicklich rauscht bloß das WC.“

Wenn früher einer aus der Stadt in das weitabgelegene F kam, haben ihn die Bauern ohne weiteres für einen Heren gehalten. Allmählich hat sich das geändert. Man hat gemerkt, daß es trotz der „herrischen“ Kleider bei den Stadlern manchmal auch nicht arg weit her ist mit der Herrlichkeit. Ich war einmal im „Ochsen“ in F, als so eine stadtsche Gestalt hereinkam und sich an den runden Tisch setzte. Der Wirt, einem alteingesessenen Bauerngeschlecht entstammend, kam langsam aus der Schenke heraus und fragte den Gast, ihn schlafgäugig abschätzend: „Was trinkt der Herr oder was er ischt?“

In Stuttgart werden Winterhilfswerk-Abzeichen verkauft

Ein Einheimischer besteht darauf, ein württembergisches Wappen zu bekommen
„Gibt es nicht“, sagt der Sammler, „Württemberg ist kein eigentliches Grenzland.“

„Ha no, sell wär' noch schöner! Württemberg ko
Grenzland! 's grenzt doch an — Bayern!“



Kurzlich wanderten alte Frauen, vom Abendgottesdienst kommend, in sehr angeregter Unterhaltung ihren Beziehungen zu. Sie waren offensichtlich sehr bewegt von dem Predigtthema, das der Erbauungsstunde zu Grunde gelegen hatte. Als sie vorüber kamen, hörte ich eine, die von den andern mit einem gewissen Respekt behandelt wurde, sagen: „Gewiß, vor Gott sind alle Menschen gleich; aber ich denk', es ist ihm doch net ganz gleichgültig, ob eins eine gute Kinderstube genossen hat oder net.“

Der Klasse einer hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule wird das Aussatzthema gegeben: „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.“ Eine Schülerin erläutert den Sinn dieses Sprichwortes — das richtige Einsteilen — folgendermaßen: Wenn ein Mann seiner Frau eine bestimmte Summe Geld gibt und sie kauft sich dafür ein verhältnismäßig viel zu teures Kleid und einen Hut, so daß ihr für die dazu passenden Schuhe und Strümpfe kein Geld mehr übrigbleibt, so kann man wohl mit Recht sagen: „Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.“

Möbel

ROSIPALHAUS
MÜNCHEN

Rosenstraße 3 - Rindermarkt 17
beim Marienplatz

VORBILDLICH
RASIERT
MIT

GRATIS
Pretallase S 6 sender
Gummihauts „Medicus“
Sommer 1983: Alle Jahrgänge 8

 Briefmarken Zeitung
Hansa-Postkarte

 E.P.

DER

Empfehlenswerte Gaststätten in Berlin:

Kottler Zum Schwabenwirt Motelstraße 11 Die original süddeutsche Gaststätte	Kottler zur Lade Marburger Straße 2 an der Leutnantenstraße Das Berliner Künstler-Lokal
--	--

[illegible]

Umsonst

einmal bei Bedarf eine
hygien Art - Präpara-
tion aus der Apotheke
Sam-Vorstand, Berlin
Steglitz 42 P.

Korsetts, auch für Herren

Büfste nach Maß, feinste Domest-
wölfe, Japaner-Brauthalter, künstl.
Heber Bäte zur Hüftverbreiterung,
Harn Röhre, Brösler-A., Korsettwa-
sche.

Schwäche, verursacht durch Mangel an Eisen,
Erfahrung erfährt überaus schnelle
Schult in Probe verschickte um 24 Pf. Porto unentgeltlich
Chemiker Kasebach, Berlin-N. 10, Lindenstr. 169/170

Schlank
und leichter im Gewicht
Prämiertes Modell
Taschengerechtes
in Größe 38-40

GRATIS
Prüft, lässt Sie schlank-
wüchsig, Gamet-Arnold,
Wiesbaden, Jahr 32

Interieren (im „Simpli-
cissimo“ hat Erfolg)

-Fahrer 200 Seilen
Leistungsmotoren
Glasfasern
Lichtschalter
Bunte Tasten
kostenlos
Vorstellung
abends 8 Uhr
auch in der Kame-
ra, Fernleitung,
Tel. 01. 64 94 01

**PHOTO
SCHAJA**
MÜNCHEN • 155
Der W. greift
Licht, Natur, die

[illegible]

„Welt-Detektiv“
Ausverkauf, Detektiv Preis
Berlin W4, Tauentzienstraße 5, das
zuverlässige Institut für
Ermittlungen & Beobachtungen
Auskünfte über Herkunft
Verlorenes Vermögen, Gesundheit
Lebensführung usw. über
30 Jahre (früher nur prole Ermittlungen)
Tausende Anerkennungen!
Neu: Sperrkarte Lebensreise
entziffern, Herkunfts, Wurzeln, Anerkennung
bekommen **Hormon-Kram**, Tube für
Babys, 4,50 Mark, Pöppel, Pöppel
Kuchel, Berlin. Sie schreiben: Sie

**Für nur
monatl.
8.75 RM**





**Reise- und Helm
Schreibmaschine
mit Koffer**

Kostenlos, Sonder-
Prospekt C vom
Hauptvertrieb

Schulz

München

Lindwurmstr. 1

Ecke Sendlinger-Tor-Platz
RuF-Nr. 54016

Wacker Nürnberg AG,

Hämorrhoiden
sind heilbar!
Verlangen Sie Gratisprobe
ANUVALIN
Anuvalin Fabrik, Berlin S W 61, Abt. 178

Männer über 40

● verlang b. vorz. allg. Schwäche
● unsern Prospekt Probepackg
● für Männer RM 1 75, für Frauen
● RM 2 —, groß Packg RM 5 20
● und 5 80 in Marken Irco. bei
● Nachnahme Spesen extra

● Fr. S. Schleicher, Hildingen-Stuttgart-SD 1

Gratis WISSEN IST GUT
 Fachwissen ist ein wertvolles Gut.
 Es ist ein Gut, das man nicht
 verlieren kann. Deshalb ist es
 wichtig, es zu erhalten und zu
 weitergeben. Das ist die Aufgabe
 der Fachzeitschriften. Sie
 bringen Ihnen das Beste aus
 der Fachwelt zu. Und das ist
 ein Geschenk, das Sie nicht
 bezahlen müssen. Es ist ein
 Geschenk, das Sie verdienen.
 Das ist die Aufgabe der
 Fachzeitschriften. Sie bringen
 Ihnen das Beste aus der
 Fachwelt zu. Und das ist ein
 Geschenk, das Sie nicht
 bezahlen müssen. Es ist ein
 Geschenk, das Sie verdienen.

AKTUELL
IN WORT UND BILD
JEDEN DONNERSTAG
die Münchner Illustrierte

Einer meiner Freunde, der Maler ist, kam neulich zu mir und sagte:

„Ich möchte gern ein paar Bilder verkaufen. Aber ich habe kein Lokal, in dem ich sie ausstellen kann. Du hast ja ein großes helles Zimmer. Sei doch so gut und laß mich die Bilder herschicken, damit sie meine Kunden hier sehen und vielleicht kaufen.“ „Aber natürlich, lieber Freund“, sagte ich, „Ich will dir diesen Gefallen tun. Meine Bedingungen sind: 50 Prozent Provision und der Vorzug, mir die Bilder nicht länger als drei Tage ansehen zu brauchen. Sind wir einig?“

„Erfreut!“ sagte der Maler.

Nach einer Weile erschienen drei Träger mit Bildern. Sie trugen Bilder herauf, bis mein Zimmer aussah wie ein kleinerer Saal im Nationalmuseum. Ich setzte mich hin, um sie mir alle anzusehen.

Da waren Bilder mit Fichten und ohne Fichten, Bilder mit Erlen und ohne Erlen, Bilder mit Sonne, Regen, Schnee und Nebel, Bilder mit dünn aufgetragener Farbe und dickaufgetragener Farbe — Bilder aller Art. Ein Mensch, der Bilder besonders liebt, konnte hier sein Herz befriedigen.

Am nächsten Tag kamen die Kunden des Malers. Der erste schon um elf Uhr. Es war ein älterer Herr. Er sah wohlhabend aus und sagte:

„Der Maler Strömberg hat mich gebeten, mir eins von seinen Bildern anzusehen. Ich würde es vielleicht kaufen.“

„Tja“, sagte ich, „das hier ist der Rest. Gestern habe ich fünfzehn Stück verkauft. Strömbergs Bilder sind sehr beliebt.“

Der ältere Herr sah sich um, sehr lange. Dann sagte er entschuldigend:

„Ich wollte ein Speisemüggelgemälde haben.“

„Warum nicht?“, sagte ich. „Ein Gemälde in einem Speisezimmer ist etwas sehr Hübsches; es ist sehr zweckmäßig, daß sich auch die Seele lebt, wenn man zu Mittag ißt.“

„Ich könnte auch ein Bild fürs Schlafzimmer brauchen“, sagte der ältere Herr.

„Natürlich“, sagte ich. „Bilder im Schlafzimmer

sind sehr modern. Hier ist ein ausgezeichnetes Bild für ein Schlafzimmer. Es wirkt beruhigend und einschlafend. Wenn man es zehn Minuten ansieht, schläft man ein.“

„Ich kann es aber nicht ansehen, wenn ich es übers Bett hänge“, sagte der ältere Herr.

„Dann müssen Sie den Kopf umdrehen oder, warten Sie, ich habe eine andere Idee... Sie müssen das Bett umstellen.“

„Das kann ich wohl doch nicht, es steht ein Waschtisch an der anderen Wand.“

„Aber wenn Sie das Bett so machen lassen, daß Sie den Kopf am Fußende haben, dann würde es doch gehen.“

Der ältere Herr dachte fünf Minuten angestrengt nach, dann sagte er:

„Ich glaube nicht, daß mir eins von diesen Bildern paßt. Auf Wiedersehn!“

Der nächste Kunde war wieder ein älterer Herr. Er sah sich die Bilder an, und dann sagte er:

„Was stellen denn diese Malereien vor?“

„Ein bißchen von allem“, sagte ich. „Auf jeden Fall wird jedem Bild eine gedruckte Beschreibung beigelegt, die in so vielen Exemplaren geliefert wird, daß sie bei eventuellen Festlichkeiten unter eventuelle Gäste verteilt werden kann.“

„Ich möchte gern ein Bild haben, dem ich sofort ansehe, was es darstellt“, sagte der Herr.

„Ist das etwa interessant?“, sagte ich. „Das verlangt man doch auch nicht von einem Menschen — warum soll man es von einem Gemälde verlangen?“

Alle diese Bilder können mit dem oberen Rande nach unten oder an der Seite aufgehängt werden, ohne daß man erkennt, was sie darstellen.

„Auf Wiedersehn“, sagte der Herr.

„Besten Dank!“, sagte ich.

Nach einer Weile hörte ich Lärm auf der Treppe. Sprechende Stimmen und trampelnde Stiefel. Die Tür wurde geöffnet, und etwa zwanzig Personen, Herren und Damen, drängten sich herein. Sie stellten sich in einer Gruppe vor mich hin, und ein Herr mit ersten Zügen sagte:

„Wir sind die Mitglieder des Vereins „Die Hoffnung des Lebens“, und wir sind hergekommen, um ein passendes Gemälde als Ehrengabe für unseren Kassierer auszusuchen, der an einem Freitag fünfzig Jahre alt wird.“

„So ein Geschenk ist bei solcher Gelegenheit besonders geeignet“, sagte ich. „Ich kann mir überhaupt kein passenderes denken.“

Eine ältere Dame sagte darauf:

„Es sind wohl keine nackten Weiber auf diesen Bildern?“

„Nein“, sagte ich, „aber der Maler kann natürlich ein paar himmeln, wenn es gewünscht wird.“

Die Mitglieder des Vereins „Die Hoffnung des Lebens“, wandten sich darauf um und starrten die Bilder an.

Ich machte inzwischen einen Spaziergang von einer halben Stunde und als ich wiederkam, war der Verein „Die Hoffnung des Lebens“ verschwunden. Statt dessen saß eine junge Dame da und wartete.

„Wen suchen Sie?“, fragte ich.

„Ach, ich wollte mir nur Axel Strömbergs Bilder ansehen. Er hat mich gebeten, herzugehen.“

Sie war entzückt. Absolut das hübschste Mädchen, das ich in dieser Woche gesehen hatte.

„So hübsche Bilder!“, sagte sie. „Wie gut er malt! Nicht wahr, Sie finden doch auch, daß Strömberg unser bester Maler ist?“

„Zweifello“, sagte ich. „Wenn ich aber Maler wäre, dann würde ich keine Landschaften malen. Ich würde Sie malen...“

Da wurde die Tür geöffnet, und Strömberg trat ein. Die junge Dame blickte auf, und sofort ging sie hin und küßte ihn.

„Darf ich dir meine Braut vorstellen?“, fragte Strömberg.

Da ging ich hinaus und weinte.

Die Bilder sind immer noch unverkauft. Ein Mann mit so viel Glück muß eine Strafe haben.

Aus dem Schwedischen von Müller-Assindia.



Luft im
Ski-Sport

25 Pfg.

Illustrierte Zeitschrift für Ski-Sport und Ski-Touristik
Mitteilungs-Organ des Deutschen Skiverbandes im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen



Wur Zeitung
liest, kommt
Erfolg vor-
wörtlich!

Wer Zeitung liest, ist stets im Bilde!
Und wer Bescheid weiß, hat Erfolg!

Toller Winteranfang

(K. Helligsteadt)



„Skilaufen hab' ich mir anders vorgestellt! Die Männer sind nur noch für Sport, und mein Skilehrer hat 'nen Vollbart!“



Nöwen am Fenster

Von der Klar her gekloffen,
Flügelschlag an Flügelschlag,
flüßend Schnee und Hagelschloffen,
wie an einem Wintertag.

Weiß der Bauch und Hüfte rot,
Schwingen schwarz gefäumt,
daß es in den Kissen schäumt,
jagen sie nach unfremd Brot,
hoch den Hals gebäumt.

Rauher Schrei und Räuberblick
hößern sie heran!

Eichlerpiegelnd das Gesicht;
wenig wie ein Fegelfahn
fah'n sie ihre Bahn.

Ezzenlistig stießen sie
Abfall von unfremd Tischen.
Fenster zu! Schon schiefen sie,
Schlummerbauch und Praßer,
silberblühend, flügelstich
nieder zu dem flügelstich,
zu den weißen Tischchen
in dem schwarzen Wasser.

Georg Britting

Der hopsende Dämon

Von Hans Lachmann

Wenn es zum dritten Male geklingelt hat und der Saal sich füllt, wenn, schiefgegeneigten Hauptes, die Orchesterleute noch einmal ihre Instrumente überholen, mit kritischer Zärtlichkeit trillend und streichend, zupfend und klopfend, und so das chaotische Klangfundament schaffen, aus dem nach kurzem der weislich geordnete Kosmos des Werkes emporsteigt, wenn ringsum begrüßt und befragt wird und belehrt über Werk und Solist, Dirigent und Sitz der Frisur, wenn es zum dritten Male geklingelt hat, dann läßt sich Angst auf meiner Seele nieder, schwer und lähmend. Es ist die Angst vor einem Dämon, vor einem reißenden Tier, das einfallt in den Hals unserer Anacht, es ist die Angst vor einem Werwolf, der sich nähert von unseren Nerven, es ist, um es mit drei Worten zu sagen, es ist die Angst vor dem hopsenden Menschen!

Wenn es zum dritten Male geklingelt hat und der Saal sich füllt, beschleie ich mißtraulich meine Umgebung. Aber während ich schleie, weiß ich genau, daß es mir nicht gelingen wird, jetzt schon den hopsenden Werwolf zu erkennen. Denn so, wie es der Werwolf des Mittelalters liebte, sich tagsüber als unauffällig gekleideter Bürger in den Straßen der Stadt zu bewegen und erst mit Eintritt der Dämmerung in seine eigentliche Berufskleidung zu schlüpfen, so liebt es der hopsende Werwolf der Neuzeit, sich äußerlich in nichts von seinen Mitmenschen zu unterscheiden und erst bei Eintritt des Dirigenten den bürgerlichen Adam abzustreifen und jene Haltung einzunehmen, die seine Opfer ersticken macht: zurückgeworfen wird der Kopf, emporgestellt das Auge, die Hände heben sich, um mit dem ersten Töne niederzulegen in beschwörender Kurve und von nun an bis zum Ende des Konzertes in schöpferischer Bewegung zu bleiben, der Fuß ist zum Wippen bereit, ein wissendes Lächeln kerbt sich in das Gesicht, schmerz- oder lustvoll, je nach den erläuternden Angaben des Programms, der Körper spannt sich, um bald sich zu lösen in konvulsischer Zuckung: Herrn Müllers Dämon stellt sich vor!

Wehe den Umsitzenden! Ein Werwolf ist imstande, zwanzig Normale bis zum Wahnsinn zu zerrütten. Mit umdüsterten Gesichtern sitzen sie da, die Normale, mühsam bezähmen sie sich, in ihrer Brust quirlen Zorn und Irrsinn, Trübsal und abgründiger Haß durcheinander und werfen die trüben Blasen der Retrospektivität und tiefer Verzweiflung. Aber sie sind Bürger, sie sind keine Werwölfe! Darum halten sie an sich und verkrampen sich in den Willen, sich und die Lehren des Anstands nicht zu vergessen.

Die Werwölfe gruppieren sich in Klassen. Man unterscheidet Instrumental- und Gesangswerwölfe. Innerhalb dieser Klassen gibt es wiederum Sonder- riegen. So teilen sich die Instrumentalwerwölfe in die Untergruppen für symphonische Musik, für Konzert mit Orchester und für Solokonzert. Die Gesangswerwölfe bearbeiten, je nach ihrer anatomischen Struktur, entweder vorwiegend die Gefilde der weiblichen oder die der männlichen Stimme. Jeder Werwolf hat sein Spezialgebiet. Jedoch beschränkt er sich selten oder eigentlich nie darauf, eine einzige Gattung zu beherrschen. Viele Gesangswerwölfe beherrschen also nicht allein Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßgesänge, sondern sie nehmen hinzu das große Gebiet der Chormusik. Hier treffen sie sich mit den Instrumentalwerwölfen, die es gleichfalls nicht vertragen können, bei einem einzigen Leisten zu bleiben. Die weltaus fürchterlichste Geißel der Menschheit aber ist der Universalwerwolf. Er frißt alles. Fluch ihm!

Die hopsenden Werwölfe verteilen sich so geschickt unter die Menge der ahnungslosen Normale, daß überall da, wo das Kraftfeld des einen schwächer zu werden anfängt, dasjenige des nächsten beginnt. Zuweilen sitzen sie auch in kleinen Rudeln beieinander. Meist gehören sie dann zur gleichen Familie, oder sie sind befreundet. Ein Werwolf stört nie den anderen. Denn der andere hopst, wedelt, lüchelt, faucht, nicht und wippt stets noch mehr als der eine. So ergänzen sie sich aufs schönste und leuern sich gegenseitig an. Es herrscht demnach ein völbildliches Gemeinschafts- leben in dieser Lage. In dieser Lage finden wir auch die großen Ab- und Kenn- zeichen, die den Normalen beizulien warnen konnten: flatterndes Haar auf dem Kopf und flatterndes Schilps um den Hals. Aber beides, Stummel und Talentwimper, ist aus der Mode gekommen. Es ist unmöglich, rechtzeitig vor den Wölfen zu fliehen. Heutentags gibt es Werwölfe mit Glätze und zehn Zentimeter hohen Stiehkragen. So raffiniert sind sie.

Das Werwölfische entspringt, psychologisch gesehen, mannigfachen Motiven. Am häufigsten dürfte es sich so verhalten, daß ein gehemmter Geltungstrieb seinen Pferdewill im Spiele hat. Daher wirken ältere Werwölfe doppelt ärgerlich, dreifach störend und ganz unbeschreiblich lächerlich und peinlich. Denn der Normale sagt sich mit Recht, daß mit zunehmendem Alter auch die Erkenntnis zunehmen müsse, daß nämlich der Konzertsaal auf gar keinen Fall die Arena ist, in der es dem Menschen erlaubt wäre, seine eingeklemmten Komplexe zu tummeln. Nichts gegen eingeklemmte Komplexe! Sie sind für gar viele Stecken und Stab, Strohhalm und Leuchtmurm auf ihrer Fahrt durch das Leben. Aber man spiele mit ihnen im stillen Zimmerlein! Ein anderes Motiv dürfte darin zu sehen sein, daß die Angst, unmusikalisches zu scheitern, den Werwolf veranlaßt, seine künstlerischen Qualitäten vermittels aufdringlicher Freiübungen unter Beweis zu stellen. Ein drittes Motiv

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftfeller: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schaefer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen, nennen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten, entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 4 Pfg. Abonnement im Vierteljahr RM 15.00. Anzeigenpreise nach Preistafel Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1954. D.A., III. VJ. 34 1545. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftfeller und Verlag: München, Sendlinger Str. 10, Baum 1276. Postfachnummer München 5970. Verteilungsamt RM 15.00 für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

Wintersturm im Atelier

Fr. Bille



„Schau mich an, Kurt, seh' ich etwa aus wie jemand, der keinen Pelzmantel braucht?



In der Wintersaison trägt sogar jedes Tier im Wald seinen dichten warmen Pelz!



Scheusal, denkst du nicht an die polaren Luftmassen, die über mich kommen?



Siehst du, ich wußte es ja, du wirst dein armes kleines Haschert nicht frieren lassen!

endlich, das komplett allerdings nur bei den gefährlichsten und unver-schämtesten Werwölfen vorhanden, das in größeren oder kleineren Dosen aber auch bei jedem anderen Wolfe zu finden ist, ist eine Abart des Cäsarenwahns, ein Größenwahn, der sich innigst verbindet mit einer ab-grundtiefen Verachtung aller Normalen.

Was ist da zu tun? Denn etwas muß geschehen, um dieses per Seelen-wanderung auf unsere Zeit gekommene Stück Mittelalter auszurotten mit Stumpf und Stiel. Darum einiges über den Umgang mit Werwölfen: Man kitzle sie ein, stelle sie auf Rollen und lehne sie an die Wand! Man lege sie in einen Gipsverband, daß nur noch die Ohren frei sind, trage sie auf Bahnen in den Saal und setze sie nieder in der hintersten Ecke! Man tropfe ihnen Syndetikon in den Kragen, auf daß sie den Kopf ruhig halten!

Man reserviere den Werwölfen die letzten Reihen des Saales und bringe Schilder an: „Herrschaften, die beabsichtigen, dämonische Gymnastik zu treiben, werden gebeten, gemeinsam im Hintergrund zu üben!“

Man lege den Programmheften die Adressen der nächsten Rettungswache und des nächsten Irrenarztes bei!

...Eines habe ich nicht ergründen können: wo halten sich die Werwölfe im Sommer auf, wenn keine Konzerte stattfinden, und was tun sie da? Ver-kriechen sie sich tief in die Wälder, sitzen sie da auf den Tannenspitzen und wedeln mit den Händen den Takt zum Konzerte der Vögel? Hocken sie in den Parks der Städte und wippen mit Kopf und Fuß zum Schläge der Nachtigall? Liegen sie in Dachrinnen und trainieren schöpferische Hand-bewegungen zum Gepfeife der Spatzen? Ich weiß es nicht!...

Neuer Wein in alten Schläuchen

(Wilhelm Schütz)



„Kann's was besseres geben als so einen Federweißen, der einem prickelnd über die Zunge läuft?“ — „Hm, hm, wenn ich mich recht erinnere, muß es schon noch sowas geben!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Ein feucht-fröhlicher Wettstreit

Karl Arnold





„Cäsars Tante hatte einen Apfel“

November, das ist die Zeit der Straßenbahnen, die Lieblingszeit der Straßenbahnfahrer. Es tropft von den Dächern und tropft von den Nasen. Pro-sit! Zur Gesundheit! Bankauf, bankab niest es und hustet. Vermutlich haben die Bazillen jetzt Passungs- und Hochzeit. Sie lassen die Menschen niesen und ballen, während draußen im Walde die Hirsche brüllen. Bruntzeit der Bakterien, wahrscheinlich rufen die alten, kräftigen Bakterienbullen ihre Weibchen, kämpfen mit Nebenbuhlern — und das alles in der Straßenbahn im November, für den verhältnismäßig niedrigen Tarif. Wie Straßenbahn fährt, sieht mehr vom Leben, z. B. die Reihe der ihm Gegenüberstehenden. Ich weiß selbstverständlich, daß alle im Wagen so tun, als ob sie ihr Gegenüber nicht sähen. Es ist doch recht peinlich, so auf anderthalb Meter sich Aug' ins Auge sehen zu müssen. Jene, die man bemüht sich, durchsich-ander hindurchzusehen, als ob da drüben nur Luft wäre, gute Luft natürlich, und nicht der dicke Herr mit der komischen Nase, und nicht die umfangreiche Markfrau mit den roten, wie aufgemalten Puppenbäckchen, und neben ihr die junge Dame mit dem wie nichtaufgemalten Rosarot und dem Augenbrauenstrich, der so fein gezeichnet ist, als habe ihn der Olet Gulbransson entworfen; eine sehr begabte Person anscheinend, von handwerklich großem Können, diese Strich-zieherin.

Unser Blick geht weiter und gleitet über den unbekümmerten Schulbuben dahin, dessen Lippen sich bei der Übersetzung des lateinischen Satzes leise bewegen. Er flüstert: „Cäsars Tante hatte einen Apfel.“ Das ist recht auffällig; denn selbst Cäsar Julius Cäsars Tod ist immerhin eine erkleckliche Zahl von Jahrhunderten dahingegangen, und auch seine Frau Tante deckt schon lange der kühle Ruhm und Marmor. Aber Cäsars Tantenapfel lebt grammatikalisch in dieser deutschen Straßenbahn weiter, während rings herum echt nützliche Schnupfen und Husten detonieren. Erinnerungen an Obst-genuß sind sehr langlebig, wie auch das Beispiel an Urmutter Evas Apfel bezeugt. Ich will mich keineswegs auf jenen Apfel-satz mit Cäsars Tante festgelegt wissen; denn solcher Sätze gibt es viele in allen zu schulischen Zwecken geübten Fremdsprachen, und morgens gegen 8 Uhr und um die Mittagszeit wispern's in allen deutschen Straßenbahnen von Genitiven und Konjunktiven und andern Füllten, die man zum Übergang in die nächsthöhere Klasse braucht. Mit ihrer munteren und lautsatteren Fröhlichkeit erfüllt die schulpflichtige Jugend den Wagen und ist den ersten Zeitungslesern

ein Dorn im Ohr, den Zeitungslesern, die den Ruf vernommen und nicht vom Unglück verfolgt sein mochten, wie der arme „Herr Hase“, der keine Zeitung les und infolgedessen von nichts wußte. So sitzen wir alle einander gegenüber und müssen feststellen, daß der Mensch eher gut als schön ist, namentlich im November, wenn es draußen regnet und katastrophische Erscheinungen sich im Ebenbilde Gottes widerspiegeln.

Für ein Viertelstündchen oder etwas länger sind unsere Lebensbahnen durch das städtische Verkehrsnetz einander gleichgeschaltet zu einer Kampfgenossenschaft gegen Neuhinzukommende, die auch noch Platz finden wollen auf den beiden Bänken, da die Spötter einander gegenüberstehen. Voll Interesse beobachten wir, wie jener Willensstarke die Lücke, die der Beckenbreite eines Stüglings zur Not genügen würde, langsam seinen Körpermaßen anpaßt. Erst schwebt er in aller Bescheidenheit ganz vorne auf der Bankante, in den Gang hineinragend als verkehrshemmendes Vorgebirge. Langsam schiebt er sich, keilförmig Muskeln zusammenziehend, immer tiefer in die feindliche Front, zermürbt Nachbarn durch stetigen Druck. Die Bresche erweitert sich und schon drücken die Ellbogen in die feindlichen Linien

nach. Ein Ruck des Wagens, der Stieg ist sein. Nun strahlt er in milder Zufriedenheit, jetzt ist es wieder ganz Zeit- und Volksgenosse und ein nützliches Glied in der Schicksalsgemeinschaft der Fahrgäste. Übrigens hat das Knochengerüst der Nachbarn unter seinem Ansturm standgehalten, was von der Solidität der Ausführung Zeugnis ablegt und uns wieder einmal eindrucklich auf die Wunder der Natur mit besonderer Berücksichtigung der Trambahnenbenutzer hinweist.

Im allgemeinen geht so eine Fahrt unter dem Schweigen der Fahrgäste vor sich, fällt nicht plötzlich der Kontrollleur erscheint und mit der Höflichkeit des Beamten, hinter der die Stimme des Ewigen Gerichts wohnt, uns auffordert, durch Vorweisung des Fahrscheins darzulegen, daß wir unaufgefordert unseren gödlichen Verpflichtungen nachgekommen sind. Wem schlägt da nicht das Herz! Werden wir unseren Fahrschein auch rechtzeitig finden, um klar und deutlich vor aller Welt unsere Unschuld zu beweisen? Ist es nicht dasselbe Gefühl wie damals, als uns der Lehrer aufrufte, wir sollten „Des Sängers Fluch“ hersagen, und wir kamen über: „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und her“ nicht hinaus. Zu Hause hatten wir es doch so gut gekannt und den Fahrschein hatten wir auch ganz bestimmt unaufgefordert gelöst — aber Beweise, Beweise! Wer fürchtet sich vorm Kontrollleur? Niemand, aber erst nachdem man den Fahrschein gefunden hat. Das ist das kleine Gruseln, das so eine Straßenbahnfahrt mit sich bringt. Manchmal wird auch die Stille so einer Fahrt unterbrochen durch ein altes Weibchen oder Männlein, das seiner Meinung über die Welt Luft zu machen sucht. Meistens ist es die Schlichtheit der Menschen, die hier an Beispielen aus dem Alltagsleben klar und deutlich erläutern wird. Doch die Umsitzenden sind etwas verlegen oder tun so, als ob sie mit der Anrede an alle nicht gemeint sein könnten, diese Drückeberger. Die ganze Besetzung horcht auf, wenn sich zwei quer durch den Wagen begrüßen, wie interessant ist es zu erfahren, daß es dem einen den Umständen entsprechend geht und auch die Feststellung überrascht, daß der andere jetzt hier ist. Entsetzlich scharfe Beobachtungen vernehmen wir da. So, daß das Wetter doch recht unangenehm sei und daß es vermutlich wieder wärmer werden könnte. Wir vernehmen, daß man wie immer viel zu tun hat, daß man vorige Woche Krachbüchsen getroffen hat und daß es denen auch den Umständen entsprechend geht. Ja, Straßenbahnfahren bildet ungem.

Folttick.

Der Grübler

Von Kataróss

Befragt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähm' ich da das Leben an den Ohren!
Kein Gebenlassen gäb's, kein summes Schlucken
Ich ließe mich von niemand unterdrücken.

Zwar müßt' ich allerdings, um nicht zu lügen,
schon über ein gewisses Plus verfügen,
käm' ich von neuem aus dem Ei gefrohen.
Zum Beispiel über dergemäße Knochen.

Wie aber stehe's mit dieser Hypothese?
Befürmert grübelnd senft sich meine Trese . . .
Befragt den Fall, ich würde neu geboren —
wie nähme mich das Leben an den Ohren!

Der Forschungsreisende

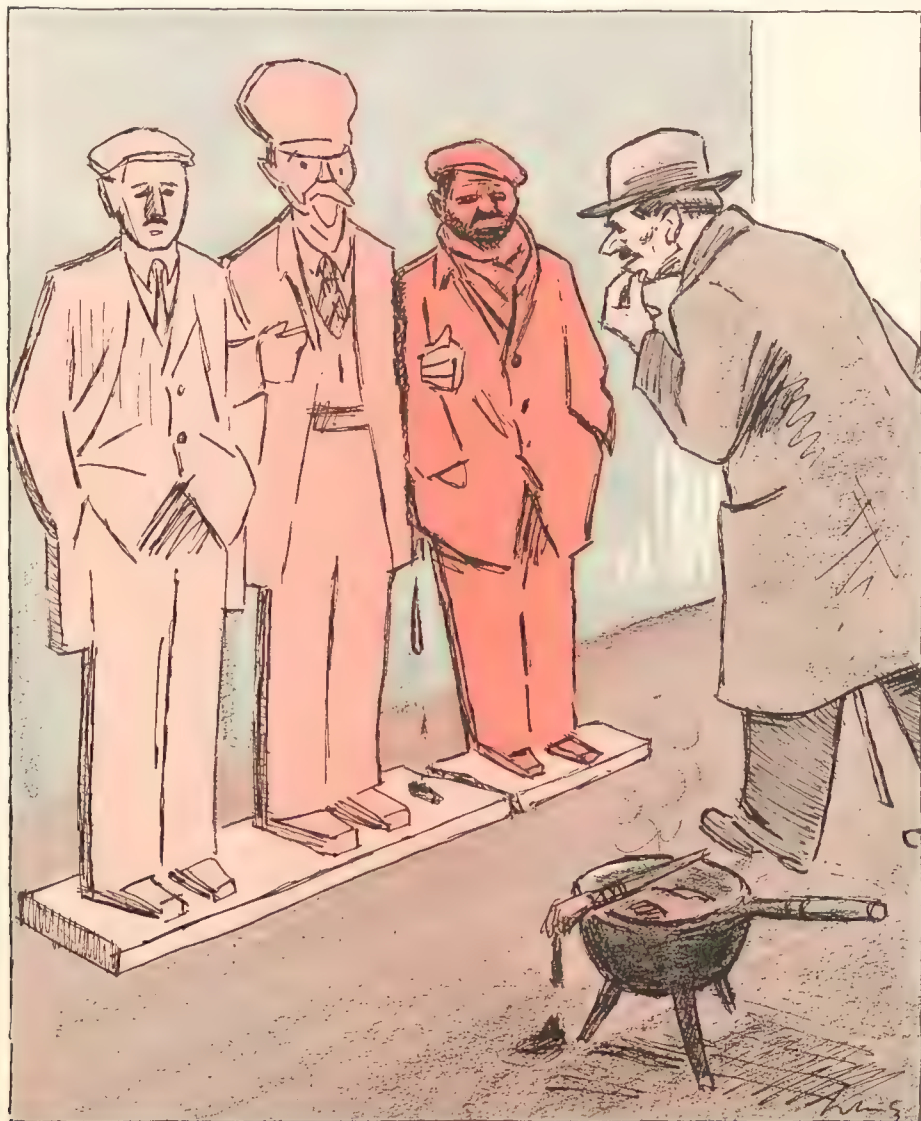
(Erich Schlögl)



„Es muß doch sonderbar sein, Herr Professor, wenn Ihnen so im Urwald eine halbnackte Frau begegnet?“ – „Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, daran sind wir Europäer doch gewöhnt!“

Frankreichs zusammengekleisterte Volksfront

(Wilhelm Schulz)



„Aha, den linken Flügel haben sie wieder einmal notdürftig angeleimt! Aber wie lange wird's noch dauern, bis wir Franzosen merken, daß wir die Geleimten sind?“



Die Versuchung des Sepp Hilzensauer

Von Karl Springenschmid

Wenn der behördlich autorisierte Bergführer Sepp Hilzensauer im hinteren Fulpmes das vierte Viertele hat, dann redet er sich schon recht schafften leicht. Da schaut er verzückt in das Glas, wie doch der rote Teufeler so schön leuchtet, und meint: „Angst? Na, Herr, Angst kennt der Bergführer nit. Nitt an Löffel voll hab i zambrecht, so lang i führ!“. Aber einmal, ein einzigmal, da wollt, da hat mi die Angst peckt, ganz schlecht, aber nit wegen die Berg, wegen was andern, Herr...“

Und dann hebl er zu erzählen an:

„Es ischt schon saktisch lang aus dös, Herr, und i bin selbigsam nit no a Junger, sauberer Mensch gewesen, grund auf und auf und voller Schneid, sell wollt, und da ischt einmal a Herrschäftliche ins Dorf kommen, an alleinstehende Dame, wie man sagt. Beim Adlerwirt ischt sie im Quartier gewesen. I bin grad auf der Führerbank gessen und hab mit dem alten Rupfler gekertelt. Da hat sie mi angesprochen: „Bergführer, sind Sie noch frei?“

„Sell wollt, gnädige Frau“, hab i gsagt, schön und manierlich, — Manieren sein bei die Herrschäften allemal die Hauptsach! — und bsunders bei die alleinstehenden — „frei bin i woll!“

Sie hat mi angeschaut von unten bis oben und von oben bis unten und i sie aa. Aber versteht si, a Bergführer schaut so a Herrschäft bloß alpinistisch an: ein Frauenzimmer ist sie gewesen in die besten Jahr, stark im Fleisch, fest beinand und guet guet für den Nockspitz oder den Ampferkogel oder des Lizumerhorn.

„Sie sind also noch frei?“ hat sie gsagt und hat mi so gspassig angeschaut dabel, wie mi no nie

kein Frauenzimmer nit angeschaut hat, „dann möchte ich mit Ihnen morgen auf die Nockspitz!“ „Sell geht leicht, gnädige Frau“, hab i gsagt, „da ischt ja eh a Weg, daß man a Kuah euentreiben kenn!“

„Nicht sol!“ hat sie den Kopf geschüttelt, „über die Wand!“

„Über die Wand?“ Da hab i sie mir no einmal alpinistisch angeschaut: Die Füß a bißl kurz, aber stark, das Gstell fest und guet eingehängt und als ganzes schneidig gnue. „Die Wand müßt grad schun gehn, gnädige Frau, sein halt fufzehn Gulden!“

„Abgemacht!“ hat sie gsagt, „und morgen los!“ und hat mir no die Hand geben und mir a gute Nacht gewünscht und i ihr aa.

Also bin i halt am andern Morgen mit ihr über die Kreiteralm aufgestiegen zum Nockspitz hin. Das Mundwerk ischt ihr gengen wie ein Mühlrad, das z’viel Wasser hat. Erzählt hat sie mir, wie schrecklich es ist im Leben, und wie schlecht es ihr geht, und wie arm sie ist. Da bin i erschrocken. „Die fufzehn Gulden sein aber ausgemacht!“, hab i schnell gsagt, „da laß i nix nach!“ Nicht so, hat sie gemeint, arm bloß, weil sie halt keinen Menschen nit hat und weil sie allweil so allein ist und weil halt niemand sie versteht.

„I versteh lhna schun, gnädige Frau“, hab i gsagt und bin allweil schien stad vorausgegangen und hab halt „mhm“ gesagt, wo es grad paßt hat, damit sie nit meint, daß mir ihre inwendigen Schmerzen ganz wurscht sein, weil do der Bergführer auf dös echten müß, wie a seiner Herrschäft z’muet ischt

So sein mir zum ersten Wandl kommen, und i hab ihr das Sell umtan. Dreimal hab i ihr die Schling richten müessen. Ziehen Sie nur fester zu, Herr Hilzensauer!“, und wie i fest zuegezogen hab: „Nicht so stürmisch, Herr Hilzensauer, ich bin doch eine Frau!“, und wie i wieder nachlassen hab: „Hier ist es doch zu locker, Herr Hilzensauer, greifen Sie!“

I hab aber nit lang g’griffen und hab sie gach aufgezogen über das erste Wandl. Nicht daß sie schlecht gestiegen wär, aber halt soviel mennisbedürftig ischt sie gewesen: „Ihre Hand, Herr Sepp!“

„Was wölten S’ denn mit meiner Hand?“

„Aufziehen, Herr Sepp!“

„Sell geht mit’m Sell aa, für dös sein Sie ja anhäng!“

Und so hab i sie halt aufseilt über die Schrofen. Aber „Stützen Sie mich doch, Herr Sepp“, hat sie wieder g’rufen und „Sie müssen mich fester halten, Herr Sepp!“

„Nix müeß i!“, hab i gsagt und der Zorn ischt mir kommen, „dös merken S’ lhnen: Was am Sell ischt, ischt am Sell. Dös rührt der Bergführer nit an!“ Da hat sie wieder ihre großen runden Augen gemacht und hat mi angeschaut damit und hat gsagt: „Ach, Herr Sepp, nun seien Sie doch nicht so... so...“

I bin aber doch so... so... gewesen. „Mir ischt lei um den Nockspitz z’tuen“, hab i gsagt, „sünst um nix!“

„Ach, wie Sie doch so entzückend grob sein können, Sepp!“ hat sie gsagt. Grad dös Grobe hat ihr so gefallen bei mir, das war des Gefährliche.



Also hab I wieder feiner sein müssen. Aber beim
obern RIB ischt sie mir völlig um den Hals ge-
fallen und hat mi packt: „Mir ist schwindlig, Seppi!“
„Mir aal“, hab I gsagt und bin glei wieder weiter
über die Wand, weil i den Schwindel kennt hab.

Da hat sie mir halt do wieder derbarmt und I
hab sie auf dös kleine, sonnige Grasplatzl hin-
gesetzt und hab a Pfeifen g'raucht daweil. Do ischt
sie ganz gleim zu mir geschloffen und hat sie her-
druckt und I hab gspürt, daß ihr schun wieder

Was soll der arme Berg-
führer mit so einer Herr-
schaft tun?

I bin halt von der Routen
weg, seitüber hin, wo der
hoche Kamin ischt. Ziechst
dös Weibsmensch, dös
mannsnarrische, durch den
Kamin, hab I mir denkt,
„da ischt es naß und kalt,
da vergehn ihr schun die
Hitzen Inwendig!“

So hab I sie halt eine Weil-
lang in den Kamin ghängt.
Von oben ischt dös Wasser
hergeschossen, von unten
auer hat der kalte Wind
blasen, an der Selten ischt
dös blanke Eis gstanden,
naß sein die Griffl gwesen
und rutschig und eiskalt. Es
war alles so, wie's braucht
hab. Grad geschlortet hat
sie vor Kälten, ganz blau
ischt sie mir worden.

Aber wie I sie wieder
aerzochen hab in die
Sunn — „Seppi“ hat sie
gstohnt und hat mi wieder
angschaut mit ihre großen,
runden Augen, „Seppi, nun
mußt du mich wärmen, ich
friere so, Seppi!“

viel z'warm ischt. Es war aber kein Kamin nit
mehr auf'm Gipfel.

Ja, das ischt das einzigemal gewesen, Herr, wo
I in der Ausübung meines Berufes Angst hab
ghabt, ganz schlechte Angst. I hätt mir bald nim-
mer z'helfen gewiß. Grad gschwitzt hab I vor
leuter Angst.

Aber der alte Rupfler, der ischt halt mei Rettung
gwesen. Auf'm Gipfel ischt er gessen, grad wie
I sie auezochen hab

„Gnädige Frau“, hab I gsagt und hab sie hin-
stellt zum Kreuz, „hieze sein mir da und hiez hätt
I halt aa was auf'm Herzen!“
„Auf dem Herzen, Seppi?“

„Schaugen S', gnädige Frau, I bin so arm und
allein, ganz verlassen, kein Mensch versteht mi
in der Welt, niemand, lei — die Rösler Moidl,
die Junge. I hab ihr gsagt, heunt auf die Nacht
kimm I zu ihr ans Fenster, weil sie mi do so guet
versteht. Aber mier ham uns so lang in der Wand
verhalten, es wird ja schun glei finster, da ischt
es höchste Zeit, daß I geh. Hiez hab I halt
gmeint, für den Weg heimzu in der Finstern wär
der Rupfler aa no gnue, der ischt allweil no a
gueter Bergführer mitsamt seine sechzig Jahr.“
Oh, was hat sie da für große runde Augen gmecht,
für schlecht! Aber sie hat mir do die fufzehn
Gulden auszahlt. Da hab I drol davon dem alten
zehnlucketen Rupfler geben und hab gsagt: „Da
hescht drei Gulden, Rupfler, hiez bring sie mir
halt guet ins Dorf“, und heimlich: „aber paß auf,
laß di nit verführl!“

Da hat er gleicht, der Alte mit seine rinneten
Triefaugen und hat sich einen Kautabak hinter die
Zähne geschoben und ausgespuckt: „Sie soll's lei
probiere!“

Und I bin gach durchaus, und so froh wie selbis-
mal bin i no nla zu meiner Moidl kommen.“



Künstler-Kollektive

(Karl Arnold)



Zwei Autoren schreiben ein Lustspiel. Also man merkt es an, haben auch einen Witzplatz stormig, gilt ich bitte, ist für Abstimmung, darüber besprechen Witz, auch nicht kordons an.



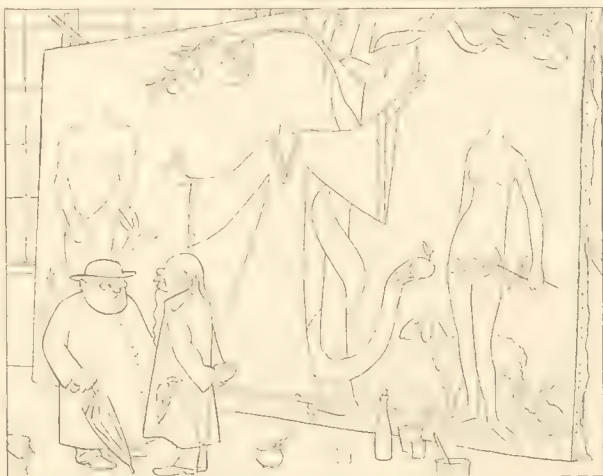
Im Sowjet-Orchester. „Was heißt zwote Geige! Mir sinn doch ke Gemeinschaft! Mir sinn doch a Kollektiv, und da kenn doch wohl a jeder die erste Geige spielen!“



Die Muse des Dichters. Arbeiten die wieder jemand neuen Roman, Herr Dichter. Darüber wird man Mann, so in a kassiert haben können, aber nicht werden, darf nicht schon zu gegebener Zeit zu überreichen, was?



Der stille Teilhaber. „Mir fällt ieln gar nichts mehr ein — eigentlich sollten wir mal was zusammen machen.“



Der verhinderte Sündenfall. „Die Körper, Hand, Fuß, Draperie, Tier- und Landschaftsmaler sind alle schon fertig, bloß der Kopfmaler laßt noch auf sich warten.“

Lieber Simplificissimus

(Zeichnungen von O. Nückel)



In Dingsda war ein Kooperator, ein etwas zersetzter Herr. Gelohnte sind meistens zerstreut, es soll aber auch bei Pfarrern vorkommen. Den Pfarrer hatte es etliche Male bei Begräbnissen dermaßen durchgeweicht, daß er nur mit Grauen an solche dachte, wenn an dem Tag der Himmel sich überzog. Der alte Herr wußte sich aber zu helfen. Er gab bekannt: „Falls es um drei Uhr regnet, findet die Beerdigung eine Stunde später statt.“

Auf diese Weise klappte es meistens, man entging dem Regenguß, was nicht nur den Pfarrer angenehm berührte, sondern auch die Leidtragenden, die in kleinen Orten ja fast immer dieselben sind. Der Brauch bürgerte sich ein.

Eines Tages sollte wieder eine Beerdigung stattfinden. Der Himmel sah nach Regen aus. Die Leidtragenden kamen in den Pfarrhof und fragten, ob die Beerdigung verschoben werde. Der Kooperator wollte jedoch an diesem Tage um 4 Uhr verreisen und so sagte er: „Sollte es um 3 Uhr regnen, so findet die Beerdigung um 2 Uhr statt!“

Der Herr im „Roten Ochsen“ schwärmte sehr für Naturgenüsse. Leider fand er die Gegend nicht besonders reizvoll, so daß der Herr bald gelangweilt herumsaß. Der Hausknecht empfahl ihm den Weg zur Jägerhütte als sehr lohnend; er sei ihm schon öfters gegangen und er müsse schon sagen, er sei immer wieder auf seine Rechnung gekommen.

Als der Herr von der Jägerhütte zurückkam, war er sehr empört. So ein langweiliger Weg sei ihm noch nicht gleich vorgekommen; wie man da selbst bei bescheidenen Ansprüchen einen Genuß haben könne, sei ihm schleierhaft. „Ich geh' ihn halt immer mit der Zenzl!“ antwortete der Hausknecht.

Emil Laisebein führt immer das große Wort am Stammtisch, woraus man ersieht, daß Namen tatsächlich Schall und Rauch sind. Laisebein ist über alles unterrichtet; er kann bei jedem Vorfall mit sprechen und eines Tages behauptete er im Brustton tiefster Überzeugung: „Ich habe bisher in jeder Sache die Entwicklung vorausgesehen und mich niemals in meinen Voraussagen geirrt.“

„Das besagt also, Herr Laisebein!“, stellte einer von der Stammtischrunde fest, „daß Sie sich bis 1933 überhaupt nicht mit Politik befleißt haben.“

Ich fuhr mit der Straßenbahn in einen Vorort und stand vorne beim Wagenführer. An einer Haltestelle wollte eine Frau vor dem Wagen die Straße passieren und wurde von dem gerade haltenden Wagen noch ein wenig erfasst, so daß sie mit dem Kopf gegen die Vorderwand des Wagens stieß.

Nicht allzu heftig. Außer einem gelockerten Zahn war offenbar noch alles heil. „Hen Se d' Gosch' a bißle nâg'schlage?“ fragte der Schaffner im schönsten Schwäbisch. Als er aber die entrüsteten Blicke der Frau gewahrte, setzte er in einem etwas gewaltsamen Hochdeutsch hinzu: „Hoffentlich hat ihr weres Befunden sonst nitgeglüht?“

Während eines Pirschganges kehrte ich zum Ausruhen und zwecks Aufweichung meiner trockenen gewordenen Zunge in einer Waldwirtschaft ein. Dort sitzen bereits zwei mir bekannte Familien mit Kindern im Alter von etwa 4 bis 6 Jahren. Wir kommen in so engerge Unterhaltung, daß die Frauen sich nicht vom Tisch entfernen mögen und der etwa sechsjährigen Else die Führung der Kleinen nach einem gewissen Orichen überlassen. Eben zieht sie mit dem etwa dreijährigen Hänchen los, kommt aber bald aufgeregt zurück und ruft durch das Gastzimmer: „Mutli, Hänchen will auf Dennen!“

In der Sprache des Erzgebirglers heißen die Hosen — Husen, dafür die Hosen — Hosen, und Hosen, das heißt Stailhasen, sind dort beliebte Haustiere. Die dreijährige Inge aus der Großstadt wallt zum erstenmal bei der Großmutter im Erzgebirge auf Besuch. Die Großmutter will Inge eine Freude machen und sagt: „Su, Inge, itze zeig' ich dir amol meine Hosen!“ Inge will sich hierfür erkenntlich zeigen, und allerlei kommt sie der Großmutter zuvor, indem sie ihr Rückchen hochhebt und sagt: „Sle'h, Großmama, ich hab' tile Hosen an!“



Aber wer mitten im Leben steht, muß wissen, was es bei ihm daheim und draußen Neues gibt!

Luft im
Ski-Sport

25 Pfg.

Illustrierte Zeitschrift für Ski-Sport und Ski-Touristik
Wöchentliches Organ des Bundes der Deutschen Skifahrer für Erlebnisreisen

Lieber Simplificissimus

Manchmal plaudere ich ein wenig mit Fräulein Pachelke, die auf dem gleichen Stock wohnt. Sie liest gerne Liebesromane, um so in ihrem einsamen Alltagsferdasein ein klein wenig Lebensersatz zu finden. Meist ist sie über die etwas naiven Sachen sehr gerührt; aber neulich fand ich sie in heller Empörung vor. Ein kleiner Druckfehler hatte sie ganz außer Fassung gebracht. Sie reichte mir flammenden Anlitzes das Buch, und ich las: „Amanda war wie ein zartes, durchsichtiges Gesäß, dessen Inhalt seinen alles durchdringenden Blicken preisgegeben war.“

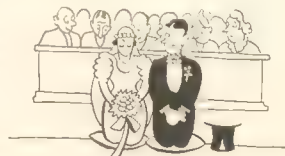
Der alte Kumpf ist mit seinem Sohn nicht recht zufrieden. Er behauptet, er sei aus der Art geschlagen. In der Tat ist der ungefähr Achtzehnjährige das glatte Gegenteil des Alten. Dieser: unwüchsig, einfach und derb, sowohl körperlich als auch im Geheben; der Sohn dagegen zart, einer, den man viel mit Büchern sieht und der Vorträge besucht. Eines Tages nun stellt Kumpf fest, daß sein Sprößling zu allem hin auch noch angefangen hat, auf seinem Zimmer rhythmische Gymnastik zu betreiben. Derartiger „Firtelanz“ ist Kumpf nun schon ganz abhold. Er hatte sich in diesem Alter schon auf ganz andere Art Bewegung gemacht, teils im Wirtshaus oder auf der Kegebahn, teils sonst. Deshalb sagt er angesichts dieser merkwürdigen Entspannungs- und Lockerungsübungen: „O Kerle, nimm a Mädle en Arm, des ischt de beschte rhythmische Gymnastik für dein Alter!“

bis obenhin zugeknöpfte Vorsitzende geriet ganz besonders in Harnisch. Gerade auf diesem Gebiete sei es äußerst gefährlich, auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen. „Die Erfahrung hat es immer wieder eindeutig gezeigt“, rief sie beschworend aus, „wenn man dem Teufel auch nur den kleinsten Halsausschnitt gewährt, will er gleich den ganzen Busen!“



Kalmus, der Werbefachmann, hat sich eines Tages in ein Mädchen verliebt. Es war zwar nicht sehr schön, dafür wies seine Rückseite eine breit ausladende, nicht zu übersehende Fülle aus. Die Kollegen hänselten ihn ob dieser Errungenschaft ein wenig. Und Kalmus gestand sich bald selbst ein, daß er sich da ein bißchen verrannt hatte. „Was hat mich nur“, sagte er kopschüttelnd, als er mit einem Freund ein zugkräftig hergerichtetes Schaufenster besah, „zu ihr hingezogen?“ „Wahrscheinlich ihr wirkungsvoller Blickfang!“, erwiderte der Freund.

In unserer Stadt bestand einmal ein Ausschuß zur Hebung der Sittlichkeit. Organisationen, die glaubten der Anschauung verpflichtet zu müssen, daß die Welt ein Sündenpflaster sei, schickten jeweils Vertreter. Ich war auch mal dort. Sie behandelten unter anderem das Thema: Halsausschnitt. Ein rustiger Fünftiziger vertrat da zu meiner Freude den Standpunkt, daß davon schließlich nicht das Heil unserer weiblichen Jugend abhängt, ob die Halsausschnitte einen Zentimeter tiefer seien oder nicht. Aber da stieß er auf gewaltigen Widerspruch. Die



Im Städtchen findet zur Freude der Einheimischen die Trauung der ältesten Tochter eines sittenstrengen Mannes statt. Alles läuft natürlich in die Kirche. Es ist sehr feierlich: Gesang, Geigenpiel und Orgel. Doch den Höhepunkt bildet bei jeder Trauung die Einsegnung des jungen Paares und der Ringwechsel. Braut und Bräutigam knien nie der Hochzeitgesellschaft und Pfarrer müssen aber plötzlich die Beobachtung machen, daß durch die endgültige Zubehörschaft ein unterdrücktes Klammern und Lachen geht, dessen Ursache nur eben die erkennen, die hinter dem knienden Paare sitzen. Nämlich: auf den vier Stiefelschalen der Knienden ist deutlich die Zahl 24 mit Kreide ziemlich groß zu sehen. Es ist dies die Zimmernummer des Gasthofes „Zum goldenen Engel!“

Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität

Oberbayerische Volkslieder

Eine Sammlung echter, urwüchziger bayerischer Volkslieder, herausgegeben von Prof. Kurt Huber und Klemm-Pauli. Mit Noten für Gesang, Zither- oder Gitarrebegleitung und Zeichnungen von Eduard Thöny. „Jedem der Freude an volkstümlichem Wesen, der Empfinden für die eusischen Regungen der Volksseele hat, wird bei diesen Liedern das Herz aufgehen“ — schreibt die Zeitschrift „Der bayerische Sänger“. Zweite Auflage. Kartierter RM. 1.60. In allen Buch- und Musikalienhandlungen! Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München.

München Zellwieser

aktuell in Wort und Bild - jedem Sommerberg

So also sieht ein Mädchen aus! / Eine wahre Geschichte aus dem Leben

Erzählt von Georg Schwarz

Ein junger, lustiger Mensch, der auf dem Lande geboren, seinem Lehrherrn entlaufen war und kurze Zeit in der nächsten Stadt von Gelegenheitsarbeit lebte, aber durch die Not und verführt durch schlechte Gesellen, deren Leben ihm geliet, auf Abwege geriet und Dieb wurde — schlich sich eines Abends in der Absicht zu stehlen in das Landhaus eines begüterten Mannes, den er verweist wußte.

Um jeder möglichen und unangenehmen Überraschung zu entgehen — denn der Eigentümer des Hauses konnte jederzeit von seiner Reise zurückkommen und seine reich eingerichteten Räume in Besitz nehmen — verlockte er sich in die Dienstkammer des hausführenden Mädchens, und zwar — unter dessen Bett.

Die heikle und spannende Situation unter den niederen Planken des Dienstkammermöbels wurde beklemmend in dem Augenblick, als das Mädchen, noch vor Mitternacht, in seine Kammer trat, sich sorgsam entkleidete und umständlich wusch, wobei sie auch die letzte Hülle ablegte.

Aber der Eindringling hatte es zu ihrem Glück nicht auf Überraschung harmloser, zu Bett gehender Mädchen abgesehen, sondern sein ganzes Trachten ging nach Geld, das er brauchte, und das er in den anderen Räumen des fast verlassen Hauses vermutete.

Das Mädchen, jung, ein wenig gefällmühtig und

sich allein glaubend, beschaute sich, bevor sie ihr bereitgelegtes Nachthemd anlegte, sekundenglang in dem Spiegel, der über dem Waschtisch hing, fand die dort hereauschauende Eva keck und reizvoll, drehte sich auch ein wenig auf die Seite, warf das gelöste, schon ausgekämte Haar nach vorn über die Brust — seufzte etwas und sagte mit einer Stimme, die sich in dem Kämmerchen fremdartig anbot, als käme sie gar nicht aus ihr: „So also sieht ein Mädchen aus!“

Sie erschrak, kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, billes die Kerze aus und legte sich ins Bett. Am nächsten Tag, es war zugleich der Tag, an dem der Besitzer in sein Haus zurückkehrte, wurde zum Leidwesen des Mannes und zum Schrecken der Magd, die sich verantwortlich fühlte, ein großer Diebstahl von Silberwaren und Geld bemerkt.

Irgendeine Spur war nicht zu finden. Das Mädchen wurde verhört. Wenn auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf sie fallen konnte, in ihren Sachen befand sich nichts Gestohlenes, das Einvernehmen zwischen der Heiratschaft und dem Mädchen war gestört und blieb es, weshalb das Mädchen, gekränkt und ihre Unschuld betauernd, wenn sie sich auch der Unvorsichtigkeit anklagen mußte, um ihre Entlassung bat. Man ließ sie gehen. Nach Jahren besuchte sie, die unterdessen in die Ferne gezogen war, wo sie einen Mann gefunden

hatte, eine Verwandte ihres Gatten in derselben Stadt und wanderte mit ihr in der Dämmerung eines heiteren Frühlingsabends in den Anlagen des mitten durch die Stadt strömenden Flusses auf und ab, als ihnen eine Gruppe lechender und scherzender junger Männer entgegen kam, die den Eindruck machten, als gingen sie zu einem heiteren Fest oder zu einem lustigen Treffen.

Die junge Frau, die weit außen am Gehweg dahinwanderte, sah sich auf einen gewissen, resch sich verringerten Abstand einem jungen Mann in guter Kleidung gegenüber, der sie genau ins Auge faßte, als könne er sie; der, eben ein Scherz- und Witzwort seiner Genossen erwidern, überrascht vor ihr stehen blieb, dann aber gewandt auswich, und der sich Wundernden in gutmütig spottendem Tone zurief: „So also sieht ein Mädchen aus!“

Die Angesprochene blieb im ersten Augenblick betroffen stehen, erröte, wir wissen warum, und rief im nächsten Augenblick schon die Polizei, forderte die Vorübergehenden erregt auf, den Dieb, durch den sie sich selbst jahrelang verdächtig fühlen mußte, dingfest zu machen. Dieser hatte, als er die Angesprochene stehen blieben und erröten gesehen, auch schon schneller zu gehen und schließlich zu laufen begonnen, was ihn auch vor den Ahnungslosen verdächtig machte und schließlich zu seiner Verhaftung führte.

Das Buch lebt mit dir

Das reite Buch schenkt dir deine Mutter, Büchererlöschen, dir die Welt, die faulen dein

Wissen, dein Wissen! So geht es dir — in nicht um allen. Das Leben verlangt das Buch.

Wunderbar schön ist es auch, wenn du deinen Lieben, deinem Kind, deinem Kameraden

Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUN! SOUVILLE! Von Hermann Thimmernann
„So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Auschnitt aus der furchtbaren Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 145 Seiten mit Bildern. Leinen 1.50.

JAGD IN FLANDERNS HIMMEL Von Oberst Bodenschatz
Die 16 Kampfmonate des Richthofengeschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

... UND BITTEN WIR SIE... Von Oskar Jancke
Was für arme Sprachsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufs- oder dahm! Hier ist zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenpiegel vorhält. Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50. Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIEREN Von Bastian Schmid
Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuchstiere — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN Von Elly Petersen
Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPE UND SIEG IN SCHNIEE UND EIS Von Harster und Le Fort
Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschlossene in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KÄMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT Von Franz Müller
Der Olympiastart gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit! Mit einem Vorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Sorgen zu Pferde



„Was nützt mir der schönste Sprung, wenn weit und breit kein Photograph da ist!“

Die Ballade vom verlorenen Pfennig

Ein Pfennig lag am Straßenrand:
zerschrammt, mit Grünspanüberzug
— wer weiß, wer ihn einst bei sich trug
und wartete, daß man ihn fand.

Er lag in Sonne, Wind und Licht,
und manchmal wusch der Regen ihn,
barmherzig, wie der Regen ist,
das schmale Armeuteufelsgesicht.

Auch schnupperte ihn dann und wann
ein mag'rer Hund verächtlich an,
und hob das Bein... und ließ ihn dann...

Man schob ihn — trat ihn — ätzender schrang
zuweilen auf im Straßenlärm
seiner armer, dünner Pfennigkling...

Jedoch man sah und fand ihn nicht:
ihm fehlte Glanz, Gesicht, Gewicht!

Schon lag er dicht an einem Stiel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
in's dunkle Bodenlose fiel!

So lag der Pfennig nun am Rand
der Straße Tag und Nacht und Tag
und wartete, daß man ihn fand...

Und nur des Nachts beim Sternenschein,
wenn endlich auch die Straße schlief:
dann fühlte er sich nicht allein
und brauchte nicht so unbedingt
ein armer Pfennig nur zu sein:

Denn gleichermaßen über ihn
— wie über Gold und Edelstein —
stand majestätisch, groß und hehr
der Sterne unverwundliche Heer —

Jedoch der graue Morgen fand
ihn wieder dreckig und verschrammt,
und lehnte am Stiel am Straßenrand...

Bis doch in einer jener Stunden,
die auch ein Gold für ihn gemacht
— in sternendüsterer Nacht,
vom Glanze schwer, von Licht umhüllt —

der arme, kleine Pfennig auch
sein Ziel und seinen Zweck gefunden,
vom Schicksal gleichnishaft erfüllt:

Es stieß, als er nach Hause ging
— der Weg war noch zwei Stunden weit —
als ihn schon Traum und Müdigkeit
und Schürdhör nebelhaft umfing,
ein unbekannter Dichtersmann
mit müdem Fuß den Pfennig an
in leerer Straße Einsankt:

Fast traumhaft hört' er Klang und Kling,
— er hob ihn auf... und lächelte
und sprach, indes beim Sternenschein
sein Blick ihn liebevoll umfing:

„Du bist du ja!... Das soll so sein,
du liebes, kleines, gutes Ding —
weil ich nun mit der letzten Bahn,
— umsteigen... Hafen... in den Ring...
endlich nach Hause fahren kann...“

Es fehlte unserem Dichtersmann
— fürwahr, er hatte wirklich Glück —
am Fahrpreis just des Pfennigstück,
was jedem mal passieren kann!

Doch wenn ein Schaffner dienstlich ist,
dann nutzt nicht Bitte und nicht List:
dann führt die Bahn dir wie zum Hohn,
weil dir der Pfennig fehlt, davon —
und läßt dich in der Nacht zurück...

Und die Moral von der Geschichte:

Ein Pfennig nur... doch wer ihn fand
zu rechten Zeit, in dessen Hand
empfängt er Segen, Wert, Gewicht!

Und überdies — vergeßt es nicht:

Er lag ganz dicht schon an dem Stiel,
und sollte es sein Unglück sein,
war's nur ein Stoß, daß er hinein
ins dunkle Bodenlose fiel!

So aber hebt ihn mein Gedicht
hin auf ins Gleichnis und ins Licht. Peter Burlach

Telefon / Von Hasso Zetterström

Es ist doch merkwürdig, daß die Leute unbedingt
falsch verbunden werden müssen, wenn sie bei
mir anrufen! Heute klappte eine Frau an:

„Hier Frau Holmsstrand, Bragestraße 15. Wir haben
Ihnen ein paar Möbel zum Vergolden hingeschickt,
sind sie fertig?“

„Ja“, antwortete ich, „sie sind fertig, aber wir
haben es uns nicht leisten können, sie zu ver-
golden. Wir haben versucht, sie zu versilbern,
aber es reichte nicht weit, und nun haben wir
die Möbel verzinnt. Sie sehen sehr hübsch aus,
und dann sind sie auch haltbarer als mit Gold.“

„Was sagen Sie? Menschenkind! Sie haben die
Möbel verzinnt?! Was hat das denn für einen
Zweck?!“

„Ja, wer soll das wissen! Aber man könnte sich
ja denken, daß das gut wäre, wenn man was
darin kochen und vor Vergiftung sicher sein
wollte.“

Die Verbindung ist weg.

Nach einem Weilechen klingelt es wieder,
dieselbe Frauenstimme fragt:

„War das wirklich wahr mit der Verzinnung der
Möbel?“

„Nein, nicht ganz. Einen Spielteich haben wir ver-
nickelt, um das Falschspielen zu erleichtern. Er
spiegelt nämlich wider.“
Energisches Abläuten.

Das Telefon klingelte, und eine weibliche Stimme
sagte:

„Bitte, schicken Sie einen Sack Birkenholz zu
Günther, Sellergasse 83.“

„Sofort“, sagte ich, „aber zuerst eine kleine Frage:
Sind Sie verwandt mit dem Minister Günther?“
„Warum?“

„Weil wir ziemlich wählerisch mit unseren Kunden
sind. Wir schicken nicht dem ersten besten Holz.
Welche Sorte Birkenholz soll es denn sein?“

„Haben Sie mehr als eine Sorte?“

„Ja, wir haben zwei Sorten: eine trockene und
eine nasse Sorte. Die nasse legen wir abends in
Wasser, um sie morgens recht durchweicht zu
haben. Gewässertes Holz ist eine große Neuheit.
Es brennt nicht, aber es qualmt sehr schön.“
Bestimmtes Abläuten.

Nach einer Weile erneutes Klingeln und dieselbe
Stimme:

„Schicken Sie, bitte, einen Sack Birkenholz zu
Günther, Sellergasse 83.“

„Gern — soll es die übliche Sorte sein oder die
gedrechselte?“

„Gedrechselt — was meinen Sie damit?“

„Ja, wir haben eine neue Sorte Holz, die wir
drechseln, um es hübsch und rund zu machen.
Sie werden doch zugeben, daß das alte Holz
recht häßlich war und daß man leicht dedurch zu
Schaden kommen konnte. Man riß sich Splitter
in die Finger.“

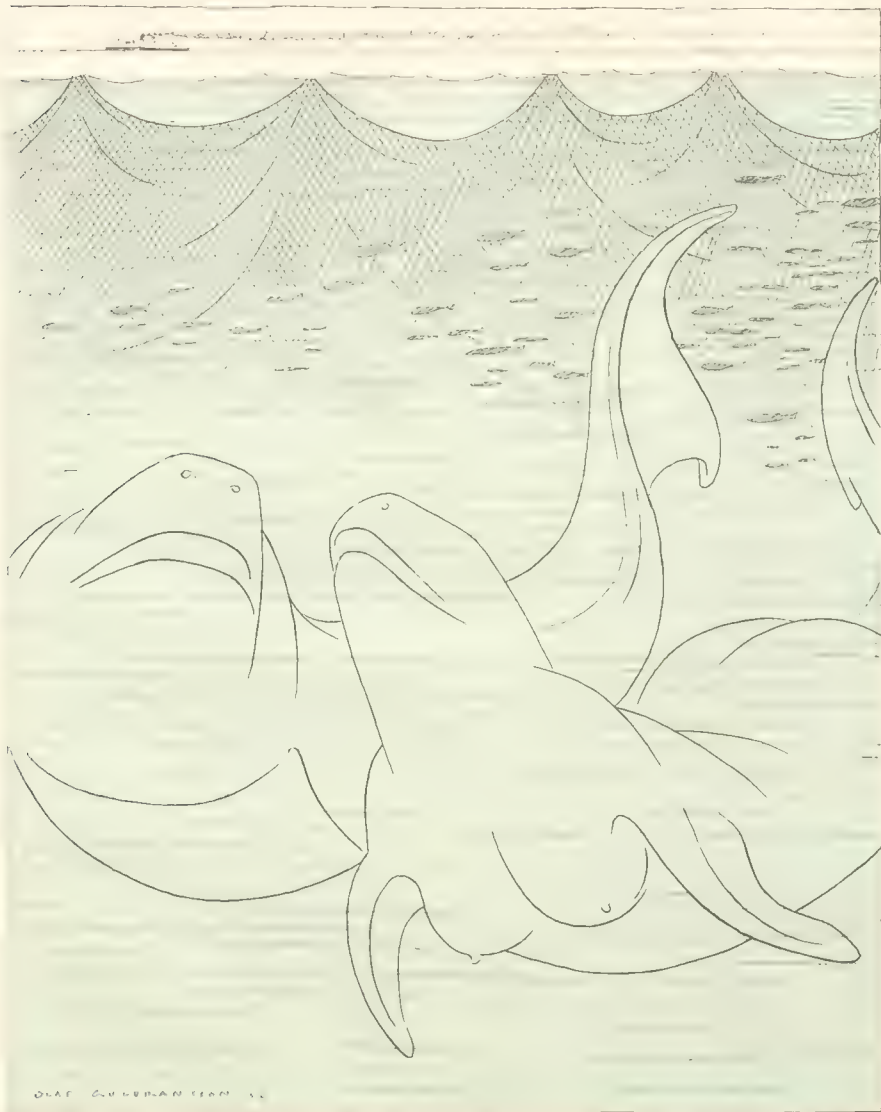
Das gedrechselte Holz ist garantiert splitterfrei,
wir führen es mit verschiedenen Farben bemalt,
das macht sich ausgezeichnet im Kamin. Unsere
Anfertigung von gedrechseltem Holz wird von
einem ersten Architekten kontrolliert, und für die
Farbzusammenstellung heftet ein Professor der
Kunstakademie... Gedrechseltes und bemaltes
Holz kostet auch Kronen pro Sack. In einigen
Holzkloßen haben wir kleine Spieldosen, die
durch den Luftzug in Gang gesetzt werden.“

Hier hielt ich inne, und die Stimme sagte:

„Wo um alles in der Welt bin ich denn eigent-
lich?!“

„Bei Günther, Sellergasse 83“, sagte ich freund-
lich aufklärend; denn das hatte ich ja nun schon
zweimal erfahren.

(Beacht. Übertragung v. d. Schwed. v. M. Müller-Assindie)



„So 'ne Netzjacke wäre eigentlich ganz praktisch für den Winter.“ –
„Wo denkst du hin, Olaf! Das ist doch nur was für kleine Leute!“

Das wüste Rabenaas

(Fr. Sillak)



Ein scharfer Rabe stand allein,
da kam zu ihm ein Gänschen klein.



Sie klagt von ihrem Seelenschmerz
und wackelt leidvoll mit dem Sterz.



Der Rabe kraut sie unterm Kinn,
er hat für solche Gänschen Sinn!



Doch plötzlich sieht er nur die Gans
Und frißt sie auf samt Hals und Schwanz!

Der Fluch der Maschine / Von Felix Riemkasten

Das Leben ist heute viel zu böse geworden, als daß man ihm ohne Waffen entgegentreten könnte. Dem Urmenschen genügte noch der bloße Federhalter, aber der Mensch von heute muß eine Schreibmaschine haben. Es kann ihm passieren, daß er in seinem Klub, oder wie das Ding sonst heißen mag, zu Ansehen gelangt, daß er ein bedeutender Mann wird, und schon haben sie ihn gewählt. Sie haben ihn zum Schriftführer gewählt, und er ist nun derjenige, der an die neun Mitglieder jedesmal rundzuschreiben hat: „Zu der am 17. d. M. stattfindenden Versammlung werden Sie hiermit ausdrücklich geladen!“

Diese geladenen Menschen explodieren dann, wenn es sich um Sonder-Umlagen und dergleichen handelt. Meist aber, bei den harmlosen Klubs, liegt in der vorherigen Ladung ein Irrtum; denn die Mitglieder sind vorher keineswegs geladen, geladen sind sie erst nachher, schwer, schief und

unregelmäßig. Und dazu braucht der moderne Mensch eine Schreibmaschine.

So geht also einer, den es getroffen hat und den der Ehrgeiz prickelt, hin ins Geschäft und wünscht eine passende Maschine zu kaufen, ein Maschinen, geeignet für einen Faltbootklub. Damit kann er fünf Durchschläge machen, ist ein großer Mann geworden und braucht diesen öden Text nur zweimal zu tippen. Wer sehr klug ist, erzählt im Klub nie, daß er so eine Maschine schon habe; denn sofort haben sie dann ihn.

Bei mir ist es nicht gut zu verborgen, daß ich eine Maschine habe. Ich bin aber klugerweise erst gar nicht im Klub. Kunstmenschen sind individuelle Menschen, und individuelle Menschen sind im Faltbootklub unmöglich. Oder wie soll das ausgehen, wenn im Zweifelsfall der eine immer individuell paddelt? Ja, wie soll das ausgehen? Es geht übel aus.

Dafür bin ich auf andere Weise heimgesucht worden. Ein älteres Fräulein hat das Licht ihres sprunghaften Geistes auf mich und meine Maschine fallen lassen, sie hat das weitere erfaßt, was für ein hilfloser Mensch ich bin, aus Gümütigkeit hilflos, und seitdem schlägt sie ihre Klauen immer scharfer in meine Weichteile. Ich muß für sie tippen.

Nicht für sie, nein, das wäre häßlich eigensüchtig, aber für ihre Idee. Ihre Idee bezieht sich auf ihr Hausgrundstück; ihr Hausgrundstück unterliegt einer Besteuerung, und die Besteuerung ist ungerecht. Der Bürgermeister, der es wenden könnte, steht viel zu hoch und weiß das gar nicht; denn der Stadtrat, der die Sache bearbeitet, ist angeblich ein Intrigant und hält ihm alles fern, und daher erfordert es schon die Gerechtigkeit...

Also die Gerechtigkeit erfordert wöchentlich einmal eine Eingabe nebst Anlage und den Anlagen

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplizissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsstellen und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 40 Pf.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1934. D.R., III, VI, 34 11445. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Änderungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 10, Fernruf 1726. Postcheckkonto München 9720. Erfüllungsort München für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

zu der Anlage. Aber da der Stadtrat so ein Intrigant ist, dem man alles zutrauen kann, alles, so hat das erbitterte Fräulein bisher alles, was sie ihm hinschickte, in Abschrift für ihre eigenen Akten einbehalten, und diese Arbeit kann ich ihr fortan abnehmen; denn eine Maschine schreibt ohne besondere Mühe mit Durchschlag, und außerdem sieht Maschinenschrift an sich schon durchschlagend aus. In Maschine geschrieben sieht es kalt und gefährlich aus, man ahnt, daß da etwas Rechtsberaterisches dahinter stecken kann, und wenn der Stadtrat das sieht, wird er unwill-

kurlich „Au“ rufen und erblassen, und seine Glatze muß sich sträuben; denn nun sieht er zu seinem Schrecken, daß er es nicht nur mit einer hilflosen Frau zu tun hatte „Und darum“, sagte sie und sah mich berückend innig an und drückte mir heiß die Hand, denn wir waren zwei Freunde der Gerechtigkeit, „darum habe ich mir gedacht, da Sie doch eine Schreibmaschine haben und alles damit so einfach geht, daß Sie mir am besten die ganzen Akte sauber und klar abtippen, mit einem Durchschlag natürlich, und dann, wo Sie doch sicher allerlei Einfluß

haben und ganz anders auftreten können, Sie, als Mann, wie ich, als bloße Frau, wo man denkt, da kann man drauftreten, dann legen Sie es dem Bürgermeister persönlich vor. Das Papier, was Sie brauchen, gebe ich Ihnen.“

Und nun überlege ich immer: Bin ich auf unbestimmte Zeit verreiselt? Ist meine Maschine entzweit? Oder habe ich ein eltriges Geschwür an der Fingerkuppe? Aber in allen drei Fällen: sie kann warten, sie wird warten und mir in all der Zeit diesen klaren Fall mundlich immer noch klarer machen

Grenzübertritt

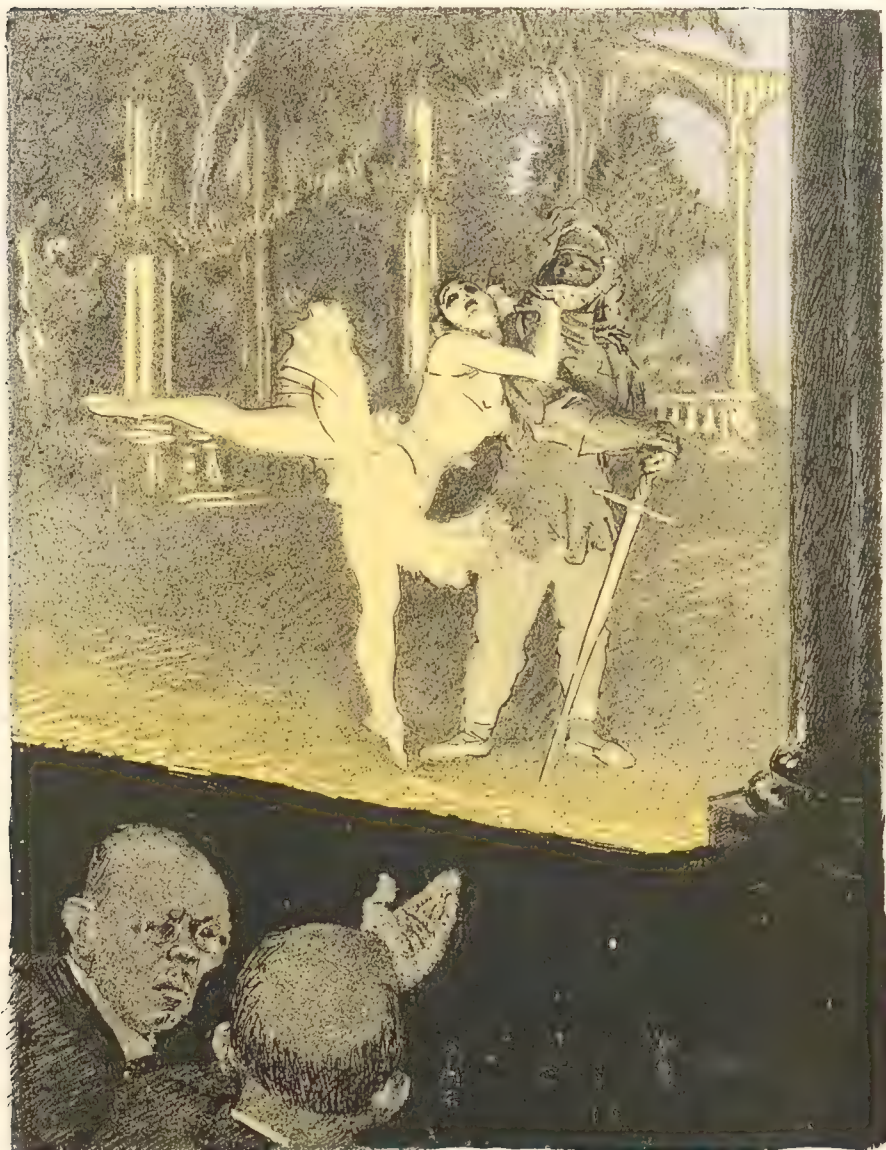
[R. Kiesel]



„Zu peinlich, Peter, jetzt kramen die in meinen Hemden herum!“ „Bist du aber prüde, da find' ich nichts dabei.“ „Ich auch nicht, aber die finden dabei deine Zigarren!“

Wenn Mucker meckern

(Eduard Thöny)



„Nichts drunter, Tüll drüber, mit Rosen garniert! Ist es nicht ein Skandal?“ „Ist es, aber bei der heutigen Verständnislosigkeit nur noch für uns, leider nur noch für uns!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KHORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Dornröschen Marianne

(Wilhelm Scholz)



„Messieurs, es läßt sich nicht vermeiden, unsere Maginot-Hecke bis zum Meer hin zu verlängern. Sonst besteht Gefahr, daß eines schönen Tages einer hereinkommt und unsere schlafende Prinzessin küßt und sie aufweckt — dann haben wir die Bescherung!“



So ein gemütlicher Abend

Nach alter Gewohnheit laden wir einander gelegentlich zum zwanglosen Beisammensitzen nach dem Abendessen ein. An diesem Brauchtum soll nicht gerüttelt werden. Es ist anzunehmen, daß man schon in den Anfängen der jüngeren Steinzeit einander zu diesen gemütlichen Abenden eingeladen hat. Vermutlich hat die Hausfrau schon damals ein besseres Steinbeil auf das Serviertischchen gelegt, wie man heute eine Tortenschäufel derauflegt, Zuckerzangen oder sonst Gegenstände, deren Gebrauch gewöhnlich von der Familie abgelehnt wird. Auch ist anzunehmen, daß man bei solchen Gelegenheiten einen besseren Speer oder eine noblere Streit-axt anlegte, wie man heutzutage sich in einen dunkleren Anzug oder ein noch frischeres Hemd hüllt.

Ich möchte wollen, daß man auch in diesen Zeiten schon zuerst übers Wetter gesprochen hat. Wie man aber in der Stein- oder Bronzezeit die toten Minuten verwendet hat, die nach der Begrüßung mit dem Anzünden von Zigaretten sinnvoll gefüllt werden, das wird mir stets ein Rätsel sein.

Man tritt also ins Zimmer, unterzieht sich den üblichen Begrüßungen, reibt sich die Hände und sagt, daß es heute empfindlich kalt sei. Auch die anderen haben das schon behauptet, als sie eintraten, und so wird darüber keine Meinungsverschiedenheit entstehen, was einen harmonischen Verlauf des Abends verspricht.

Sehr empfehlenswert ist es, sich während der einleitenden Gespräche die vorhandenen Stühle, Sessel und Sofas genau anzusehen und sich möglichst in der Nähe einer Sitzgelegenheit aufzustellen, von der man annimmt, daß man es auf ihr den ganzen Abend aushalten könnte. Das erfordert große Erfahrung; denn bei der Wahl des Stuhles muß auch Höflichkeit gegen die anderen walten und man soll den Eindruck erwecken, man überlasse den bequemeren Sitz selbstverständlich dem anderen. Sehr erprobt ist dabei die Anknüpfung eines geistreichen Gespräches, in dessen Verlauf man sich durch Zufall, ganz erfüllt von den geistigen Dingen und nichtachtend der irdischen Dinge, auf einen recht bequemen Sessel niederläßt.

Vor steifen Stühlen soll man keine Angst haben, sie sind nicht so sehr zu fürchten. Diese gradlinigen Gebilde, die den Rücken steifen und auf denen man unwillkürlich Haltung bewahrt, gestatten, sich jederzeit mit Leichtigkeit zu erheben. Diese Stühle sind ganz ausgezeichnete Sprungbretter für den Abschied. Sehr gefährlich sind die bequemen Großvatersessel und diese hochgepolsterten, weichen Gebilde, die wie Bauern-

betten uns aufnehmen und in denen der Besucher versinkt, daß die weichen Plümos über ihn wie Wellen zusammenschlagen. Da gibt es kein Entkommen. Bewahren Sie einmal Haltung in so einem Federbett! Selen Sie voll starrer Männlichkeit, wenn um Sie die Daunen wogeln! Sie sinken hinein wie in Ihren Lebensabend. Matt klingt Ihre Stimme aus den mollen Kissen und nur die strengste geistige Anspannung hindert Sie am Einschlafen. Kein Mensch glaubt einem Rennfahrer, der sich so auf Weichem wälzt, seine Spitzenleistungen, und der Bergsteiger, der in dieser Lage einer Dame von den Gefahren der Alpen zu berichten versucht, wird zum lächerlichen Übertreiber.

Gesegnet seien dagegen die Hocker ohne Polster und ohne Lehne, auf denen man wie eine Magneteisenbahn und her pendelt. Hier kann man wenigstens seine Fähigkeiten im Ertragen von Strapazen und seine Schwindelfreiheit zeigen. Schließlich wird nach einiger Zeit die Hausfrau zu Ihnen sagen: „Ich glaube, Sie sitzen etwas unbequem; wollen Sie nicht neben mir auf der Couch Platz nehmen?“

Ich warne Neugierige vor der Couch, diesem ent-

würdigenden Lotterbett. Sie nimmt Ihnen Jede Würde. Das Zimmer haben Sie als Direktor, als Industrieller, als Werbefachmann betreten, die Couch vernichtet jede leitende Stellung in Ihnen. Sie ist so raffiniert gebaut, wie Ihr Name. Erst hocken Sie vorne an der Steilküste der Couch, aber nicht lange, dann wird die lebenswürgende Hausfrau sagen: „Herr Direktor, machen Sie sich doch etwas bequemer, rücken Sie nach hinten!“ Die nimmermüden Hände der Hausfrau werden dabei geschickt einige Kissen an der Wand aufrichten, gegen die Sie sich lehnen sollen. Aber keines Mannes Schenkel, mit allem was dazu gehört, sind lange genug, die Entfernung von Wand bis Couchesrand zu umspannen. Sie sind der lebenswürgenden Aufforderung gefolgt und haben jenen Körperteil, der während des Sitzens den Schwerpunkt Ihres Körpers beherbergt, aus der Front zurückgezogen und in die Ecke an die Wand verlegt. Herr Generaldirektor, wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? Sie sind zum lieben Bubi geworden, der seine Strampelbeinchen wasaght von sich streckt, so daß die kleinen Stampfen herzig mit den Schuhsohlen ins All starren.

Machen Sie keinen Versuch, Ihre Situation zu verbessern. Es ist vollkommen zwecklos. Sie sind jetzt von Tisch und Teller geschieden und können Ihr Glas auf dem Tische nicht mehr erreichen. Zu einem geringen Schneck hat Sie diese Stellung auf der Couch gemacht, und Sie müssen nun von Mami gelächelt und gelüftet werden. Sie sind in der Lage eines Seehundes, den die Wellen weit aus Trockene hinaufgespült haben und der nur durch rollende Bewegungen seine Freiheit wieder erlangen könnte. Sie kommen sich lächerlich vor und die anderen auch. Ich weiß, die Kissen hinter Ihrem Rücken werden vom Körperdruck gepreßt immer mehr zusammensinken, Ihr Kopf wird von der Wand abgehoben und Sie werden Ihr Gehirn zermartert, wie Sie wieder zum Generaldirektor werden können. Hilft nichts! Nur plötzlicher Feuerlärm, Erdbeben und andere unerwartete Naturerscheinungen, die die Aufmerksamkeit der Anwesenden von Ihnen ablenken, können Sie retten.

Dann aber löst Den ganzen Körper nach vorn geschleudert und zwar so, daß Sie mit dem Gesäß die vordere Couchkante erreichen, und gleichzeitig den Oberkörper senkrecht in die Höhe geworfen! Jetzt sind Sie wieder frei, sind wieder Generaldirektor, Geheimrat, Universitätsprofessor, ein Mann, der in der Welt etwas bedeutet. Jetzt heißt es ausrufen: „Was, schon so spät!“ Und indem Sie sich von der Hausfrau verabschieden, bedauern Sie, daß der zwanglose Abend so schnell zu Ende gehen mußte. Folitzick

Moral, mathematisch gesehen

Von Ratalöstr

Ein Fehler ist — nun ja, was fehlt. Was aber fehlt, ist nicht vorhanden, weshalb ein Fehler, recht vorhanden, gewissermaßen gar nicht zählt.

Erwäge dies, o Mensch und Christ, falls je der Zweifel an dir frisst!

*

Befanulich mangelt es der Jugend gar oft an der beliebten Tugend, als welche, wirkungsvoll freit, meist erst das reife Alter zielt.

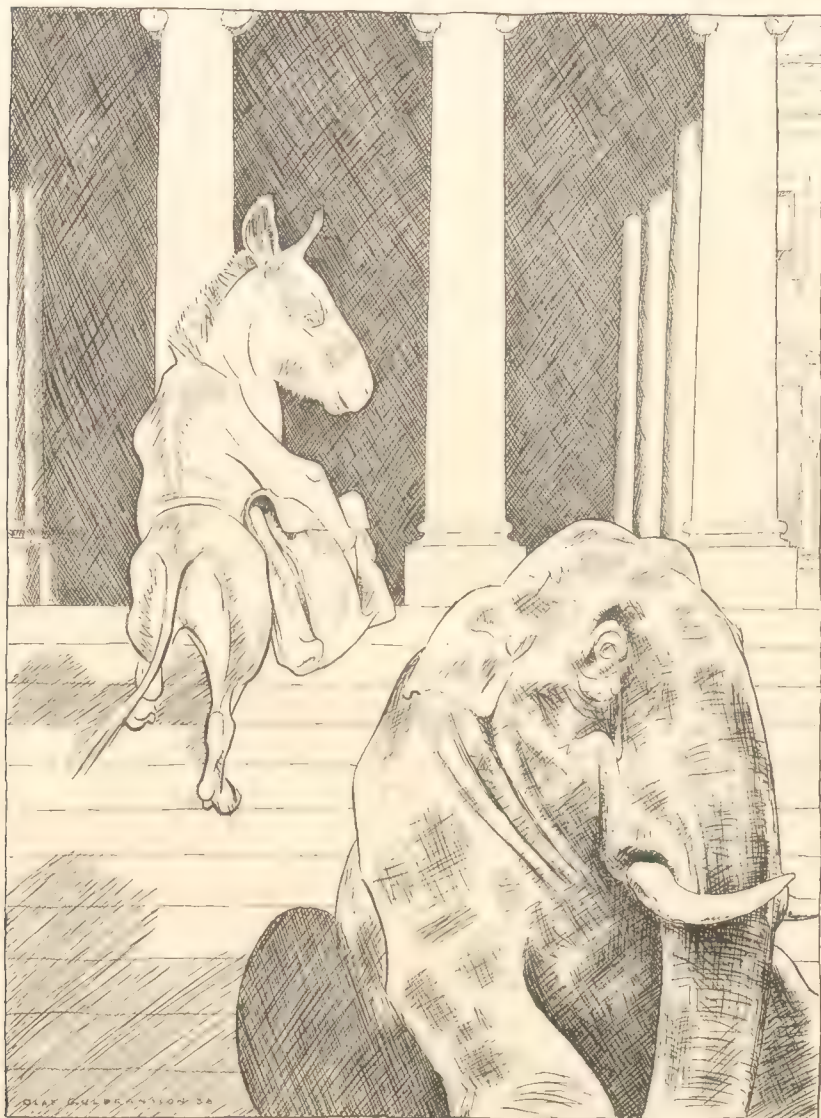
Ist da viel Gutes zugekommen?

Ach nein, nur leider weggeschwommen.

Die Zeit verfuhr als Tauchendieb,

und Tugend heißt, was übrig blieb.

Amerikas Partei-Symbole nach der Wahl



„Tröste dich, mein dickhäutiger Republikaner, ich muß jetzt hart arbeiten und du kannst vier Jahre lang dazwischentrompeten!“

Flucht aus Madrid

(Eduard Thöny)



„Rette sich, wer kann! Sowjet-Kommissare zuerst, Frauen und Kinder zuletzt!“

Die Spielschar / Von Georg von der Vring

(Fr. Bliok)



Wir hatten ihnen diesen Namen gegeben, weil sie spielen konnten wie Engel, ich aber habe sie bewachen müssen, so oft es die Großmutter von mir forderte. Es waren vier kleine Knaben, Brüder im Alter von vier bis sieben Jahren; ihre Vornamen sind mir entfallen, ich weiß nur noch, daß sie ziemlich ungewöhnliche Namen hatten; der jüngste wurde von seiner Mutter Sibbo oder so ähnlich genannt. Es ist lange her, ich war damals zwölf.

Wer hätte denken können, daß sie so schwer zu bewachen sein würden! Sie kamen ganz brav, Hand in Hand alle vier, mit ihrer Mutter die Straße herunter. Sie trugen saubere Matrosenanzüge, aber keine Mützen; bei allen stand das helle Haar steil und feurig empor. Dies stellte Haar hätte mich von Anfang an stützig machen sollen.

Die Mutter war eine kleine lustige Frau. Kaum hatte sie meine Großmutter abblüht, die vor der Haustür in einem der steinernen Sessel auf ihren Kissen saß, so nahm sie ihr gegenüber in dem anderen Sessel Platz. In diesen Sesseln war es an den heißen Sommermittagen so sehr angenehm. Bevor die kleine Frau Bäurats zu plaudern begann, sagte die Großmutter zu mir:

„Spiele derweil mit den Kleinen!“ Ich wäre lieber zu meinen Kameraden an den Hellen gelaufen; aber es mußte wohl sein. Die vier Knaben lächelten mir dann so freudig zu, daß ich meine Unlust vergaß. Sie ließen ihre Hände los, putzten sich eifrig die Schuhe ab und folgten mir auf den kühlen Flur. Wie brav doch diese Knaben manchmal waren!

Hier auf dem unteren Flur hing das Bild von Bismarck im Küressienhelm. Wir blieben davor stehen, und ich erklärte es ihnen ausführlich. Was ich sagte, klang in dem leeren Hause wider. In alle Räume drang es, deren Türen offenstanden, in den Oberstock hinauf und wohl noch weiter empor... und die Spielschar hörte mir brav zu, und alle vier spielten sich wahrhaftig wieder bei den Händen gefaßt.

Als ich dann nichts mehr über Bismarck aussagen konnte, führte ich sie ins Wohnzimmer. Sie nahmen auf Großmutterns Schaukelstuhl Platz. Sie saßen dort als eine kleine blauweiß gestreifte Gruppe. Sie schaukelten nicht einmal. Es war, als hiel-

tense in aller Unschuld vor einem Photographen still. Ich wußte indessen, daß dieser Ruhe nicht zu trauen war. Zwar lagen die gefährlichen Punkte, auf die ich besonders achten sollte, im Hof. Die Großmutter hatte sie mir genannt. Vor allem mußten die Kleinen von der Aschengrube ferngehalten werden wegen des Kartoffeldeckes; zweitens vom Glasschuppen, den Großvater regelmäßig abzuschleifen vergaß; denn dort hätten sie sich die Fingern zerschneiden können; und drittens von der Werkstatt, wegen der Farbschüssel und dem Kitt. Vierten war ich von mir aus entschlossen, sie nicht an die Regentonne zu lassen, in der mein Schiff schwamm. Das beste würde sein, wenn sie den Hof überhaupt nicht beträten. In der Wohnstube waren sie vorläufig gut aufgehoben. Um ihre Gedanken auf eine ruhige Bahn zu lenken, ging ich an Großmutterns Eckschrank und holte die Lupe. Jeder durfte hindurchsehen. Einer nach dem andern richteten sie die Lupe durch die Fensterscheibe auf den Hof, wo die Hühner im Sand lagen. Die drei älteren freuten sich über die riesigen Hühnerfüße, die ihnen die Lupe zeigte; aber als der jüngste, dieser Sibbo, so ein gewaltiges Huhn erblickte, begann er schmerzhaft zu schluchzen. Um ihn zu beruhigen, drehte ich die Lupe um, und nun mußte auch Sibbo lechen;

denn das Huhn war plötzlich in die äußerste Ferne gerückt, klein wie ein Spielzeug und äußerst ungesährlich.

Die vier waren jetzt munter geworden. Sie kehrten nicht mehr auf den Schaukelstuhl zurück, sondern umstanden mich mit begierigen Blicken. Schon war es nötig, daß etwas Neues geschah. Ich ging also und nahm die Zwerg vom Bord herunter. Diese Zwerg mögen damals das Modernste gewesen sein, was man sich denken kann. Es waren zwei handhohe Figuren aus bemaltem Blech, Weißbärte mit hohen Zipfmützen, die auf Baumstämmen saßen und lange Tabakspfeifen in Händen hielten. Die Baumstämme unter ihnen waren so hohl wie sie selbst. Da drinnen befanden sich zimtbraune Räucherkerzen.

Ich zündete die Räucherkerzen an und stellte die Zwerg auf den Tisch. Alsbald kräuselte sich aus den offenen Mündern der Zwerg ein feiner, weißer Rauch. Die vier Knaben wandten kein Auge von diesem Schauspiel. Die hellen Borsten auf ihren Köpfchen sträubten sich noch mehr als sonst. Darauf begannen sie durch die Nase zu atmen, und sie taten es, so stark sie konnten; denn jetzt ward der wunderbare Duft offenbar, der diesen hohlen Zwergen entquoll.

Die Räucherkerzen hielten lange, und ich gewann viel Zeit. Die Stube hüllte sich in Nebel, und der zauberhafte Duft wurde so stark, daß man einen Hustenreiz spürte. Ich öffnete die Lüftschelbe. Diesen Augenblick benutzten die vier und liefen hinaus. Ich hörte sie über den Flur rennen. Die Stubentür warfen sie hinter sich zu und waren mir also entwichen.

Nun, ich mußte ihnen nach! Resch verließte ich die Räucherkerzen und stellte die Zwerg auf den Bord zurück. Dann eilte ich auf den Flur hinaus. Hier waren sie nicht. Ich lauschte ins Treppenhäus hinauf. Alles blieb still. Von der Haustür klang das Gepolder der beiden Frauen.

Mir fiel die Aschengrube ein... die Werkstatt... der Glasschuppen... mein Schiff. Ich war schon vor mir, wie sie in aschbestäubten Stiefeln, in verschmierten Anzügen, mit blutig zerkratzten Fingern den Mast meines Schiffes abbrechen... und ich rannte auf den Hof. Aber auf dem Hofe waren sie nicht und nicht in der Werkstatt. Ich atmete auf und kehrte ins Haus zurück. In der Küche waren sie auch nicht. In der Speisekammer? Nein. Im Bügelzimmer? Nein. Im Schlafzimmer? Nein. Im Tapetenladen? Nein.

Sie mußten nach oben entkommen sein. Ich sprang die Treppe hinauf. Das Wohnzimmer meiner Mutter war leer, die baste Stube und die Küche ebenfalls. Zum Glück entdeckte ich sie dann im Schlafzimmer meiner Schwester. Sie hatten den Nachtschränken umgekippt und mit der Tür nach oben auf den Fußboden gelegt. Sie saßen auf der Tür des Schränkchens und stützten

die Köpfe in die Hände, als führten sie ein Spiel auf. Ich merkte rechtzeitig, daß es nur drei von ihnen waren, die dort saßen. Der vierte, vermutlich der kleine Sibbo, fehlte. Schon ängstigte ich mich um ihn und fragte:

„Wo ist Sibbo?“

„Pacht!“, „Pacht!“, „Pacht!“, winkten die drei ab. „Pacht, du! Wie sind doch die Zwerg!“ Nun wurde mir alles klar: sie spielten „Schneewittchen und die Zwerg“, und sie waren die Zwerg und saßen trauernd auf dem gläsernen Sarg. Ich wußte auch sogleich, wo der Kleinste stecken mußte... Schon hörte ich ein leises Winseln, das in Weinen überging... Sofort betratte ich den Sibbo. Er lag wirklich im Nachtschränken. Zum Glück war bei diesem Spiel die Rückwand zerbrochen, so daß er hatte Luft bekommen können. Ich tröstete ihn, und das nette Spiel war beendet. Ich war der Königssohn gewesen, erklärte ich ihm, und ich hätte das Schneewittchen wieder leben-



dig gemacht. Wainen dürfte er jetzt nicht mehr. Die leuchtete Sibo auf und den anderen ein, und sie dankten mir, daß ich gekommen war. Ich setzte die zerbrochenen Bretter der Rückwand, so gut es ging, wieder in den Rahmen und stellte das Schränkchen an seinen Platz zurück. Natürlich tat mir meine Schwester leid. Ich begann ärgerlich zu werden; meine Freunde würden mich am Hafen erwarten; sie liebten dort ihre Schiffe segeln; ich aber besaß wohl das beste Schiff, das es hier gab.

Als ich der Spielschar nachellte, war sie bereits im Schlafzimmer meiner Mutter. Sie hatten Sibo auf Bett gelegt, ihm die Hose heruntergezogen und arbeiteten heftig mit dem Fieberthermometer: sie spielten „Arzt“. Sibo ließ es ruhig mit sich geschehen. Ich entriß ihnen das Thermometer. Sie mochten kein gutes Gewissen haben; denn sie entwischt unvernünftig, Sibo als letzter, mit hängender Hose. Als ich das Thermometer ansah, kam es heraus: der Knopf mit dem Quecksilber war abgebrochen! Wo war er geblieben? Ich suchte umher, fand ihn aber nicht so rasch. Wenn er nun bei Sibo abgebrochen geblieben wäre! Ein schrecklicher Gedanke! Ich mußte ihnen wieder nach, ließ das zerbrochene Thermometer liegen und eilte auf den Flur.

Waren sie ins dritte Stockwerk hinaufgegangen? Oder nach unten und auf den Hof?... Der Hof... mein Schiff... dort drohte die größte Gefahr. Ich lief in den Hof. Aber hier war die Luft sauber. Mein Segler lag ruhig auf dem Spiegel der Wassertonne, von Mückenlarven umschwärmt. Ich blieb stehen und begann zu spielen. Am liebsten wäre ich mit ihm fortgerannt. Doch die schwere Verantwortung übernahm ich von neuem. Ich versteckte das Schiff im dichten Fleu und kehrte voll böser Ahnungen ins Haus zurück.

Das ruhige Gepläuder der Frauen ging weiter. Im Erdgeschoß waren sie nicht. Ich klang kleine wie eine Treppe höher, auch hier keine Spur von ihnen. Ich erreichte den dritten Stock. Ich vermutete sie so halb auf dem finsternen Torfboden, trat also ein und wühlte im Torf herum. Kein Laut war zu hören, außer dem Gepolter der Torfstücke. Schließlich erstieg ich die letzte Treppe, die zum Bodenraum hinaufführte. Hier lag eine ruhige Helle auf dem Gerümpel und den vielerlei Kisten. Ich schritt sie, schaute hinter die aufgestellten Tapetenproben, hinter die Blöcke, in Truhen und in Koffer. Ich fand sie nicht.

Halt, jetzt wußte ich, daß sie dagewesen waren; sie hatten versucht, die Fahne aus dem vorderen Fenster zu schieben; denn sie war von der Stange abgerollt. Das Zwanzigpfundstück, das am Ende der Stange befestigt war, mochte ihnen zu schwer gewesen sein, und sie hatten es aufgegeben. Jetzt ließ es weiterreichen. Noch ein Anhaltspunkt: die Schornsteinklappe war von so einer kleinen Hand geöffnet worden. Ich schob sie wieder zu.

Sonst war keine Spur von ihnen zu entdecken. Einen wollte ich den Bodenraum wieder verlassen, als von irgendwo in der Nähe ihre Stimmen laut wurden. Sie jauchzten!... Wo jauchzten sie? Das Jauchzen schien aus der Luft zu kommen! Vom Goblück? War es leer! Und im Schornstein bei den Dohlen konnten sie doch nicht stecken!

Plötzlich fiel mir etwas ein, und eine alte Kiste drang mir ins Herz. Ich lief auf die Leiter zu. Diese Leiter gehörte dem Telegraphen-Amt, sie führte zum Dach hinauf und an ein im Sommer immer offenstehendes Dachfenster. Da unser Haus die höchste der Straße war, so besaß es einen eisernen Mast, über den die zwanzigblitzenden Drähte, die von der Post herkamen, hinliefen. Die Leiter war für den Beamten bestimmt, der die Drähte zu kontrollieren hatte; damit er auf dem schrägen Dach Fuß fassen konnte, war das draußen neben dem Fensterchen ein Brett angebracht. Auf diesem Brett hatte ich schon einmaligessen und in die große Tiefe hinuntergeschaut. Auf diesem Brett...

Ich erstieg die Leiter, steckte den Kopf aus dem Dachfenster, und... da saßen sie fröhlich mit blitzen-

den Stehhaaren auf dem Brett über der schwindelnden Tiefe und hatten die Röhren eines Reifenspiels, die sie auf dem Bodenraum aufgestöbert hatten, wie Soldatenstab über die Schultern gelegt, diese Hanswurste von Kletterern... „Atletrie!“, jauchzten sie, und „Hüht!“ und ließen die Beine baumeln. Und auch diesmal merkte ich sofort, daß es nur drol waren, und ich lief ihnen zu, wo der Sibo wäre?

„Atletrie!“, jauchzten die drei und deuteten mit den Degen das lange Dach hinunter, als ob der Sibo soeben dorthin abgerückt wäre.

Grausiger Gedanke! Ich schlug ihn mir aus dem Kopf und hatte vorerst alle Mühe, sie einen nach dem andern von ihrem Hochsitz herunterzuziehen. Sie wollten durchaus nicht, sträubten sich und kitzelten mich mit den Degen. Erst als ich ihnen in meiner höchsten Not versprach, daß sie mich ins Schiff sehen dürften, folgten sie.

Ich atmete auf, als ich sie die Leiter hinuntergefordert hatte. Plötzlich fiel mir wieder der Sibo ein. Ich nahm sie am Kragen und fragte nach ihm. Sie rissen sich los und jauchzten: „Atletrie!“ Jauchzend und die Degen schwingend eilten sie die Treppe hinunter. Ich wagte nicht, ihnen zu folgen. Wann nun der Sibo im Seitengang gefunden wurde! Mein Herz tat mir weh vor Angst. Ich trat ans Vorderfenster, setzte mich auf die Fahnstange und spähte nach unten. In den Seitengang konnte man von hier nicht schauen. Unsere Straße breitete sich leer und grell in der Sonne. Vielleicht würden meine Großmutter und die Mutter der Spielschar so gleich erscheinen und den Sibo von mir fordern. Mir zitterten die Hände.

Im Norden hobt sich die Masten und Rahen der großen Segler über die roten Ziegeldächer empor. Dort waren jetzt meine Freunde. Ich aber... die schwere Verantwortung lastete auf mir. Nie wieder würde sie von meinem Herzen fortzürchen sein. Ich war dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen, und ich nahm den Kopf in die

Hande und weinte. Solch einer schweren Pflicht war wohl nur eine Mutter gewachsen. Wie lang ich auf der großen Fahne gesessen habe, weiß ich nicht. Ich hätte alles seinen Gang gehen lassen. Der Lauf der Welt war mir gleichgültig geworden. Plötzlich hörte ich ihre leisen Tritte. Sie kehrten zurück. Sie näherten sich auf Zehen. Ich hob den Kopf, wachte mir die Augen und starrte zur Treppe hinüber. Und da wisperte eine Stimme:

„Wir haben dein Schiff gefunden, ätsch!“

Eine zweite Stimme sagte dasselbe, eine dritte... und eine vierte. Darauf erschienen ihre Köpfe, kleine Köpfe mit Stehhaaren... vier Köpfe! Vier! Und ich rannte zu ihnen hinüber, mit neuem Mut; denn der Sibo war halbtotgeblieben, und noch sah ich mein Schiff nicht in ihren Händen! Sie jubelten, und jubelnd ging es alle drei Treppen hinunter und auf den Hof hinaus. Plötzlich, da sie mich umstanden, bemerkte ich die Veränderung, die in ihnen vorgegangen war: der Sibo hatte einen zinnroten Färbefleck auf der Brust, größer als fünf Tomaten — er war also in der Werkstatt gewesen; der zwölftelste leuchtete der Aschebe einen Busch abgestattet, die Asche reichte ihm bis an den Leib; der drittlängste leckte an seinen Fingern; er leckte Blut, und zwei stille Tränen hingen an seinen borstigen Wimpern — er hatte sich im Glassechupen zu tun gemacht. Beschnittet oder beschädigt waren sie alle, außer dem ältesten; diese Tatsache erregte sofort meinen Verdacht. War er auf der Suche nach meinem Schiff gewesen? Wie gut, daß ich es aus der Tonne genommen und im Fleu versteckt hatte! Übrigens würden sie es jetzt sehen wollen. Ich hatte ihnen ja mein Wort gegeben. Gewagtes Unternehmen! Ich zögerte. Vielleicht setzten sie es sofort in die Regentonne und tauchten es unter Wasser; vielleicht zerbrachen sie es mir. Bestimmt würde es Schaden erleiden, mein geliebtes Schiff. Es war nämlich kein Schwimmerschiff aus einem Laden, sondern eine Handarbeit, ein Kutter mit Bleikell, echter Takelage und hohem Rumpf, ein Meistersiegler; eine richtigeacht war es, die überhaupt nicht in Kinderhände gehörte.

Zeigen würde ich es wohl müssen. Die vier umstanden mich so wach und nachdenklich. Sie warteten. Als ich immer noch nicht Miene machte, mein Versprechen einzulösen, wisperte der älteste:

„Im Fleu ist dein Schiff nicht mehr, ätsch!“ Die andern sprachen es nach. Alle warteten mit nachdenklichen Augen darauf, was ich jetzt tun würde. Mir schlug das Herz los. Ich trat ans Efeu-versteck: mein Schiff war fort! Vier grübelnde Blicke folgten mir. Der zwölftelste leuchtete laut auf seinen zerschnittenen Fingern. Wieder umstanden sie mich mit ihren unschuldigen steilen Haaren. Ich hätte sie verprügeln mögen! War mein Kutter entzweit, so mochte die Welt entrasten. Sollte ich sie nehmen und verprügeln! Nein, erstens waren sie schon reichlich über zugeworfene Güter unseres Hauses, und zweitens würden sie nur losbrüllen.

In diesem wehnitzigen Augenblick kam mir ein guter Gedanke; ich rief:

„Holt das Schiff, schnell, wir laufen an den Hafen und wollen es segeln lassen!“

Sie rannten zum Glassechupen, zwängten sich hinter die Kisten ins Stroh und brachten das Schiff. Es war hell. Ich nahm es und hob es über meinem Kopf empor. Ich war dieser Aufgabe jetzt überdrüssig, ich wollte der Verantwortung los und ledig sein. Und ich sagte ihnen:

„Nach dem Hafen dürft ihr Kleinen nicht. Eure Mutter hat es verboten.“

Alle vier stießen ein Wutgeheul aus und stoben durch den Seitengang zur Straße, um ihre Mutter zu fragen und zu bestimmen. Die Frau Baurat wurde über ihr Aussehen staunen...

Ich wartete das nicht ab, sprang mit dem Schiff im Arm hinter der Werkstatt über den Zaun, bückte mich unter die Hollunderbüsche und eilte durch die hintere Straße zum Hafen. Bei jedem Schritt und bei jedem Sprung fiel eine Last von mir ab.



Das feine Haus

(K. Helligenstein)



„Ich schäme mich ja zu Tode, wenn uns einer auf der Treppe begegnet...“
„Um die Zeit? Ausgeschlossen! Das ist ein sehr anständiges Haus.“

Lieber Simplicissimus



Weiter Fritz ist ein furchtbar düssiger Bursche; er muß zu allem erst hundertmal ermuntert werden, bis er endlich dazukommt, und wenn man ihm dann nicht die genauesten Anleitungen gibt, macht er die einfachsten Sachen grundfalsch. Zu einem Mädchen ist er infolge seiner Tapzigkeit bis jetzt natürlich nicht gekommen. Man hat deshalb kürzlich im engeren Familienkreise beschlossen, ein wenig nachzuheulen und ihn mit einem Mädchen aus der weiteren Verwandtschaft zusammenzubringen. Onkel Franz, der dabeisaß, rümpfte bei diesem Vorschlag verächtlich die Nase. „Wenn er zum erstenmal allein mit ihr übers Feld geht“, höhnte er, „dann geht ihm ja eine Gebrauchsanweisung mit, sonst geht's schief!“

Der Assistenzarzt unterzeichnet eine ältere, dicke Dame, die während der Untersuchung sehr rot wird und schwer atmet. „Die Untersuchung regt Sie wohl sehr auf, gnädige Frau?“, fragt besorgt der Assistent. „O nein“, antwortet die Dame, „Ich sehe in Ihnen nur den Arzt.“

Die Damen wurden im Café miteinander bekannt. Man war bald im anregendsten Gespräch und landete schnell bei einer gegenseitigen Darlegung der hässlichen Verhältnisse. Natürlich fand man auch Grund, über dies und jenes bewegt Klagen anzustimmen und auch ein paar Seufzer über die Männer einzuflechten. „Ich hab's besonders schwer“, seufzte die eine, „mein Mann ist ein Vertreter.“

„Na, hören Sie“, wehrte die andere ab, „verdreht als meiner kann er auch nicht sein!“

*

Es war vor Jahren in einem Stuttgarter Café. Neben uns saß ein Mann, der einen etwas markwürdigen Dialekt sprach. Ich kenne die meisten Mundarten, aber da wurde ich nicht klug daraus. „Was ist das eigentlich für einer?“, fragte ich meinen Freund.

„Das kann ich dir zufüllig genau sagen“, erwiderte er, „es ist ein in Bremen geborener, lange Zeit in Dresden gelebt habender und seit einigen Jahren das Stuttgarter Honoratioren-Schwäbisch nachahmender Jude.“

*

Der Manufakturist unseres Ortes hat einen Sechsjährigen, den kleinen Karl, der sehr oft im Laden herumstreicht und dabei auch die mancherlei Reklamationen der Kundschaft zu hören bekommt. Kürzlich nun traf bei den Leuten Familienzuwachs ein. „Als man das kleine Geschöpf abends badete und nachher auf dem Frottiertuch abtrocknete, schrie Karl, indem er auf einen kleinen Leberfleck deutete: „Vadder, der lecht au net Ia; der hat ja 'en Webfehler!“

Am Rande des Dorfes hat einer aus der Stadt ein Häuschen gebaut. Das einzige im Ort, das modern eingerichtet ist. Dem Maurer-Sepp, der nebenan einen Acker hat, gefällt der Mann gar nicht. Er ist ihm zu ruhig, zu leisererisch; man sieht und hört stundenlang nichts von ihm. Als der Maurer-Sepp vor einiger Zeit auf seinem Grundstück Kartoffeln heraus, machte er nebenher seine Glösen über den „Halbblobben“, von dem man auch nicht einen Ton höre. Gleich darauf rauschte drüben das WC.

„Dös is das einzige Lebenszeich'n, dös er von sich gib't“, brummte Sepp.



Bögel und sein Nachbar hatten zusammengelegt und dem Pfarrer einen Korb Äpfel geschickt. Der war hocherfreut und stattete am Tage der Frau Bögels seinen Dank ab. Dabei kam er auch auf Bögels Beute zu sprechen. „Ein schönes Häfchen“, meinte er, „und einer so rotbackig wie der andere.“

Bögel, der in diesem Augenblick herzutrat, glaubte, es handle sich um die Äpfel und sagte: „Nicht der Rede wert, Herr Pfarrer! Überdies ist ja die Hälfte vom Nachbar.“



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch schenkte dir deine Mutter, Bücher erschlossen dir die Welt, sie formten dein



Kühen, dein Wissen! So geht es dir — so geht es allen. Das Leben verlangt das Buch.



Darum lehre dich denken und schenke es: deinem Lieben, deinem Kind, deinem Kameraden!



Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUNI SOUVILLE!

Von Hermann Thimmernann „So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort das Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Auschnitt aus der furchtbaren Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 143 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERNS HIMMEL

Von Oberst Bodenschatz Die 16 Kampfmomente des Richtfliegenschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

...UND BITTEN WIR SIE...

Von Oskar Jancke Was für arme Sprachsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Bunde oder daheim! Hier ist zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält. Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50, Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Bastian Schmid Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuchsreihe — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele!“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN

Von Elly Petersen Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPF UND SIEG IN SCHNEE UND EIS

Von Harster und Le Fort Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschienenen in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KÄMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller Der Olympiastarter gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. „Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit ihm! Vorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.“

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Lieber Simplicissimus

Tante Anselma ist ein sehr zimperliches Frauenzimmer. Schwänele sind heiflich, daß sie nicht allzu oft kommt. Eines Tages blieb sie zum Abendessen. Schwänele ließ sich nicht stören und ließ kräftig ein. Man sah geradezu, wie ihm das Fett am Mund herunter- und Tante die Gänsehaut den Rücken hinauffiel.

„Furchtbar“, flüsterte sie, als man endlich fertig war, „dieses ganze Geschäft der Ernährung und Verdauung! Es hat so etwas Animalisches an sich!“ „Stimmt!“ pflichtete Schwänele bei und fuhr mit dem sehr breiten Handrücken über den Mund. „Bloß gut, daß es einem nachher wenigstens angenehm aufsteißt!“

Oben im Wald stehen den ganzen Sandweg entlang vereinzelt Bänkehen, Tagüber promenieren dort bei schönem Wetter ältere Leute aus der in der Nähe befindlichen Pension; abends aber, wenn sich Schatten über Wald und Flur senken, kommen Pärchen angeschwirlt. Das müssen die alten Damen gemerkt haben; denn eines Tages gingen sie an, die Rücklehen der Bänkehen mit Sprüchen aus einem christlichen Abreißkalender zu bekleben. Als Theobald und Gretchen sich eines Abends teig auf einer solchen Bank niederlassen wollten, lesen sie: „Wir haben hier keine bleibende Stätte...“

„Das sowieso“, nickte Theobald, „wir geh'n ja nachher noch ins Kino.“

Unser Pfarrer hält ab und zu abends für die unverheirateten jungen Männer unseres Orts kleine Zusammenkünfte ab, bei denen er den besonderen Nöten dieser halbwegsigen Burschen gerecht zu werden sucht. Einmal wollte er die Macht des Gewissens demonstrieren. Er schilderte einen ge-

wissenlosen, jungen Mann, der zu nächtlicher Stunde zur Tochter des Dienstherrn hinausschleicht. „Schon ist er halbwegs, da macht er plötzlich Halt und kehrt nach kurzem Zögern um. Was wohl“, fragt der Pfarrer, „hat ihn im letzten Augenblick zur Umkehr gezwungen?“ „Wehrscheinlich hat die Stieg“ zu stark geknarrt“, antwortete einer.



Der alte Krümmeler hatte sich in späten Tagen noch eine junge Haushälterin hergehat, obwohl das nach der Meinung der Leute gar nicht nötig gewesen wäre. Es gab denn auch gleich Schwärzereien und geheimnisvolle Andeutungen, und ganz Eilrige versäukten nicht, ihn hintenherum augenzwinkernd einen „eltern Wüstling“ zu heißen. Natürlich drang die Kunde auch zu seinen Erben und diese fuhren alsbald zu Krümmeler, um herauszubekommen, was an der Sache sei. „Na, na“, antwortete dieser auf die diesbezügliche Anspielung, „das kommt nie mehr in Frage! Daß mir aber die Leute so was noch zutruhen, das ist mir Befriedigung genug.“

Die bäuerliche Arbeit ist nicht leicht. Wenn man ins Alter kommt und keine Jungen hat, die einem helfen, dann bekommt man gerne wie der Nusser einen gebeugten Rücken. Als er einmal wieder gebückt draußen auf einem seiner Acker schaffte, schritt der Herr Pfarrer daher, die Hände auf dem Rücken und offenbar in Gedanken versunken. „Fällt's harig“, fragte er den Nusser und blieb bei ihm stehen. „Es muß halt gehen“, wick der Nusser aus. „Ja, ja“, fuhr der Pfarrer fort, „so ist es eben im menschlichen Leben: Beten und Arbeiten gehören zusammen.“ „Da könne Sie froh sel, Herr Pfarrer“, erwiderte Nusser, „daß Sie bloß bei brauchen!“

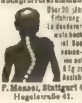
Der Zeppelin gleitet über unsere Stadt dahin. Ganz aufgeregt ruft mich unsere Lina. „Gn! Frau, wie hoch kann das wohl sein?“ „Na, schätzen Sie doch ‘mal selber, Lina!“ „Dreißig Meter“, kommt es unsicher heraus. „Na, aber Lina! Ist es höher als unser Dom?“ „Ich glaub' schon.“ „Na, und wie hoch kann der sein?“ „Ich kann das nicht schätzen“, kommt es zögernd heraus. „Ich bin nicht katholisch.“

Wir haben im Wohnzimmer ein schönes Bildgemälde meiner verstorbenen Mutter hängen. Nach gewissen Zeiträumen bekommt das Bild mette Stellen, dann flirmt mein Mann etwas nach. Als nun kürzlich abends Besuch da war, der gerade unter das Bild zu sitzen kam, stieß unser kleiner Ewald lange um ihn herum, dann fragte er plötzlich. „Tust du deine Großmutter auch von Zeit zu Zeit einfette?“

Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität

GRATIS Rückgratverkrümmung
Präventive 50 S. sende
Anforderkarte: **WELT**
Harta 1937, 200 (1000) 1

Schreibkrampf
3-Hörn
Angew. — Buchst.
schreib. **Hugo Wolff**
Berlin-Zehlendorf 20



GUMMI — **Waggon**
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

GRATIS **Unterwiesung**
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Blähgase — **Wagen**
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Haarwuchs-anr.
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Brief-MARKEN
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Briefmarken. Die 1000 1000
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Umsonst
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Welt-Detektiv
Preis 10 Pf. 1000 1000
H. Dager, Berlin-Schöneberg
Ber 1017 P 12 1000 1000

Elly Petersens Hunde- und Katzenkalender 1937

Ein ganz entzückender, durch und durch künstlerischer Wochenabreißkalender für den Tierfreund! Jede Woche bringt ein neues wunderliches Hunde- oder Katzenbild von der Hand. Eine feine literarische und feine Stimmung. Jeder Elly Petersens annahmiger Hunde- u. Katzenkalender aus, daß jedem dabei das Herz aufgeht! Mit 55 künstlerischen Fotos und großem Preiswert 9.95.

Verlag Knorr & Pötzl G. m. b. H. München



Carl O. Petersen

Wißt Du Weimbrand
oder Raffe wähl

MACHOLL

SONDER-
KLASSE

(R. Kriesch)

„Ich brauche denn noch ein Viertel Tee“, sagt er zum Schluß, „und zehn Zigarren.“
„Sehr gern“, nickt Peters senior, „nehmen Sie den Chinesen Sunfei? Oder Ceylon? Oder Darjeeling?“
„Unsin“, ruzelt Koggebusch die Stirn, „haben Sie noch nichts vom Vierjahresplan gehört und vom dem Aufruf an die Hausfrauen? Wir wollen doch Devisen sparen und deutsche Erzeugnisse verbrauchen, Herr Peters! Geben Sie mir also ein Viertelpfund ostfriesisches Tee und zwanzig Bremer Brasil.“
H. R.

Wacke Niemöller AB, Rul-Nr. 64015

Pinklich

Wacke Niemöller AB, Rul-Nr. 64015

30.000
Brennstoff- & Öl-
verbrauch in 1750 h Proben-
lauf bei 1500 U/min
Kugellager 6204

FOTO

Ölverbrauch 200 g/h bei 1500 U/min
Kugellager 6204
Brennstoff- & Öl-
verbrauch in 1750 h Proben-
lauf bei 1500 U/min
Kugellager 6204

**PHOTO
SCHAJA**

MUNCHEN-N 151
Der erste große
Kugellager 6204



Eine dunkle Geschichte / von Felix Riemkasten

Ich weiß genau: ein oberflächlicher oder gemüthlicher Leser könnte am Ende dieser Geschichte urtheilen, diese ganze Geschichte hätte sich eben-
sogut in drei oder vier Sätzen erzählen lassen. Ein solches schludriges und außerdem herzlosen
Verfahrens wollen wir uns aber nicht schuldig
machen; denn es ist eine Geschichte, die tief und
stark in das höchste Glück wie in schauerhafte
Verzweiflung hineingreift, niemand möchte wün-
schen, daß ihm das passiere, und es ist eine Ge-
schichte aus dem Leben und außerdem eine Ge-
schichte mit Ausblicken nach mehreren Seiten hin.
Nachdem so über die Geschichte das Nötige an
Vorbereitung gesagt ist, kommt nunmehr die Ge-
schichte selbst.

Eine alleinstehende und bereits ältere Jungfrau
kaufte einen Kalbsbraten von sechs Pfund Gewicht
und stellte ihn über Nacht in den Keller. Wir müssen
alle diese Umstände sorgfältig beachten; denn die
Geschichte ist eine Kriminalgeschichte, wie man
nachher sehen wird, und in einer Kriminalgeschichte
sind sämtliche Umstände immer von großem Ge-
wicht. Auf alle Fälle war der Kalbsbraten von Ge-
wicht und war voll bezahlt worden, leider ohne
eine besondere Gultung. Die Erwähnung, daß
es sich um eine Jungfrau handelt, ist zwar
nicht entscheidend wichtig, aber wiederum voll-
kommen unnötig ist sie nicht. Freunde schlüp-
riger Lektüre, die bei der Erwähnung von Jung-
frauen sofort Unjüngfräuliches zu wittern auf-
gefordert sich fühlen zu sollen geneigt sind, werden
enttäuscht werden. Auch diejenigen Personen, die
aus dem Kaufe von gleich sechs Pfund Fleisch
durch eine alleinstehende Person weiblichen Ge-
schlechtes auf eine abnorm fleischliche Veranlagung
zu schließen vorschnell geneigt sein sollten, werden
nobelen, diesen Holzweg zu verlassen. Der Zweck
des Fleischkaufes war klar der, für eine Anzahl
von Gästen ein Festmahl zu bereiten, und das
Fest, das diesem Mahle als Anlaß und Entschuldi-
gung dienen sollte, war noch dazu ein recht schmerz-

liches Fest, nämlich leider (schon wieder einmal)
der Geburtstag jener bereits älteren alleinstehen-
den Dame. Aber in Erwartung der Geburtstags-
geschenke war der Preis für den Kalbsbraten ein
sehr geringer Betrag, der unter Werbungskosten
zu verbuchen und durch reichen Gewinn als sehr
bald ausgeglichen zu betrachten sein konnte.
(Oder hätte mögen sein dürfen!) Sogar das Weg-
stellen des Fleisches über Nacht kann nicht den
Verdacht einer ungewöhnlichen Handlung er-
wecken; denn bekanntermaßen wird dergleichen
Fleisch stets fürs erste kühl weggestellt.

In diesem Falle war das Fleisch in den Keller ge-
stellt worden, und nichts wäre an sich dagegen zu
sagen gewesen, wenn die Dame hinter sich die
Kellertür zugeschlossen hätte. Dies aber tat sie
nicht; denn ihre Gedanken waren durch die son-
stige Vorsorge für das bevorstehende große Fest
anderweit in Anspruch genommen. Sie ließ also
die Kellertür offen. Und da sie eine Jungfrau war
und älter und alleinstehend ganz und gar, so
hätte sie selbstverständlich einen Hund; denn
Jedes längere Alleinsein bringt den Menschen
unweigerlich auf den Hund, soweit es ihm nicht
einen Vogel bringt. In diesem Falle war es ein Hund,
der Hund hieß „Trefft“, und genau traf es auch zu.
Bisher haben wir über die allgemeine Atmosphäre
der Geschichte und über die Geschichte selbst
Worte in reichlichen Mengen gemacht, nun aber,
da wir an den Kern der Geschichte gelangt sind,
dürfen wir uns die vielen Worte sparen. Wir dür-
fen sagen: Erst war das Fleisch da, dann der
Hund, und dann war nur noch der Hund da Am
anderen Morgen...

Aber ich wage es nicht, den Bericht in bisheriger
Weise fortzusetzen; denn wie soll ich beschreiben,
was der ganzen Natur nach unbeschreiblich ist?
Oder könnte jemand zur vollen Genüge der See-
lenzustand des Fräuleins beschreiben, als sie sah,
was nun nicht mehr zu sehen war? Ihre — sagen
wir es tapfer — fleischliche Erregung? Oder wer

beschrie jemals zur vollen Genüge die seltsamen
Wonne eines armen Hundekötters, der Jahre hin-
durch bei einem älteren und sparsamen Fräulein
gelebt hat, und dem das Glück nun in der Nacht —
immer nachts scheint uns die Sonne des Glückes —
der also über Nacht über soviel Fleisch her-
gerät, sechs Pfund Kalbfleisch, und nicht von
schlechter Sorte, und niemand ist da, der ihm in
den Arm — nein, in die Schnauze — fliehe?
Und wer beschrie völlig die seelische Ausge-
wungenheit, Ermattung, Zerknirschung, Pein und
Qual und... und alles in dem Fräulein, als die
Gäste kamen, Glück wünschten an diesem Un-
glückstag, Geschenke hinlegten und als Gegen-
leistung einen gediegenen Kalbsbraten sozusagen
als das Mindeste erwarteten?
„Ich habe ihn“, berichtete das Fräulein, „fürchter-
lich verdroschen, fürchterlich!“

Sah nun aber der Hund Trefft, auf den nun alle
schauten, tatsächlich so fürchterlich verdroschen
aus? Er sah sehr munter aus. Und war er vielleicht
munter, weil er niemals Dresche bezogen hatte,
weil er ja auch niemals Kalbsbraten je gesehen
und noch weniger je gegessen hatte, und am
allerwenigsten sechs Pfund in ausgerechnet die-
sem Haushalt? Oder stimmte es mit dem Fleisch
und mit der Dresche, und war der Hund nur
darum so munter, weil er meinte, für sechs Pfund
Kalbfleisch sei die gaudiöse Dresche immer noch
billig? Oder war das Fräulein, das immer schon
sparsam gewesen war, diesmal auch noch ver-
schlagen und listig gewesen?

Niemand weiß es. Gott weiß es, das Fräulein wird
es ja wohl am besten wissen, auch der Hund Trefft
müßte es wissen, aber sonst kann es niemand nie-
mand nie ja genau wissen, vor allen Dingen die
Geburtsstagsgäste nicht, auch ich nicht, Sie nicht
und überhaupt kein Mensch nicht. Ein Urteil ist
nicht statthaft, aber das Feld der Vermutungen
öffnet sich bis zu schlimmeren Fernen. Welche
Vermutung, z. B., würden Sie haben?

Im Wintergarten

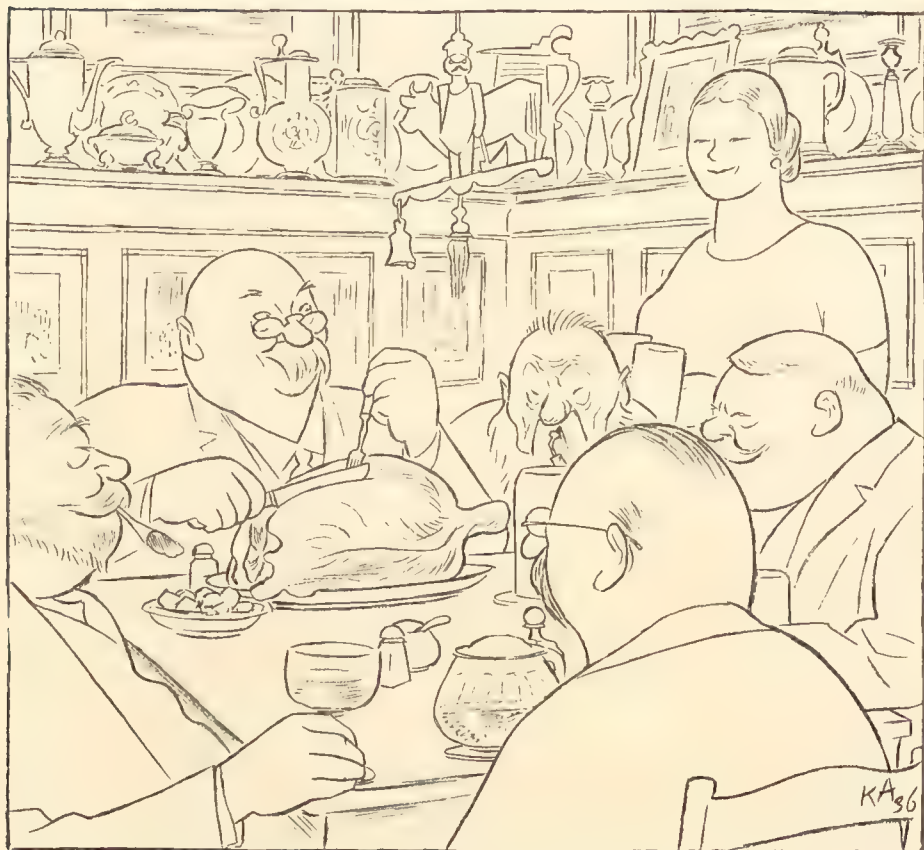
(B. Kolesch)



„Woher kommt jetzt das, gnädiges Fräulein, daß Sie die Kaktusse so gern haben?“ — „Tja, ich liebe eben diese stacheligen Gesellen!“ — „Komisch, mir ist ein unrasiertes Mannsbild bedeutend lieber!“

Hubers fleischloser Tag

(Karl Arnold)



„So ist's recht, Lina, ausgelöst mag ich an Krautkopf net!
Woaß, im Ganzen gibt er mehr d' Jilusion von ara Kalbshaxen!“

Traumstück / von Dirks Paulun

... dann traf ich ein weinendes Wasserbuhn
und fragte: „Was kam ich für Sie tun?“
Es rief: „Mein Mann ging mir verloren —
mein Ehemann ist eingefroren!“
Ich sprach: „Als ob nicht Fluge Frauen,

die Männer wüßten aufzutauen ...!
Mich deucht, hier braucht es kein Gefenne!“
Drauf zornig meine Wasserbeme:
„Ihr sollt den Klempner kommen län! —
Mein Mann ist doch ein Wasserbahn.“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Hg. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1934. D.A. III, Vj. 34 11643. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 30, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort: München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

Klas kämpft mit dem Hasen / Von Bastian Müller

Der Himmel hing grau über dem Deich, auf dem Klas stand. In der Nacht war das Wasser auf der Flußseite bis fast an den oberen Rand des Dammes gestiegen, zum Dorf hin wurde das Grundwasser in die Felder, wurde zu Tümpeln und kleinen Seen.

Der elfjährige Klas schaute über das Wasser, das den Fluß verschlungen hatte. Die Weiden lugten nur noch mit den Köpfen heraus und glichen kahlen Sträuchern, von den Pappeln segelten die letzten Blätter und trieben mit dem Wasser gegen den Deich.

Auf der Flußseite schwammen die Heuhäufen als einzelne Inseln, sie waren Rettungsorte für all das kleine Getier. Die Mäuse und Maulwürfe preßten sich zusammen, wollten sich unter dem Heu verbergen, aber das war gleich wieder Wasser. Die Igel hatten Wänste wie Pauken; obwohl es von Mäusen um sie wimmelte, konnten sie nichts mehr fressen. Aber über diesen Toten-Inseln kreisten die Vögel, stießen herbe und holten sich die wehrlose Beute. Doch auch die Habichte, Bussarde und Sperber hatten keinen Hunger mehr, nur die Schwärme der Möven wurden größer und strichen schreiend über das Wasser, wie eine weiße Wolke am grauen Tag.

Der Junge stand da, sah zu, wie all die anderen, die den Deich mit schwarzen Gestalten spickten. Kein Mensch hatte jetzt das Hochwasser erwartet. Vom Dorf her bullerten die Jagdflinten. Die Jäger hatten bei den Gärten eine Treibjagd begonnen und kamen über die weiten Felder, jagten dem Deich zu. Die Schüsse krachten und der Rauch der Patronen zog in weißen Wolken über die braunen Äcker und grauen Seen. Man sah, wie unter den Stiefeln der Jäger das Wasser aufspritzte. Die Hunde waren rein verrückt; denn auf Schritt und Tritt sprangen die aus den Rheinwiesen geflüchteten Hasen auf und liefen den Jägern nur so vor die Flinten.

Die gebetzten Hasen durchschwammen die Rinnen und Tümpel, kauerten dann wieder in einer nassen Furche, den Bauch schon im Wasser. Die Treiber schickten die geschossenen Tiere auf kleine Haufen, und manchmal mußten sie in die Lachen waten, weil ein todwunder Hase mit den letzten Kräften ins Wasser rannte und dort ertrank.

Da starrt Klas plötzlich gebannt auf die Felder: „Er muß getroffen sein!“, durchzuckt es ihn. Der graue Schatten eines Hasen rennt über das Feld, ein Hund ist hinter ihm. Aber die Hunde sind verrückt! Beim ersten Haken, den der Hase schlägt, verliert der Hund viel Raum; jetzt läßt er sich von abstreichenden Rebhühnern nasführen. Der Hase entkommt. Aber Klas hat ihn nicht aus den Augen verloren. Er rennt über den Deich, die alten Leute lachen sich an, sagen: „Das ist das Richtige für die Jungen, Hochwasser und Jäger!“

Klas hat das Hochwasser vergessen. Der Hase ist getroffen, mitten im Lauf überschlägt er sich und läuft dann ganz anders weiter. Die Augen des Jungen fliehn vor Jagdlust, wie die eines Raubtieres. Der Hase schwimmt durch eine breite Rinne. Mitten darin verliert er die Richtung, versucht zu wenden, kehrt wieder um, und will dann doch ganz hinüber. Klas springt in langen Sätzen den Deich hinunter und stolpert über die breiigen Schollen des Ackers. Sein Blick ist starr auf den Hasen gerichtet, der immer langsamer schwimmt. „Wenn er nur durchkommt, dann habe ich ihn!“ — Vor Klas schwebt das Bild eines Treppers in der Prübe.

Er ist noch vor dem Hasen am Ufer der Rinne, geduckt, mit gespreizten Händen wartet er. Die Lichter des Hasen sind wie blind, die gelben Nagelzähne schimmern unter der Hasenscharte. Er schwimmt vor Klas' Füßen ans Ufer, der greift mit verkrampten Händen in den nassen Balg. Da erst erkennt der Hase, daß er in den Tod geschwommen ist. Sein rechter Hinterlauf hängt leblos, ein blutiger Fetzen zerschossenes Fell, aber mit den gesunden Läufen kratzt er wütend um sein Leben;

seine scharfen Zähne graben sich in den Arm des Jungen, Klas kann ihn nicht mehr halten, er läßt sich fallen und begräbt den Hasen unter seinem Bauch. Aber die schrillen Schreie des kämpfenden Tieres verstummen nicht, die Krallen bohren sich durch die Kleider in die Haut. Klas schließt vor Schmerz die Augen, verbißsen greift er von neuem zu, umwürgt die Hasenkehle. Nun ist es nicht mehr der dunkle Jagdtrieb, er muß sich wehren gegen die Bisse, das Kratzen. Mit beiden Händen umkrallt er den Hals des Tieres, wälzt sich auf den Rücken und hält den Hasen hoch über sich. Dessen Lichter verglänzen, das Kämpfen wird zum Zucken, erschrocken läßt Klas los, mit bangen Augen schaut er auf das sich wälzende Tier. Er springt auf, seine Kleider sind über und über mit Lehm besudelt, auf der Brust und dem Bauch kleben Büschel der Hasenhaare. Hilfloos starrt er das sich wälzende Tier an, begräbt plötzlich die Quallen des Todeskomplexes.

„Schnell, los, stirb!“, flüstert er fliehend. Sein Atem

geht keuchend. Da faßt er den Hasen bei den Ohren, hebt ihn mit zitternden Armen hoch und schlägt ihn mit dem Rücken der rechten Hand ins Genick. Die Hand schmerzt vom Schläge, aber er beißt auf die Zähne, schlägt nochmals und nochmals. Der zuckende Körper wird schlaff.

Klas nimmt den Hasen auf die Arme wie ein kleines Kind, die dunklen Lichter schimmern naß und glanzlos, das Fell riecht nach Lehm und Wasser und klebt auf der erkaltenden Haut.

Ein Treiber kommt gelaufen, lacht in das traurige Gesicht des Jungen. Er nimmt den Hasen aus Klas' Armen, faßt ihn beim hellen Hinterlauf und trägt ihn davon. Der stumpfe Kopf des Lampe schlägt manchmal gegen eine Scholle und die weiße Blume ist gelb vom Lehm.

Verdeckt und zerkratzt schlief Klas zum Deich. „Ich habe den Tod gesehen!“, flüstert er, und seine Knabenaugen sind weit aufgerissen. Die Menschen auf dem Deich lachen über ihn, und die Schüsse hinter seinem Rücken bullern lustig weiter.

Kulissen-Weisheit

(P. Scheuch)



„Beim Tanzen kommt's natürlich viel auf die gute Form an!“
„Nicht nur auf die Form, mehr noch auf die Formen!“

Der alte Jongleur

(Erich Schilling)



„Schon wieder bei der Arbeit, Herr Titulescu? Ich dachte, Sie wollten Professor der Rechte in Bukarest werden!“ — „Selbstverständlich, unsereiner ist ja das Spiel mit Paragraphen gewohnt!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Modesalon erlauscht

(K. Holligenseitl)



„Gewiß, Herr Direktor, das Kleid wird so, daß Sie ihre Frau nicht wieder-
erkennen!“ — „Pst, um Himmelswillen, erst gestern hat er mich verwechselt!“



Feine Leute um fünf Uhr

(O. Nückel)

Wer da behaupten wollte, daß mit dem Glockenschlag fünf der deutsche Mensch zum Funf-Uhr-Tea eile, der redet Unfug. Der deutsche Mensch unterscheidet sich darin weder vom kanadischen, noch vom australischen, noch vom malaisischen, noch von irgendwelchen anderen Menschen. Bis vor 25 Jahren kam die Menschheit überhaupt ohne den Zigarettenasche der angerauchten Biersüßler tauchte sie empor in die Lichtflut der perlendurchwehten Hotelhalle, die damals autorität, schlicht und welsch Vestibül zu heißen.

Da sitzt sie nun, diese Welt und zelebriert in den Dämmerstunden den Teegenuß. Aber wer da annimmt, daß diese Zeit etwa da bestimmt sei, Nahrung aufzunehmen oder zur Durststillung zu dienen oder sonst einen darmlüllenden Charakter zu haben, der irtt weit. Die Aufnahme von Tee und kleiner dekorativer Kuchen, die als Nahrungsmittel kaum in Betracht kommen, ist nur eine symbolische Handlung, die mit dem eigentlichen Zwecke der Funf-Uhr-Tea gar nichts zu tun hat. Es würde auch ein Funf-Uhr-Tea sein, wenn man etwa Heferschleimsuppe oder Königsberger Klopse oder Butterbrot mit Natriumtabletten reichte. Wie gesagt, die festen oder flüssigen Bestandteile des Ernährungs- und Übernahrungsgewebes spielen dabei nur eine ganz untergeordnete Rolle und dienen nur dazu, eine berechnete Forderung für gehabte Abnutzung der Möbel, für Beleuchtung und Musik anzudeuten. Musik, die ist viel wichtiger als Kaffee und Tee. Ein tonloser Funf-Uhr-Tea ist wie Planetenlauf ohne Sphärenmusik, wie Himmel ohne Geigen, wie Bequemlichkeit ohne Wasserspülung.

Die Musik wird von netten Herren im dunklen Anzug hergestellt. In der Mitte der Kapelle steht ein besonders sympathischer Mann, der sich den Anschein gibt, als gehöre er nicht ganz dazu. In der Hand hat er eine Geige, meist eine Geige, ein Trompetchen oder sonst ein geläufiges und gepuzztes Instrument. Er ist eigentlich das, was ich mir immer unter einem Amateur, einem Liebhaber vorgestellt habe. Ich habe den (einen falschen) Eindruck, er nimmt die Sache nicht ernst. Manchmal fiedelt er ein bißchen, manchmal bläst er ein bißchen, und manchmal tut er so, als gäbe er den Takt für die anderen an, aber nicht zu häufig. Mal wippt er auch nur mit den Schultern

und anderen Körperteilen und blickt traumverloren über die Arena hin. Er wird wohl ans Honorar danken, wie die meisten Menschen auch. Ans Honorar denken ist menschlich. Die Musik spielt schön und im Takt, und ich will mich mit ihr nicht verärgeln, denn sie steht ja eigentlich am Rande des Funf-Uhr-Tees.

In der Mitte, im Zentrum, geistig und körperlich, stehen die Tänzer. Sie arbeiten ohne jede Bezahlung, vollkommen gratis, sie zahlen sogar noch für Tee und Tanz. Sie arbeiten ernst und feierlich, wie es sich für eine so wichtige Sache geziemt, und haben den Tanz aus der spielerischen Lebensfreude zur körperlichen Erquickung und Abmagerungskur mit belagobogenem feinem Ton ungezwungener Geselligkeit und diskreter Aussprache hinaufgesteigert.

Also die Tänzer bearbeiten in der Arena das Parkett, immer im Kreis herum, immer im Kreis herum, damit sie von allen Seiten gesehen werden

können und an allen Tischen vorüber kommen. So, jetzt sind wir bei den eigentlichen Zuschauern angelangt, den passiven Sportleuten des Funf-Uhr-Tees, die, wie bei jedem Sport, die größere Zahl darstellen. Sie haben ihre Einemerkungszahl bis Einemerkungszahl inklusive bezahlt und wollen etwas erleben, wollen ihr Geld vom ersten Plening bis zum inklusiven zuzüglich der kleinen Garderobegebühr auskosten, absehen, abhören, abschmecken, die schäumende Teestosse bis zur Neige leeren.

Die Tänzer betreten den Ring, als ob das gar nichts wäre. Die Herren greifen noch einmal an die Krawatte und die Damen ziehen den Rock süßlich vom Gürtel streifer, wenn sie sich auf den Kampflplatz begeben. Man trägt das Teekleidchen, und das kleine Nachmittagskleid, die sich für den Leien nicht vom Zweifelnfrühstückkleiden und von der Promenademischung unterscheiden. Wir anderen bemähen uns inzwischen sehr fein und distinguiert zu sein, machen nur gedämpfte Bemerkungen über Tänzer und Tänzerinnen und achten genau darauf, ob wir vielleicht etwas sehen können, was wir nicht sehen sollen. Wir nehmen vornehme Stellungen ein und wissen nicht, wo wir mit unseren Händen hin sollen; schließlich kann man doch nicht die ganze Zeit in der Teestosse herumrühren oder sich Zigaretten anstecken.

Es ist sehr eng, und einen Teil der Zeit kann man damit ausfüllen, um Entschuldigung zu bitten, wenn man seinen Nachbar mit der Fußspitze berührt oder die Zigarettenasche jenseits eines Damentischchens in eine Scheibe abstreifen will. Liebenswürdig wird sie einem näher geschoben und liebenswürdig wird einem Verzeihung für den unachtsamen Fehltritt gewährt, man macht ja in so ausgesprochen guter Erziehung.

Meist sitzen Leute an den Tischen zusammen, die einander nicht kennen und deren eifriges Bemühen darin besteht, so zu tun, als ob sie die Gespräche der anderen nicht hören. Das läßt sich experimentell nachweisen. Hier das Mittel. Sagen Sie einmal zu einem guten Freunde, der an ihrem Tisch sitzt, so leise, daß es ihre Tischnachbarn hören: „Zu dumm, jetzt habe ich den Koffer mit dem falschen Geld auf dem Bahnsteig stehen lassen!“ Fürchten Sie nichts, die Leute wissen, was sich gehört. Der Herr Ihnen gegenüber wird sich höchstens eine neue Zigarette anzünden und die Dame wird sich die Nase putzen. Beide werden so tun, als ob es gar nicht anders möglich wäre, als den Koffer mit dem falschen Geld auf dem Bahnsteig stehen zu lassen. So feine Leute dürfen sich niemals wundern. Folitzik.

Wenn —

Immer farger wird der Tag,
Fonstatiert der bähre Sänger,
und die Nacht entsprechend länger.

Wie das wohl noch enden mag?

Wenn nun heute etwa gar
unfre liebe Sonne greifte
und zu Widerständen neigte —
was doch sonst nicht üblich war?

Wenn sie, wie noch nie gefchehn,
quasi als Privatiere
höhnisch frähe: „hab' die Ehre!
Dias! Auf Nummerwiederkehr!“

Wenn, nachdem sie weggerafft,
ohne Spur von Menschennähe
raufschwarz der Kosmos liege —
wäre das nicht schauderhaft?

... Aber Mut, es wird schon nicht!
Und es bleibt die alte Hege.
Denn die Herrn Naturgefete
kennen ihre Bürgerpflicht.

Ratalokr

In Sachen Wiener Konferenz

Otlo Gulbransson



Aus dem französischen Blätterwald sind heuer um Martini zahlreiche Enten aufgestiegen. Sie sind leider nicht so bekömmlich wie die zeitgemäßeeren Martinsgänse!

Im Atelier

(Erich Schilling)



„Ich weiß nicht, Mädchen, ich muß dich doch wieder aus der Landschaft herausnehmen — ich glaube, du bist Kitsch!“



Es ist nicht meine Absicht, diese Geschichte zu erklären. Ich lege nicht einmal Wert darauf, daß man sie für wahr hält. Jeder wird sich seine Meinung bilden. Aber diejenigen, welche eine

Freund sich auf die Suche nach einer Mannschaft begab. Weder an der Küste Javas, noch in den Niederlassungen, die den Strand Sumatras einflossen, konnte er einen einzigen Seemann finden,

aufgeregt träumend in seiner Koje und war eben dabei, der Königin von England eine Schnur aus taubenelgroßen Perlen zu überreichen, als er die Augen aufschlug und über sich gebeugt den malaisischen Bootsmann sah.

„Wo fehlt's?“, fragte er ihn im Eingeborenen-Dialekt. „Abu ist abberufen worden!“

„Wann ist er gestorben?“, fragte der Weiße, dem die malaisische Ausdrucksweise vertraut war.

„Ich weiß nicht, Tün. Ich fand ihn, das Gesicht dem Deck zugekehrt, ein wenig hinter dem Hauptmast liegen. Er ist plötzlich gestorben.“

Der Weiße stand auf, und sie untersuchten den Leichnam beim Schein einer Laterne. Der tote

Abu, nackt bis zum Lendenstück, lag mit gebreiteten Armen, die Handflächen nach unten, lang ausgestreckt auf den Deckplanken. Ein Halbdutzend erschrockener Sulus, die ein paar Schritte entfernt beieinander hockten, besprachen sich.

Der Weiße rollte den Leichnam auf den Rücken und legte ihm die Hand aufs Herz. Er bemerkte Prielungen, die das Gesicht bei dem Sturz davongetragen hatte. Wahrscheinlich hatte der junge

Tauscher, der sein ganzes Leben lang so kräftig und gesund geschienen hatte, ein schwaches Herz gehabt. Der Weiße gab dem Mast diese Erklärung, ohne ihn damit zu überzeugen.

„Hat der Tün das hier bemerkt?“, fragte der Sulu. Während des Sprechens drehte er den Leichnam um und zeigte auf den kleinen schwarzen Flecken auf der Haut, unter der linken Schulter.

Der Weiße sah aufmerksam hin. „Das ist ein Muttermal!“, sagte er.

„Möglich“, gab der Mast unüberzeugt zu. „Aber sein Jahren sah ich Abu nackt, wenn er sich zum Tauchen bereit machte. Niemals habe ich dieses Mal bei ihm bemerkt.“ Ich auch nicht. Aber wenn es kein Muttermal ist, was soll es sonst sein?“



tieferen Kenntnis des Orients besitzen, werden zögern, ehe sie die völlige Unmöglichkeit eines Geschehens einräumen, das, so unwahrscheinlich es auch sein mag, sich unter einem Himmelstisch zugegetragen hat, wo der Körper im ewigen Licht badet, während der Geist der Finsternis gegenübersteht.

Ich habe nicht versucht, die Erzählung meiner Gewährsleute im Wortlaut wiederzugeben; denn der Orientale und der Abendländer haben eine verschiedene Art, die Dinge zu sehen: der eine nimmt mit voller Deutlichkeit wahr, was für den anderen nie aus dem Nichts hervorgetreten ist. Die gleichen Geschehnisse haben niemals dieselbe Bedeutung für den Eingeborenen wie für den Europäer, und man wüßte nicht zu entscheiden, wer von den beiden sich mehr der letzten Wahrheit nähert.

Es war unter dem Küstenstrich von Kap Java, daß der Häuptling Adapatli so billig den Schoner an meinen Freund, den Weißen, verkauft hat. Das kleine schmucke Fahrzeug befand sich in bestem Zustand. Der geforderte und bezahlte Preis war lächerlich gering. Der weiße Mann frohlockte beim Gedanken an seinen günstigen Kauf. Da er nur geringe Stücke von der Ehrenhaftigkeit der malaisischen Stammeshäuptlinge hielt, vermutete er, daß Adapatli sich mit Hilfe von Mitteln in den Besitz des Bootes gesetzt habe, denen man lieber nicht nachforschte. Die Männer, die sich im Archipel herumtreiben, belasten sich kaum mit Skrupeln. Sie sind nicht gewohnt, peinliche Fragen betreffs der Geschenke zu stellen, die ihnen die Götter schicken.

Alles ging glänzend bis zu dem Tag, an dem mein

mein Freund drei hervorragend schöne Perlen. Das ist mehr als ein Perlenfischer vernünftigerweise erwarten darf. Er wälzte sich denn auch



„Nur Gott allein weiß es!“, bestätigte der Maat fromm, „Immerhin habe ich sagen hören, daß die Geister so ihre Opfer zeichnen.“

Der weiße Mann äußerte seinen berechtigten Unwillen. Zweifellos war es das Richtige, sich ärgert zu stellen. Jeder Aberglaube ist tadelnswert, insbesondere aber einer, der die Ausbeutung der besten Perlenbank des Archipels zu stören droht. Tags darauf begannen man wieder mit dem Tauchen. Mein Freund bemerkte, daß einige der Männer, vor allem die Jüngsten, nicht mehr die Grube erreichten. Es fehlte ihnen der hierzu nötige Mut. Außerdem legten die Alten wie die Jungen ihr Unbehagen und ihre Unlust offen an den Tag. Diese Anzeichen mißfielen dem weißen Mann: als erfahrener Perlenfischer wußte er die Wichtigkeit guter Laune bei der Mannschaft zu schätzen. Also tat er am Abend, nachdem man den Reis in Stillschweigen verzehrt hatte, sein möglichstes, um die Stimmung seiner Leute aufzuheitern. Er veranstaltete eine Tanzerei auf dem Hinterdeck, wo genügend freier Platz war. Man brachte Gongs herbei, welche die Sulumatrosen der Reihe nach mit einem Schlag der nackten Arme zum Klingen brachten, während einer von ihnen der Bambusflöte spitze Töne entlockte. Einige der Taucher tanzten gegenwärtig; alle Stimmen erhoben sich zu einem unharmonischen Gesang, der voll Schwermut war.

Die Malesin sind von unbeständiger Gemütsart: leicht niedergeschlagen, heitern sie sich schnell wieder auf. Sehr rasch nahmen denn auch an Deck das Lachen und die Gesänge zu. Man warf sich Scherzworte zu, jeder watschelte ungeduldig, bis an ihn die Reihe kam, zum Tanzen aufzustehen. Der weiße Mann stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Gegen Mitternacht schlich er sich leise in seine Kojle, um im Lauf des Tages gesammelten Muscheln zu öffnen.

Pötzlich brach ein betäubender Lärm los und überlante die Gongs und Trommeln. Der aufgeregte Gesang erstarb, statt dessen erschallte Geheul, Schreckensschreie, in die sich das rasche Tappen nackter Füße mischte. Der weiße Mann ergriff seinen Revolver und rann hinaus:

Der Bootsmat stand gegen die Reeling gekauert, seine Zähne klapperten wie Kostengesteine. Er war vom Schrecken zu verstört, um anders zu tun als zu lachen; aber der Weiße schüttelte ihn und konnte endlich ein verständliches Wort herausbekommen: „Schau hin!“ Mit bebender Hand deutete der Malesin auf etwas, das unweit des Hauptmastes lag. Der Weiße ging auf die bezeichnete Stelle zu. Er fand dort den Körper eines jungen Matrosen, leblos, hingeschmettert in derselben Stellung wie Ablu in der Nacht vorher. Auf dem dunklen Rücken, ein wenig unter der Schulter, fand sich ein kleines dunkles Mal.

Der weiße Mann hob den Leichnam auf. Die helle Lampe erlaubte nun deutlicher zu sehen. Kratzer und Prellungen, die von dem Sturz herrührten, hatten nicht den Ausdruck des Gesichtes verwischt, den es im Augenblick des Todes angenommen hatte. Die Augäpfel quollen aus den Höhlen, der aufgerissene Mund schien zum Schreien bereit, das Ganze deutete auf ein einwurzliches Erschrecken, eines jenes Entsetzens, mit dem einen deren selten begegnen und die man noch seltener überlebt.

Der weiße Mann stand noch da und sann über das Geheimnis nach, als der Bootsmat, begleitet vom sogenannten „Menedore“, dem Vertrauensmann der Taucher, erschien und ihn zu sprechen wünschte: Im Namen der Besatzung flehten sie den Weißen an, auf der Stelle, noch in der Nacht Anker zu setzen und aufs nächste Festland zu segeln zu setzen.

„Dieses Schiff ist die Behausung von Dämonen“, erklärte der Maat, „und zuflucht ist dem Menschen feindlicher Geister. Bei Allah, wir beschwören dich, diese Stätte zu verlassen. Bedenke doch, noch ist es keine Stunde her, daß wir gezagt haben, das Herz voll Freude. Pötzlich zwang uns etwas, die Augen zu erheben. Wir sahen einen weißen Mann aus der Takelage der Hauptmasts klettern — er kam auf uns zu... Sein Haar war ebenso weiß wie das Gefieder des Kranichs. Um die Hüften trug er ein gelbes Tuch gewunden, auch seine Hosenträger waren gelb. Das ist die Farbe der Geister, wie der Tüin wohl weiß! Er hielt einen goldenen Dolch, einen Kris, mit zahllosen Zählungen der Schneide entlang in Händen, und während er herunterkletterte, klemmte er seine Waffe zwischen die Zähne. Wir starren ihn an. Fast mit



eins stand er an Deck. Dann erst ergriffen wir schreiend die Flucht, aber der Mann mit dem langen Dolch verfolgte unseren Bruder, stach ihn in den Rücken, so daß er starb. Der Geist stieg wieder in die Takelage hinauf. Unserer sind viele, die ihn gesehen haben, Tüin. Wir können nicht länger auf diesem Spukschiff bleiben.“

Der Weiße wußte nicht, was er glauben sollte. Er neigte in nichts zum Aberglauben. Er hatte großen Einfluß auf seine Leute, die in ihn jenes blinden Vertrauens setzten, das Kinder zu ihren Eltern haben. Also schloß er mit seiner Mannschaft einen Pakt: er versprach, nach dem nächstgelegenen Land zuzuhelfen, wenn sich in der folgenden Nacht irgend etwas Außergewöhnliches zutrug. Weiter machte er sich anheischig, zusammen mit seinen Matrosen zu wachen, sie gegen den Geist zu schützen, wenn dieser es sich wieder einfallen ließe, sie zu bedrohen. Der gesamten Mannschaft hatte sich eine panische Angst bemächtigt. Trotzdem willigte sie in das Anerbieten des Weißen ein.

Tags darauf tauchte man nicht. Den Männern fehlte der Mut. Ein Versuch, den man machte, wurde alsbald wieder aufgegeben. Die Nacht kam und fand die Eingeborenen gegeneinander gedrückt an Deck, ein wenig vom Großmast entfernt. Der weiße Mann hatte sich ganz nahe der verhängnisvollen Stelle hingesetzt. Je näher die Stunde der Ge-

fahr rückte, desto drückender lastete das Schweben der Angst auf den Männern, die auf dem schlecht erleuchteten Deck beisammen saßen.

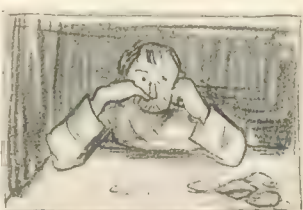
Einige Augenblicke nach Mitternacht durchlief die Reihen ein Schaudern: alle Köpfe drehten sich mit einem Ruck. Den Hals in Richtung auf den Großmast gerichtet, hoben alle wie gebannt die Augen. Der Weiße hörte das leise Klagen des Windes in der Takelage, beobachtete das Zusammenrücken der furchtsamen Mannschaft, aber so sehr er auch versuchte, die Finsternis zu durchdringen: er sah nichts! Er nahm die schwerverzerrten Gesichter der Malesin wahr und fühlte seinen Körper langsam erschauern, während die leichte nächtliche Brise sanft über seine Haare hinstrich. Mit hervorquellenden Augen starrten die Matrosen auf etwas, das er nicht zu sehen vermochte. Hinter ihm murmelte eine isahu, entstellte Stimme: „Der Mann mit dem Dolch!“ Der Weiße hätte nie die Stimme seines Maats wiedererkannt, wenn er sich nicht umgewandt und gesehen hätte, wie dessen Lippen sich bewegten. „Wo? Wo das?“, fragte er lebhaft, und sein Blick ging von einem der entsetzten Gesichter zum anderen. Niemand achtete auf seine Frage. Sämtliche Matrosen schienen versteinert in der Erwartung des Unsichtbaren, das auf sie zugeschlungen kam. Die harbe Stimme des Weißen schwieg. Tausend leise Geräusche der tropischen Nacht hängten in der ruhigen, lassenden Luft. Meer und Himmel schienen gemeinsam eine Katastrophe zu erwarten. Die Angst vor dem Tode, vor etwas Schlimmerem als dem Tode, benannte die reglosen Matrosen.

Pötzlich, das Schweben brechend, erschollen Schreie, ein Geheul brach los, wie es nur vor Entsetzten folgendewidene Menschensimmen hervorbringen können. Wie eine aufgeschaukelte Herde stoben die hinter dem Weißen zusammengegedrängten Sulus auseinander und suchten, ihren Schrecken vor einem unbekannten Feind hinausbrüllend, das Weiße. Der Weiße sah noch immer nicht. Aber plötzlich hatte er das Gefühl, als ob ein kalter Hauch, wie das in einer ruhigen Nacht auf einem Tropenmeer häufig vorkommt, seine Wangen strichle und vorbeistriehe. Er bemühte sich immer noch, etwas zu sehen. Pötzlich warf der Vortracker, der mit keuchendem Atem das Deck entlanggelaufen war, die Arme hoch. Die Hände weit gebreitet, stürzte er mit einem furchtbaren Aufschrei zu Boden. Der weiße Mann stieß zu dem liegenden Körper hin, hob ihn hoch: Der Mann war tot. Unter dem linken Schulterblatt sah man deutlich den seltsamen dunklen Fleck.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, als der Schoner zum nächstgelegenen Festland unter Segel ging. Der Wind sang in der Takelage, hinter dem Steven rauschte das Kieselwasser — aber nur die Natur war froh und hochgestimmt. Die Herzen an Bord waren schwer. Todesfurcht lastete auf ihnen.

Am Nachmittag meldete der Mann im Ausguck Land. Als man die Stimme des Palmenfjords unterscheiden konnte, sprang einer der Matrosen kopfüber über Bord. Seine Kameraden folgten seinem Beispiel. Verzwelfelt sah der weiße Mann die schwarzen Köpfe auf den Wellenkämmen tanzen und der Küste zutreiben. Nur der Maat hielt bei ihm aus. Trotzdem vermochte seine Treue dem Gedanken nicht standzuhalten, noch eine weitere Nacht auf dem teuflischen Schiff verbringen zu müssen. Der weiße Mann und er booteten sich aus. Sie nahmen alles mit, was Wert hatte, und gewannen das Ufer.

Im Laufe der Nacht wahrte der Wind vom Festland her. Er entführte den Schoner. Bei Morgengrauen war nichts mehr von ihm zu sehen.



(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wegenselt)

Zu Shakespeares „Julius Cäsar“

(P. Scheutich)



„Was hat er gesagt? ‚Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein!‘ So sind die Dichter — und von uns verlangen sie immer die schlanke Linie!“

SCHANTY / VON HANS LEIP

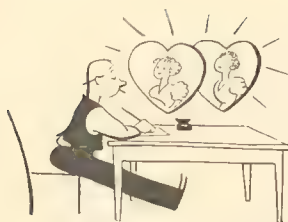
Die erste Reise war angenehm,
die zweite Reise war unbequem,
die dritte Reise war gesund,
die vierte Reise kamen wir alle auf den Hund.
O Jonny — — —!

Der Küp'n zischt mir einen schiefen Blick,
der Steuermann zischt mir einen ins Genick,
der Bootsmann zischt mir einen Klotz ans Bein,
aber der Smutje zischt mir einen kleinen aus dem Buddel ein.
O Jonny — — —!

Wir sahen eine Seekuh, und die war blond,
wir haben uns zwischen Palmen und Eiskür'n gesonnt,
wir überlebten manchen Hafen und manchen Orkan,
aber am schönsten sind die Mädchen auf der Reeperbahn.
O Jonny — — —!

Einmal noch nach Bombay, einmal nach Schanghai,
einmal noch nach Rio, einmal nach Hawaii,
einmal durch den Suez und durch den Panama
wieder nach Sankt Pauli, Hamburg, Altona!

Lieber Simplicissimus



Ein junger Mann suchte nach einer Lebensgefährtin. Er schrieb einen zärtlichen Brief an das Mädchen, das er durch eine Anzeige kennengelernt hatte, machte ihr einen Heiratsantrag und schloß mit folgenden Worten: „Haben Sie die Güte, mir recht bald Antwort zu geben, da ich noch eine andere im Auge habe.“

*

Frau Kraxer, unsere frömmelnde Nachbarin, kommt immer in einer furchtbar almodischen Aufmachung daher, um damit ihre weltabgewandte, allen nur die Sinne betörenden Eitelkeiten abholde Einstellung zu betonen. Vor einigen Wochen entschloß sie sich aber doch — wohl auf Drängen ihres Mannes — sich ein neues Kleid zulegen. Sie besuchte das einzige Modengeschäft unseres kleinen Städtchens, und das Fräulein gab sich doppelt Mühe, die salene Kundin zufriedenzustellen. Sie riet besonders zu einem meergrünen Kleid von feschem Schnitt.

„Darin werden Ihre Formen sehr vorteilhaft zur Geltung kommen!“ meinte sie ermunternd. „Das sollen sie eben gerade nicht!“, zischelte die Kraxerlin empört; nahm ihren Schirm und entfernte sich.

*

Endlich, endlich war es so weit. Alfred raubte Frida auf dem dunklen Flur einen Kuß. Wider alles Erwarten aber sackte Frida zusammen und brüllte: „Aul Aul!“ Alfred fuhr erschrocken zurück. „Was ist denn?“, fragte er besorgt. Da jammerte Frida: „Muß man einem denn beim Küssen gleichzeitig auf die Hühneraugen treten?“

*

Lotte P. aus X-dorf ist nicht gerade die intelligenteste ihres Geschlechts zu nennen.

Seit kurzer Zeit hatte Lotte P. eine Lehrstelle als Verkäuferin in einem Schuhgeschäft der benachbarten Kreisstadt. Neulich schrieb sie daher glückstrahlend ihren ersten Brief nach Hause, dem wir folgende Zeilen entnehmen wollen: „... Meine neue Beschäftigung macht mir wirklich viel Freude. Im Anfang meiner Tätigkeit war ich zwar etwas beschränkt — aber das legte sich nach und nach. Bekanntlich besieht ja jeder Beruf aus den sogenannten Berufsgeheimnissen, die man sich erst allmählich aneignen muß. Wenn man z. B. einem Kunden einen Schuh zeigt, so hebt man das Hinterteil etwas an, damit der Kunde eine bessere Übersicht gewinnt...“

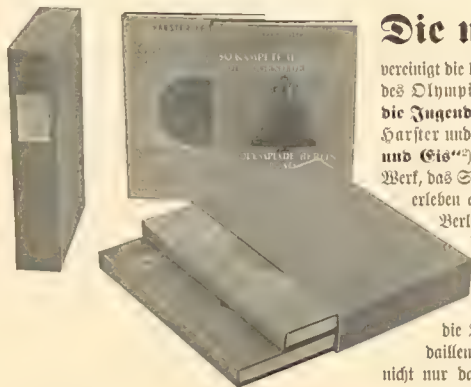
Aus einem Schulaufsatz: Der Große Kurfürst erzog seine Untertanen zu Preußen, indem er Steuern erhob.

*

Onkel Gustav hält nicht sehr viel von geistiger Tätigkeit. Eine Arbeit, zu der man nicht die Hände nimmt, hat für ihn stets etwas Spielerisches, wenig Ernsthaftes an sich. Als ihn sein Nefie Robert besuchte, wollte ihm dieser so nebenbei einen kleinen Einblick in seine angestrengte wissenschaftliche Arbeit geben. „Weißt du“, sagte er, „irgendeine unerschöpfbare Kleinigkeit kann einem leicht zu schaffen machen; man hat das Gefühl, jetzt geht es nicht mehr weiter; man versucht es mit allen Mitteln, tagelang, oft in verzweifelter



und gedrücktester Stimmung; aber dann, wenn es innerlich verarbeitet ist, wenn der Ausweg gefunden ist, dann lebt man wieder auf, dann... „Du brauchst mir das nicht erzählen“, unterbrach ihn Onkel Gustav, „ich hab' auch schon an Blähungen gelitten.“



Die neue Olympia-Kassette

vereint die beiden Erlebnis- und Ergebnisbücher, das berühmte Buch des Olympiastarter's Franz Miller „So kämpfte und siegte die Jugend der Welt“¹⁾ und das Winterolympiabuch von Dr. F. Harster und Baron P. von de Fort, „Kampf und Sieg in Schnee und Eis“²⁾ zu einem einheitlichen Ganzen. Es ist damit das einzige Werk, das Sommerolympia und Winterpiele zusammen enthält! Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit: Die festlichen Tage von Berlin mit den großartigen leichtathletischen Wettkämpfen, über die der Olympiastarter so eindrucksvoll berichtet, samt allen übrigen Wettbewerben und Veranstaltungen, auch der im Norden und Segeln in Grünau und Kiel — und dann die winterlichen Tage in Garmisch-Partenkirchen, wo die Jugend der Welt in Eis und Schnee um die Goldmedaillen frist. Über 200 Bilder in beiden Bänden ergänzen nicht nur das geschriebene Wort vortrefflich, sondern wirken auch für sich als Dokument und Nachergebnis. Reichsportfotograf von Tschammer und Osten schrieb dem Werk das Geleitwort.

Die vornehm ausgestattete Olympia-Kassette mit den beiden Olympiabänden ist eine hübsche Überraschung auf dem weihnachtlichen Gabentisch! Der Preis der Olympia-Kassette ist der gleiche wie der für die beiden in Leinen gebundenen Olympiabände zusammen nämlich RM. 9.60.

¹⁾ So kämpfte und siegte die Jugend der Welt (Die XI. Olympiade Berlin 1936) von Olympiastarter Franz Miller. 55 Zawi., 160 B. m. 124 Bildern. Leinen DM. 4.80. Auch einzeln lieferbar!

²⁾ Kampf und Sieg in Schnee und Eis (Winterolympiade 1936) von Dr. F. Harster und Baron P. von de Fort. 2. Aufl. 112 B. mit 81 Bildern. Leinen DM. 4.80. Auch einzeln lieferbar!

In allen Buchhandlungen zu haben! Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München

Lieber Simplicissimus

In den weltläufigen Räumen unseres Museums verlieren sich werktags die wenigen Besucher, so daß man sich wallbeglückend ganz seinen Betrachtungen hingeben kann; nur ab und zu huscht im Hintergrund ein Aufsichtsbeamter vorüber, deren es nicht allzu viele sind.

Eines Tages fiel mir auf, daß das Museum in der Hauptsache von jungen Menschen eines ganz bestimmten Alters aufgesucht wurde. Das schien mir symptomatisch für eine gewisse Aufgeschlossenheit und ich fragte deshalb einen der Aufseher: „Auf was konzentriert sich eigentlich in der Hauptsache das Interesse der Besucher?“ „Auf Ihre Begleiterinnen“, antwortete er lakonisch.

Obermaler hatte bereits vor dreieinhalb Jahren eine ausgezeichnete Partie gemacht und seinen Kollegen Bremsklotz schon wiederholt aufgefordert, sich mal seine Frau und vor allem seine erstklassige Wohnungseinrichtung anzusehen. Nun war Bremsklotz gekommen. Er fand an der Frau nichts Besonderes, aber die Einrichtung fasziniert. Das Wohn- und Esszimmer sah aus wie frisch aus dem Laden, so gut erhalten war es. „Wir essen und sitzen gewöhnlich in der Küche“, erklärte Obermaler.

Das Kinderzimmer sah aus wie geschleckt. „Die Kinder spielen auf dem Vorplatz“, bemerkte Frau Obermaler.

Auch das Herrenzimmer war in beinahe unberührtem Zustand. „Ich mache alle meine Arbeiten auf der Kücheveranda“, sagte Obermaler.

„Und wo schläfst du?“, fragte Bremsklotz, als er einen letzten flüchtigen Blick in das im unverschämtesten Hochglanz erstrahlende Schlafzimmer warf.

Klumpchen verbreitet sich gern über eindrucksvolle Themen. Neulich hatten es ihm die Verlobungsgesetze angetan. „Harlich!“, sagte er, „wie die Natur arbeitet! Wenn ich meine Ahnentafel betrachte, kann ich genau sagen: daher kommt meine kräftige Gestalt, daher meine Intelligenz, daher mein Durst, mein Drang in die Weite, meine instillbare Vorliebe für schöne Mädchen.“

„Das einzige“, seufzte sein Vater, „was du bis jetzt von dir aus beigeleitet hast, scheint mir die Faulheit zu sein.“

In dem württembergischen Amtsstädtchen F. befindet sich eine Stumpffabrik. In der sehr viele junge Mädchen Arbeit finden. Eine große Zahl von diesen, die in der Umgebung der Stadt wohnen, benutzen zur Hin- und Rückfahrt die Eisenbahn, die infolgedessen frühmorgens und am späten Nachmittag regen Betrieb aufweist. Besonders hat es den übermühten Fabrikmädchen die kleine Gestalt des Herrn Stationsvorstands angetan, der auch mit Hilfe seiner roten Mütze leicht größer erscheint. Wenn dieser Herr den Zugdienst hat, muß er immer wieder den Scherz der Mädchen ertragen, ohne sich dagegen wehren zu können. Eines Tages, wenige Augenblicke bevor der Lokomotivführer das Bereit-Zeichen winkt, rufen die Mädchen dem kleinen Herrn Stationsvorstand, der mit der Scheibe in der Hand wartet, die Frage zu: „Wie groß ist Bubi?“

Inzwischen ist die Abfahrt des Zuges freigegeben, und er reckt — seiner Dienstvorschrift entsprechend — die Scheibe über den Kopf, um das Fahrzeichen zu geben. „So groß ist Bubi“, tönt es

dann über den Bahnhof, während der Zug sich in Bewegung setzt.

Theobald traf in der Nähe des Bahnhofs abends ein Fräulein und es gab sich, daß sie miteinander ins Gespräch kamen und dann ganz zufällig den nahen Anlagen zusteuerten. Dort gingen sie einsame Wegchen und Theobald erzählte dem Fräulein, wie er geartet sei an Leib und Seele. Und daß er es, wenn ihm schon einmal ein Mädchen gefalle, verflucht ernst meine. Er sei durchaus nicht so einer, der auf gewaltsame Eroberungen ausgehe und gleich mit der Tür ins Haus falle. O nein! Bei seiner leider verstorbenen Braut habe es zum Beispiel mindestens sechs Wochen



gedauert, bis sie die ersten Küsse getauscht hatten.

„Denn tut's mir leid“, sagte das Fräulein antwortend, „In anderthalb Stunden geht mein Zug.“

Rotsiegel-Krawatten vereinen Schönheit und Qualität

Elly Petersens Hunde- und Katzenkalender ist ein ganz entzückender, durch und durch künstlerischer Wochenabreißkalender für den Tierfreund! Jede Woche greift ein neues, wunderschönes Hunde- oder Katzenbild von der Wand, begleitet von kurzen Hinweisen über Rasse, Aufzucht und Pflege unserer vierbeinigen Hausgenossen, kleinen Tiergeschichten oder Aussprüchen deutscher Dichter über die Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Der Jahrgang 1937 ist wiederum vortrefflich gegliedert: Hunde und Katzen aller Rassen geben sich auf den Kalenderblättern ein friedliches Stelldichlein, spielen und scherzen mit jungen Menschenkindern, zeigen sich als treue, dienstfertige Helfer, als Beschützer des Menschen, als Freund und Trostler Einsamer, Verlassener! Ja, sogar die Freundschaft zwischen „Hund und Katz“ erweist sich als wenig fälschlich, erfahren wir doch von vielen echten Tierfreundschaften. Eine so liebevolle und frohliche Stimmung strahlt Elly Petersens anmutiger Hunde- und Katzenkalender aus, daß jedem das Herz aufgeht! Ein reizendes Geschenk! Der Kalender kostet mit 55 künstlerischen Fotos und großem Fotowettbewerb RM. 1.95. Jede Buchhandlung führt ihn!

Verlag K. H. & H. H. G. m. B. H. München



Wißt Du Weinbrand
edler Rasse wähle

MACHOLL

SONDER-
KLASSE

Fräulein Bumm / Von Lilly Frick

Doktor Möller ist Lehrer am städtischen Technikum. Er gibt dort seine für jedes Schuljahr festgesetzten Unterrichtsstunden, außerdem schriftstellerisch ein wenig für die Fachpresse, und Familie hat er natürlich auch, Frau, zwei Kinder. Alles so, wie man sich's für einen wohlbestallten mittleren Beamten denkt. Da seine Gattin gelegentlich Zuschüsse von zu Hause erhält, konnte man sich außer einer hübsch eingerichteten Wohnung auch ein Wochenendhäuschen im Vorgebirge leisten, in dem man mit den Kindern die Ferien verbringt. Früher, in den ersten Jahren, war das anders, da hat das junge Paar im Sommer eine Reise gemacht. Aber selbst die Kinder da sind — nicht wahr?

Wenn so mancherlei sich langsam wandelt, der Mann nach je drei Jahren seine Gehaltszulage bekommt, die Frau ein bißchen rundlicher und bequemer wird, die Kinder in die Länge und ins Geld schließen, je nun, das bringt die Zeit mit sich, niemand fällt es ein, sich dagegen aufzulehnen. — Aber daß Doktor Möller diesen Sommer mit seinen Schülern in ein Ferienlager ging und dafür im Winter außergewöhnlichen Urlaub bekam, das kramte sozusagen die Möllersche Weltordnung um und versetzte Familie und Verwandtschaft in Aufruhr.

Im Winter, hat man so was schon gehört! Was soll einem da Wochenendaus und Gärten, wenn's draußen stürmt und kalt ist und man am liebsten am warmen Ofen sitzt! Nicht einmal Schnee ist da zum Wintersport, nein, die Frau würde sich auch nicht mehr dazu aufschwingen, und hat der Junge nicht Schule, das Töchterlein

liegt obendrein mit Erkältung zu Bett. Keine vernünftiger Mensch kann mit diesem Sonderurlaub im Winter etwas beginnen.

Doktor Möller bleibt inmitten der Flut verwandtschaftlicher Vorschläge, verworfen und neu aufgenommener Gelassenheit. Eines Tages erklärt er dann, er werde ins Gebirge fahren. Jawohl, ganz allein. Keine Touren und dergleichen. Auch die Bücher bleiben zu Hause. Nichts, als die Nerven einmal ausspannen.

In Tölz steigt Möller aus dem Zug und begibt sich auf Suche nach Unterkunft, wobei er die üblichen Hotels und Gasthöfe schnode übersieht. Ein kleines hochgiebeliges Haus am Waldrand schwebt ihm vor und wirklich, als er eine Viertelstunde etwa mit seinem Kofferchen in der Hand die Straße entlang gewandert ist, scheint sein Wunschtraum Wirklichkeit geworden.

„Pension Waldesruh“. Er läutet. Eine alte gepiegte Dame öffnet und fragt, ob der Herr von Doktor Hubner empfohlen sei, Kropfoperation oder etwas mit den Stimmbändern?

Nein, mit Kropf kann Doktor Möller nicht dienen, aber vielleicht ein Zimmer frei sei, am liebsten ganz oben unterm spitzen Dach.

Die Dame lächelt. Später, nachdem Möller in Pension Waldesruh geworden ist, glaubt er dies Lächeln (nachträglich) zu verstehen: nicht nur der einzige ohne Kropf oder Halsleiden, er ist hier überhaupt der einzige Mann unter mehr als einem Dutzend Weiblichkeit, die weiße Angarekete und die Möpsin noch gar nicht mit eingerechnet.

Mit guter Laune flücht Doktor Möller sich diesem Befund. Wie ein Schoßhündchen läßt er sich von den Damen mit Keks und Süßigkeiten füttern, er lauscht ihren Gesprächen, die zum Teil im Flüsterton geführt werden; denn der Arzt hat äußerste Schonung angeordnet.

Zur gemeinsamen Mahlzeit erscheinen noch ein paar neue Gesichter. Ein großes blondes Mädel gefällt Möller besser als die anderen, er setzt sich mit ihr zu Tisch.

Auch eine Patientin des Halsdoktors, erfährt er, Rheinländerin, weilt zur Erholung hier.

„Wie gefällt's Ihnen hier, Herr Doktor, wundervoll, nicht wahr? Die Berge im Schnee, die stillen abgelegenen Täler, die endlosen Tannenwälder, man kann prächtige Wanderungen machen. Bisher fehlte mir leider immer der passende Anschluß. Wenn Sie Lust haben? Vielleicht könnten wir 'mal zusammen bumm!'“

Mit diesem sonderbaren Ausruf springt das Mädel vom Tisch auf und rennt aus dem Zimmer. Was ist denn? Ist ihr schlecht geworden? Der Nachmittag vergeht, ohne daß Möller eine Aufklärung zuteil wird.

Abends erscheint die Rheinländerin wieder und setzt sich an seine Seite, harmlos und lustig, als wäre nichts gewesen. Und dann plötzlich wieder, mitten im Satz: „Bumm!“ — Hin aus der Tür! Hat er vielleicht irgend etwas getan, was sie kränkte? Immerhin eine sonderbare Art, darauf zu antworten. Übrigens entsinnt er sich nicht, etwas gesagt zu haben. Munter ging ihr Geplauder, er brauchte nur dazusitzen und zuzuhören. Und dann erfährt er: ihre Stimmbänder sind noch

Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUNI SOUVILLE!

Von Hermann Thimmernann

„So war eine Schlacht vor Verdun!“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Ausschnitt aus der furchtbarsten Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 143 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERNS HIMMEL

Von Oberst Bodenschütz

Die 16 Kampfmomente des Richtofengeschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte!“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

...UND BITTEN WIR SIE...

Von Oskar Jancke

Was für arme Sprachlinder sind wir doch alle — ganz gleich ob geleht oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufs- oder daheim! Hier ist zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenpiegel vorhält. Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50, Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Bastian Schmid

Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuchstiere — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN

Von Elly Petersen

Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPF UND SIEG IN SCHNEE UND EIS

Von Harster und Le Fort

Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschienenen in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KAMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller

Der Olympiastarter gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit! Mit einem Vorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch schenkte dir deine Mutter, Bücher erschlossen dir die Welt, sie formten dein



Bücher, dein Wissen so geistig reicher — ja geistig und allen Das Leben verlangt das Buch.



Darum laß dir schenken und schenke deinen Lieben, deinem Kind, deinem Kameraden.

In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

nicht in Ordnung, sollten eigentlich sehr geschont werden, daher ihr Aufenthalt in der abgelegenen Waldesruh. Aber das Frühelein spricht nun 'mal gern. Wenn gar ein Mann auftaucht, ein offenbar gebildeter, angenehmer Vertreter seines Geschlechts, wer kann es ihr verargen, daß sie dem ärztlichen Verbot trotz und ihrem Mitleidsbedürfnis fröhnt, solange noch ein Ton in ihrer Kehle steht? Dann allerdings, wenn der Augenblick des Versagens kommt, schicksalsergeben, gleichzeitig sich selbst verspöttelnd und den Partner um Entschuldigung bitend: „Bumm!“ Als stumme Leidenschaft mag sie nicht am Tische sitzen und läuft davon.

Doktor Möller fühllich hingezogen zu „Fräulein Baumb“, er kann sie in Gedanken nicht anders mehr nennen. Die Tatsache, daß ihr Redefluß plötzlich versiegen wird, unerwartet, vielleicht an ganz ungeeigneter Stelle, ist seltsam und reizvoll. Jeder glücklich vollendete Satz gewinnt dadurch an Bedeutung wie ein Geschenk, von dem man fürchtet, es wieder zu verlieren. Und Doktor Möller verliert in Waldesruh viele Stunden gemeinsam mit der Rheinländerin, schöne und angeregte Urlaubswochen.

Als er wieder zurückgekehrt ist zu Frau und Kindern, wieder eingereiht in den Pflichtenkreis seines Berufes und sonstigen Lebens, denkt er oft noch mit leiser Rührung und wehmütiger Erinnerung an Fräulein Bumm.

Sie schreibt ihm einmal eine Ansichtskarte von den Bergen und später eine aus Köln, worauf sie mitteilt, daß sie völlig geheilt nach Hause zurückgekehrt sei.

Vollig geheilt, denkt Möller, also normal, wieder ganz so wie alle Frauen und Mädchen? Nichts mehr hemmt ihren Redefluß und kann sie daran hindern, im entscheidenden Augenblick das letzte Wort zu haben. Nie mehr wird sie, mit einem halb lustigen, halb kläglichen Blick, „Bummi“ sagen und ihren Partner mit einem stillen Seufzer — Mitleid oder Erleichterung? — zurücklassen.

Schade. Das Bewußtsein, daß es ein Fräulein „Bumm“ gab, war irgendwie schön und tröstlich. Das geheilte Mädel interessiert Doktor Moller nicht im geringsten.

Das Vorbild

Im Bahnhofsrestaurant sitzt eine bledere Mutter mit ihrem Sproßling. Er ißt ein wenig gierig und nicht gerade schön. Die Mutter ermahnt ihn:
„Du frißt schon wieder wie ein Schwein, Rudi; bedenke doch, daß dein Onkel Akademiker ist!“

Unterwegs

(Max Heise)



„D' Mannsleut san halt fein in der Stadt, net eso rauhbautzig!“ - „So - und ham
net a einzige Kuahl! Und muaß d' Milli im Haferl über d' Straß' herholn!“

..und bitten
wir Sie..

Ernsthafte und heitere Glossen
zur deutschen Sprache
von Oskar Jancke

Was für arme Sündgeschöpfe sind wir doch alle — ganz gleich ob gelebt oder ungelebt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder dabeim! Hier ist einer, der uns mit Gell, Woll und Fronte den Sündenpiegel vorhält auf eine neue und wirkame Art! Ein nährliches und wahrlich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist, das besser stimmt und befehligt! — Das Deutsche Spielplatzmagazin urteilt: „Wir halten das Buch für ein geeignetes, allen Lesenden, besonders Schülern unserer Zeit wohlthuendes, und empfehlen es als Klavier- und Schachspiel des Raucherens zu ergötzen.“ — Mark. 2,50. Finnen 3,20 Mk. In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München

Vertrauen
gegen Vertrauen!
Sie bestellen
bei uns...



Armband-Uhr
für Herren oder Damen
mit einem laufend
Moderne Formen
Gehäuse echt Silber
oder Chrom-od. stark

verkauft mit 5 Jahre
Garantie für Vergold
schende Ihre Goldsch
für nur RM 15.-
1. Teilzahlung -
5 Monatsraten
von Gold...

Lübeck
Königsstraße 78

Gratis

Tischbillard
Barockale Eiche 8

Empfehlenswerte Gaststätten in Berlin:	
Kottler Zum Schwabenwirt Moltstraße 31 Die original-süddeutsche Gaststätte	Kottler zur Linde Marburger Straße 2 an der Tauentzienstraße Das Berliner Künstler Lokal

Gallensteine Nahrungsergänzung **Axy-Tee** wohlschmeckend, leicht verdaulich

Haut-  Kraft Gratis
 Krankheiten
 für schwache Männer u.
 Verjüngung der Frauen
 u. Mädchen. Besuchen Sie
 Hykes, Berlin W 2 P 1

Bücher

GRATIS

Gummi-Industrie
K. H. H. & C.
Berlin W 30 37

30 000 vertriebt
Bristolmark 1/10 Pf
im. Prap. o. Prater
Marken-Schneider.
Karlshaus 1/10

Neumarkt by

Unsere verehrten Leser
bitten wir hoflichst, bei Anfragen oder Bestellungen

sich auf den „Simplicissimus“ zu beziehen

2 Pf. aussie jede Marke, welche Sie ohne in Anspruch nehmen auf
meine Einheits-Auswahl annehmen. Bitte den
geg. Stempel mit dem Namen des Herstellers. Hamburg, No. 111

Kneifen und Reizen
schreien und lärmen – Was sagt aber Vater dazu? – Er arbeitet ungestört, er hat
OHROPAX-Geräuschschützer OH
Schacht, m 6 Paar formbar Kugeln RM 19
überall erh. Und wie lange man damit reich

Für nur
8.75 monatl.
RM



Jugend und Kraft

konter zurück durch Salizin-Tabletten.
 Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung, sex. Neurasthenie werden beseitigt. Zu haben in den Apotheken.
 Ausk. kostenfrei durch Akt.-Ges. Hormona
DUSSELDORF — GRAEFENBERG 110

Umsonst

Korsetts, auch für Herren,
Büsten nach Maß, seidene Damen-

Potential-Tabletten für Männer

Dr. S. Rix & Co., Düsseldorf 53

NeueSpannkraft. Lebensfreude
erzielte Herrsch. sofort. Wirkg. d. anerkannt
bewährten **Hormon-Krem.** Tube für
30 x Gebr. M. & 50 frko. Nachs. Prosp. geg.
Rückp. Beat. Sie noch heute! Sie haben mehr

MASSKORSETTS
auch (Herren, auch Leder Hosen-
korsetts zur Figurverbesserung.
Kunstl. Samtband, 1,10 DM. Da-



„So, so, das Fräulein Sylvia möchten Sie sprechen! Ein Kavalier bringt aber ein paar Blumen mit!“ — „Die hab' ich nicht, aber die Rechnung für die Lorbeerkränze vom November!“

Pünktliche Reaktion

Ein Weldgenosse besucht einen Freund, der ein schönes Auerwildrevier hat, und er äußert recht aufdringlich den Wunsch, daß er zu gerne auch 'mal Auerwildbret essen möchte. Der Freund zuckt die Achseln, aber der Gast besteht darauf, daß seine lukullische Neugierde befriedigt werden möge, und so kommt der vor etwa fünf Tagen vom Revierinhaber erlegte fünf- bis sechsjährige Hahn auf den Abendtisch. Am nächsten Morgen fragt der Hausherr den Gast zuerst nach dem Befinden und wie der Auerhahn bekommen sei. „O gut!“, sagt der Gast, „nur so gegen vier Uhr

morgens spürte ich ein sonderbares Knurren im Magen.“ Darauf der Gastgeber lachend: „Um vier Uhr? Das war seine Zeit, da hat er immer geworgt!“

Fundstücke

Unter dem Titel: „Ein Kulturbild aus Biedermeiertagen“ lesen wir im „Holzmindener Täglichen Anzeiger“:

„Auch noch ein anderer Zweig der Familie X. bewohnte unsere Stadt, nämlich der Kaufmann J. D. X., der ein ziemlich ausgedehntes Speditionsgeschäft unterhielt und dessen Waren meistens

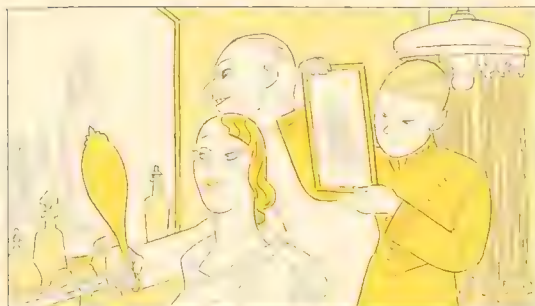
auf der Weser in eigenen Schiffen nach Bremen verfrachtet wurden. Unter Benutzung der eigenen Wasserkraft legte er auf der Altendorfer Feldmark eine Blankschmiede an, waren heute noch der Name X.-Hammer erinnert.“

*

Aus der „Burglengenfelder Zeitung“: Am letzten Samstag fuhr ein Kleinauto in der Nähe der Rohrbacher Brücke mit solcher Heftigkeit an einen Telefonmast, daß der Mast in der Mitte gesplittet wurde. Die Telefonverbindung nach Kallmünz war dadurch gestört. Die beiden Insassen kamen mit gebrochenen Kottfägeln gut davon.

Wege zur Schönheit

(Karl Arnold)



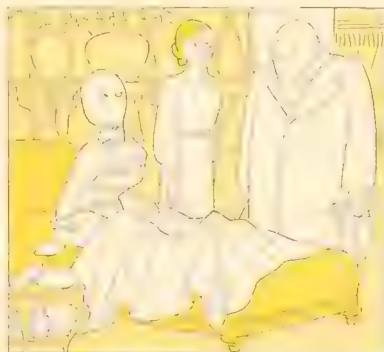
„Nun, was sagen Gnädigste zu diesem Typ?“ — „Entzückend!
Ich kenne mich selbst nicht mehr — und dabei soo ähnlich!“



„Huch! Ich wittere im Parkett n' ganz apertes Parfüm!“
— „Fehlzeige! Hab'n paar Doppelkorn jonehmt!“



„Müssen schnell weg, Elfriede, deine
Wangen sind wieder heruntergerutscht!“



„Nun, überzeugen sich Herr Geheimrat selbst, daß
es unmöglich ist, Frau Geheimrat zu sprechen.“



„Wat staunste denn? Dein Frisör hat dir
wohl die Augenbrauen zu hoch jezogen!“



„Hast dir lassen operieren die Nase,
aber du bist halt noch und noch mieß!“



Aufregung im Foyer
„Schwarz!! Platterdings kohlschwarz!! Die muß natürlich immer was Besonderes haben!“

Die lächelnde Maske / Von Hans Breiteneichner

(Fr. Blisk)



Ich zweifelte niemals daran, daß mein Freund Corder einen starken Willen besitzt. Er liebt nicht viele Worte, er handelt, und sieht der Gefahr ins Auge. Vor sechs Monaten erst heiratete er. Er ist jetzt knapp dreißigjährige Jahre alt, seine Frau heißt Jerri und weinte, als sie nach einem Jahr schon wieder die Kunstgewerbeschule verlassen mußte, in die sie, sechzehnjährig, eingetreten war. Aber Corder wünschte nicht, daß Frau Corder noch zur Schule geht. Er hatte andere große Wünsche. Er war kein Freund der großen Stadt, und als er zufällig in einer Zeitung die Abbildung eines Wohnwagens entdeckte, wie er seit neuester Zeit in England, dem Auto angehängt, als Wochenendaufenthalt dient, entschloß er sich, einen Wohnwagen zu besitzen. Er hatte eine Stellung als Konstrukteur in einer Autofabrik, er baute sich den Wagen selbst. Mochte Corders Freizeit noch von anderen Arbeiten beansprucht worden sein oder das unvollkommene Vorhandensein der notwendigen Mittel für das Material den Bau gehemmt haben, jedenfalls — das Wochenendhaus auf Rädern wurde erst fertig, als der Winter vor der Tür stand. Trotzdem wollte Corder noch eine Probefahrt unternehmen, und dazu lud er mich ein. Als ich bei Corders eintrat, bemerkte ich sogleich, daß Jerri geweint hatte. Und weil Corder und ich mit der Nase schon knapp über den Tisch reichten als Jerri noch in Windeln lag, und auf diese Zeit noch unser gemeinsames Erinnern zurückgeht, war man keinesfalls dazu geneigt, die erste eheliche Auseinandersetzung vor mir zu verbergen. Nach Jerris Darstellung handelte es sich um eine sehr wertvolle und schöne Gipsmaske (von Jerri eigenhändig, zarten Händen geformt), die Jerri, während Corder im Büro war, zur Ausschmückung an der Wand im neuen Wohnwagen aufgehängt hatte. Wie

ich aus Corders Worten entnahm, handelte es sich um eine große, schwere, und deshalb einfach unmögliche Gipsmaske, deren Entfernung aus dem Wohnwagen Corder strikt gefordert hatte, als er nach Hause gekommen war. Denn, wie er mir noch darlegte, war er bei der Konstruktion des Wagens darauf bedacht gewesen, ihn an Gewicht so leicht wie möglich zu bauen, so daß Jerri's Maske geradezu wie ein Hohn an der Wand sich ausnahm. „Und wie habst ihr euch geübt?“, fragte ich neugierig.

„Geübt? —“ sagte Jerri mit Tränen in den Augen, „— Ich mußte die Maske wieder von der Wand nehmen!“ „Und dabei bleibst es“, stellte Corder zufrieden fest. Wir begannen dann unsere Fahrt. Überall wo wir hielten waren wir von neugierigen Bewunderern umlagert. Ich muß gestehen, ich selbst war stolz auf den Wohnwagen, als hätte ich ihn erbaut. Wir fuhren abwechselnd, einmal saß Corder vorne im Auto am Steuer, dann wieder ich, und auch Jerri wechselte zuweilen mit ab. Wir parkten zu Nacht auf einer großen Wiese. Am Sonntag Morgen frühstücken wir, in dicke Mäntel gehüllt, im Freien. Es war sehr schön, und wir versicherten einander ein wenig zügellos, daß es auch im November noch ganz annehmbar warm sei. Auch Mittag aßen wir im Freien. Jerri hatte auf dem Benzinofen im Wagen Koteletts bereitet, es gab Preiselbeeren dazu und abschließend heißen Kaffee. Es ging uns sehr gut — nur Jerri war nicht

ganz so fröhlich wie sonst, die Niederlage mit der Maske schien sie noch ein wenig traurig zu stimmen. Corder war in einer um so besseren Stimmung, und während er behaglich seinen Kaffee schlürfte, dabei abwechselnd bald zu den kahlen Ästen der Bäume aufschaute, als hingen sie voll Blüten, bald seine Blicke nach dem Wagen lenkte, wie wohl ein Raubritter in vergangenen Zeiten seine sichere Burg betrachtet haben mochte, konnte man ahnen, daß er in diesem Augenblick zu allem fähig war. Und er war es.

Die Probefahrt schien ihn in so hohem Maße befriedigt zu haben, daß er wohl dachte: Maske hin, Maske her, die Steuerung ging so leicht, daß der Wohnwagen auch diese Belastung noch verträgt, wenn nur Jerri wieder lacht. Und er sagte leise und sanft: „Jerri, wir wollen die Maske doch wieder aufhängen.“

Jerri lächelte unsagbar erlöst. Wir hatten den Kaffee ausgetrunken, und Corder und ich wollten vor der Rückfahrt noch im kleinen Umkreis ein wenig strolchen. Jerri ging mit dem Geschir zum Wagen. Und während wir ihr nachschauten, sagte Corder stolz: „Offen gestanden, Jerri wird von Tag zu Tag vernünftiger. Ich hatte gestern nicht erwartet, daß sie die Berechtigung meines Wunsches, die Maske von der Wand zu nehmen, verhältnismäßig so rasch einsehen würde.“

„Sie hat sich gefügt!“, sagte ich anerkennend. „Und das, wenn man bedenkt, daß Logik nie ihre Stärke war!“, lächelte Corder. „Sie ist ein Mädchen!“, sagte ich begütigend, „verzeihe, eine Frau. Und vergiß nicht, sie ist sehr schön!“

Wir wurden durch Laute unterbrochen, die zweifellos aus dem Innern des Wagens kamen; sie klangen wie harte Schläge.

Corder stürzte auf sein Heiligtum zu, um es zu retten, bevor die Schläge es vernichtet haben würden. Und ich hinter ihm nach.

Wir sahen Jerri mit anmutsvoll erhobenen Armen, und von ihren zwei zarten Händen umfaßt, eine große Maske aus Gips.

„Jerri!“, schrie Corder beinahe drohend. Und gleichzeitig bohrten sich seine Blicke in eine weißtöne leere Schublade, in der zweifellos die Maske bis vor wenigen Sekunden geschlummert hatte.

„Du erschreckst mich!“, sagte Jerri überrascht. Und als sie die Maske an dem großen Nagel in der Wand eingehakt hatte, ahnungslos zu Corder gewandt, sagte sie noch mit leiser klagender Stimme: „Du hast doch gesagt, wir wollen sie wieder aufhängen.“

Ich sah inzwischen die Maske an, und stellte fest, daß es eine lächelnde Maske war. „Sie lächelt!“ sagte ich laut und bewundernd.

„Wahrhaftig!“, sagte Corder, „sie lächelt!“. Und dann lächelte auch er.

Auf dem Turme / Von Hans Leifhelm

Aufwärts gehen unsre Schritte
An des Abgrunds schmalem Saume,
Kreisend um die leere Mitte
In des Turmes schlanken Raume.
Zum Gefang erhebt die weiße
Stimme über uns der Wächter,
Von den Eulen im Gefälle
Kommt gespenstisches Gelächter.

Eng sich die Spiralen drängen,
Wo wie Fische in der Reuse
Regungslos die Glocken hängen —
Ihr die Uhr tickt im Gefühle.

Schwankend tragen uns die Bohlen,
Eine Pforte geht ins Freie,
Nah sind uns im Reich der Dohlen
Ihre Flüge, ihre Schreie.

Häusermassen dunkel drohen
Unten, wo die Schatten moderner,
Wo die Pappeln nur, die hohen,
Mit uns auf zum Himmel loben.

Unser Blick faßt unermessen
Ausgespannte Wolkenrunde,
Und ein trunkenes Vergessen
Hebt zur Ewigkeit die Stunde.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HUBSCH, G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf., Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10, Anzeigenspreise nach Preistabelle. Druck: 19. 1934. O. A. III. VI. 54. 11415. Auflage einer Nummer 72.000. Unverlangte Zusendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag, München, Sendlinger Str. 80. Fernruf 1294. Postfachkonto München 5920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Immanuel Moraw. Wien 1, Wallzeile 11.

Don Quichottes Rechtfertigung

Karlheim Schütz



„Stell' dir vor, Sancho Pansa, das gute Spanien hat mich einen Narren gescholten, weil ich vor Jahrhunderten gegen böse Fabelwesen kämpfte und nun sind sie rote Wirklichkeit!“

Auch ein Hinderungsgrund

(Eduard Thöny)



„Nö, meine Frau ist nicht mitgekommen! Autos sind ihr lieber, jede Saison 'ne neue Farbe. Wenn's nach ihr ginge, müßte ich die Gäule egal umfärben lassen!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Das passende Geschenk

(Edward Thöny)



„Schau nur, schau, was für 'ne entzückende Babyausstattung! Na, so was nettes!“
„Aber Otto, bleib' doch bei der Sache! Was soll denn Großpapa damit anfangen?“

Die Kreissäge und andere Überraschungen

Man soll diesen Wochen vor Weihnachten nichts von ihrer Possa nehmen. In tausend Feuilletons und Lokalspitzen weben und wispern sie, und wie Rauschgold zischen die Füllfederhalter eiliger Vorweihnachtsartikel-schreiber über das Papier, und geheimnisvoll klappert die Schreibmaschine vom Christkindl und vom Nikolaus: „Schon unsere Ururvorfahren —“ und im Konversationslexikon sieht man unter Wintersonnenwende nach.

Ach, wie lieblich und flüchtig ist die schöne Vorweihnachtszeit zu schildern! Da läßt man die weißen Flocken nur so durch die Straßen wirbeln und tanzen, fügt lustige Schlitten mit ihrem Geklingel dazu, und Rauhreif spinnt um jedes Zweiglein und jedes Vollbärtlein. Lange Eiszeipfen läßt man von den Dächern und von den Rotznäschchen hängen. Das ganze Land ist wie eine Ansichtskarte, auf der ein kleines Dörfchen tief verschneit und mit Lichtern in den Fenstern sich zwischen die Hügel duckt, und darüber wünscht ein golden gesungener Aufdruck fröhliche Weihnachten. Dazu fügt man die hellerleuchteten Schaufenster der Großstädte, vor denen pelzverbrämte, anregende Frauen- und Mädchengestalten sehnsüchtig nach all den Herrlichkeiten schauen, während die Männer Inzwischen der Weihnachtsgratifikation entgegenfiebeln.

Nun, diese freundliche Vorweihnachtsstimmung soll nicht beschattet werden, und wir wollen die wirbelnden Flocken nicht verwässern und den Pegel des Matsches auf den Straßen kaum über die Fußköchel steigen lassen. Übrigens gibt es ja die vorzüglichsten Gummischuhe, die sicher auf jedem Gebenitisch unbeschreiblichen Jubel hervorufen.

Ich weiß, ich weiß, alles ruft hellen Jubel hervor, wenn wir den Anpreisungen der blinkenden Schaufenster glauben dürfen. Hier wird uns zugerufen: „Schenken Sie Ihrer Herzzallerliebsten eine der neuen, so überaus praktischen Kreissägen. Sie wird Ihnen feuchten Augen dafür danken. Kein Haushalt soll künftig mehr ohne Kreissäge; denn mit ihr zieht Wohlstand und Zufriedenheit in das Heim!“ So ähnlich heißt es doch wohl. Oder es könnte auch lauten: „Wollen Sie Ihrer Frau etwa die ganze Weihnachtsfreude verderben und ihr durch Nichtüberreichung unseres neuen Orangenenkerners „Orang-Utan“, nach dem ihr ganzes Sinnes und Trachten steht und ohne den sie sich das Fest der deutschen Familie überhaupt nicht mehr vorstellen kann, die Lust und Liebe in ihrem Beruf als Gettin, Hausfrau, Mutter verkehrt? Nein, wir wissen es, der Lichterglanz wird sich auch bei Ihnen in unserem tadellos verchromten „Orang-Utan“ widerspiegeln und jenes Leuchten der Dankbarkeit für Erfüllung langgehegter Wünsche in den Augen Ihres Herzensschatzes schlagartig hervorzuzaubern.“

Ha, in mir regt sich ein Verkaufsdirigent, ein Werbefachmann, ein Weihnachtengel der Propaganda, ein Schutzengel von Ehemännern, Brüdern und Freunden, die sich im geheimen das Gehirn zermartern. Sie alle haben den Ruf vernommen, daß Schenken die größte Freude bedeute, daß

Geben seliger sei denn Nehmen. Nun stehen sie da und erforschen ihr Gewissen: was schenke ich? Ach, es fällt ihnen einfach gar nichts ein, ich weiß es. Sie bleiben vor einer Auslage stehen, aus der es entgegenruft: „Macht Freude mit Waschmaschinen!“, und sie starren in die Leuchtschrift, und vor ihrem Inneren Auge erscheint nur der entfernt verwandte Kommandierende General oder das Töchterlein der Hausmeisterin, denen Sie eine Freude machen könnten und scheuernd erkennen Sie, daß weder beim Onkelgeneral noch bei der kleinen Sofie hiermit die rechte Weihnachtsfreude ausgelöst werden könnte.

Ich weiß, mein Herr, Sie suchen etwas Passendes für Tante Veronika. Ich sehe es an Ihrem Irrsinn. Sie fühlen sich von den Weihnachtseufeln gefoppt, ihr Kopf ist wie ausgeliefert. Von all den herrlichen Dingen, den praktischen und den unpraktischen, die man deshalb Geschenkartikel nennt, kommt Ihnen nur eins in den Sinn, ein einziges von allen Erzeugnissen des Handwerks- und Gewerbetreibenden. Nein, mein Herr, Büstenhalter sind nicht das Richtige. Der Mann rast weiter durch die Straßen, von Versen verfolgt wie von Furies:

„Denken Sie an die trockenen Sommerzeiten.
Schenken Sie Schläuche in allen Weiten.“

Ein anderer schmettert durch die Straßen:

„Schenken Sie felgeslebten, frischgekürnten
Straßenschotter,
Er schont die Sohlen von Kindern,
Vater und Mutter.“

Schließlich kommt's ja nicht einmal darauf an, was man schenkt, sondern wie man schenkt, nicht ihr Gehalt macht's. Also nur zu, mit freudigem Herzen ein Zahnbürstlein geschenkt. Unter dem Lichterbaum zeugt's davon, daß einem wirklich nichts Besseres eingefallen ist, und das quer darüber gelegte Tannenzweiglein mit dem rosa Schleichtchen kommt auch direkt vom Herzen.

Foltzick

Tawohl! / Von Felix Riemfaffen

Der Vogel fliegt mit Vogelflügeln,
der Anzug hängt auf Kleiderbügeln,
die Engel sind bei Gott im Himmel,
und bloß der Mensch lebt im Gefämmel.

Ankommen mag er, doch nicht rennen,
verdammte verhaft ist Strapazierung;
er fagt, das müßte die Regierung,
derweil er schläft, von selber können.

Der Ziegenbock beforgt das Meckern,
die Meckerei ist seine Art,
und dabei hat das ganze Meckern
allmählich schon so'n langen Bart.

Zweck und Sendung des heiligen Nikolaus



Ein Sack voll Nüsse und die Rute
symbolisieren, daß der Gute,
der teils erfreut und teils erschreckt,
beim Menschen zweierlei bezweckt:

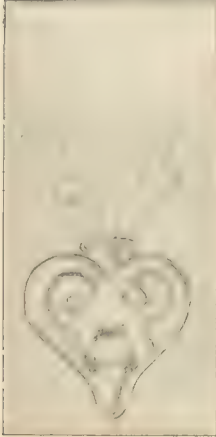
Er will uns mit der Rute züchtigen,
um uns so sittlich zu ertüchtigen;
denn meist kommt man der Lumperei
nur a posteriori bei.

Der Prozedur folgt als Erweiterung
die Morgenröte inn'rer Läut'ung,
in deren Glanz das Herz sich dehnt
und heiß sich nach dem Guten sehnt.

Das Gute aber sind die Nüsse,
die man — sagt Niklaus — knacken müsse,
weil nämlich nur, was mühsam geht,
als förderlich in Frage steht.

— So sei's denn kecklich unternommen,
den süßen Kernen beizukommen . . .
Ich wünsche allerseits Sukzeß
und Zähne ohne Karies!

Ratelöstr



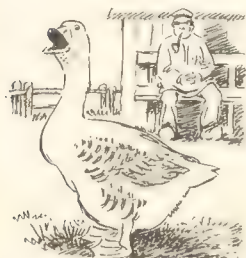
Der Wunschzettel

(frisch Schilling)



„Na, Inge, hast du auch all' deine Wünsche aufgeschrieben?“ — „I wo! Es gibt ja schließlich noch etwas, das einem der beste Weihnachtsmann nicht erfüllen kann!“

Eine Gans für acht Köpfe / von GÖRGE SPERVOGEL



Was tut Wellem Dührkopp den lieben Tag lang?

Er geht mit der Sonne ums Haus. Nach dem Kaffee sitzt er auf der Morgenbank, nach dem Frühstück auf der Bank an der Tür, nach Mittag auf der Bank unterm Busch, nach der Vesper auf der Milchmerbank und am Abend wieder auf der Bank an der Tür. Wellem Dührkopp kann sich das wohl leisten. Was soll ein alter Mann nicht in der Sonne sitzen und seinen Tabak wegschmökern? Das soll er gern, wann er den Hof seinem Jungen abgegeben hat. Aber Wellem sagt, erst soll ihm einer zeigen, daß es bessere Köpfe gibt als seinen, dann will er den Altenteil-Vertrag gern unterschreiben.

Ein warmer Spätherbst, über dem Bach jenseits der Straße beginnen die Mücken in Schwärmen zu tanzen, Mücken im Dezember. Sie tanzen über den Gänsen, die am Ufer umherstehen und ihr Gefieder putzen. Vadder Hickfank, der von der Arbeit auf seinem Rade den Sommerweg entlangkommt, weiß, was nun geschehen wird. Er sieht zur Seite: der alte dicke Dührkopp sitzt auf der Milchmerbank und tut so, als gehöre ihm kein riesiger grauer Gatter, vor dessen Flügelheben jeder Hund im Dorfe ausreißt, und als vernähme er nichts davon, wie er nun mit Zischen und Trompeten auf den kleinen Hickfank losgeht. Indem kommt schnell und leise ein glanzvolles, prächtiges Auto heren, sein Horn brüllt auf, daß der Gatter zusammenfährt und den Redfahrer nur noch eben schnell in den Schuh zwickt, um sich nun unter dem Geschrei aller Gänse dem neuen Feinde entgegenzusträuben. Wieder brüllt das Horn, die Bremsen kreischen auf. Der Gatter will aufliegen, die mächtigen Flügel rauschen durch die Luft und klatschen an den Leib, dazu läßt er aus seinem vorgestreckten Halse ein Geräusch entstehen, als träfe eine Kreissäge plötzlich auf einen eisernen Ast, und denn ist der Ast durchgesägt und der dicke graue Gatter vollständig tot und beim Halse überfahren.

Wellem Dührkopp — hat er nichts gesehen und gehört? Alles, und Hickfank muß Zeuge sein, der kleine, bedeutungslose Hickfank mit seiner Kate voller Kinder, ein Wunder, daß Dührkopp ihn überhaupt mit Namen zu nennen weiß.

„Nicht meine Schuld“, sagt der Mann, dem das funkelnde Auto gehört, „Gänse haben auf Autostraßen nichts zu suchen.“

„Sollen sie darüber wegliegen?“, schreit Wellem, „oder wie sollen sie zum Wasser kommen?“ „Über die Straße, meinewegen. Aber schnell und unter Aufsicht. Zudem ging das Tier auf den Wagen los. Übrigens auch gegen diesen Herrn hier.“ „Gegen Hickfank? Den kannte er. Dem lief er aus Bekanntschaft immer nach.“

„Ja, ja“, brummt Hickfank und reibt die Fußspitze an seinem Bein.

„Einerlei. Die Gans hat sich gegen meine Wagen geworfen, und dafür kann ich nichts.“

„Sich selbst gegen den Wagen geworfen? Hickfank, hat sie sich gegen den Wagen geworfen? Hickfank!“

„Hier war ich“, sagt Hickfank, „und er, der Gatter, meine ich, hier. Und der Wagen kam so. Da wußte er wohl nicht, wo er hin sollte, der Gatter, meine ich, und da hätte er höchstens —“

„Ich habe keine Zeit“, unterbricht ihn der Herr. „Behalten Sie Ihren Gatter. Hier haben Sie drei Mark für den Schaden. Ich betone aber, daß ich schuldlos bin und der Bursche verdient hat, was ihm geschehen ist.“

„Was soll ich denn damit?“, sagt Wellem Dührkopp und versetzt dem Gatter einen verächtlichen Tritt. „Fünf Mark, dafür können Sie ihn mitnehmen.“

Hickfank läuft das Wasser im Munde zusammen. So eine Gans für fünf Mark! Was für ein Braten!

ten zu denken, was kostet ein Braten für acht! Vadder Dührkopp legt sein Rad auf die Erde. „Sie wollen die Gans nicht haben?“ fragt er den Herrn.



„Nein. Drei Mark und auch nicht.“

„Und du willst sie auch nicht, Wellem?“

„Nein. Fünf Mark und weg damit.“

„Tscha, denn geben Sie her“, sagt Hickfank zu dem Fremden und zählt nach: eins, zwei, drei. Er greift in die Tasche und zählt weiter: vier, vier-



Er würde genügen, alle acht Mäuler seiner Familie zu Weihnachten satt und zufrieden zu machen — ohne die Keulen! Die Keulen in den Rauch und das Schmalz in den Topf... Hickfank wiegt den Kopf und spitzt die Ohren.

„Drei Mark, keinen Pfennig mehr. Ich brauche keine überlebende Gans.“

„Fünf Mark, und ich will von der Gans nichts mehr wissen!“

Der Herr hat keine Zeit mehr und öffnet den Wagenschlag.

„Hiergeblieben!“ brüllt Wellem. „Hickfank, hol’ den Gendarmi!“

Vadder Hickfank schrickt auf. Braten, Keulen, Leber, Schmalz und Daunen... acht hungrige Mäuler und Weihnachten vor der Tür! Was muß zum Feste alles her? Da ist an keinen Bra-

fünftzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig, fünf-

„Fünf Mark, Wellem. Hier!“

Wellem zählt nach. „Stimmt.“

„Dann kann er ja weiterfahren, nicht?“

„Jawoll.“

„Und die Gans ist meine.“

„Von mir aus“, sagt der Herr und lacht.

„Jawoll“, sagt Wellem Dührkopp.

Was für eine Gans! Hickfank hebt sie auf. Eine Gans für acht.

„Eck heww mien Willen kregen“, knurrt Wellem, als der Wagen anfährt, steckt die Pfeife an und geht wieder hin zur Milchmerbank.

„Er auch“, sagt Hickfank. „Und ich auch“, fügt er vernünftig hinzu.

Was für eine allmächtige Weihnachtsgans! Zwei Mark, ist das ein Geld dafür?



(Zeichnungen von C. O. Petersen)



„Hab' doch Geduld, Edgar! Wie denkst du über Weinrot?“ — „Natürlich, Rotwein, bin ich dafür!“

Zu wenig und zu viel

Vor etwa fünfzig Jahren lebte in O. ein pensionierter Gutsförster namens Schindler. Seine karge Rente reichte nicht ganz aus, um seinen, wenn auch bescheidenen, Lebensansprüchen genügen zu können. Deshalb befaßte sich Schindler noch mit dem An- und Verkauf von Jagdhunden und mit Hundezucht. Er verstand von diesem Geschäft jedenfalls soviel, daß es für seine Verhältnisse einträglich wurde. Dank seiner angeborenen Pflichtigkeit wußte er die Hunde stets gewinnbringend zu verkaufen. Nicht immer jedoch waren die Resultate seiner Zucht so hochwertig und leistungs-

fähig wie die Anpreisungen und auch die Briefe Schindlers das behaupteten.

So erhielt einmal von ihm ein Jagdfreund meines Vaters einen Schweißhund, den Schindler über den Schellenkönig gelobt hatte. Der Hund taugte jedoch gar nichts, er war vier bis fünf Jahre älter als er angeblich sein sollte und auf Schweiß versagte er vollständig. Darüber ergrimmte der Freund meines Vaters ganz gewaltig. Zuerst wollte er sich furchtbar beschweren, doch dann betrachtete er die Angelegenheit ruhiger, schrieb einen kurzen Brief, steckte ihn dem Hund ins Halsband und schickte ihn an den pensionierten Gutsförster Schindler zurück. In dem Brief waren

nur zwei kurze Sätze enthalten. Sie lauteten: „Ihr großartig angepriesener Schweißhund hat ein ‚w‘ zu viel. Ihr Name aber hat ein ‚w‘ zu wenig!“

Der Erfolg

In einem Karlsruher Kabarett tritt ein Schlangemensch auf. Nach allerlei Gliederverrenkungen bringt er es fertig, den Kopf zwischen die Beine zu stecken und mit seinem Gesicht in die Nähe des Hintertells zu gelangen. Da ruft eine bewundernde Stimme aus dem Publikum: „Au, do guck emoll! E neue Nummer: Götz von Berlichingen als Selbstversorger!“

Münchner Kripperlmarkt

(Karl Arnold)



„Ja Kloana, so geh' do hoam, du verkältst di' ja!“ — „Naa, zweg'n dem bißerl Schnupf'n geh' i net von die schöne Sach'n weg!“

Lieber Simplicissimus



Die Schwestern einer Kinderstation richten — mit viel Freude — eine Oberchwester als Nikolaus her, der, um die Kleinen nicht so zu ängstigen, von einem die Gaben austeilenden Weihnachtsengel begleitet werden soll. Fräulein Schmitt, die nur selten auf die Station kommt, macht den Weihnachtsengel. Die Oberchwester schwitzt schon in ihrem Pelz mit dem Kissen auf dem Magen, da wird immer noch ein Fräulein Schmitt herumgeschminkt und -gezupft. Sie sieht in dem gestrickten Spitzennachthemd mit den Silberbändern und dem blonden Lockenköpfchen entzückend aus. Die Kinder, auch die größeren, sind wie gebannt und dann beneidete. Da ruft die kleine vierjährige Ursel aus Berlin ganz aufgeregt: „Du, Weihnachtsmann, sieh dich bloß vor! Der Weihnachtsengel, der da mitläuft, ist man bloß unser Fräulein Schmitt von der andern Station. Die ist bestimmt kein Engel!“

Unser Zimmermann hatte sich bis vor kurzem noch eine bemerkenswerte jugendliche Lebenslustigkeit bewahrt, obwohl er schon lange verheiratet

ist und das Schwebenalter längst erreicht hat. Man sah ihn fast bei jeder Hochzeit das Tanzeinzel schwingen und auch bei sonstigen Veranstaltungen machte er stets so vernünftig mit, daß einige alte Tanten des Orts immer bedenklicher den Kopf schüttelten. Aber vor einiger Zeit sah man ihn bei dergleichen Anlässen plötzlich seltener und heute tanzt er überhaupt nicht mehr. „Hat endlich die Einsicht den Sieg davon getragen?“, fragte ihn der Pfarrer kürzlich. „Naa“, seufzte er, „der Rheumatismus!“

Ein Herr erzählt, daß nach den neuesten Forschungen eines Gelehrten nicht nur der Schlaf vor Mitternacht der gesundeste ist, sondern daß es genügt, von 7 Uhr abends bis Mitternacht zu schlafen, um die übrigen 19 Stunden vollkommen frisch und arbeitsfähig zu sein.

„Die halbe Nacht wach, das ist ja schrecklich!“, ruft eine Dame. „Du lieber Himmel, wüßten Sie etwas, womit Sie sich Nacht für Nacht die Zeit vertreiben könnten? ... Ich meine geistig!“, fügt sie erläuternd hinzu.

Der vierjährige Sohn von Bekannten hatte sich an Ostern an den vielen, gar so guten Eltern den Magen bis verdorben und St. Nikolaus, klüger als der Osterhase, verabfolgt dem kleinen Tunichtgut deshalb außer guten Ermahnungen nur einen kleinen Teller mit einfachen Lebkuchen und ein paar Äpfeln. Verschlüchtert und enttäuscht verzehrt sich der kleine Karl hinter das Sofa. Doch kaum ist der Bedrohliche verschwunden, krabbelt er aus seinem Versteck hervor und ruft voll verzweifelter Empörung hinter ihm drin: „Schämen sollst du dich! Du kannst ja noch nicht mal Eier legen!“

In dem Schreibwarengeschäft einer kleinen Stadt setzt der Verkauf von Weihnachtskarten überraschend gut ein. Der tüchtige Geschäftsinhaber läßt, als sein Vorrat zu Ende geht, rasch gewöhnliche Ansichtskarten mit einem „Frohe Weihnachten!“ in der nahen Druckerei überdrucken und auch sie werden am 24. Dezember fast restlos verkauft. Einige wenige werden nach den Festtagen zusammengelesen. Es steht darauf: „Rohe Weihnachten!“

Die Frau Notar hatte das Gefühl, daß sie ihrer Hausgehilfin zu Weihnachten irgend etwas schenken müsse, das dem freudlosen Dasein des alternenden Mädchens ein klein wenig Inhalt zu geben vermöchte.

„Unter allen Umständen ein gutes Buch“, sagte sie zu ihrem Mann, „und dann vielleicht noch ein Bild,



das ihr ihr Stübchen noch heimlicher macht. Wenn man nur wüßte“, seufzte sie, „was für ein Bild für sie das Richtige wäre?“ „Ein Mannsbild!“, brumpte der Notar.

Für nur 8.75 RM

Reise- und Heim-Schreibmaschine mit Koffer

Kostenlos: Sonder-Prüfung-Certifikat Hauptvertrieb

Schulz

München

Lindwurmstr. 1

Eds. Bandinger-Verlag

Ruf-Nr. 54018

Wache Nummer 40.

Für Selbstrasierer die wichtigsten Dinge

PERI Rasier-Creme -50 u. 4-

PERI Rasier-Klinge -20

GRATIS

Prüfzettel 50 sendet!

Bismarck, das Fremde macht!

Bildgasse

Lies Dreher's

Exposition 1934

76, 1.35 postfrei

Dresdner Bildgasse

Oberkasselerstr. 11a

Bücherpreisermäßigung

Bis 10 Jahre

1.50 u. 1.00

Vertrauen

gegen Verfall

Bitte besichtigen

bei mir ein

Armband-Uhr

für Herren oder Damen

Auf Strome lauffend

Moderne Formen

Gehäuse aus Silber

oder Chrom od. aus

versilbertem S. 1.50

Ges. für Verfall ich

sende Ihnen kostenlos

für nur RM 15.-

mit Teilzahlung in

5 Monatsraten

Kenn Geld an unsere

versandte Postkarte an

Rechnung, also

zum Kasse für Sie

Bewehrungs-Verlag

Rechnung für den

RM 12.- p. Nachn.

M. Teichmann 41

Lübeck

Körnerstraße 70

..und bitten wir Sie..

Ernsthafte und heitere Glossen zur deutschen Sprache von Oskar Jancke

Art! Ein nützliches und wirklich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist, das heiter stimmt und besinnlich! Das deutsche Sprachpflegeamt Berlin urteilt: „Wir halten dieses Buch für ein geeignetes Mittel, das sprachliche Gewissen unserer Zeit wachzurütteln!“ Und der Dresdner Anzeiger: „Vielleicht lernt mancher, der sonst einen Schrecken vor sprachlichen Erörterungen empfindet, auf diese heitere Weise sein Deutsch wesentlich verbessern!“ Kart. RM. 2.50, Leinen 3.20. In allen Buchhandlungen erhältlich!

VERLAG KNORR & HIRTH, G. M. B. H., MÜNCHEN

Lieber Simplicissimus

Kölbecker feiert in einem netten Lokal im Kreis seiner Freunde und Gonner das Fest seines fünfzigjährigen Erdenbürgerturns. — Da man dieses Ereignis natürlich mit der ihm gebührenden Gründlichkeit begiebt, so ist Kölbecker bald in jene seltsamen Gefilde hinübergeglitten, in denen man sich frei von jeder Erden schwere fühlt. — Leider findet er jedoch bei den übrigen Gästen nicht das notwendige Verständnis dafür. Deshalb knobelt man nun untereinander aus, wer von ihnen dieses Opfer des Alkohols möglichst rasch und sicher nach Hause schaffen soll. Das Los fällt schließlich auf Meier.

Diesem gelingt es auch mit vieler Mühe, Kolbecker zum Aufbrechen zu bewegen, indem er ihm einredet, man wolle nur in ein anderes Lokal übersiedeln. — Er winkt also kurz entschlossen eine Taxe heran und macht sich mit Kolbecker auf den Weg

Endlich ist man auch glücklich vor dessen Behau-
sung angelangt. Meier öffnet also die Tür, läßt
den Schlüssel wieder unauffällig in Kolbeckers
Manteltasche gleiten — und schiebt diesen selbst
etwas unsanft in die Dunkelheit eines Zimmers hin-
ein, um sich dann sofort aus dem Staube zu
machen.

Automatisch testet Kolbecker nach einem Lichtschalter, stellt aber statt dessen das Radio an, aus dem ihm alsbald Tanzmusik entgegenläutet. — „Ulrikes Lokal das“, lacht er, „hier wird sogar im Düstern letentz!“

Wir hatten lange Zeit mit Hänschen unsere liebe Not. Er schmatzte und rülpste bei Tisch, daß es nicht zum Anhören war. Endlich hatten wir es ihm einigermaßen abgewöhnt, so daß wir ihn sogar eines Tages, als Besuch da war, an den Tisch ließen. Alles war gut gegangen, wir waren schon

deran, aufzustehen, da rutschte Hänschen unruhig auf seinem Stuhl und gab plötzlich ein eindeutiges Geräusch von sich
„Mutti, er hat schon wieder keinen guten Ton!“, krächte da unser Linchen schadenfroh

In dem Gasthof, in dem ich meine Mahlzeiten einnehme, war kürzlich abends auch noch ein Paar zum Übernachten angekommen. Sie setzten sich in eine Ecke und ich beobachtete sie nicht weiter. Mein Freund aber, der gern seine Studien macht und die beiden eine Zeitlang gemustert hatte, sagte plötzlich mit überlegener Kennernäse: "Die sind wir nu doch noch nicht verheiratet!" Ich fragte, woran er das erkenne. "Weil sie so verheiratet tun", gab er zur Antwort.

Gockel verirrte sich bei seiner Suche nach einem passenden Weihnachtsgeschenk für seine Frau in ein Wäschegeschäft. Das Fräulein war sehr zukommend und legte ihm äußerst aparte Neuschöpfung vor. In eindrucksvollen Geschenkcartons. Dabei fiel ihr Blick auf Gockels beeherlingte Hand. „Für die Frau Gemahlin“, sagte sie rasch, „haben wir sehr solide porzellan Reformleichen.“ „Nee“, erwiderte da Gockel gekränkt, „so lange sind wir nur doch noch nicht verheiratet!“

Ich traf den Krachmeier in einer kleinen Wein-
stube. „Mensch“, sagte er, „wie ich mich auf
Weihnachten freu“, wenn’s bloß schon da wäre!“
Das verstand ich nun nicht und ich schalt ihn des-
halb einen alten Kindskopf.
„Weihnachten“, suchte er zu erklären, „freut mich
immer deswegen so sehr, weil dann die Zeit vor-
bei ist. wo man auf Weihnachten sparen muß.“



Frau Lore hat einen Weihnachtswunschzettel geschrieben. Frau Lore übergibt den Wunschzettel Albert, ihrem Mann.

„Eine Halskette?“, ächzt Albert, und es läuft ihm kalt über den Rücken, „das wird ein teurer Hals in diesem Jahr!“

„Teurer Hals“, lächelt Lore, „wieso? Keinen Pfennig hat er bisher gekostet.“


„Erlaube 'mal'“, sagt Albert, „und der Seidenschal zum Geburtstag? Und die sechs Tuben Hautcreme? Und die Pelzkrawatte zum Hochzeitstag? Und die drei eitrigen Mandelentzündungen?“

Kürzlich weilte ich zu Besuch bei einem Jagdfreunde. Gleichzeitig war dort auch eine unverheiratete Schwägerin zu Gast. Einmal hörte ich, wie die fünfjährige Tochter meines Freundes fragte: „Tante Wilma, hast du schon 'mal einen Mann totgeschossen?“

„Aber Kind, wie kommst du denn auf so was?“
Darauf die Kleine: „Mutti sagte doch, du gingst
auf Männerjagd!“

[illegible]

MÜNCHNER ILLUSTRIERTE HEUTE NEU!



Die ganze Familie nimmt daran teil!

Alles Wissen
vorher aller Technik
und Staat, Kunst,
Fortsetzung, Techni-
k, Wirtschaft,
Pflanzen, Tiere,
berühmte Männer
Frauen, Nach-
fragen, Unger-
schichte und Ge-
schichte, Schrift-
tum, Fiktion, Be-
menschenrassen,
Krankheiten, Hy-
giene und Sport.

Über 10 000
Abbildungen!

**Ein
entzückendes
Geschenk!**

Elita Petersen's Hunde- und Katzenkalender
ist ein buch- und buchhändlerischer Wunderschöpfungsbuch mit 12 wunderbaren Hunde- und Katzenbildern, samt kurzen Texten über Rasse, Charakter und Pflege liefert wertvollen Rat und größtes Vergnügen! Ein reiches Geschenk für jedermann! Preis des Kalenders 1.95. In allen Buchhandlungen erhältlich!

Berlag Knorr & Borch, München



Elita Petersen's
**Hunde u. Katzen
Kalender 1937**

Verlag Knorr, Hildesheim-Münster

Der Neue Brodthaus
Allbuch in vier Bänden und einem Atlas
Das erste Konversationslexikon, das nicht nur alle für den Menschen von heute möglichen
Erwägungen bringt, sondern zugleich über alle heutigen Völkern Auskunft gibt,
auch die alltäglichen und mundartlichen Verirrungen der Ausfertigung, jeder Druck!

Nützen Sie den ermäßigten Vorbestellpreis
der nur beschränkte Zeit gilt. Jetzt kostet jeder Teilband in Conjointen

nur 10 Mark

Vollständige Monatsraten von 2¹/₂ Mark an! Wenn Einzahlung des
nächstehenden Abhebungs mit jeder annähernd Anleihe erhalten
Sie ein reichhaltiges Probeheft kostenlos und unverbindlich.

J. A. Brodthaus, Leipzig C 1

Name: _____
Stadt: _____
Postamt: _____

Soll und darf — „Sie“ und Gustav / Von Fritz A. Mende

Es muß zuvor gesagt werden, daß sie ihn Gustav nannte, obwohl er Peter hieß. Denn nach ihrer Meinung nannten so viele Frauen ihren Gustav Peter, daß sie der Abwechslung halber ihren Peter ruhig Gustav nennen durften.

„Gustav“, fragte sie, und es war um die Zeit, da die ersten Weihnachtsbäume sich verstoßen in den Zeitungsspalten ansiedelten, zunächst nur im Handelsteil, kleingedruckt und holzstielig, um von da aus nach und nach in fetteren Feuilletons sich schließlich gar den Letztteil in ihren Letzten zu erobern.

„Gustav“, fragte sie also, „was soll ich dir dies Jahr zu Weihnachten schenken?“

Als er seine Verwirrung ob der brutalen Frage ausreichend pedantisch verblüht hatte, erwiderte er: „Ebenso höflich du sagen können: Darf ich dir zehn Mark stehlen? Dann Stehlen schließt das Dürfen, und Schenken schließt das Sollen aus. Ein gesolltes Geschenk, es trägt das Brandmal der Konvention auf der Verpackung. Ich verzichte deshalb im voraus schon...“

Entsprechend der weiblichen Taktik, bei Männernamen die Endungen abzurufen wenn es gilt, eine verlorene Stellung wiederzugewinnen, schmolte sie lieblich: „Aber Gustav, so hab ich's doch nicht gemeint... Ich möchte dir halt was schenken. Nur hab ich immer Pech damit. Krawatten, die du nicht umbindest, Bücher, die du nicht liest, die hast du schon genug von mir bekommen. Was soll ich denn nur machen...?“

Bei „soll“ zuckte er kurz zusammen. „Daß du Geschenke an ihrem Gebrauchswert mißt“, sagte er dann, „widerspricht als sturer Materialismus ganz und gar dem Sinn des Weihnachtsfestes. Einer geschenkten Krawatte schaut man nicht aufs Muster — wie man einem ge-

schenkten Buch nicht auf den Autor schauen darf. Sie sind als Geschenke ihren eigentlichen und nützlichen Zweck entrückt; denn Geschenke sind die Helden unter den Dingen, haben sie sich doch gegen eine Welt erhoben, eine Welt nämlich, in der einem gemeinhin nichts geschenkt wird... Dieses beinahe unfehlbare Umsonst, das ihnen anhaftet, gibt ihnen eine Seele, ohne Bezug auf den Wert oder Unwert des Gegenstands...“

„Soll“ ereiferte sie sich. „Und als uns Tante Theresie die furchtbare Vase mit dem Zuckerguß schenkte, wer hat mehr geschimpft, du oder ich? Wer hat ‚geschmacklos‘ gesagt? Wer hat ‚Kitsch‘ gesagt?“

„Ich habe es gesagt“, erwiderte er gemessen. „Frauen sehen Widersprüche, wo keine sind, und nennen es Logik. Ich versuchte eine Dialektik zugunsten deiner Krawatten und Bücher zu führen.“

Abendgang

Von Georg von der Dring

Winters heben sich die Bäume
Wie ein Rauch im Abendhimmel,

Schwinden Beeren, weiß wie Schäume,
Überm Strauch im Abendhimmel;

Deutlicher nur, im Abendhimmel,
Schöner auch, im Abendhimmel.

Da du mich aber zu deinen Ungunsten darin gestützt hast, will ich dir erklären, daß jene Seele, die ein Gegenstand als geschenkt erhält, daß sie eine Taschenausgabe der Seele des Spenders ist. Ich habe mich also nicht über die Zuckerguß Vase als Erzeugnis eines Irregaleiten Kunstgewerbes erboht, sondern über die Zuckerguß-S Seele von Tante Theresie, die sich in der Vase so erschreckend manifestierte! Verlegen hielt er inne. „Wenn sie jetzt“, dachte er, „wenn sie jetzt auf den dummen Gedanken kommt, das Gesagte auf ihre Geschenke anzuwenden...“

Sie kam auf den dummen Gedanken. „Denn habe ich wohl auch eine Zuckerguß-Seele...!“ schluchzte sie.

„Aber Liebes“, gab er sich Mühe zu trösten, „sieh mal, deine Seele braucht schließlich zu Krawatten keinerlei Beziehung zu haben, Krawatten sind ja eine spezifisch männliche Stukatur. Außerdem waren sie doch sehr hübsch...“

„Nie getragen...“, brabbelte sie. „Bitte, konnte ich denn ein Geschenk von dir einfach so um den Hals würgen?“

„Und die Bücher?“

„Für stille Stunden“, sagte er und fürchtete dabei, zu erröten, „habe ich sie mir aufgehoben. Nicht mein Geschmack, nein, die Zeit oder vielmehr der Zeitalter war dagegen...“

Entsprechend der weiblichen Taktik, die leichte Schlagseite, die Männer nun einmal im Meer weiblicher Tränen bekommen, zielbewußt auszunutzen, fragte sie: „Übrigens, Gustav, darf ich dir zehn Mark stehlen?“

Er trug es schweigend und spürte — doch nicht zum ersten Male — daß sie recht hatte, wenn sie ihn Gustav nannte, obwohl er Peter hieß.

Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUN! SOUVILLE!

Von Hermann Thimmernann
„So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Auschnitt aus der furchtbaren Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 145 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERS HIMMEL

Von Oberst Bodenschütz
Die 16 Kampfmonate des Richtofengeschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 56 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

...UND BITTEN WIR ...

Von Oskar Jancke
Was für arme Sprachlinder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder dahelheim! Hier list zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenpiegel vorhält. Ein nützliches und wehrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50, Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Bastian Schmid
Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuche sind — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseelen“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN

Von Elly Petersen
Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbige Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPE UND SIEG IN SCHNEE UND EIS

Von Harster und Le Fort
Das Erlebnis- und Erlebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschlossene in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KAMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller
Der Olympielerster gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit einem Vorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch schenkte dir
deine Mutter, Bücher erschlossen
dir die Welt, sie formten dein



Bücher, dein Wissen, sie gaben
dir — sie gaben dir alles.
Das Leben erlangst das Buch.



Darum lehnst du dich an und
lehnst dir deinen Lieben, dein
nein Kind, deinem Kameraden!



In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Erheitert euch gratis!

Eine Lausbuben-Geschichte von Felix Riemkasten

Von Erich war nicht zu verlangen, daß er Geld hatte; er hatte nie welches, und dieser Zustand war anerkannt. Aber Herbert hätte welches haben sollen. An und für sich natürlich konnte er ebenfalls keines haben, aber er hätte es von seinem Onkel haben können. Für die letzte Eins in Latein oder überhaupt so.

„Lieber Herbert“, sagte Erich, „du wirst also zu deinem Onkel gehen und ihm sagen...“

„Nein“, sagte der Onkel.

Ferner sagte er: „Du solltest dich schämen, Geld zu verlangen; denn wozu brauchst du Geld? Die wahre Quelle der Heiterkeit liegt schon in dem Bewußtsein der Jugend. Ich, in deinen jungen Jahren, hatte zu jeder Stunde Heiterkeit und Unterhaltung, ohne daß ich dazu des Geldes bedurfte.“

„Also kurz und gut“, berichtete Herbert, „es war nichts zu machen. Er hat nicht gewollt. Erheitert euch gratis, hat er gesagt.“

„Schön“, sagten sie am Ende einer langen Beratung, in der sie tatsächlich die Macht der Heiterkeit empfunden hatten, „auf diese Weise wird's gehen, und wenn wir sonst nichts davon haben, so haben wir doch auf alle Fälle etwas davon.“

Der Onkel aber empfing folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Professor! Die von Ihnen in Ihrem Sammelwerk auf Seite 324 vertretene Meinung über das Gemälde von Rubens beruht auf dem gleichen Irrtum, dem bisher fast alle Kunsthistoriker verfallen sind. Aus einer von mir ausdrücklich als falsch erwiesenen Quelle ist fort und fort ohne die mindeste Nachprüfung geschöpft worden. Erlauben Sie mir, mich mit dieser kurzen Andeutung zu begnügen. Ich bin in Eile. Darf ich Sie bitten, falls dieser Brief Sie überhaupt entfällt, mich heute abend im Hause des Ihnen sicher bekannten hiesigen Kollegen...“

„Nun vorsichtig!“, mahnte Herbert, „das muß in einem Zuge geschrieben werden. Der Name muß aussehen wie hingeflossen, und trotzdem darf man ihn nicht entziffern können.“

„Du hast gut reden“, sagte Erich. „Erst muß ich das Lachen verdrückt haben.“

Herbert war ein strenger Richter, aber er sagte: „So ist es schön, sehr schön!“

Der Professor kam herein und war nicht gnädig. „Kannst du das lesen?“, fragte er seinen Neffen, „den Namen da? Der Brief ist soeben hier abgegeben worden, es ist sehr eilig. Ich kann diese fürchterliche Handschrift nicht entziffern, ich habe mich mühsam durchgesehen, aber der Name ist mir schlechterdings ein Rätsel.“

„Gib 'mal her“, sagte der Neffe im schönen

Schwung der Jugend, die alles kann. „Das liest sich wie Mückenbock“, sagte er nach starkem Hinblick. „Das ist doch ganz einfach. Mückenbock oder so ähnlich. Sieht aus wie Mückenbock.“

„Ah“, sagte der Professor strahlend, „dann weiß ich es. Das muß Mühlendorf heißen. Vielen Dank. Ich muß nämlich sofort hingehen.“

„Ich würde lieber erst telefonisch anfragen“, rief der Neffe.

„Das hat gar keinen Zweck“, sagte der Onkel. „Erstens weiß ich es nun, und zweitens ist Mühlendorf halb taub. Mückenbock ist Mühlendorf, das ist vollkommen klar.“

„In diesem Falle“, sagte der Neffe zögernd und bescheiden, „da doch die Sache immerhin sehr wichtig ist für dich, und wenn ich dir damit sozusagen einen großen Dienst erwiesen habe — ich meine, du könntest mir wenigstens für diesen Abend — verstehst du, das gilt dann nicht als Taschengeld, sondern als wohlverdienter Funderlohn.“

„In diesem Falle“, sagte der Onkel, „also an und für sich gebe ich dir nichts, schon aus Grundsatz nicht, aber ich gebe es dir für deine Bemühung.“ Er gab ihm sehr in Hast drei Mark, nahm den Sammelband mit der angelochtenen Seite 324 und ging weg. Herbert ging auch bald.

Er war sehr heiter, Erich desgleichen; denn die Kinokasse hatte noch nicht geschlossen. Sie fühlten sich halter durch den Film und zweimal heiter durch das bloße Bewußtsein der Jugend. Der Professor hatte ganz recht gehabt. Das ist aber kein Wunder; denn wofür ist er ein Professor? Ein Professor weiß alles. Nur das eine weiß er bis heute noch nicht, bei wem der fremde berühmte Museumsmann nun eigentlich auf ihn gewartet haben mag. Bei Mühlendorf gewiß nicht, das hatte ihm Mühlendorf erstaut bestätigt, nachdem die Frage erst einmal in sein erbautes Ohr gedrungen war.

Der Professor war sehr ärgerlich. Er sagte zu seinem Neffen: „Denke dir, es war niemand bei Mühlendorf. Es war auch niemand bei allen anderen, die ich angerufen habe. Ich habe überall angerufen, bei jedem, den ich kenne, und der einen Namen hat, der so ähnlich geschrieben werden kann wie Mühlendorf oder Mückenbock oder Miekensil, und weiter weiß ich keinen, und Mühlendorf war auch nur ratlos.“

Das sind die Rätsel der Wissenschaft. Quellenforschung nennt man das. Es ist das mühsamste Kapitel und erfordert Geduld und Spürsinn. Aber wenn sogar ein Professor es nicht findet, wie soll da der Laie es finden?

„Dann kann ich dir leider auch nicht helfen“, sagte der Neffe. „Ich habe getan, was ich konnte, und mit dem Namen habe ich mir weiß Gott alle erdenkliche Mühe gegeben.“

Hahnenkampf

Ein Rauhnacht-Spuk in vier Akten

Bei fünf Grad Kälte

(K. Helligsteehl)



„Wie? Weihnachtsbesorgungen? Ich soll sofort kommen wie ich bin? Tja, so abgehärtet bin ich denn doch nicht!“

Der Pupp doktor



Sankt Korbinian und der Bär / Von Hans Watzlik

Nachdem der heilige Korbinian zu hohen geistlichen Ehren gekommen und Bischof worden war zu Freising im Land zu Bayern, entschloß er sich, vor dem Ende seiner Tage gegen Rom zu fahren. Grob war seine Kutte, sein graues Haar war am Scheitel kreuzweise geschnitten und darüber schwebte, von Gott gewirkt, ein leiser Goldschimmer, und den hatte sich der Bischof wohl verdient; denn die seligmachende Zeitlose williger Armut blühte in seiner Seele, und er war gehorsam und voller Geduld, mönchlich gefährt und dennoch menschlich schlicht. Da ihn seine alten Füße nimmer recht tragen wollten, bestieg er einen sanften kleinen Esel, und den führte ein Knecht am Zaum. Der Knecht war ein franker, treuer Mann; er war nur mit einem geraden Schwert bewaffnet und hieß Grimo.

Und da sie über das Gebirg wanderten, wurden sie von den stillen Wasserfällen bestäubt und von den Felsen bedroht, und an den hohen Klippen verzogte der Flügel des Bergadlers.

Die Wildnis der Alpen und ihre rauhen Tobel erschienen dem Knecht Grimo als ein bedenklicher Ort, und er stich sich durch das lohbraune Haar und meinte: „Bischof, du hast mich gelehrt, daß vor uralten ein verworrenes und ungestaltetes Wesen bestanden, und daraus habe Gott die Welt geschöpft und geformt. Hier in diesem Gebirg ist er aber damit nicht fertig geworden. Und hier weilt noch Fremdes und will uns Wanderleuten nicht wohl.“

Doch der Heilige tröstete ihn: „Wer heimatlos ist, dem ist Gott Freund.“

Und wieder klagte der Knecht: „Der laide Teufel hat uns daher geführt. Sind wir noch am rechten Steig? Warum nimmt Gott nicht den Schwerstern und köpft den Teufel nicht?“

Der Bischof verwies ihm dieses Wort, er pflückte eine milde Hindebeere und reichte sie ihm und erzählte, wie zart der Seligmacher Jesus gegen seine Feinde gewesen sei und ihnen sogar seinen schmachdienen Tod verliehen habe.

Der Knecht aber erwiderte: „Und doch ist Jesus niedergefahren und hat dem Satan die Hölle zerstört. Du selbst hast mir das gesagt.“ Darauf erwiderte Korbinian, das trotzigste Herz seines Geistesmannes zu zähnen: „Aus aller bösen Saat mag ein gutes Hälmlein grünen. Und so sollst du den Teufel nicht totschießen, wenn du ihn entsetzt, sondern du sollst ihn zwingen, daß er die Steine herzu karre, daraus du dein Kirchlein bauest.“

Als die beiden nach unsäglichem Mühsal das schlimme Gebirge überstiegen hatten, wo die Berge spitzig wie die Dornen gegen den Himmel krallten, legerten sie in behaglichem Verweilen auf einer abhälligen Wiese des letzten Tales Klartes Wasser sprang, eine kühle Ader, aus dem Felsen und ergoß sich in den Einbaum, und sie setzten sich daran und hielten ihren kargen Tisch. Inzwischen erzählte der Bischof seinem Knecht, wie aus Gottes Seele der Sohn gesprungen und dann von beiden aus der Geist auf weißen Schwingen geflogen, und wie Mariä Schoß die Klausse gewesen, darin Gott Mensch geworden, und er erzählte in Bild und Gleichnis, was die vier Chronisten von dem Heiland berichtet hatten. Im benachbarten Moos aber wälzte sich ein hungriger Bär und sog an seinen Klauen, und während die beiden Männer sich an ihren frommen Gesprächen erbauten und das waidenden Esels nicht achteten, erhob sich der Bär, und hinter einer Dornhecke riß er das Tierlein und machte sich über dessen Fleisch her, das ihm besser schmecken mochte als das Wildobst seiner Heimat. Grimo nahm plötzlich das Röcheln des Esels wahr, und er griff unverweilt nach dem Schwert, ließ gegen den Bären los und klagte: „Du erböser Narri! Jetzt ist mein Herr müde von mühseliger Fahrt, und du hast ihm das wackere Reittierlein umgebracht! Wenn dich nur der Donner nähme!“ Der Bär richtete sich auf. Vor Wut, daß er in seinem Fraß gestört wurde, strübte er den zottigen Pelz und emblötte das grelle Gewissen seiner Zähne. Er schnitt ein Gesicht wie ein Feld voller Teufel, Aufrecht wankte er auf den Knecht zu. „Alimacht!“ fluchte Grimo, „daß dich Schlicht-Argelle. „Ungeplizt schlag! Ich dich in Grund und Boden hinein. Die Hölle hat dich angestiftet, daß du unsern Weg verhindest!“ Der Knecht war wie der heilige Reiter Jürg zu schauen, der mit dem Saupelz den giftoldnigen Wurm anrennt.

Allein der Bischof trat schnell zwischen die Erglommen. Aus seinem dicken, mächtigen Mund drang eine feine, milde Stimme, und er sagte: „Gemach, mein Knecht! Daß bei dir das Feuer gleich oben aus schlägt! Dulde dich nur ein Augendlein lang!“ Und den schäumenden Bären, der ein Kral wie ein Glockenturm war, faßte Korbinian sänftlich beim Ohr und zog ihn auf die Sohlen nieder und redete ihm zu: „Liebes Gottesknecht, laß ab von deinem Zornlein! Ich bitte dich.“ Und als der Bär überrascht auf seinen vierten stand, gebot der Bischof dem Knecht: „Nun schneide dem Tierlein den Sattel um und laß ihn die Reisesacke auf, daß er sich fürderhin trage! Es wird fröhlich unseres Esels Amt üben!“

Der Knecht traute seinen Augen kaum, doch tat er, wie ihm geheihen wurde. Und als das wilde Tier noch ein wenig wider den erhaltenden Auftrag murmelte, lachte der Bischof: „Was brustest du da? Ich bitte dich, gehorche mir!“ Allsogleich hielt der Bär still und ließ sich willig schritzen und überbüß mit aller Fahnis und mit der winzigen Tragelose des Bischofs besacken. Und er legte dabei das mächtige Haupt auf die Knie des Heiligen, sah ihn treuerzertig an und fraß stillig die Herdovoll Grotz, die ihm dieser bot.

Also verließen die drei das hochfelsige Land und trabten nach Italia hinein. Gottgetrost riß Sankt Korbinian, andächtig trug der Bär Bündel und Reiter und trollte dahin, etwas verduzt, daß er so duldig und tugendlich worden war, und nicht ihm der Knecht, sich bald tiefelnig das Kinn kratzend, bald in stillem Mißtrauen den Kopf wiegend.

Und so zogen sie schließlich ein durch die güldene Florste zu Rom, die Ehrenglocken linden klingelten, der Knecht schwenkte die seligmachen Tirolerhut, der Bär brumpte demütig, und Sankt Korbinian schlug sein Orglein und psalmte zu Gott, der seinen Heiligen nicht verläßt.

VERLAG UND DRUCK: KNOOR & HIRTH o.m.b.h., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenteil: Gustav Scheuer, München. Der Simplicianus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einsteinnummer 20 Pf., 12 Nummern 2,40 Mark. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1934. D.A. III, Vj. 36 11645. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegend Nachdruck verboten. — Anstreich für die Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 88, Fernruf 1726. Postfachkonton München 3920. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emericus Wrenn, 1. Wollzeile 11.

Verfrühte Bescherung

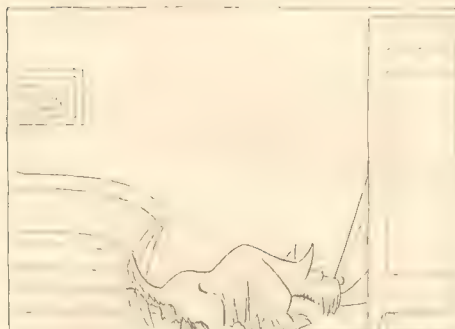
© 1974 G. B. B. B.



Franz hat gut für Weihnachten vorgesorgt.



Hier versteckt er die Überraschung für seine Frau.



Niemand hat's bemerkt, nur Poldi, der Hund.



Dem Poldi gefällt die Überraschung auch sehr gut!



„Was bringt denn da unser gutes Hundchen?“



„Das war einmal ein Spitzenhemd für dich, Amalie!“

Ein erwägenswerter Vorschlag

(Wilhelm Scholz)



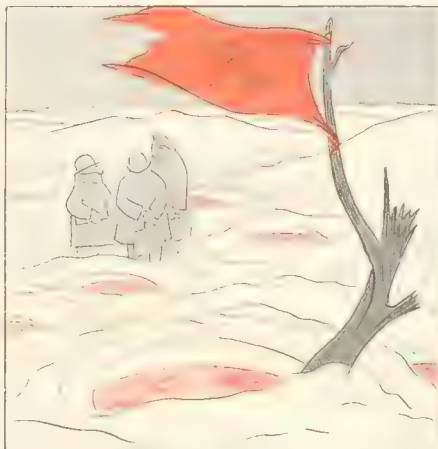
„Übrigens, heiliger Sankt Nikolaus, möchten Sie mir nicht für ein Weilchen Ihre Rute leihweise überlassen? Mit dem mageren Friedenspalmzweig ist pädagogisch schon rein gar nichts auszurichten!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Komintern am Werk

(Karl Arnold)



In Spanien

„Hier herrscht in der Tat ewiger Friede! Wir wollen den Ossietzky nicht unterschätzen, aber den Friedens-Nobelpreis hätten eigentlich wir bekommen müssen“



In Frankreich

„Allons, Merianne, unsere Sowjets wollen endlich Toten sehen!“



Das Ziel

„Es ist absolut gleichgültig, ob 90 v.H. der Menschen zugrunde gehen, wenn nur die restlichen 10 v. H. zuverlässige Kommunisten sind, die die Existenz der Sowjets sicherstellen ...“

Lenin



Deutsch-japanische Abwehrfront

„HALT!“



(R. Kriesch)

Wer oder was ist Harsch?

„Ich würde Ihnen in diesem Fall zu Eschenholz raten“, sagte das wirklich reizende Fräulein zu Herrn Robert Fiesler. Mit „diesem Falle“ war darauf hingewiesen, daß Robert Fiesler die Absicht hatte, sich dem Wintersport zu widmen, und zwar dem Skisport, den er eigentlich nicht mit der Mutterlich eingesogen hatte, sondern dem er im reiferen Alter Aug' in Aug' gegenüberzutreten wollte.

Also für diesen Fall würde sie zu Eschenholz raten. Was macht ein Mann, wenn ein wirklich sehr ansprechendes Fräulein zu Eschenholz rät? Er wird nicht widersprechen, er wird in das saure Eschenholz beißen. „Darf ich mal Maß nehmen?“ Robert kannte das Maßnehmen vom Schneider her, hier konnte es nicht dasselbe sein. Da stand das Fräulein schon neben ihm, hob seinen Arm und sagte, daß dies die Normalgröße sei, falls der Herr nicht etwa Sprungskier wünsche, nein, Sprungskier wünschte der Herr nicht. Er wollte ganz gewöhnliche, solche, die man zwischen Hotel und „Sportplatz“ hin und her trägt, handlich und sportlich wirkend.

Mit „Stahlkanten“, fragte das Fräulein, oder mit „Chronosolith“? Selbstverständlich Stahlkanten, stahlhart, zackig? Wozu eigentlich Kanten? Das Fräulein meinte, daß sie bei Harsch umungänglich notwendig seien. Aber ja natürlich bei Harsch, ja Harsch, daß er daran nicht gleich gedacht hatte, wie konnte er den nur vergessen, er würde dem Harsch schon zeigen, was 'ne Kante ist, dieser Harsch sollte ihn nur kennenlernen, mit seinen zackigen Stahlkanten, Blegen oder brechen! — und er beschloß, zu Hause im Konversationslexikon nachzusehen, was oder wer Harsch ist.

Das Fräulein war wirklich sehr nett und verständnisvoll, sie sah ihm seine Wünsche wie eine Mutter von den Augen ab. So sah sie seinen bittenden Augen ab, daß er noch ein paar Skistöcke aus Pfefferkorn und nicht etwa aus Hasel haben wollte. Sie packte ihm einen Anorek bei, von dem sie behauptete, er sei in Eskimokleiden seit Jahrhunderten beliebt und leiste namentlich in den Wintersürmen der Polarnächte vorzügliche Dienste. Robert erschaute bei dem Gedanken an Wintersürme und Polarnächte, von denen er sich beim Zentralhotel im Alpendorf noch nichts hatte träumen lassen. Aber das Fräulein hatte einen allseitig durchtrainierten Körper und mußte das aus eigener Erfahrung kennen. Er kaufte noch viel Wolleses und Zeitiges, um damit den Anorek von innen zu füttern. Er kaufte Thermosflaschen und ein Arsenal von Aluminiumgeschirr, von dem er sich genau erklären ließ, welches Stück zur Aufnahme der gekochten Eier, welches für Selbe, But-

terbrote, Pfeffer und Salz und Geschickskrem zu dienen hätten.

Ha, seine Expedition in das Zentrum des Wintersportes sollte eine der am besten ausgestatteten des winterlichen Alpinismus sein. Beim Angebot einer Ziehharmonika stützte er erst ein wenig und fragte, ob sie zur Abgabe von Notsignalen diene, aber das reizend durchtrainierte Fräulein erklärte ihm sofort, daß man dieses Instrument zur Hervorbringung lustvoller Töne brauche, deren kein wirklicher Sportmann in der Skihütte mehr entzaten kann. Nein, er wollte es nichts Mangel leiden. „So, und nun brauchen wir noch ein Paar Seehundsfelle“, sagte das Fräulein. Robert fühlte: sie denkt an alles, sogar an die Bettvorleger. Als sie die Seehundsfelle aber brachte, schienen sie ihm doch recht schmal für diesen Zweck zu sein.

Der Geist des Hauses

Von Dr. Owiglas

Wo ist sein Ruhefrühl,
fernab von Ärger und Spott?
Haust er im Dachstuhlfrühl,
hoch wie der liebe Gott?

Tut er von da seine Pflicht,
blindlings, aus zwingendem Drang? ...
Tagelang spürt du ihn nicht,
tagelang, nachtagelang.

Wenn im verdämmernden Jahr
früh schon die Lampe brennt,
wird er dir offenbart.
Denn er liebt den Abend.

Nebel wogen so kraus,
und der Wind weint so nah ...
Schleicht nicht einer durchs Haus? ...
Stille — still — er ist da!

Die ganze alpine Einrichtung ließ Robert sich zuwenden, fiel Haus. Er war so stolz, und voller Begeisterung zeigte er seine Einkäufe dem Fachmann im Wintersport, seinem Freunde Rudolf.

„Vorzüglich“, sagte der, „das genügt für den allerersten Anfang, aber hier fehlt ja die Hauptsache — das Skiwachs!“ Tatsächlich, das fehlte! Werde ich mir noch schnell besorgen“, sagte Robert.

„Unsin, machen wir selbst! Jeder bessere Skiläufer hat sein eigenes Wachstzept. Du willst doch ein Besseres werden! Übrigens, hast du Kochgelegenheit? Kochgelegenheit war in Hülle und Fülle auf dem eisernen Ofen vorhanden. Robert fragte ihn noch, ob er ein Grammophon besäße, ein altes Auto, reines Bienenwachs, unreines Terpentin, Kunsthonig, Siegellack. Die Fragen nach diesen Dingen überstürzten sich nur so und wurden teils mit Ja, teils mit Nein beantwortet. Das meiste mußte erst herbeigeschafft werden. Nun entfaltete sich ein Hochbetrieb, eine Skiwachsgroßküche. Rudolf machte alles durchzuden: Kunsthonig und Bienenwachs und Terpentin, schnitzte Grammophonplatten (klassische und volkstümliche Musik), wärmte mit Resten alter Autoreifen und ließ das Ganze in lauwarmem Siegelack dünnen. Robert Fiesler schlen es, daß außer Remouladensoße und dem deutschen Frischel alles Fettflüssige und Dickflüssige der Welt zum echten, reichten Skiwachs gehöre.

Im Topfe kochte, schmelgte und explodierte es. Rudolf fand die Masse vorzüglich und probierte sie geschmeckelt mit einem Hölzchen, wie sie braune Fäden zog. „Fertig! Und nun hinaus in den funkelnden Schnee. Ski Heil! Laß es gut erkalten!“ Fort war er.

Robert packte den Rucksack, tat alles hinein, das Aluminiumlager, den Anorek, das Weilige, fünf Kilo ganz vorzügliches Eigenskiwachs und flieberie jubelnd der Sonne und dem Schnee entgegen. Kern mitten in den Bergen an. Jetzt sollten Muskeln spielen — aber da biß er auf Granit im wahrsten Sinne des Wortes. Der Rucksack enthielt, ja was enthielt er eigentlich? Der Rucksack enthielt alles, was Robert hineingelegt hatte, nichts fehlte, aber das Skiwachs war ausgelaufen, die fünf Kilo, und hatten alles innig miteinander verbunden: die netten Eierbecher, die Handharmonika, die zottigen Stoffe. Hier hätte nur eine Spitzhacke helfen können.

Robert richtete sich mit den unabänderlichen Tatsachen gleich und gab sofort eine Anzeige in der Zeitung auf: „Vollständig, lederschnitz, ungebrauchte Wintersportausstattung, Museumsstücke zu verkaufen! Jedoch nur im ganzen, da einzelne Teile nicht abgelöst werden können.“ Folttick.

Mit Munition nach Barcelona

Eduard Tinney



„Welche Flagge soll nun gezeigt werden, Genosse Kapitän?“

„Laß dir Zeit, Iwan, im Notfall hissen wir die englische!“

Rote Willkür in Spanien



„Seht das stolze Gesicht — es ist ein spanisches! Weg mit ihr!“

Eberhard Schmälzles Kampf gegen die Wasserleitung

Von Friaz Knöllner



Eberhard Schmälzle fiel äußerlich schon auf, weil der Anzüge aus Großvaters Zeiten trug, überkommene, beim Altkleiderhändler erstundene, je beim ersten Trachten-schneider verfertigte. Seine Vorliebe zum Altväterischen war nach dem Tode der Eltern zum Durchbruch gekommen, und er konnte es sich leisten, der Rentner Eberhard Schmälzle, entschleden die Nachbarn. Er war ein vermögiger Mann. Damals, als er sich in altmodische Kleider zu hüllen begann, ließ er auch im väterlichen Hause die Licht-, Lüfte- und Fernsprechröhre durch Handwerker auskitten, die Gasröhren abdrosseln, den Gasherd an die Luft befördern, und die alte Magd Bethl, welche die Dinge der „Neuzell“ schätzte, sowie sie ihrer Bequemlichkeit dianten, mußte wieder nach Patroterium duftende Lampen säubern, zährtropfende Kerzen für die Beitzzeit bereithalten und mit vom Feuer und Unwillen gebietenen Wangen am Herde stehen.

Eines aber verdroß den Rentner zumeist, vornehmlich weil es sich nicht beseitigen ließ, daß man hierfür nicht kurzerhand Ersatz schaffen konnte: Die Wasserleitung. „Wenn ich die Regelung wäre“, pflegte er zu sagen, „ließe ich alle Wasserleitungen ausreißeln und an ihrer Stelle Brunnen graben, da vor allem, wo vor Zeiten schon welche geplätschelt haben!“ Und er sah sie vor sich: runde, eckige, steinern gemauerte Brunnen, eine Säule imitiert, worauf ein wilder Mann mit Röhricht um die Lenden stand oder auf ihrer niedlichen Flosse ein „Fräulein“ oder ein Ritter gar, der die wasserholenden Bürger stumm und steinern an sein beherrschendes fleischliches Vorhandensein auf der Burg oben gemahnte.

Von der Rückkehr zum plätschernden Brunnen versprach sich Schmälzle ungemein viel. Einmal durch den raunenden Strahl eine Förderung der Künste, dann, weil sich wie ehedem Bürgerfräulein, Mägde, Wanderburschen und Jünglinge teils zum Wasserholen, teils zum Pfläuschen zusammenfinden, eine Steigerung der Einschließungen. Damit sah auch der neumodische, kostspielige und entbehrliche Unflug der Heilratsanzeige erledigt, ja, die Zeitung als solche; denn wie vormals wurden an den Brunnen Neuigkeiten, kurz, was Stadt und Land bewegte, ausgetauscht und weitergetragen, und dies nicht ungenauer als die Presse es besorge. Vorab aber, worin ihm keiner widerst, pries er die Überlegenheit des Brunnenwassers vor allem, was es, womöglich als widerlich stehendes, brackisches Grundwasser hochgepumpt, die eilenlangen eisernen Röhren durchfließen. Nicht nur rannte es wie kühler Saft auf der Zunge und förderte die Verdauung leblosend, nein, auch äußerlich verwendet, steigerte es das Wohlbefinden, verschmecke die Falten, mache einen unschlaglich schön wie der Gebrauch von Fensterschweiß, Märzschnee, Maltau und Regenwasser.

In Ermengung des Brunnenwassers mußte dem Rentner das Regennetz dienen. In einer Tonne hinter dem Hause hing er es auf und in verschiedenen Gefäßen. Bei anhaltendem Landregen und reichlichen Güssen waren die Krüge, Becher und Gläser stets voll, und in der Tonne stieg glucksend das Wasser ringewerfend zum Rande empor, und Schmälzle konnte, wann immer ihn gelüstete, Humpen auf Humpen leeren und in der Tonne den

Leib der lebenden Stauberung anheimgeben. Es gab aber auch Tage genug im Jahr, wo es gar spärlich oder überhaupt nicht aus dem Himmel rann. Da mußte der Rentner mit geistigen Getränken vorliebnehmen und mit eitlicher Überwindung in dem schon schalen Wasser der Tonne baden und ein halbblöder Tagelöhner — die alte Magd verweigerte sich solchen Diensten — den tropfenden trübenden Himmel spielen, indem er eine Glöckchen voll Regenwasser über dem Haupt Eberhard Schmälzles entleerte. Kurz, auf den Himmel war wenig Verlaß und der Rentner mit seiner Kur auch nicht schöner geworden, weil er von Geburt verschandelt war und als Bube schon Runzeln geworfen hatte wie die dicke Haut einer Milch.

Wohl oder übel schien Eberhard Schmälzle bei seinem Groll gegen die Wasserleitung sich beschließen zu müssen, bei der geballten Faust, die jedweden Morgen er dem über der Stadt kalthronenden, eifeumponnenen Wasserturm entgegenreckte und die den sichtlich ungeführt ließ. Da, eines Abends, ging am Stammbisch die Rede von der wunderthätigen Arbeit der Wunschleute; daß mit ihrer Hilfe, halte sie nur der geeignete Träger in Händen, unter der Erde Adern von Wasser und Erz leichtlich festgestellt würden, und als sich Schmälzle vergewissert hatte, daß dies kein neumodischer Unflug, daß ihrer sich schon die Germanen bedient und althochdeutsch die Rute Wunschligräta heiße, näherte er den geheimen Gedanken, den hinter seinem Hause befindlichen, erg verwilderten Garten, der außer der Magd und dem Tagelöhner keiner menschlichen Seele Einblick gewährte, durch einen Rutengänger nach einer Wasserader abtasten und, falls ergiebig, hier einen Brunnen bohren zu lassen. Dann hatte der Rentner, wonach er schon seit Jahren garte. Es fand sich auch ein dürrer, pickelbesen, wässrig blinkender Mensch, der, mit seiner von Anhängen zittrigen Händen die Rute wie ein blinder Grelb vor sich herhaltend, den Garten abschnitt, und siehe, an einem Fleck, wo der wilde Resen besonders üppig und fett wuchs, schlug die Rute gewollig aus. Schmälzle stieß seinen vom Großvater überkommenen Stock in die Erde und sprach: „Hier wird geböhrt!“ und der sandgelbe Stock mit dem geschlitzten Daggengelsicht, dem rot-lappenden Züngeln und den amethysten starrenden Augeln hielt stumm und ehrfurchtsvollend Wache, bis sein Gebieter einen Brunnenbohrer fand, der sich herbeiließ, hinter dem Rücken der Wasserpolizei, die Schmälzle wie die Behörden

Bei fallendem Schnee

Von Eugen Roth

Winters, plötzlich in weißer Stille,
Wenn vor dem Fenster lauloes es schneit,
Und an den Schreibern die Glöcklein zergittern,
Einsinnst du dich, wie der schwalbenschwänzle
Zughufmann war über die weit . . .
Oder der Juni mit wilden Gewittern,
Sonnig zerfällt sein prangendes Alld.

Und es wird dich zu Tränen erschüttern,
Winters, plötzlich in weißer Stille
Das Gedächtnis verfluchener Zeit . . .

In jedem menschlichen Tun als störend empfand, nach dem Wasser zu fahnden.

Der Brunnenbohrer hieß Hatschelbeck und war mit der Zeit in einen erschütternden Gegensatz zu seinem feuchten Handwerk geraten, der die Weiterführung desselben, ja, den Broterwerb schlechtlich in Frage stellte. Hatschelbeck war zu einem Feind des Wassers geworden, mochte es nun innerlich, was Gott verheißt, oder auch nur äußerlich mit seiner ansonst markigen Erscheinung in Berührung kommen. Jedemal, wenn er mit höchster Überwindung sich herbeigelassen hatte, einen Brunnen zu graben, sah er sich genötigt, während der Arbeit und auch lange hernach mittels einer selbst erfundenen, homöopathischen Heilweise Ähnliches mit Ähnlichem, Flüssiges durch Flüssiges zu bekämpfen, seinen wahren Leib vor dem Wasser durch eine ebenso wahre Neigung zum Alkohol niederzulegen. Dieser vom Schicksal so bedauerlich heimgesuchte Mann hatte nach der Bohrung des letzten Brunnen wochenlang in dem „Wirtshaus zur Traube“ sich von der unwillkommenen zwangsküßigen Berührung mit dem feuchten Elemente zu heilen versucht, und sah nun dick in der Kreide, vollkommen auf dem Trocknen vor einem in Goldschaden abschrecklich rohen, rundweg unbarmerzigen Menschen von Wirt. Wollte er nicht geplündert und an der weiteren Behandlung seiner selbst verordneten Kur für immer verhindert werden, mußte er wieder den Kampf mit dem Wasser aufnehmen, mußte dies selbst hinter behärdlichen Rücken.

Mit seinem Grundbohrer, brummend und unwirsch, trat Hatschelbeck an, wackelte bedächtig und langsam unter häufigen Brotzeiten, die er einer zum Munde geführten Schnapflasche entnahm und elenden Rückfälle ins „Wirtshaus zur Traube“, woraus ihn Schmälzle mit des Tagelöhners Beistand öfters hervorholten mußte. Endlich geduld das Bohren so weit, daß man, wenn man recht lauschte, und Schmälzle in Bereitschaft mit seinem silbernen Taubecher tat dies ausgiebig genug, unterwärts ein Riesel und Glücken vernahm, den Lehnstuhl zu nahen Quelle, und man wußte er ohnedem, wenn man Hatschelbecks immer verdorrneres Antlitz in Augenschein nahm, seine stets sprunghafte Haltung zur Flucht.

Plötzlich setzte ein Knistern, Knacken und Feuchen ein, unterdrückt noch, aber entschlossen, dann ein Knall wie von einem mäßigen Flintenschuß, und emporsoß, pressend und wild, kinderramend, gut drei Meter hoch ein weißglühender Strahl, und der Springquell fuhr, aber er nur ausweichen konnte, an den entsetzten Hatschelbeck, überpült sich verzweifelt den Mann, der den Mund weit, weit zum Schrei geöffnet hielt, nicht aber einen einzigen Laut hervorbrachte, und der Brunnenbohrer sank seiner ganzen Länge nach hin, führte unbewußt die Flasche zum Munde und glich solchermaßen notwendig die äußere Feuchte mit der inneren aus.

Mittlerweile, ohne sich um den so schwer betroffenen Mann auch nur im geringsten zu kümmern, vollführte der Rentner, den silbernen Taubecher in der hochgeschwungenen Rechten, einen Freudentanz um den springenden Quell wie ein Heide aus aschgrauen Zeiten und schrie: „Mein Quell, mein Quell, mein Brunnen, mein künftiger Brunnen!“ und näherte sich mit vor Erregung zitternden Beinen, mit immer noch unzählenden Schritten dem Strahl, hielt den Taubecher hinein, ließ jauchzend sich vom abprallenden Wasser über- und über bespritzen, führte bebend den Becher zum Munde und trank und trank, die Augen verdreht sich vor Wonne, nur noch das nackte kalte Weiß sah man, und wie bei einer heidnischen Verrichtung vor einem Wassergott führte er die Linke andächtig und zärtlich von der Kehle über die Brust bis zum Leib herab und deutete versucht hinter den Weg an den das unsäglich köstliche Quellwasser genommen.

Hatschelbeck raffte sich indessen auf und schwankte fluchend in das „Wirtshaus zur Traube“, wo in Anbetracht der so bitter notwendigen homöopathischen Kur er vorerst nicht mehr so



„Schau nur dieses reichbemalte Rokokobett! Das wär' doch was für euch!“ — „Nein, meine Liebe, im Schlafzimmer wünsche ich mir mehr Sachlichkeit. Rokoko lenkt zu sehr ab!“

schnell an seine feuchte Arbeitsstätte zurückzu-
kehren wünschte. Auch das überschüssige Wasser
suchte nach den ihm seit Urbeginn eigenen Ge-
setzen seinen Weg, quoll, Laub vom vorigen Jahr
und Astlein auf dem Rücken, in breitem Rinn-
sal auf das Haus zu, sodann, da es hier Widerstand
fand, schlug es am Hause entlang, durch das Hof-
tor auf die Straße hinaus, wo es die Gosse, bei dem
biottrockenen Weiter verwundert über den
Schwall, geduldig nach einer Dole führte, in die
es brausend sich ergoß. Gassenbuben machten
sich die feuchte Masse zunutze, zogen, soweit sie

noch nicht Barfüßer waren, Schuhe und Strümpfe
aus und patschten heiter johlend in dem strömen-
den Rinnstein umher.
Unmöglich konnte das, was selbst Erwachsene in
ihrem Laufe innehalten und über das rätselhaft
Auftreten von Wasser ratschlagen ließ, dem ge-
schulten Auge der Behörden entgehen, und ein
Schutzmann seines Zeichens riß entschlossen die
Schelle vor Schmätzles Haus, und wiewohl der
dem Mann der Ordnung erklärte, die Dinge auf
seinem Besitz, solange er nicht den Mitbürgern
nach Hab und Gut und Leben trachte, gingen die
Behörden nichts an, bahnte sich der behördlich

befugte Herr den Weg, indem er auf die unzu-
lässige Besudelung von Bürgersteig und Gosse
verwies und den streitbaren Widerstand gegen
einen Beamten im Dienst, trat stilmunzelnd und
taschenbuchzückend an den Wasserstrahl heran
vermerkte dessen durch Schmätzle und Belästig-
zweiter Hand verursachtes Vorhandensein, ver-
schwend eiligen Trittes, kehrte wieder zurück im
Verein mit einem sechskundigen Manne vom Was-
seramt, und der stellte fest, daß der Rentner
Eberhard Schmätzle unter Beihilfe des Brunn-
bohrers Hatschelbeck eigenmächtig — die städ-
tische Wasserleitung angestochen hatte.



Als er ihr einen Kuß geben wollte...

Von Fritz A. Mende

Als er ihr einen Kuß geben wollte, wandte sie sich heftig ab und zischte: „Ich bin kein Sinnenfutter für Männer!“

Dieser blaustumpfige Satz ließ ihn zurückschrecken, war sie doch jung und hübsch.

„Sie sind also kein — hm — Sinnenfutter“, sagte er — und während er dies Wort aus seinem Munde hörte, gewann er jene Beherrschung wieder, die er eben um ein Kleines fast verloren hätte.

„Sinnenfutter“, sagte er noch einmal ironisch und spürte dabei, wie es ihr peinlich war. „Ganz abgesehen davon, daß mich dieses Wort an mein zerrissenes Mantelfutter erinnert und Sie somit eine Gedankenbrücke geschaffen haben, die geradenwegs zum Schneider und weit ab von dem Gebiet führt, auf dem zu tummeln Sie mir unter-sagen!“ — seine Stimme klang schon beinahe väterlich — „ganz abgesehen davon also, muß ich gegen den von Ihnen ausgesprochenen Satz einwenden, daß er in prägnanter Form verschiedene Irrtümer zugleich enthält. Woher wissen Sie zum Beispiel, daß Sie das, was Sie ablehnen zu sein, nicht doch dauernd, täglich, stündlich, sind? Sie haben eine hinreichend proportionierte Figur, Sie haben — nun, ich will nicht alles aufzählen, was Sie haben, es würde einestells zu weit und andernteils zu nah führen... Natürlich könnte ein anspruchsvollerer Betrachter mancherlei bemängeln, so ihr Haar, das von jenem allzublonden Blond...“

Hier versuchte sie, etwas zu sagen, doch schlichterte er sie durch eine überlegene Handbewegung ein.

„Gut, lassen wir das Blond“, fuhr er unerbittlich fort. „Halten wir uns — Sie verzeihen gewiß die sprachliche Zudringlichkeit — also halten wir uns an das Andere und Hinreichende. Es ist Ihnen doch bestimmt schon aufgefallen, daß sich die Männer all das mit sichtlichem Vergnügen betrachten? Und dem Anscheine nach haben Sie

auch keineswegs etwas dagegen einzuwenden.“ Hier versuchte sie erneut, ihm dazwischen zu reden, doch kam er ihr zuvor.

„Ich kann mir denken, was Sie sagen wollen, nämlich: es geschehe wider Ihren Willen. Gestatten Sie, daß ich Sie an jene legendären Frauen erinnere, die sich, ihre Schönheit für Sünde haltend, nichts dringlicher als einen Affenkopf und einen Buckel wünschten. Und dieser ganz und gar unfilmische und geradezu umgekehrte Wunschtraum wurde ihnen, ob seiner erschütternden Besonderheit, erfüllt. Was aber tun Sie? Sie, deren Schönheit an der jener legendären Frauen gemessen, wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, eine zu vernachlässigende Größe...“

Hier versuchte sie wiederum, sich bemerkbar zu machen, doch hatte er jetzt schon genügend Oberwasser, dies zu übersehen.

...eine zu vernachlässigende Größe ist, theoretisch gesprochen. Was tun Sie, frage ich? Sie können sich, Sie pudern sich, Sie waschen sich mit duftenden Seifen, kurz, Sie sind als Mensch etwas Kosmetisches auf Beinen, und anstatt in Sack und Asche zu gehen, gehen Sie in Blond und Seide. Und Sie wagen es, zu behaupten, es geschehe wider Ihren Willen, wenn die Männer Sie stielzügel beglitzten? Ja, Sie wagen es und tun dennoch nichts lieber, als die Männer wider deren Willen herauszufordern. Jawohl, umgekehrt wird ein Schuh daraus: Männer sind Feinde der Gefühls-Anarchie, aber Immer von neuem werden sie von Ihnen und Ihnsgleichen in den Strudel der Sinne gerissen, wider Ihren Willen, wenn es Männer sind. Sagen Sie Immerhin: Ich bin kein Sinnenfutter...“ aber besitzen Sie wenigstens soviel Takt, nicht küßenswert auszuschaun! Nun — vielleicht glauben Sie gar, Sie täten es nicht und legen darum jenem ominösen Satz den Sinn unter, daß Sie sich nicht für hübsch genug halten, um... Soviel Selbstkritik aber wäre unweiblich, und ich traue Ihnen diese Bescheiden-

heit, mit Verlaub, nicht zu. Weiterhin bestünde noch die Möglichkeit, daß Sie, Ihr eigenes Herz dem Gemeinwohl opfernd, eine Lanze für das gesamte weibliche Geschlecht zu brechen unternehmen, und Ihr Widerstand wäre eine Art Rache für tausend Niederlagen. Überlassen Sie das doch lieber den Häßlichen und Übriggebliebenen, die, wenn sie von sich sagen: „Wir sind kein...“ höchstens verständnisvolle Zustimmung finden. Um aber jenes Wort einmal näher zu beleuchten: Sinnenfutter... Futter! Wie grob und ungewöhnt ist es doch. Klee ist ein Futter, und zwar für Kühe. Und der Klee hat gar nichts davon, wenn er gefressen wird. Sie jedoch, mein Fräulein, sollen ja mitnichten gefressen werden. Da Sie das aber anscheinend befürchten, haben Sie jenen, dem Volumen Ihres Wissens entsprechenden Ausdruck vom Futter gewählt, der eine so fundamentale Einseitigkeit enthält, daß man gleich ans Märchenbuch denken muß und an die in ihm vorkommenden Fabeldrachen, für die es eine Selbstverständlichkeit war, daß sie sonntags ihre Jungfrau im Topfe hatten. Vergessen Sie aber nicht, daß wir Heutigen uns den Drachen zwar gern in weiblicher, doch niemals in männlicher Gestalt vorstellen. Immerhin bringt mich die Abschweifung zum Märchenbuch darauf, wie sehr das, was Sie mir vorhin entgegenzischten, in jugendlichem Fürwitz nachgeplappert und wie wenig es eine Erfahrungstatsache für Sie ist. Sehen wir einmal von dem, was an einem gewissen Ausdruck zu bemängeln war, ab und nehmen wir ihn ganz naiv, wie Sie: sollten Sie nicht in Ihrem präzisen Satz ein kleines Wörtchen vergessen haben, das Wörtchen „noch“?

Vor der Haustür tat er, als ob er ihr einen Kuß geben wollte. Doch da sie keine Anstalten machte, sich heftig abzuwenden, sondern — Im Gegenteil — sagte er: „Ich kann es halt nicht leiden, wenn sich ein Mädchen zu leicht küssen läßt...“, grüßte kurz und ging.

für Weibachten!

Mattenklotz, Afrikanische Jagden und Abenteuer

Herausgegeben und bearbeitet von Hauptmann Steinhard, 250 Seiten, mit einer Orientierungskarte von Portugiesisch-Angola. Preis in Leinen gebunden RM. 4.80.

Wilhelm Mattenklotz, der Verfasser der „Verlorenen Heimat“, hinterläßt ein kurzes Tagebuch, voll unheimlicher Eindrücke, die den unbekannten Jagdgründen Portugiesisch-Angolas. Der Tod nahm ihm vor ein paar Jahren die Feder aus der Hand, jetzt hat kein Geringerer als Steinhard die Schätze dieses Tagebuches und machte daraus die „Afrikanischen Jagden und Abenteuer“, die unsterblich als Steinhards Meisterwerk anzu sehen sind. Die Stärke dieses Buches liegt in den unheimlichen, kolossalen Leiden, Entbehrungen und Enttäuschungen, die Wilhelm Mattenklotz nur mit eisernem Willen überstehen konnte.

Schiedlich Heinz Puß, Der Mufdel Ruf

Ein Kriminalroman aus den Wiener Donau-Auen und dem Wiener Wald. 200 Seiten, Preis kart. RM. 3.—, in Leinen gebunden RM. 4.—.

Eine wunderschöne Berlin mit europäischer Bildung ist die Hauptperson in diesem Roman. Sie entdeckt durch einen Zufall, daß es ihr Brüderling, ein Wiener General-Adjutant und großer Jäger vor dem Herrn gewesen ist, der im Weltkrieg ihre Eltern sterblich erschossen ließ. Die unerbittlichen Gezeiten der Butzerei haben nun in Kraft. Daraus entstehen fast unentbehrbare Handlungen, die schwere Arbeit der Kriminalbeamten auf der Suche nach dem Mörder, den sie unter Verwenden und Wildern vermuten, zeigt ein überraschendes Resultat.

Schiedlich Heinz Puß, Schüsse bei Mondschein

Ein Grenzlandroman, 68 Seiten, Preis kart. RM. 2.80, gebunden RM. 3.50.

Ein Grenzlandroman aus der schwachen Zeit nach dem großen Weltbrand, dessen Inhalt in dem Kampf zwischen einer Schwarzwald- und Bodensee wärdelt. In diesem zu kitzende Schüsse bei Mondschein im Jagdrevier sind es, die Jäger, Forst- und Grenzbeamte in ständiger Abzählung halten. Der Leser kommt von einer Spannung in die andere und gewinnt dabei einen Einblick in die trostlose Zeit nach dem Krieg, wo es möglich war, Mord, Raub und Wildbeuterei in großem Maßstab zu organisieren und deutsche Mädchen und deutsche Jungen nach dem Ausfall zu verschleimen.

Gelagt, Gehagt, Gefehlt, Etcelg

Jagdliche Bekenntnisse, Erlebnisse und Erfahrungen von Ernst Josef Überacker, Wien. Über 350 Seiten und 4 Kunststoffe. Preis gebunden RM. 7.—.

Mit köstlichem Humor erzählt uns der Verfasser seinen Werdegang vom Hosenmann zum weltgerendeten Hochwildjäger. Er schildert uns seine jagdlichen Erfahrungen und Erlebnisse in der eigenen Heimat und führt uns weiter in die Jagdreviere von Bonten und Herzogin, in die weiten ungerichten Ebenen und in die herrlichen Karpatenwälder.

Julius R. Raachhaus, Die rote Exzellenz

Ein Malepartroman, 5. Auflage, 224 Seiten, in Leinen gebunden RM. 3.50.

Die rote Exzellenz ist kein anderer wie Meister Relneke, der verschlagene und italienische Fuchs. Wie in so vielen Tierfabeln spielt er auch hier eine Hauptrolle. In diesem Buch spielt sich das Leben der Waldtiere in Form eines Staatswesens ab. Wir sehen Familien- und Gesellschaftsleben, Staats- und Parteienwesen, Krieg und Revolution. Es ist alles wie bei den Menschen, und man kommt aus dem Schmutz nicht heraus. Es ist ein Buch voll köstlichen Humors und dabei eine prächtige Schilderung der Tierwelt. Alt und jung werden an dieser „Roten Exzellenz“ ihre Freude haben.

Hans Sommereyer, Sacico

155 Seiten, Preis kartoniert RM. 3.—, in Leinen gebunden RM. 4.—.

Dieser Roman spielt in den Donau-Auen zwischen Wien und Budapest. In der Landschaft der braunen Putzschöne, und zieht die eigenwillige Schönheit eines wilden Gebietes in den Fluß der spannenden, dramatisch bewegten Handlung. Friedlich von Gegenstände Pate gestanden haben bei den Naturbeobachtungen, vor allem aber bei den Szenen über die Jagd auf den sogenannten Geierfischer, der in klaren Herbstnächten in den Auen fliehet und dessen Tod zwei Menschenleben forderte.

Hans Halmbröcher, Ludwig Thoma und sein Jäger Badnerl

Bearbeitet von Dr. Walther Ziersch, 2. Auflage, 4.—8. Tausend. Preis in Rohleinen gebunden RM. 1.80.

Die vielen Freunde Ludwig Thomas werden dies Buch, das den Menschen und Waldmann Thoma in erfrischender Jägersprache und mit köstlich lebenswunderlichem Humor schildert, freudig begrüßen. In diesen Aufzeichnungen seines letzten Jägers, Scherl, liegt der echte Thoma. Sie zeigen so recht seine gemütvolle Art, seine große Natur- und Heimatliebe, sein dorfbäuerliches Verhalten zu Freunden und zu den Bewohnern seiner bayerischen Heimat. Vor allem natürlich die Anhänger der Pirsch werden an diesen reizenden Jagdgeschichten ihre helle Freude haben.

Verlangen Sie unseren ausführlichen Bücherprospekt

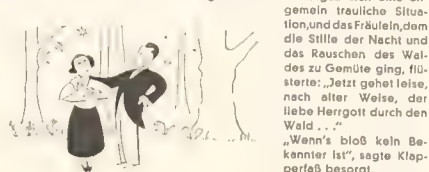
zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

§. C. Mayer Verlag, München 2 M, Sparkassenstr. 11

Lieber Simplicissimus

Das Töchterchen von Bekannten war recht krank. Da konnte ich meiner Familie eines Tages berichten, daß es der Kleinen nun schon besser ginge. „Ist denn die Inge immer noch nicht gesund?“, meinte mein Zwölfjähriger. Seine sechsjährige Schwester sagte dazu in verwandelndem Ton: „Denkst du denn, der liebe Gott kann henen?“

Ein bekannter Geschäftsmann des Städtchens, Herr Klepperfuß, war abends auf dem Nachhauseweg auf ein alleinstehendes Fräulein gestoben und mit ihr unversehens in den Stadtwald eingewichen. Es ergab sich eine ungewöhnlich trauliche Situation, und das Fräulein, dem die Stille der Nacht und das Rauschen des Waldes zu Gemüte ging, flüsterte: „Jetzt gehst du leise, nach alter Weise, der liebe Herrgott durch den Wald...“



Es war im Religionsunterricht. Der Herr Pfarrer schilderte in bescheidener Weise die manchmal recht fragwürdige menschliche Natur. „Viel glauben“, rief er aus, „als dürfen ihr Tun und Treiben nicht verantworten; leben in den Tag hinein, ohne zu bedenken, daß ihnen eines Tages auch die verborgenen Dinge aufgedeckt werden und daß einmal bei jedem die Stunde kommt, wo die vermeintliche Schuld wie ein Alp auf der Seele liegt, wo bekannt werden muß, was man geleistet hat. Wer ist es wohl?“, fragte der Pfarrer, „der solchsaubere die schuldig Gewordenen zur Rechenschaft zieht?“ „Das Steueramt“, entgegnete Paulchen nach kurzem Zögern.

Zu dem alten Frauchen, das in einem der vielen gleichmäßig über die Stadt verteilten Aborthäuschen seines verantwortungsvollen Amtes weilte, kam eines Tages ein Vertreter

und wollte einen kleinen Heizapparat verkaufen, der vorzüglich geeignet sein sollte, ihr über den Winter beim Warten auf die Kundschaft die Füße warm zu halten. Sie wollte zuerst nicht recht, entschloß sich schließlich aber doch, den Apparat zu nehmen. „Meinstwege“, sagte sie, „ich nehme ihn; aber das mach' ich zur Bedingung: bloß auf Gege'rechnung!“



Paula klagte ihrer Freundin ein wenig über ihre Ehe. Ihr Mann sei ja schon recht, er sei sparsam und fleißig und einigermaßen verträglich, aber er gebe sich keine Mühe, sie auch seelisch zu verstehen. „Das ist ja wünschenswert“, meinte die Freundin, „aber viel ändert sich dadurch manchmal auch net. Mein Mann zum Beispiel versteht mich seelisch ganz ausgezeichnet, aber für neue Kleider ist er trotzdem nur schwer zu haben.“

Rauschabels Frau war wieder einmal tief unglücklich. Sie fühlte sich total verkannt und vernachlässigt und schalt ihren Mann einen kalten Egolsten. „Daß du mich einmal auf Händen tragen wolltest“, schaltete sie, „denn denkst du schon längst nicht mehr! So sehr hat deine Liebe abgenommen.“ „Meine Liebe hat nicht abgenommen“, entgegnete Rauschabel milde, „aber du hast um zirka zwanzig Kilo zugenommen.“

Meine Tante Anna erwarb in München einen kleinen Laden mit Antiquitäten. Sie verkaufte dort alte Bauernschränke, holzgeschnitzte Madonnen und Kruzfixe. Hin und wieder fuhr sie ins Gebirge und kaufte bei den Bauern an alten Dingen zusammen, was man ihr gab. Aber jeder Beruf hat seine Schattenseiten. „So fromm bin ich früher gewesen“, seufzte Tante Anna nach einem Jahr, „und jetzt kann ich nimmer a Merterl oder an Herrgott sehn, ohne sofort d'rin d'denken, was ma dafür zahlen müß und was ma dafür verlangen könn!“



Es sollen Fälle vorgekommen sein...

Von Georg Schwarz

Ein Mutiger hat recht, bedenkenlos in eine Gefahr zu springen. Das ist wahr. Ebenso wahr ist aber auch, daß ein ängstlicher Mensch Gefahren meiden soll, wo es geht!

Die Geschichte mit dem Jugendfreund unseres Onkels, die sich vor Jahrzehnten in einer Tier-schaubude ereignete, bewacht nichts anderes und ist wert, erzählt zu werden.

Der kleine ängstliche Mann pflegte bei Gelegenheiten, wo es auf Mut ankam, zu sagen: „Ich bitte euch, laßt das doch! Es sollen schon Fälle vorgekommen sein!“ — und suchte mit diesen Worten seine Freunde von waghalsigen Bergbesteigungen, Klettereien, Hochwasserbeschäftigungen, Seltzereien aller Art zurückzuehelen.

Wie recht er hatte, in Bezug auf sich selbst, geht aus seinem einzigen, für ihn schrecklichen „Unfall“ hervor:

Die beiden Freunde standen, es war vor Jahrzehnten, auf einer Wiese vor der Stadt vor einer marktschreierlich bemalten Schaubude und lasen mit Augen der Verwunderung vom „Tausendjährigen Krokodil“, vom Königsiger, dem „Herrn das Duschgells“, und von der Wildschweine fressenden Riesenschlange, die da zu sehen waren, und Onkel Justus hatte Lust, sich die Menagerie anzuschauen.

„Wollen wir?“ sagte er und griff nach der Hand des Freundes.

„Wozu?“ sagte Freund Amandus, „muß das sein?“ und fügte ängstlich hinzu: „Wo man doch weiß, daß schon Fälle vorgekommen sind!“

„Schäm dich, Amand!“ sagte der Onkel darauf, „stiehst du nicht, daß selbst die kleinsten Mädchen, ja, daß Damen, die sich doch sonst vor Mäusen fürchten...“

„Mäuse sind nicht ganz ungefährlich!“ sagte Amandus.

Aber Onkel überredete ihn, zwang ihn beinahe und schleppte ihn fast mit Gewalt in die Bude. Er war willens.

Ein schmales, niedriges Zelt nahm sie auf und sie blieben gleich vorn bei der Riesenschlange stehen, die regungslos in ihrem Sandbett lag, ein Schlauch mit einer Verdickung in der Mitte.

„Gefährlich, Amand?“ scherzte Onkel. Der Kleine lächelte bloß.

Ehe sie weitergingen, fuhr er plötzlich mit der rechten Hand an seine Rocktasche, in der sich etwas regte — es war nichts geringeres als der Russel einer Elefantin, die hinter ihm stand — stieß einen Schrei aus, als er sich hübsch zurechtgemachtes Abendbrot auf der Mündung des Elefantennüssels hochschweben sah, griff mit dem Mut eines Verzweifelten danach, wofür ihm das Tier mit dem schneckenförmig geringelten Rüssel einen Klaps auf den Kopf gab, daß er nach hinten stürzte, über den Fethäcker eines Dromedars purzelte, sich zweimal überschlug, um schreiend und strampelnd im lauwarmen Alligatorwasser zu landen zum Entsetzen seines Freundes und zur Belustigung des Publikums, das sich nicht vorstellen wollte, daß der Unglückliche in seinem kunstlichen Nil in größter Gefahr schwebte.

Aber der „Tausendjährige“ aus dem Nil rührte sich zum Glück nicht von der Stelle, ließ Freund Amandus in aller Ruhe über sich hinweg rudern und schwimmen, als wäre dieser nur ein Fluß-dampfer, aus dem er sich nichts machte.

Blaß, bestürzt nahm Onkel Justus den nassen Freund in Empfang. Auch ihre Freundschaft war etwas naß geworden. Als sich aber auf des lauwarmen Bad keine Erkältung, auch keine Spur von Schnupfen einstellen wollte, ließ sich der Kleine versöhnen unter der Bedingung, sich nie wieder in ein solches Abenteuer begeben zu müssen.

Der Genießer

„Na, was treibst du?“, fragte ich kürzlich einen alten Bekannten, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Ich erfuhr, daß er nun schon seit zwei Jahren verheiratet sei und es ihm leidlich gehe. Abends konnte er gar nimmer fort, seine Frau habe das nicht gerne und selbstand auszugehen, das könnten sie sich nicht leisten. Er sitze eben abends zu Hause und lese ein Weilchen, bevor er sich schlafen lege.

„Nanu“, sagte ich, „du hast doch noch nie ein Buch in der Hand gehabt; woher auf einmal dieser Lesedrang?“

„Weißt du“, erklärte er mir, „meine Frau kocht nicht sehr gut, da blättere ich eben nach dem Abendessen jeweils noch ein bißchen in dem Kochbuch, das ich ihr gekauft habe.“

St. Emmeram
Abtei-Likör
der Weinbrennerei
München

2 Pf.

Interessante Waren, wie die hier oben (Fertigung) aus
mit Schokolade-Kugeln und Likör. - Preisliste
auf Anfrage. M. Becker-München, Löhner 36/37

Empfehlenswerte Gaststätten in Berlin:
Kottler
Zum Schwanenwirt
Mollstraße 31
Die original süddeutsche
Gaststätte

MANKROETTS
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen

Umsonst
Potential-Tabletten für Männer
Jugendkraft, Vitalität, Mannlichkeit
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

Korsets, auch für Herren
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

Für nur monat.
8.75 RM
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

GRATIS
Pfeile 50 sende
Korsets, Herren, auch Leder-Hosen
Korsets zur Figurbildung.
Kleider, Frackstücke, Damentaschen
aus. Preis. 1.00 bis 2.00.

Elly Petersens
Hunde- und Katzenalender 1937

Ein ganz entzückender, durch und durch künstlerischer
Wochenabteiler für den Tierfreund! Jede Woche
bringt ein neues wunderbares Hunde- oder Katzenbild
von der Hand. Eine so liebevolle und lebendige Stimmung
trifft Elly Petersens amüßiger Hunde- u. Katzenbilder
aus, daß jedem dabei das Herz aufsteigt. 1937: 52 künstlerische
Fotos und großem Fotowettbewerb RM. 1.95.

Verlag Roror & Gitzel G. m. b. H. München

Carl O. Petersen

Von einem Hut und etwas mehr / Von Ernst Handschuch

Eine gerumme Zeit war ich nicht in der kleinen Stadt am Rhein gewesen, wo eine meiner Schwestern wohnte. Aber noch weiter lag es zurück, daß wir eine gemeinsame Jugendfreundin, die dort verheiratet war, besucht hatten. Den Nachmittag hatte ich dem alten Dom gewidmet, und es war schon spät, als ich mich erinnere, daß wir ja heute unsere Jugendgeheimnisse überlassen wollten. Ich sollte zuerst hingehen, meine Schwester dann bald danach. Weil die Wohnung der Freundin am Rande der Stadt lag, machte ich mich sogleich auf den Weg. Ich mußte mich doch länger als beabsichtigt im Dom verweilen haben; die Dämmerung fiel schon stark ein. Als ich endlich am Ziel war, brannte bei den Freunden bereits Licht. Auf mein Schellen öffnete mir der Mann. Aus seinem verlegenen, schluckenden Sprechen konnte ich entnehmen, daß wohl gerade gegessen wurde. Ich entschuldigte mich daher und bat, später kommen zu dürfen. Doch da ließ sich auch schon Dorle, die Freundin, sehen. Nichts half mir jetzt. Ich mußte mich hinauf und am Abendbrot teilhaben. Ich weiß es noch recht gut: es gab gemischten

Salat, warme Fleischwurst und Bier. Dorle verteilte alles kunstgerecht und zauberte aus dem ursprünglich für drei Leute bemessenen Essen noch ein viertes. Ihre Freude, mich da zu wissen, war so groß, daß sie vor lauter Geplauder kaum ab. Es mundete mir besonders gut, und ich vergaß völlig, daß auch Maria, meine Schwester, kommen wollte. Erst als es klingelte, fiel es mir wieder ein. Ehe es mir jedoch gelang, den neuen Besuch zu verrieten, war Dorle schon auf den Balkon hinausgetreten. Inzwischen schellte es noch einmal recht heftig, und ich ärgerte mich über die Zudringlichkeit meiner Schwester. Eilte es ihr denn so sehr? Weil es Maria tatsächlich war, durfte der Junge die Haustür öffnen. Dorle aber strahlte über das ganze Gesicht. „Was geb' ich Ihr jetzt nur zu essen? — Na, ich werd' schon noch etwas für sie finden“, tröstete sie sich. Doch da ging schon die Flutur, und gleich darauf trat Maria in die Stube. Zu unserer Überraschung war sie in heller Aufregung. Ohne ein Wort oder eine Gebärde des Grußes sprudelte sie los: „Um

Gottes willen, kommt. Am Hafen brennt's. Eben hab' ich's erfahren. Alles soll schon in Flammen stehen und nichts mehr zu retten sein!“ Wir waren alle entsetzt aufgesprungen und starrten sie entgeistert an, wußten wir doch, daß Dorles Mann in nächster Nähe des Hafens sein Geschäft hatte. Eilends verließ er das Zimmer, und wir hörten nur noch, wie er, gefolgt von dem Buben, die Treppe hinabrannte. Dorle indes hatte sich niedersetzten müssen. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte von ihrem Schrecken, ging sie in das Schlafzimmer und zog sich rasch um. Als sie herauskam, standen wir bereits auf dem Gang. Ich hielt meine Schwester, die am ganzen Leib zitterte, umfaßt und sprach beruhigend auf sie ein. Dorle schloß die Tür und knipste das Treppenlicht an. In diesem Augenblick aber geschah etwas, was ich wohl meiner Lebtag nicht begreifen werde: Dorle sah den Hut meiner Schwester und blieb wie angewurzelt stehen. Ihr schreckensbleiches Gesicht begann sich zu färben, um mit einem Male schier leuchtend vor Freude zu werden. Es war die gleiche Fröhlichkeit, wie die kurz zuvor beim Essen gezeigte. „Marlechen“,



Neuerscheinungen des Verlages Carl Schünemann, Bremen

Jo van Ammers-Rüller
Tanz um die Gullweide
Die Geschichte einer großen Liebe in den Jahren 1772 bis 1775
Ausstellung Hans Meid, Berlin, 573 S. Leinen RM. 8.—
Das Zeitalter der französischen Revolution wird in bühnenhaften Erzählungen lebendig. Eine weltumwälzende Liebesgeschichte, die Lektüre eines leidenschaftlichen, vom Sturm der Zeit mitgerissenen Menschen sind die Hauptpunkte

Elto Eshari-Dachau
J. G. Dornitz, Jagdfeder von Waldpeuren
Erzählung
Ausstellung Siegfried Korfmeier, Gütersloh, 180 S. Leinen RM. 4.—
Ein Landschaftsroman, der Pflanzen, Tiere und Menschen eines Waldorts mit historischer Dornitz schildert und ihre Schicksale zu einem groß geschauten Bild verdichtet.

Cécile Lauber
Die Rangel der Mutter
Erzählungen
Ausstellung Siegfried Korfmeier, Gütersloh, 184 Seiten, Leinen RM. 4.—
Durch vier Erzählungen wandeln Menschen und Heilige, aufs engste verbunden, mit bald südlich-weißer, bald nördlicher Landschaft, mit Blumen und Tieren, die einbezogen sind in das Wunderbare, das ihr Leben umspielt.

Ench F. Löhrdorff
Tropenphantasie
Roman
Ausstellung Edmund Schoeler, Charlottenburg, 265 Seiten, Wohlfeile Ausgabe, Leinen RM. 3.25
Ein neuer, ein rechter Löhrdorff, Voll der packenden und lebendigen Schilderungen, die den Verfasser so bekannt und so beliebt gemacht haben. Das Hochland Columbiens, seine Edelsteine, die dastehenden Schenken, der Urwald am Amazonas, die Diamantenminen, eine Symphonie exotischer Länder, geheimnisvoller Mächte und wilder, abenteuerlicher Männer.

Reihne Maximilian Müller
Das Joke der Reife
Roman
Ausstellung Edmund Schoeler, Charlottenburg, 400 Seiten, Leinen RM. 5.50
Der Held dieses Romans ist ein kleiner Lehrer in einem weissen Bauernort, in dem er sein Jahr der Reife erduldet, akzeptiert und schließlich ganz denkwürdig geschickt mit. Mit drei Frauen schenkt er im Kräftezeit mit einer heftigen Gemeinde einem trübsinnigen Priester, seiner Schöle, den Kinderseelen, die der Geist der Musik und der

Franz Hohl
Die Brüllenden Frauen
Roman
Ausstellung Hans Meid, Berlin, 503 Seiten, Wohlfeile Ausgabe des Romans, „Das Grab des toben“ 3.25
Ein großer Roman aus dem Bürgertum, in seiner Mitte eine Frauengestalt von ästhetischem Ausmaß. Tragisch dieses Gercheben ist mit köstlich-numerierten Ereignissen durchsetzt.

Alma Rogge
Dieter und Hilke
Eine Liebesgeschichte
Ausstellung Siegfried Korfmeier, Gütersloh, 160 Seiten, Leinen RM. 3.00
Eine Liebesgeschichte, verhalten und innig, beginnend mit dem Grünen der Felder im Frühling, voll strömend mit dem Blauen des Sommers und demüßig verklingend im Herbst.

Sophie Rogge-Börner
Der Rottel
Russische Erzählungen zwischen zwei Weltzeiten
Ausstellung Hans Meid, Berlin, 194 Seiten, Leinen RM. 4.—
Ein Volk stirbt am Bolschewismus! Ergreifende Schicksale russischer Menschen aller sozialen Schichten werden in diesem Buch lebendig. In Ruf an alle Nationen, die ihr volkstümliches Leben bewahren wollen.

Gustav Schenk
Das lebensgefährliche Spiel
Schachbriele an eine Freundin
Ausstellung Harbert Lange, Bremen, 92 Seiten mit fünf farbigen Teilen und drei Diagrammen von Grise Jürgens, Hannover, Leinen RM. 5.—
Das Buch wird mit als die originalste und schönste Spielunterhaltung der Schachliteratur gelten können, es will aber nicht nur belahren, sondern den Leser und vor allem die Leserin für das königliche Spiel gewinnen.

Wilhelm Schöpfer
Hoff Lüdert
Ein deutscher Kampf um Südafrika von 1883—1886
Ausstellung Harbert Lange, Bremen, 272 Seiten mit einem Bildnis von Luedtke, 16 Bildteilen und 16 Karten, Leinen RM. 7.—
Ein Stück Zeitgeschichte und der Roman eines Lebens, der vom Leben selber geschrieben wurde, erfüllt von Wagemut und unbeirrtem Willen, ein Beispiel harnestischer Geistes und nationaler Gesinnung. Ein Buch, das auch dem heutigen Geschlecht viel zu sagen hat.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

..und bitten wir Sie..

Ernsthafte und heitere Glossen
zur deutschen Sprache
von Oskar Jancke

Was für arme Sprachschänder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder daheim! Hier ist einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält auf eine neue und wirksame Art! Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist, das heiter stimmt und besinnlich! — Das Deutsche Sprachplegem urteilt: „Wir halten das Buch für ein geeignetes Mittel, das sprachliche Gewissen unserer Zeit wahrzurütteln und unser Volk zur Klarheit u. Schönheit des Ausdrucks zu erziehen.“ Kart. 2.50, Leinen 3.20. In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth, München



HERR KERN / VON ANTON SCHNACK

„Ich nehme die Äußerungen gegen Herrn Kern
mit Bedauern zurück.“ Mathilde Porkelt.

Das ist der Abschluß eines Krieges aus dem Alltag, der sich als Noitz vollendet,
Damit hat die Sensation vom Hausblock 7 sich zum Höhepunkt gewendet.

Friedrich Kern, berufslos, Eckensteher, lebte von gelegentlichen Dingen
Als da sind: Teppichklopfen, Karrenschleichen, Kofferüberbringen.

In dem Hausblock war er trotz der Vierzig doch der schönste Mann von allen,
Und er tat den meisten Frauen seiner Strammheit toegen gut gefallen.

Und er hatte eine Zeitlang seine Liebe an Mathilde P. verschwendet,
Aber, wie das mit der Liebe geht, war die seine bald vorbei und wo anders
hingespundet.

Und Mathilde Porkelt war fortan aus diesem Grunde nur noch Haß und Rache,
Wo sie konnte (und sie konnte) bradte sie, verleumdend, Kern zur Sprache.

„Das ist einer“, zischte sie geheimnisvoll in das Ohr von Fräulein Stoffeln,
„Der . . . der läßt nichts stein.“ „Aha“, sagte jene, „da sind meine Saatkartoffeln.

Ja, nun wird es Tag, dieser Kerl hat nicht ein Fünkchen Scham,
Ja, jetzt weiß ich auch, warum er jüngst zwischen Licht und Dunkel aus dem
Keller kam!“

Und dann ging Mathilde weiter, andere Giftsatz auszustreuen:
„Wissen Sie, Herr Krause . . . Kern und Hubers Frau . . . Huber tut mich reuen.“

Und das ging von Ohr zu Ohr: das Gerücht ward immer größer,
Und die Blicke schossen hinter Kern her immer hämischer und böser.

Wer's erzählte, hatte selbstverständlich ausgemalt und ausgeschmückt,
Daß Herr Kern . . . man wüßte schon . . . und im Kriege 14 hätte er sich auch
gedrückt.
Und es konnte nicht ausbleiben, daß der Dreck kam zu den Kern'schen Ohren,
Ihm war hurtig klar: nur verschmähte Liebe hatte dieses Gift geboren.

Wenn er fragte, hieß es zuckend: „Ach Herr Kern, ich bin nicht im Bilde,
Aber unter uns gesagt, diese Porkelt, diese schwarzhaarige Mathilde!“ . . .

Also kam es, daß der Kampf um Ehre abgeschlossen wurde in Mathildens
Küche,

Jeder horchte, jeder hörte Schimpfen, Weinen, Drohungen und Flüche.
Als Herr Kern herausrat, siegerwachtig und den Kopf erhoben,
War der ganze Horderschwarzwarm von der Küchentür gestoben.

Doch von diesem Zeitpunkt an war Mathilde P. verdrießlich,
Und sie schloß die Küche ab und verreise zu der Schwester auf dem Lande
schließliche.

*

Kern wird jetzt in stolzer Haltung laut von Tür zu Türe gehen:
„Hier, Herr Krause, lesen Sie, hier ist meine Unschuld klar zu sehen!“

Und Herr Krause wird Herrn Kern fest die Hand mit Manneswürme drücken:
„Ich hab's nie geglaubt, Herr Kern, daß Sie, nee . . .“ (und er jagte ein paar
Mücken).

Der Zuverlässige

(K. Heiligenstedt)



„Mit meinem Mann habe ich ausgemacht, daß wir uns nichts schenken — er bringt's fertig und hält sich dran!“

Im Hafen

(Wilhelm Schütz)



Was geschieht, ist gut

Von Paul Gurk

Im Böhmisches ging an einem Vormittag ein Waldarbeiter fort, um reife, gezeichnete Bäume zu fällen. Seine Frau hatte ihn gebeten, aus einer vor wenigen Wochen verlassenen Sandgrube frischen, trockenen, weißen Sand zu holen, den sie zum Aufbewahren von Kartoffeln, Zwiebeln und Gemüse brauchte. Die Sandgrube war nicht mehr abbaufähig, aber soviel brauchbarer Sand würde sich wohl noch finden. Der Mann, ein nüchterner, fleißiger, seiner Frau ergebener Mensch, ging fort, die Kaffeekanne am Arm, das Frühstück eingewickelt in der Tasche, einen leeren Sack über der Schulter. Um die Mittagszeit wunderte sich die Frau des Waldarbeiters, daß ihr Mann nicht zur gewohnten Essenszeit heimkam. Sie wartete eine halbe Stunde, noch lange Minuten, wurde ängstlich, ließ die Pfanne mit dem frisch eingeschütteten Speck auf dem Herdfeuer stehen und rannte in den Wald.

Ihr Mann arbeitete allein, eine ganze Strecke abseits von einer Gruppe von Holzarbeitern, die in diesen Tagen Bäume zu zersägen und zum Aufstellen bereit zu machen hatten. Die Frau kam atemlos an und sah ihren Mann nicht. Seine Axt war in einen Baumstumpf aufbewahrt; er selbst war nicht da. Die Frau lief des Gesenke des Waldes hab und rief seinen Namen. Niemand antwortete. In der Nähe der Sandgrube fand sie, wenige Schritte von dem überhängenden Rande, die geleerte Kaffeekanne, einen Bogen Papier daneben und Brotkrumen vom Frühstück. Der Waldboden war noch feucht von den endlosen Regengüssen der letzten Wochen. Die Frau glitt aus und fiel, aber noch im Fallen sah sie, daß an einer Stelle der Hang der Sandgrube eingebrochen und Erde abgegangen war. Im nächsten Augenblick war sie an der unteren

flachen Stelle und starrte auf die reglosen Sandmassen. Da schien es ihr, wie sie gellend schrie, als ob sich der Sand leise bewege und Körner herabrieselten. Zwei Schritte davon sah sie das Ende der Schnur, die zum Zubinden des Sackes dienen sollte, in der Länge eines Fingers aus dem Sande ragen.

Die Frau warf sich hin und begann ohne jedes Besinnen den losen Sand mit ihren Händen abzuräumen. Endlose Minuten grub sie, keuchend, schweißbeäugelt. Immer wieder rann der töckische Sand lautlos und furchbar nach. Endlich aber sah sie die Hand ihres Mannes.

Nach einer Zeit des Fegelfeuers hatte sie den Mann mit ihren Händen freigegeben. Er war ohne Bewußtsein; aber er atmete.

Der Zug mit dem erschöpften Mann auf einer Bahre von Ästen kam gerade in dem Augenblick in der Hütte an, als die Pfanne auf dem Herde durchgebrannt war und der Speck in dunklem Dampf schwarz und angesengt dalag.

Unter Lachen und Schluchzen goß die Frau das Feuer aus; aber die Pfanne mit dem winzigen Loch und dem verbrannten Speck nahm sie abseits und bewachte sie wie ein Heiligtum auf.

Seit dem Tage der wunderbaren Rettung aber verwandelte sich der Mann auf eine seltsame Weise. Es war, als sei in der Zeit, während der er ohne Besinnung zwischen zwei Welten lag, sein Wesen vertauscht worden. Bisher war er ein sanftmütiger, arbeitsamer, nüchterner Mensch, der seinen schweren Beruf ohne Murren und mit einer stillen Freude ausübte. Er wurde jetzt boshaft, verschlossen, arbeitsträge und begann zu trinken. Klagen und Bitten der Frau aber, die ihn mit ihren eigenen Nägeln aus dem Grabe gekratzt hatte, berührten ihn nicht. Er vernachlässigte seinen Posten, ging kaum noch in den Wald und kam fast jeden Abend berauscht nach Hause. Mächte ihm die Frau zu heftige Vorwürfe, so sah er sie mit einem schiefen, fremden Blick an und ging schon am Morgen ins Wirtshaus. Kaum dann spät zurück, so ab er nichts, lallte vor sich hin, stieg die Bodentreppe hinauf und legte sich schlafen.

Die Waldarbeiterfrau mußte für zwei arbeiten und bekam ein hartes Gesicht.

An einem Tage ging sie vormittags auf den Boden, um Wäsche aufzuhängen. Die schmale Treppe knierte. Sie war alt und ausgetreten. Als die Frau mit dem losen Korb wieder herabstieg, glitt sie aus und konnte sich kaum halten. Eine Stufe war eingesunken und fest durchgefalle.

Die Frau holte ein schmales Brett, Hammer und Nägel und wollte die schadhafte Stelle überdecken. Aber sie blieb stehen, den Hammer in der Hand, besann sich — und legte das Werkzeug wieder weg.

Nach einigen Tagen glitt der betrunkene Mann aus, taumelte, konnte sich nicht halten und stürzte an derselben Stufe die Treppe herab. Aber er tat sich nichts, sondern wurde nur fast nüchtern und lachte kurz auf.

An einem Wintertag aber, nach etwa fünf Monaten, kam der Mann nicht nach Hause. Er war in einem Nachbardorf abends während des Zechens in Streit geraten, hatte nach seinem Messer gegriffen und war von seinem Gegner mit dem Krüge so unglücklich getroffen worden, daß er im Kreisrücken starb, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Zur Beerdigung erschien die Frau schwarz gekleidet, blaß, aber aufrecht, fast stolz, wortlos, ohne jedes Anzeichen der Trauer. Während der kurzen Sätze des Gebets blickte sie geradeaus und atmete tief. Als die Treppe über den Felsengrab die Schippe mit dem losen Sand hinhielt, griff sie fest hinein und warf die drei Hände Erde so heftig und gewaltig in das offene Grab, als risse sie große Stücke Waldhang ab, um einen Riesen für immer zu decken.

Dann sprach sie laut und hart in die kalte Luft, daß ihr Atem rauchend hervorschoß: „Was geschieht, ist gut.“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH O. M. B. H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scharrer, München. Der „Simplicissimus“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf. im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1934 D. A. III, VJ 34 11643. Auflage dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anzeigen für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1786. Postbezugsstelle München 5770. Erfüllungsort München für Herausgeber und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawitz, Wien 1, Wollzeile 11.

Der Gradmesser

(Erich Schilling)



„Willy, deine Liebe zu mir ist im Erkalten!“ „Keine Gefühle, bitte, solange ich am Steuer sitze!“
„Siehst du, wenn wir früher so fuhren, hat dich jede Verkehrsampel ein Strafmandat gekostet!“

Fundstück

Aus der „Hessischen Landeszeitung“:

Suche

für meine Nichte von morgens bis nach dem Spülen
drei Oldenburger, eventuell mit etwas Schulbildung,
Näheres Geschäftsstelle.

Der Pedant

Rektor Dr. B. war ein bekannter und tüchtiger
Schulmann in Mecklenburg, aber dabei ein unver-
besserlicher Pedant. Insbesondere konnte er sich
mit all den damaligen amtlichen Vorschriften,
die schulische Neuerungen bezweckten, nicht

befreunden, „aus historischen Gründen“, wie er
sagte.

Einer seiner Schüler hatte einmal in einem Aufsatz
das Wort Schiffahrt mit drei F geschrieben, war
aber noch rechtzeitig auf den Fehler aufmerksam
geworden und hatte ein F durchgestrichen. Bei der
Rückgabe und Besprechung sagte nun Dr. B. zu
dem jungen Mann: „Leider ist ja durch amtliche
Verfügungen unsere Orthographie auf den Punkt
unerhörtester Schlamperlei herabgesunken, so
zwar, daß man vor förmlichen Wortverstümmelun-
gen nicht mehr zurückschreckt. Wenn Sie aber
schon, gedeckt durch amtliche Erlasse, diesen Un-
sinn mitmachen, ja mitmachen müssen, dann dür-
fen Sie auf keinen Fall das dritte F streichen, wie
Sie getan haben, sondern Sie müßten das zweite F
beseitigen. Denn nicht das anlautende F von „fahrt“

kann in Wegfall kommen, sondern das letzte F von
„Schiff“ muß leider unterdrückt werden.“

Die Amtsmiene

Der fürstliche Waldaufseher traf in einer Tannen-
kultur eine Dame an. Sie war jung und hübsch,
aber das schien keinen Eindruck auf ihn zu machen.
Im Gegenteil, es war, als ob er sich eines beson-
ders ruhigen Tones befleißige.

„Hören Sie ‘mal‘“, sagte die also Zurechtgewie-
sene mit einem süßen Lächeln, „sind Sie Damen
gegenüber immer so grob?“

„Das will I meinen“, erwiderte er und strich seinen
eindrucksvollen Schnauzbart, „I bin bloß einmal zu
einer net grob g'wesen, nachher hat sie sich be-
schwert, daß I zu freundlich worden wär!“

Sowjet-Propaganda

[Wilhelm Schulz]



„Wir haben in Sibirien eine Großstadt mit achthunderttausend Einwohnern aus dem Boden gestampft —



— wie sie kein Land der Welt aufzuweisen hat!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Gasthaus zur „Goldigen Marianne“

(Erich Schilling)



„Wo bleiben denn die Herren vom Stammtisch?“ — „Madame, die kommen vorläufig nicht mehr. Sie sagen, die Preise seien zu hoch und die Bedienung zu schlecht.“



Der gelbe Elefant mit kornblumenblauen Augen

Ich stelle Ihnen Fräulein Hilde vor, und Sie werden mir deswegen gewiß nicht böse sein; Hilde ist nämlich eine großgewachsene junge Dame, die mitten im Leben steht oder vielmehr sitzt, denn sie sitzt am Steuer ihres Wagens, schaltet und waltet an Hebeln und Knöpfen, kennt die Verkehrsvorschriften in jeder Beziehung und weiß genau, was ihr gefällt und was ihr nicht gefällt. Ihr gefällt zum Beispiel nicht das Umbau Sofa von Papa und Mama, auf dessen Bord blumenbemalte Gefässe aus unbestimmbarer Masse, der Jäger aus Kurlpalz aus Metallischem, die Schäferin mit zerbrechlichem Spitzenröckchen und schwärmendem Schäferlich und viele andere gemütschwangere Dinge stehen.

Hilde rümpft darüber die leichtgepuderte Nase, Hilde ist streng modern, heute eingestellt. Sie steht mit ihren durchaus beachtenswerten Beinen auf dem Boden einer durch Kunstgewerbe gemilderten Sachlichkeit.

Hilde verachtet den Kitsch und ist für alles Schöne. Also, niemand würde ihr geschmackvoll eingerichtetes Zimmer durch einen Jäger von Kurlpalz, diesen nahen Verwandten des trutzigen Trompetenbläusers von Säckingen, verunstaltet werden. An seiner Stelle schmückt ein gelber Basilelefant, der aus kornblumenblauen Knopfaugen ins Leere oder Volle starrt, das Tischchen. Es ist ein durchaus heutiger Elefant, dem man ansieht, daß er mit einem wirklichen Elefanten an Natur-

nähe nicht in Wettstreit treten möchte. Deshalb ist er quittgelb und deshalb hat er blaue Augenperlen auf Perlmutterknöpfen montiert, die einen flehentlich darum bitten, ihn doch um Himmelswillen nur nicht für eine Naturnachahmung eines Originalelefanten zu halten.

Tiere in dieser Form sind ja jetzt so beliebt: Junge Fohlen, Katzen, Mäuse, Hunde, Schnecken, Salamander. Sie treiben sich auf allen Tischen herum, auf Kommoden und Schränkchen. Ihre eigentliche Heimat aber ist die Vitrine, dort wohnen sie, dort sind sie, dort verkünden sie das Stillgefühl: Der alte Nippes ist tot, es lebe der neue! Sie sind der Gegenstand an sich. Man kauft sie sich nicht, man bekommt sie geschenkt, sie sind Geschenk an sich, letzte Zuflucht eines Schenkenden. Sie sind die Kleinigkeit, die man mitbringt.

Diese lieben Tierchen konkurrieren nur mit den „Gefässen“, diesen Schalen, Töpfen, Näpfen, Kannen, Bechern, die darauf warten, daß man in sie etwas hineinstellt oder hineinlegt. Die können lange warten! Es ist vergeblich. So viel kleine Gegenstände gibt es gar nicht auf der Welt, als daß diese Hohlräumen alle ihrer Erfüllung entgegengehen könnten. Sie ruhen in der Vitrine, der Verbannung für Geschenke von lieber Hand. Da stehen die Töpfchen neben dem Pferdchen und die Schälchen neben den Glücksschweinchen, und harren der Zeit, daß die kom-

mende Generation sie wieder für Kitsch erklärt oder sie an weniger anspruchsvolle Verwandte verschenkt. Dann kommt die allgewaltige Zeit und vernichtet sie meist mit Hilfe der fingerfertigen Hausangestellten, die sie beim Abstauben zerleppern.

Aber ein Rest bleibt schließlich doch übrig, und wenn wieder einmal hundert Jahre ins Land gegangen sind, stehen sie im Museum als bezeichnende Stücke, die den Geist ihrer Epoche atmen und davon zeugen, wie die Alten alles mit Kunst und Still erfüllten. Drob freuen sich die Kunsthistoriker und können sich und einen zu erhaltenden Nachwuchs an ihnen in Stilkritik üben.

Ach, ihr armen Schäferinnen und ihr Vasen, auf denen sich Lilienstengel befehlsgemäß ihrer Entwerfer so lange wanden, bis sie die Fläche zeitgemäß gliederten, und ihr Bronzeritter, ihr habt jetzt gerade eine schlechte Zeit, einen Tiefstand, ihr Enterbten der Kommoden, die ihr noch nicht Antiquitäten geworden seid. Ich möchte euch trösten, auch eure Zeit wird wieder kommen, wenn einst die Bastielefanten und die süßen Stoffpüppchen und die stielbeinigen Füllen erst Spielzeug der Kinder sein werden und diese mit ihren hurtigen Händen sie „selten“ machen. Dann erhebt sich wieder das lose Schäferpaar aus dem Hause und nimmt einen Ehrenplatz in einer kommenden Vitrine ein als rührende Erinnerung an Urgrößmamas Liebesfrühling, der auch nicht von Pappewar

Erzählen Sie um Gottes willen davon nichts der Hilde. Sie soll nicht auf den Gedanken kommen, daß mein Geschenk ein Gilled in der Kette des ewigen Nippes ist, der sich von uralten Zeiten bis in Ihre Vitrine schlingt. Ich habe ihr nämlich etwas wirklich sehr Nettes ausgesucht: Ein Glücksnashörchen aus Kunstharz, in einer klassierten Emailfassung als Zigarettenständer montiert. Folzick

Der alte Dichter

Von Katalaöstr

Ich traf ihn hinter dem Ofen, den Braven.

Die Fäße waren ihm eingeschlafen;

aber der Kopf war noch immer wach
und grubelte über das Leben nach.

Die Augen, die hungrigen Augen, gierten;
die Finger, die magreren Finger, handlierten.

Und als ich nach seinem Befinden frag —
„Genuß“, so sprach er, „ist nicht genug.“

Das fand schon Conrad Ferdinand Meyer.
Noch immer löst die belagte Eyer.

Und daß es so ist und daß sie noch tut,
das häßt und erhebt meinen Lebensmut.“

„Glück auf!“ versteht ich. „Das hört man gerne.
Ich wünsche fernerhin freundliche Sterne.“

Und — fügt ich zärtlich hinzu und leis —
„daß die Dersätze Ihnen, verehrter Greis,
mit denen Sie wirken und weben und flechten,
noch lange, lange nicht einschlafen möchten!“

Die Axt im Haus...

Graf Guhrhasson



„Na, so ein herziges Tannenbaumchen



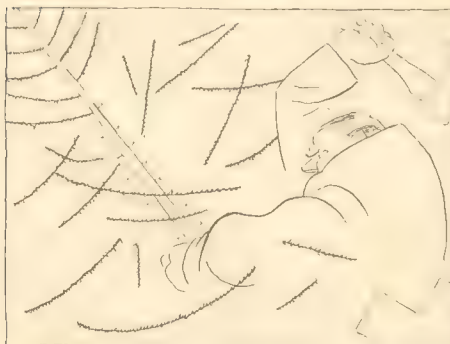
„aber zustutzen müssen wir's noch!“



„So, rechts hat er Luft, der Baum!“



„Oha, jetzt müssen wir links ausholzen“



„So, jetzt werden wir's gleich haben!“



„Schön ist er schon, aber schlank, der Baum!“

Über den großen Teich

(Wilhelm Schütz)



„Halloh, Miß Genf, in Amerika machen wir jetzt einen eigenen Völkerbund!“

„Viel Glück! Aber Vorsicht: Ich bin mit meinen achtzehn Jahren schon verkalkt.“

Schwere Grippe am Kitzsteinhorn

Von Karl Springenschmid



draußen lag ein fabelhafter Pulverschnee und herinnen erlärte Herr Professor Friedrich Kreiselmeyer, was Darius im Jahre 494 vor Christi Geburt veranlaßt hatte, Histios von Milet zu verdächtigen und in ehrenvoller Gefangenschaft zu halten.

Draußen, am oberen Rande des Fensters, war auch ein Eiszapfen sichtbar. An diesem Eiszapfen hing ein Wassertropfen und spiegelte sich in der Sonne. Der Tropfen wurde größer, größer und blitzte durch die Luft herab. Inzwischen war bereits der Aufstund der Punter in vollem Gange. Histios schloß auf die Kopfhaut eines Sklaven seine geheimen Weissungen und das ganze griechische Küstenland war in offenem Aufbruch. Es hatte sich ein zweiter Wassertropfen gebildet. Schon hing er schwer an dem Zapfen und tänzelte durch die Luft. Ich warf wieder einen Blick auf die Uhr. Während noch der Tropfen vor einer halben Stunde von der Entstehung bis zum Absturz zwölf Sekunden gebraucht hatte, benötigte er jetzt nur mehr siebenneinhalb Sekunden. Dies war wohl ein einwandfreier Beweis dafür, daß das Tauwetter rapide Fortschritte machte. Darius beschloß, sich an den Eretieren zu rächen. Ich warf einen Blick zu meinem Freunde Kax zurück. Kax hatte seine berühmte Haltung. Er war vollkommen und ganz einwandfrei bei der gütlichen Geschichte. Er hatte den rechten Arm aufgestützt, heftete seine Augen auf Herrn Professor Kreiselmeyer und lauschte andächtig auf die Vorbereitungen des Perserkönigs Darius. Von Zeit zu Zeit, wohl um sich Notizen zu machen, warf er mit dem Bleistift etwas, das ich nicht sehen konnte, auf ein Blatt Papier.

„Sträube!“ pflegte ich während zurück. Kax verzog keine Miene. Er nahm nur mit spitzen Fingern das Blatt auf und reichte es mir hinterrücks herüber.

Auf das Blatt war ein fabelhafter Berg gezeichnet. Kühn stieß sein Horn in die Luft, während sich an seinen Steilhängen wald, unermeßliche Schneefelder dehnten. Welt herumten, kaum erkennbar bei diesen wichtigen Entfernungen, lag eine Ais, tiefverschneit.

Ich machte ein Fragezeichen auf das Blatt und gab es zurück. Es kam wieder und trug den Vermerk: „Kitzsteinhorn“.

Gott sei Dank, daß Datis und Artaphernes geschlagen wurden und bereits die Rückfahrt antaten, so daß die Pause nicht mehr ferne war. Der Wassertropfen benötigte nur mehr sechsneinhalb Sekunden, wenn es so weiterging, schmolz das ganze Kitzsteinhorn noch zusammen. Ich zeichnete Kax eine tadellose Statistik dieses Tropfens auf. Er sagte bloß: „Schmarn!“.

Gleich hinter Herrn Professor Friedrich Kreiselmeyer sprangen wir ins Freie, auf den Stadtplatz hinaus. Föhnt? Nein, noch nicht! Aber vielleicht nicht mehr lange, und er kam. Dann war alles zu Ende. Noch war der Schnee auf den Dächern der Marktbuden schöner Pulver, noch war es klar und kalt, nur in der Sonne teute es. — „Und?“ fragte ich Kax.

Kax überlegte. Dann sagte er: „Heute ist Dienstag. Die nächste Möglichkeit ist also Samstag nachmittag, das heißt in vier Tagen. Bis dorthin kann alles plausibel sein. Wenn — denn morgen!“ Aber die Perserkriege? Aber die heronische Formel? Aber die Einteilung der Wirbeltiere? Stand nicht dahinter Karzer, Konferenz und Klassenbuch? Und Butz der Spürhund, der alles herauschneifelte, Butz, unser Klassenvorstand? „Butz schmelzt uns hinaus!“ sagte ich.

„Memma“, gab Kax zurück. „Butz schmelzt uns nicht hinaus Butz führt selber Ski!“

„Glaubst du?“ zögerte ich.

„Das weiß ich, und übrigens, wir bekommen eine schwere Grippe!“

Wirklich, Kax hatte immer so großartige Gedanken. Es war doch eben die schönste Grippeepidemie im Gange. Alles hustete, schnupfte, nieste, alles legte sich mit dem Fieberthermometer ins Bett und trank Glühwein. Grippe war die große Mode, und es war ohne weiteres möglich, daß die Grippe auch unter uns stärker als bisher zu wüten begann. Schon während Butz, Herr Professor August Busen, die Wirbeltiere einteilte, bekam ich einen heiligen Hustenanfall. Ich behielt das Taschentuch in der Linken und steckte es während des ganzen Vortrages immer ein. Auch Kax preßte das seine gegen die Lippen, und man konnte es deutlich, daß Butz von dieser Rückschläge angenehm berührt war.

„Wenn ihnen übel ist, gehen Sie nach Hause!“ meinte er. Kax schluckte heftig auf. Dann sagte

„Wie wird das enden?“ fragte Ursula besorgt, während sie meine Seehundfelle nähte.

„Mit einem fabelhaften Schluß!“ sagte ich. „Oh, Ursula, Sie haben ja keine Ahnung, was das heißt. Sie können sich das ja gar nicht vorstellen. Sie Arme!“

„Nein“, sagte Ursula und lachte mit den beiden echten Zähnen, die ihr das raue Leben noch gelassen hatte, „das kann ich mir allerdings nicht vorstellen!“

Damals führte die österreichische Bundesbahn noch jenen famosen Personenzug, beschaulich, mit dem man um fünf Uhr morgens schon in Zell am See war.

Vor uns stand das Horn einsam in dem kalten Wintermorgen. Sterne glänzten darüber. Wolken los war der Himmel.

Kax bückte sich und griff eine handvoll Schnee auf. Dann blies er drein. Da stäubte der Schnee durch die Finger. — Nun rückten wir los.

Unvergessliche Tagel Wir waren die einzigen Menschen in der Gegend. Seit dem letzten



er: „Nein, Herr Professor. Dank! Es wird bestimmt wieder besser. Ich glaube, es geht rasch vorüber!“ Kax hatte richtig geurteilt. Tatsächlich wurde sein Zustand bedeutend besser, und man konnte deutlich, daß Butz von diesem Verhalten abermals angenehm berührt war.

Am Gang draußen, während der Pause, als Butz vorbeiging, sagte Kax recht vernünftig zu Staubberger, unserem Klassenrsten: „Ich finde das so unheimlich, wenn einer wegen jedem Schmarn helmrennt!“

So ging alles in bester Ordnung. Nur Ursula, unsere gute Zimmerfrau, wurde eingeweiht. Während sie die Skier blügelte — das einzige, was sie an uns nicht leiden konnte — wurde ihr alles erklärt.

Alle Möglichkeiten wurden in Betracht gezogen. Jedenfalls durfte niemand das Krankenzimmer betreten; denn Grippe ist ansteckend.

Schneefall war niemand auf das Horn gegangen. Also lag der Schnee rein und unberührt wie am ersten Schoglungtag.

In sämtliche vorhandene Alpenvereinsdecken gewickelt, saßen wir an diesem Abend vor der Krefelder Hütte. Die letzte Sonne stieg am Horn empor. Klarblaue Schatten wuchsen über das Schmiedinger Kees. Unten im Tale war ein Nobelmeeer.

Am nächsten Morgen spürten wir zum Magnetköppl empor. Dann kletterten wir das Horn an. Als wir auf dem Gipfel lagen — es war völlig windstill — breit hingegossen in der warmen Sonne, zwischen den Nagelschuhen durch stand drüber der Glockner, da tat Kax die Frage:

„Wie lange dauert so eine Grippe?“ „Ewig“, sagte ich; denn ich hatte noch nie eine Grippe erlebt wie diese erlebt. Aber Kax hatte kein Verständnis für meinen poetischen Ausdruck.



(R. Kriesch)

„Drei Tage schon“, sagt er. „Mindestens!“ gab ich rasch zurück.

Kax sah mich von der Seite an. Ich wußte, was er dachte. Bisher hatte er mich nicht für voll genommen. Er hatte so etwas wie Reue erwartet, überhastete Flucht zurück zur Schule, gestotterte Entschuldigungen usw. Nun war ich so ganz anders, so männlich, wie er das nannte. Er spuckte weit im Bogen aus und sagte: „Jetzt dressiert der Butz seine Affen!“

Ich fand es überflüssig, Jetzt solche Bemerkungen zu machen. „Der Glockner!“ sagte ich andächtig. „Ja!“ sagte Kax, „bei der nächsten Grippe!“ Dann staubte er über das Kees. Es war ganz unbeschreiblich. Alles, was uns noch mit der Erde, mit den Menschen verband, schien ausgeblutet. Da war nichts als dieser wundervolle, reine Schnee, unermesslich weit, tief unten die Krefelder Hütte, und da waren meine braven Skier, schlenk, schmel, und hinter Kax drein die wilden Schneefahnen, in die eine blendende Sonne schien.

„Komm, Kleiner!“ rief Kax zurück. Aber da floß ich schon an ihm vorbei, raste in vollem Schuß über den Hang, daß es mir den Atem verschlug. Mit jagenden Pulsen standen wir vor der Hütte, schauten zurück auf uns. Später ist es ganz natürlich, daß diese Grippe uns beide, dich und mich, auf das Krankenlager geworfen hat. Wir wohnen ja bei der gleichen Zimmerfrau, im gleichen Raume, und du hast mich eben infiziert. Ich verstehe nicht, war daran etwas auszusetzen finden sollte, ich war sozusagen verpflichtet, deine Grippe zu bekommen!“

Wir legten unsere schriftlichen Entschuldigungen zur Unterschrift vor. Es war nicht das erste Mal, daß sie uns zulebte diesen öffentlichen Bittgen beging. Sie machte den Finsternis an den Lippen feucht und blickte zu uns auf. Dann schrieb sie: „Ursula Heppinger, Zimmerfrau“, mit ruhender, einfältiger, ungemeinlich wirkender Schrift. So traten wir beide vor Butz. Butz hatte die Gewohnheit, die rechte Schulter hochzuziehen



Er schaute uns an und zog die rechte Schulter hoch. Wir wiesen unsere Entschuldigungen vor. Er stand noch immer mit hochgezogener Schulter und steckte die beiden Scheine, ohne sie anzusehen, in die Rocktasche.

Wieso Angst? Er konnte doch unmöglich etwas wissen. Wir waren mitten in der Nacht auf den Bahnhof gegangen und mitten in der Nachthemgekehr. Und oben auf dem Kitzelhorn war ja kein Mensch, kein Mensch weit und breit. Butz stand noch immer mit hochgezogener Schulter.

Ursula war verschwiegene wie das Grab. Es war niemand bei ihr gewesen. Niemand hatte uns nachgesehen. Die beiden Entschuldigungen waren echt.

„Grippe“, sagte Kax, „schwere Grippe!“ Butz stand noch immer unbeweglich und schaute Kax scharf in die Augen.

„Und wie war der Schnee?“ fragte Butz. Kax verzog keine Miene.

Das Blut hämmerte mir in allen Adern. Kax und Butz standen sich gegenüber, ernsthaft, und starrten sich gegenseitig an wie die Käuzchen. Da machte Butz eine Vierteldrehung zu mir her

und fragte mich unvermittelt: „Wie war der Schnee? Na, sagen Sie's schon!“

„Er hat mich infiziert!“ sagte ich etwas rasch. „Das halte ich für möglich!“ sagte Butz. Dann schwing er. Aber die rechte Schulter hatte er noch immer hochgezogen.

Pötzlich zuckte es um seine Mundwinkel. Dann sagte er: „Wenn Sie wieder Grippe bekommen, Kager, schwere Grippe, dann empfehle ich Ihnen ein ausgezeichnetes Mittel!“

„Bitte, Herr Professor!“ sagte Kax. Er war wieder ganz sicher. „Contrasol!“

„Contrasol?“, fragte Kax. „Herr Professor, verzeihen, aber Contrasol ist ja...“

„Gewiß“, sagte Butz, „Contrasol ist ein Mittel gegen Sonnenbrand!“

Mir wich der Boden unter den Füßen.

„Wie war also der Schnee?“, fragte Butz. „Sehr gut“, sagte Kax ruhig.

„Na also!“, sagte Butz laut, „das wollte ich ja wissen!“, ließ die rechte Schulter fallen, drehte sich um und ging.

Wir standen da und schauten uns an. Die Grippe hatte uns braungebrannt wie Neger. Da war keine Stelle mehr, mit der wir erlöten hätten können.

„Jetzt schmeißt er uns!“, sagte ich. „Schmarrn!“, erwiderte Kax. „Butz führt ja selber Skil!“

Er behielt recht. Es geschah nichts. Butz ließ sich sogar von Kax die Aufnahmen zeigen.

„Wenn Sie wieder eine Grippe spüren“, sagte er am Schluß, „dann kommen Sie vorher zu mir!“ „Herr Professor meinen...!“, rief Kax ihm in die Rede.

„Nein, das meine ich nicht. Sie werden mich nicht infizieren, obwohl, wissen Sie...!“ Butz schluckte heftig. Der Güte Heute ist er ja schon lange unter der Erde. Heute kann ich es ruhig erzählen.

„Obwohl, wenn ich so jung wäre wie Sie...! Aber ich meine, Kager, einen Urlaub kann ich Ihnen verschaffen, wenn Sie spüren, daß die Grippe ganz unabweislich ist!“

Kax bekam feuchte Augen. Es war das erste Mal, daß ich das bei ihm sah.

„Herr Professor...!“, stotterte Kax und griff um seine Hand.

Zu mir aber sagte Kax an diesem Tage: „Ich habe es gewußt. Butz hat mich nicht enttäuscht, Butz ist wahrhaftig ein Mann!“

Gebannter Schatten

Von Dirks Paulun

Der Bildhauer rautte sich den grauen Rundbart, seufzte lächelnd: „Habe ich wirklich auf meine alten Tage noch Sinn fürs Malerische bekommen?“ und versank sogleich wieder in den Anblick des Feuerwerks, das der Abend am Westhimmel verpörschte. Als die letzten Goldfunken im grünen Lichtmeer erloschen und verloschen waren, kehrte er in die Dämmerung zurück, setzte sich an den Werktisch, verharre aber regungslos und starrte weiter zum Fenster.

„Mit einem Schatten! nehmen wir es zur Not noch auf!“ knurrte er vernünftig und testete blindlings auf dem Tisch herum. Zwischen welchem Ton, Papier und Schnittmesser trafen seine Finger auf ein Stück Zischkohle. Sie griffen es an und zogen auch ein Blatt Papier heran. Daß es schon ein Bild trug, eine Tuschskizze zu einer Bronzefigur, kümmerte den Künstler nicht. Er drückte es um und ließ die Kohle vorsichtig über die Fläche huschen...

Aus wenigen Strichen rundeten sich ferne Kantenlinien, zwischen die sich ein niedriger Giebel duckte; windschräg zielte eine Pappel nach der blassen Mondsichel, und von oben ließ eine nahe Eiche Zweige ins Bild zucken. „Die Leiter hätten die Anstreicher hier wirklich wegräumen können!“ schlüpfte der Zeichnende in sich hinein. „So ein klöbiges Balkenzug paßt nicht in mein Bild. Menschenwerk, vom Menschen verlassen, steht ewig kalt und sinnlos in der lebendigen Landschaft...“

Aber indem er hierüber sann und seine Hand

zogelte, die linke Ecke des Bildgeräts zu beleben, begann die Leiter vor dem Fenster zu schwanzen, und eine schwarze Gestalt trat von unten in den Rahmen. Ein menschliches Schattenbild kroch am Gestänge herauf und machte sich zum beherrschenden Teil der ganzen Ansicht. Der Bildhauer setzte die Kohle mit behender Hand wieder an, während er dem Schattenbild, stumm, aber mit ganzer Seelenkraft, zuredete: „Noch eine Sprosse höher, dann verharre, schwarze Erscheinung! Wenn du auch undurchdringlich dunkel in der Dämmerung stehst — ich schaue unter deiner Vermummung deine wahre Gestalt; deine linke Schulter ist ein wenig gesenkt, du hast kurze Beine, deine Stirn flieht...“

Aber gerade so eine absonderlich verkleidete Krone der Schöpfung, ein verzerrtes Ebenbild der Gottheit, mit Mütze und Kleidung gezieret, gerade so eine Gestalt, bringt mir die Beziehung und Auflösung zwischen das strenge Leitergestänge und die gewachsenen Formen des Hintergrunds. — Ja, du wirst mir da zur rechten Zeit kostenlos ans Fenster geliefert — klebst an deinem Gerüst und bist selbst schon halb und mehr zur Afterschöpfung geworden, du tragische Schattenpuppe von Herr der Erde...“

Die Schattenpuppe hatte sich nach einem Sprossenschritt zusammengeduckt und rührte sich nicht mehr. Sie „saß“ dem Zeichnenden wie ein befehltes Modell, langarmig, wie lauernd und von Angst gelähmt. Bei der letzten erschreckten Wendung spitzte sich ein Rockschößel schwungvoll

zur Seite... „So ist's richtig!“ rief der Künstler halblaut, „da wiederholt sich mit Wirkung und Bedeutung die Kurve des untersten Eichenastes in verkleinerter und gemildeter Form. Mann, Sie sind ja zum Skizzen geboren!“

Jetzt aber schlen die Schatten anders bekommen zu haben. Er sprang quer durch das Bild von der Leiter und verschwand aus dem Rahmen. — „Danke, es hat genügt!“ sagte der Bildhauer und trug ein paar Striche nach. Wenn ein Bildhauer einen Menschen nur fünf Sekunden lang scharf angesehen hat, dann kann er ihn zeichnen und in Ton kneten und so genau beschreiben, daß es für einen Steckerbild ausreichen würde: schiefe Schulter, kurze Beine, einen Meter achtzig bis zweihundertachtzig hoch, schmale Arme, niedrige, fliehende Stirn über dicken Brauenwulsten...

Aber als die Gartenpforte klappte, ließ der Bildhauer Licht über seinen Arbeitsstisch fluten, warl nur noch einen prüfenden Blick auf seine Zeichnung und drehte das Blatt um. Die Tuschskizze einer Tänzerin erschien, und der Künstler begann, danach zu modellieren. An einen Steckerbild dachte er mit keinem Gedanken. Es war auch nicht nötig. Der lange geschwungene Einstiegsbalken lief nur noch zwei Straßen entlang. Es war ihm nicht mehr behaglich in seiner Haut, es war ihm grausam unbehaglich. Er fühlte sich beschworben, verhetzt, gebannt. Er meinte nun selber, daß er zum Sitzen geboren sei, und stellte sich bei der nächsten Polizeiwache.

Sie HABEN IHRE Großeltern
BELIEFERT UND HOFFEN IHRE ENKEL ZU BELIEFERN



In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften zu folgenden Ladenpreisen:

**HENKELL
SILBERSTREIF**

$\frac{1}{2}$ FL. ... RM3.—

**HENKELL
TROCKEN**

$\frac{1}{2}$ FL. ... RM4.50

**HENKELL
PRIVAT**

$\frac{1}{2}$ FL. ... RM5.50

Henkell Trocken wird auf Wunsch zu den Feiertagen ohne jeden Aufschlag in besonders festlicher Geschenkhülle oder in hübschem, farbenfrohem Geschenkkistchen, 3 Flaschen enthaltend, geliefert. Ihr Lieferant hat beide vorrätig!

HENKELL & CO
Kiesbaden-Fiebrich

**HENKELL
PIKKOLO**
Inhalt: zwei Normalgläser Henkell Silberstreif
RM 1.—



SEIT ÜBER HUNDERT JAHREN IN FAMILIENBESITZ



Der heilige Ali

Unser kleiner Siamkater würde, wenn er in seiner Heimat lebte, nicht so umherlaufen wie hier in der Wohnung, sondern er würde als Tempelkater auf den steinernen, breiten Stufen eines der heiligen Tempel sitzen und göttliche Ehren genießen. Davon ist er bei uns weit ab. Die Ehren, die er nicht genießt, genießen wir. Durch ihn. Wir genießen sie abwechselnd, indem er bald bei dem einen, bald bei dem andern auf dem Schoße oder im Arme ruht, denn der, den es trifft, fühlt sich jedesmal geehrt durch das Vertrauen des kleinen Katerchens und möchte sich auf den Satz berufen: „Tiere gehen nur zu guten Menschen!“

In Siam, um bei der Sache zu bleiben, würde niemand es wagen, Ali Klopse auf die Ploten zu geben. Aber in Siam würde auch Ali es nie unternehmen, mit allen vier Ploten gleichzeitig in die Gardinen zu springen und sich an den Gardinen außerdem noch — o Hausfrau — zu schaukeln! Ruft man ihm zu, er möge das lassen, so erkennt man sofort, daß er tatsächlich eine jener Katzen ist, die an hohe göttliche Ehrenrechte gewohnt sind; dann er heft zwar unseren Ruf, er schaut uns sogar mit Interesse an, aber er schaukelt an der Gardine weiter; und dann muß er hinaus, in die Küche, wo es dunkel ist.

Meine Frau will behaupten, daß er vor Gram weine. Aber dieser Schuft, der weint nicht, er will nur, daß er wieder herinkommen könne ins menschliche Leben, in den Strudel der Welt. Einer von uns mecht auch stets die Tür wieder auf, und nun — hallo, nun schießt er nicht etwa herein wie ein Reisender ins letzte Abteil des gerade noch letzten Wagens, sondern erweist sich auch jetzt auf laiale Weise ausdrücklich als heilig und slamesisch.

Und nun muß man diesen Herrn gar noch höflich ersuchen, in Gnaden einzutreten ins Zimmer. Er kommt geschlächterweise gegangen, sehr, sehr ruhig und sehr, sehr umschauend, und indem er alles ringsum furchlos ansieht, erblickt er auch die Gardine. Ah, da erinnert er sich. Richtig, das war es ja gewesen. Und... „Aaaaallllll!“

Aber nein, er ist nur vorbeigegangen. Er sitzt nieder und sieht uns alle und die Hausfrau noch besonders mit seinem kalten, harten und zeithebenden Katzenblick an. Eibestellt hat er nichts, versprochen auch nichts, und nichts und gar nichts. Und dann geht er langsam weiter, und dann kommt er — hops — auf den Stuhl gesprungen, auf den Arm gesprungen, auf den Tisch gesprungen. Auf den Tisch!

Er wirft nichts um, er geht um alles sauber herum, er tut keinen Schaden, er merkt nur die Nerven. Nachher liegt er bei mir im Arm und erklärt mich damit zu einem guten Menschen, aber eine Weile später liegt er auch bei meiner Frau im Arm, und das erbitet mich. Will der Bursche Partei ergreifen, in meinem eigenen Hause? Wieso soll ausgerechnet meine Frau ein guter Mensch sein? Ist das gut, mir harte Worte zu geben, nur weil ich gesagt habe: „Dieses Katzenvieh geht mir direkt auf den Nerv!“

Manchmal beobachte ich ihn, nur um an ihm herauszufinden, wieso ein Katzenkater heilig sein kann (in Siam), das sich himmt, um sich menschliche Ploten zu locken und den Bauch und alles überhaup. Sieht das vielleicht heilig aus? Auch wenn er mit seinem ewigen Kugeln aus Silberpapier spielt, sieht er nicht heilig aus, eher sieht er dann auf natürliche Weise drollig aus, es geht ihm in solchen Momenten des Spielens offenbar gut, er hat offenbar keine, keine Sorgen dabei, nicht die leisesten, er spielt jetzt nur, er spielt sozusagen in einer schon gar nicht mehr irdischen Spielfreude und Lebensbegeisterung, so ein Kerlchen, kleines.

Und dann allerdings kann ich ihn doch wohl für heilig halten. Denn da lebt er als etwas Lebendiges und ist nach keiner Seite hin unterworfen; er hat seine Nahrung und sogar seine Bedienung, er verleiht Ehre dem, der ihm zusagt, aber er verleiht sie nicht wissentlich, sondern göttlich ungerecht und launenhaft, und im übrigen freut er sich das Leben ganz einfach in glanzvollen rauen Mengen, soweit er reichen kann.

Und dagegen der Mensch? Wie dumm lebt dagegen der Mensch, wie kümmerlich, wie finstlich! Ich sehe immer mehr: die in Siam sind gar nicht so dumm, wenn sie Katzen zu heiligen Tempeln ziehen machen. Felix Riemstern

Keine Merkmale: „Schau hin, Alisi, es ist jetzt dös a Manndi oder a Weiberl!“

„Dös kannst auch net derkennen, aber a Wintersportler is's auf jeden Fall!“

Schnee der Kindheit

Von Anton Schnack

Er ist an den Fenstern vorbeigeflogen,
Mundbehauchten Fenstern am Nachmittag,
Die Stube von gutem Kaffeeduft durchzogen,
An der Wand klopfte rastloser Uhrenschlag.

Er ist in die verwinkelten Gassen gefallen,
Vor die Werkstatte vom Schmiech,
An den Rinnen zerrten die Olivindrakten,
Im Ofen ein Borsdorfer Apfel briet.

Er brachte von weißer die Abenteuer,
Balladen aus getürmtem Grönlandsis,
Er schmeckte nach furchtbarem Nordlichtfeuer,
Nach Hobben und Bären, zottig und weiß.

Er erzählte vom genagelten Schuhtritt der Jäger,
Erglänzt auf Fuchs und Dachs.
Er roch nach dem Holzmehl der Tannenfäher,
Nach Jint und weihnachtlichem Wachs.

Er kam aus dem Reiche der Märchen und Riefen,
Jergewo in den Wolken versteckt,
Die das flockengeföhber fallen ließen,
Damit es die Wege und Felder bedeckt.

Er hat den schmerzlichen Schulweg begleitet
Und machte ihn wunderbar,
Er hat die klaffenden Balken bereitet
Und den Schneemann, der drohend am Tore war.

Er hat den Vogel aus Fenster getrieben,
Der hungernd aus fremden Ländern zog,
Seine Krallen im Schnee viel Seltsames geschrieben,
Das wieder im Geföhber verfloß.

Er verzauberte wild den Abend der Träume,
Nach allen Richtungen schwärmten sie aus:
Die Stuben wurden unendliche Norbpolräume
Und ein Schiff zwischen Eis war das Haus.

Lieber Simplicissimus



Sie schritten selbender gedankenvoll durch den herbstlichen Wald und orakelten in Ermangelung eines anderen Themas über die Ehe. Oskar vertrat mit Entschiedenheit die Ansicht, daß zwischen den einzelnen Ehen ein turmhoher Unterschied bestehe.

Hermann widersprach dem. „Ich kenne“, sagte er spitz, „einen, der glücklich verheiratet ist, und einen, dem eine unglückliche Ehe nachsagt, aber beide sitzen eben regelmäßig abends im Roten Ochsen“ und spielen Skat.“

*

Das Mädchen kam direkt vom Lande und kannte noch nicht alle Erfordernisse eines sogenannten „feinen“ Hausheils. Vor allem konnte sie sich lange nicht daran gewöhnen, vom Herrn als dem „Herrn Inspektor“ zu reden. Sie sagte zum Beispiel immer: „Ihr Mann möchte frühstücken!“ oder: „Ihr Mann ist ausgegangen!“ statt, wie die Gnädige es wollte, zu sagen: „Der Herr Inspektor möchten frühstücken!“ oder: „Der Herr Inspektor sind ausgegangen!“

Man brachte ihr das einfach nicht bei. Aber eines Tages machte die Gnädige bei Tisch ihrem Gemahl im Beisein des Mädchens eine heillos

Scene, und der Inspektor schwieg belämmert und wagte keinen Ton. Da ging das Mädchen mit dem Servierbrett hinaus und murmelte: „Es stimmt schon; er ist tatsächlich bloß ein Inspektor, sonst hält' er ihr jetzt den Mann 'zeigt.“

*

Ich hatte ein möbliertes Zimmer. Bübchen nannte mich daher nur unsern „Zimmermann“. Neulich legte ich in urwuchsigem Tempo mit meinem Red gegen einen handfesten Baum. Da war nichts mehr zu machen. Scheußlich sah er danach aus. Um das Bett mußte mich hüten... Tage darauf. Beim Essen hatten sie grad festgestellt: nun liegt Herr Krause schon eine Woche im Bett! Tiefstes Mitleid bei Bübchen. Drohend sagte er später zu seinem Freund Hansel: „Geh, sei still, unser Zimmermann liegt doch nu schon im Wochenbett — — —“

*

Lenchen war in einem furchtbar steifen Pensionat erzogen worden; die alten Damen, die dort mit viel unnahbarer Strenge und hochgestellter Würde das Szepter führten, hatten alles getan, um das junge Herz des Mädchens für ihre altmodischen Zimperlichkeiten empfänglich zu machen.

Als drum nach Beendigung der Pensionatszeit des Amtmanns Einziger eines Tages mit ihr eine Tour verabredete, war er ein wenig unsicher, wie der Tag mit einem so erzogenen Menschenkind verlaufen werde. Lenchen mußte davon etwas gemerkt haben, denn als sie das Wechselbild der Stadt verlassen hatten, sagte sie plötzlich: „Ich werd' mich heut' vielleicht in manchen Situationen etwas prüde zeigen; aber geht, lasse Sie sich dadurch net entmutigen.“

Der kleine Franzl darf mit seiner Mutter einen Besuch bei Bekannten machen, die sich vor kurzem neu eingerichtet haben und zwar mit Stahlmöbeln. „Nun, Franzl“, fragt der Hausherr den Kleinen, „wie gefällt es dir denn bei uns?“ — „Ne je, ganz gut“, sagt der Franzl höflich, „aber“, meint er dann treuerherzig mit einem Blick auf die nüchternen Stahlmöbel, „Sie müssen einmal zu uns kommen. Wir haben nämlich schon eine richtige Wohnung.“

*

Die beiden Damen saßen im guten Zimmer und tranken ihr Kaffeechen. „Ja, ja“, seufzte die eine, „man hat es in der Ehe nicht leicht; soviel Mißverständnisse, so viel Aneinander vorbeireden! Und so selten der Augenblick, wo einem der Gatte ganz sein Herz öffnet. Manchmal überfällt einen eine unsagbare Angst, daß es überhaupt keine Brücke mehr gibt zu dem Gefährten, mit dem man auf Lebenszeiten verbunden ist.“ „In solchen Fällen“, entgegnete die andere,



„stelle ich meinem mittags einen feinen Rostbraten mit knusprigen Kartoffelchen hin; das überbrückt bei ihm alles.“

WINKEL für den GAIBENTISCH

DR. OWL GLASS

Kleine Nachtmusik

Gedichte. Einbandzeichnung von Olaf Gulbransson

In der Stille der Nacht bläßt hier einer (Nacht einer!) so vor sich hin, was ihm durch Kopf und Herz geht: Befahndliches und Gefahndliches, Schmerzliches und Etwasliches, Tief-sinniges und Etwasliches. Der Dichter führt uns in einen Jahresring vom ersten Rotus bis zum Silbesterpunsch. Dabei spendet er launige, erlebte Weisheit in Fülle, und jedes Gedicht ist ein sich gerundetes Kunstwerk.

Kart. RM. 2.80, biegsam in Batist gebunden RM. 3.60

R. PIPER & CO. VERLAG, MÜNCHEN



MÜNCHNER ILLUSTRIERTE HEUTE NEU

Was in Ihrer Wohnung fehlt, finden Sie in allen Preislagen im Rasipalhaus

heim Marienpl., Rosenstr. 3, Rindermarkt 17
Klubsessel, Couch
Servier- und Nähwagen
Rauch- und Lampentische
Bücher- und Schreibschänke
Hausbars und Teppiche
Flurgarderoben
Küchenmöbel
Komplette Einrichtungen
Möbel- u. Teppichvertrieb B. u. M. d. Rasipalhaus



Meine Frau hatte ihre eigene Kakteensammlung, weil das so Mode war, eine Unzahl kleiner und kleinster Gebilde, gar lustlich anzusehen. Sie standen im Schatten des Birnbauers. Jedermann, der kam, wunderte und freute sich ob der bunten Farm. Ich wurde natürlich eifersüchtig, wenn die Frauen an dem Kleinzeug sich ergötzen und meinen Barbaren kaum beachteten. Ich ließ niemand aus dem Haus, der meinen Kaktus nicht bewundert hatte. Eine an sich gute und gediegene Frau, die ich am Arm zu ihm hinführte, flüsterte mir zu: „Zeig' mir deinen Barbaren, und ich sage dir, wer du bist!“

Aber nun starb mein Barbar, und das kam so. Weil ich oft heißen Blutes bin und mitten in der Arbeit auflehre, stand mein Barbar im Winter dicht neben meinem Arbeitsstisch. Fuhr ich auf, dann stieß ich mit dem Kopf an einen der Pfeile, und ein winziges Tröpflein Gift mäßigte meinen ungestümen Drang. Auch warf die Sonne mittags zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr das volle Bild meines Freundes mir auf den Schreibtisch, das toll verstachelte Bild eines ungestümen Wildlings, das wüste Zeichen einer an sich starken, aber ungebändigten Naturkraft, und das tat mir gut. Mein Geist erging sich munter in dem Gehege und schwang sich — wie von ihm überflammt — auf, ich mußte aber verreisen, und während meiner Abwesenheit fiel der Winter unbarmhzig ins Land. Als ich heimkam, stand mein Barbar, der aus der heißen Zone stammt, verhüllt unter einer wohlriechenden warmen Pferdedecke, aber er war — erlornen. Das Mutterblatt, das im Lauf der Jahre völlig verholzt war, widerstand

am wenigsten dem Frost, weichte und brach ein, und ihm folgten die oberen Blätter, weichen und hingen tot am Gestell. Ich weinte laut. Ich rüste im Haus umher, aber was nutzte mich das! Ich trocknete die Tränen und mäßigte meinen

Zorn, wie es einem Mann zusteht. Ich habe zwar nie gespitzwegt im Leben, aber ich begann, als ich wieder allein bei der Leiche stand, erneut zu weinen.

Ich nahm die Rebenschere, löste die Bastbänder, holte die lange Zange und brach Blatt um Blatt aus dem Gehege heraus, vorsichtig, daß der Tode dessen Säfte erhöht vergiftet waren, mich nicht stache. Dreimal füllte ich den Holzkorb mit den Leichenanteilen. Ich trug alles auf den Mist. Ich wollte, daß mein Barbar daselbst verwese, d. h. sein eigenes Wesen aufgebe und in ein anderes hineinwese, ja, und ich freute mich schon: Rosen zu schneiden, die vom Humus meines Barbaren schöner geworden, Äpfel zu essen, die süßer geworden, ein Amsellied zu hören, das würziger geworden, daß ich an meinen Barbaren denken könne. Der liebe Gott ist ja so ein weiser Hausvater!

Aber hört: mein Barbar lebt noch! Im Frühjahr lagen von den vielen Blättern zwölf fachelnd unter dem verwesten Laub der Reben. Sie lebten! Sie begeherten auf, als die Sonne sie betastete, sie riefen mich mit Namen Ausgerucht, im eigenen Saft gestirkt, lagen sie vollsaftig, aber verbläßt da und riefen mir. Ich holte zwölf Kübel, ich pflanzte sie ein. Was ich tun will, ist dies: die zwölf Kübel will ich um mich her aufstellen, die zwölf Barbaren um mich her aufwachsen lassen, meine Biskayen, meine Berserker, meine Sancho Pansen. Ein lebendiger Zaun soll da werden voll bebender Kraft, voll Gift, voller Lanzen. Es bliebe freilich die Frage: ob ich inwendig noch etwas besitze, was wert wäre, so gehegt zu sein...

Nachtgedanken

(Fr. Billek)



... Hab' ich nur getrauert - oder ist es wahr? "



Elly Petersens

Hunde- und Katzenkalender 1937

Ein ganz entzückender, durch und durch künstlerischer Wochenabreißkalender für den Tierfreund! Jede Woche grüßt ein neues wunderbares Hunde- oder Katzenbild von der Wand. Eine so liebevolle und fröhliche Stimmung strahlt Elly Petersens anmutiger Hunde- u. Katzenbilder aus, daß jedem dabei das Herz aufgeht! Mit 55 künstlerischen Fotos und großem Fotowettbewerb RM. 1.95.

Verlag Knorr & Schick G. m. b. H. München



Carl O. Petersen

Das Modell und seine Malerfreunde

(R. Kriech)



„Um Himmelswillen, auch er will mir ein Bild schenken! Die Kunst in Ehren, aber zu Weihnachten will ich was Richtiges geschenkt bekommen!“

Jägerlied / Von Georg von der Vring

Wär' ich ein Wild
Und lebt' ich in Wäldern!
Unter der Niesge
Stäubender Zweige
Ging' mir der Winter dahin.

Heute noch prangt
Am Fingstier die Beere!
Schwarz unter vielen,
Frierend auf Stielen,
Nimmt sie der Winter dahin.

Schwarz ist der Schrot
Im Rohr meiner Flinte!
Feuerfarben
Sprühen die Garben
Hinter dem Wilde dahin.

Heute das Wild
Und morgen der Jäger!
Nachts in der Hütte
Stören mich Schritte;
Aber ich höre nicht hin.

Onkel Eduard macht Einkäufe

„Heil gensteedt.“



„Was wünschen der Herr, bitte?“ — „Ich möchte 'mal gern etwas in Schlüpfern sehn . . .“

Kann Radio hören gefährlich werden?

(F. Höpner)



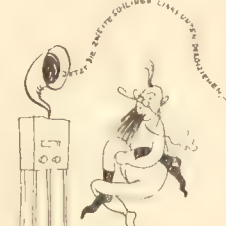
„Aha, die Gymnastikstunde!“



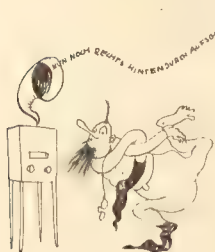
„Diesmal wirklich interessant!“



„Glanzend für die Beckenmuskeln!“



„Tolle Übung, reichlich übertreiben!“



„Das soll noch Volkssport sein?“



„Ach so, das war was für Hausfrauen!“

Helene ohne Unterleib / Von Fritz A. Mende

Als kleiner Junge glaubte ich, die untere Hälfte der Frauen bestohe aus einer Art Fleischglocke, und um die zu verstecken, trügen sie Röcke. Nun hat das kleine Junge nicht etwa deshalb geglaubt, damit der Erwachsene Gelegenheit habe, unanständige Geschichten darüber zu schreiben. Wie könnte ich denn den Wurm literarischer Frivolität an die unreflektierte Kindlichkeit der Nachdenkenden setzen, da mir die Scheuklappen einer streng moralischen Kinderstube selbst heute noch die unmoralischen Perspektiven einengen. Doch — um von den üppigen Metaphern zu schlichtem Deutsch zurückzukehren — daß meine Kinderstube mit Moral zusammenge-

peelt war, dürfte jedem Einsichtigen klar sein, wenn er inmitten einer aufgeklärten Jugend verminnt: Fleischglocke... Weich beneidenswert einfaches Weltbild besaß ich damals! Anatomie und Kleidung waren für mich so selbstverständlich und bar des Zwischenraumes verbunden wie das Wasser mit der Badewanne. Ich wußte: die Männer haben Beine und stecken sie in Stoffröhren, Hosenn genannt. Dieser Satz ließ sich ohne Mühe umkehren: die Männer tragen Hosenn, also haben sie Beine. Auf die Frauen angewandt — denn da mir hier die Erfahrung fehlte, mußte die Logik herhalten, nebenbei bemerkt auch sonst ein beliebter Schach-

zug der Metaphysik — hieß das: die Frauen tragen Röcke — also haben sie Fleischglocken! Einleuchtend wie alle felsen Schüsse...

Nun handelte es sich dabei nicht um „die Frauen“ als philosophische und mithin ungeschlechtliche Kategorie, sondern — weil mir der Sinn fürs wahrhaft Allgemeine noch ziemlich abging — es handelte sich um eine Frau, die ich mir ungefähr tausendmal vorstellte, um zur Gattung zu gelangen. Es war Helene vervielfacht, Helene hoch x... Helene dürfte damals für jeden erwachsenen neunzehnjährigen Kleinstadtmädchen gewesen sein, mir jedoch schien sie achbar und selbst schon äußerst erwachsen, und ich war vor ihr immer sehr verlegen und erbotete leicht, wenn sie mit mir sprach.

Da Helene das erste weibliche Wesen war, mit dem sich meine Phantasie beschäftigte, liebte ich sie, suchte in knabenhafter Neugier ihre Nähe und wollte sie heiraten. Alles selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sie eine Nachbarstochter war. Man wolle mir diesen Hinweis verzeihen, bin ich mir doch darüber klar, daß sich die Nachbarstochter durch ihr allzu häufiges Auftreten literarisch durchaus unmöglich gemacht haben. Immerhin ist die eindrucksvolle Rolle, die sie nun einmal im Leben spielen, von der Psychologie des frühen Knabenalters noch viel zu wenig beachtet worden. Man hat sich dort wohl zu sehr auf den Ödipus-Komplex festgelegt, als daß man den kindlichen Trieben auch noch eine Nachbarstochter erlauben könnte...

Helene also war es, der ich die Fleischglocke an den rockverhüllten Rumpf dichtete. Ich konnte aber mit aller Logik nicht verhindern, daß Helene Füße hatte. Wie jedoch waren diese Füße und das Stück Bein, das der Rock unbedeckt ließ, an jener Glocke befestigt?... Ein ausgewachsener Wissenschaftler kann nicht folgerichtiger vorgehen: Ich verlegte mich auf Beobachten!

Die erste Feststellung, die ich in dieser Sache machte und die meine Neugier noch erhöhte, war, daß mir ein kleines Mädchen — das heißt: eigentlich war es noch gar kein richtiger Mensch, man sagte nur, es sei ein Mädchen — während es strampelnd im Bettchen lag, Beine zeigte, genau wie ich sie hatte. Doch ich gab mich damit keineswegs zufrieden. Vielleicht wuchs jene Fleischglocke erst bei einem bestimmten Alter, war konnte sich denn so leicht bei den Erwachsenen an?

Die nächste Gelegenheit — ach, sie war schmerzhaft für mich — bot sich, als Helene mich einmal im Garten zu sich rief. Ich folgte erötend und freudig — da sah ich einen mir völlig fremden jungen Mann neben ihr sitzen, worauf ich prompt wieder umkehrte und vor Eifersucht zu heulen anfing.

Eilig lief Helene herbei, fragte, was ich denn hätte und nahm mich wie ein kleines Kind auf den Schoß, um mich zu trösten. Alles vor dem jungen Mann, der sich auch noch zu lachen erfreichte. Ich versuchte, mich loszumachen, und — heftig strampelnd — bemerkte ich... tja, kurz und gut: ich saß auf keiner Fleischglocke.

Das war mir aber von jenem Augenblick an nicht mehr wichtig. Seit selbigem Tage habe ich Helene, die treulose. Selbst als es sich herausstellte, daß der junge Mann nur ein naiver, beziehungsweise ferne wohnender Verwandter und kein Nebenbuhler gewesen war, änderte sich nichts daran. Mein Haß war größer als ich geworden und — wer weiß — vielleicht steckte eine dunkle Kraft dahinter, die den kleinen Vorwand zu eigenem Lüge ausbeutete. Ziel im Unbewußten... Lassen wir's, es ist doch nur ein Titel für einen schlechten Unterhaltungsroman. Heute merke ich, mein Haß war größer, als ich getraut, einfach Nase... Denn Helene hat in der Erotik leider nur eine kindpsychologische Gastrolle gespielt, später keine mehr. Sie ist im Laufe der Jahre eine alte Jungfer geworden, hochgeschossen, mager, stilsittig...

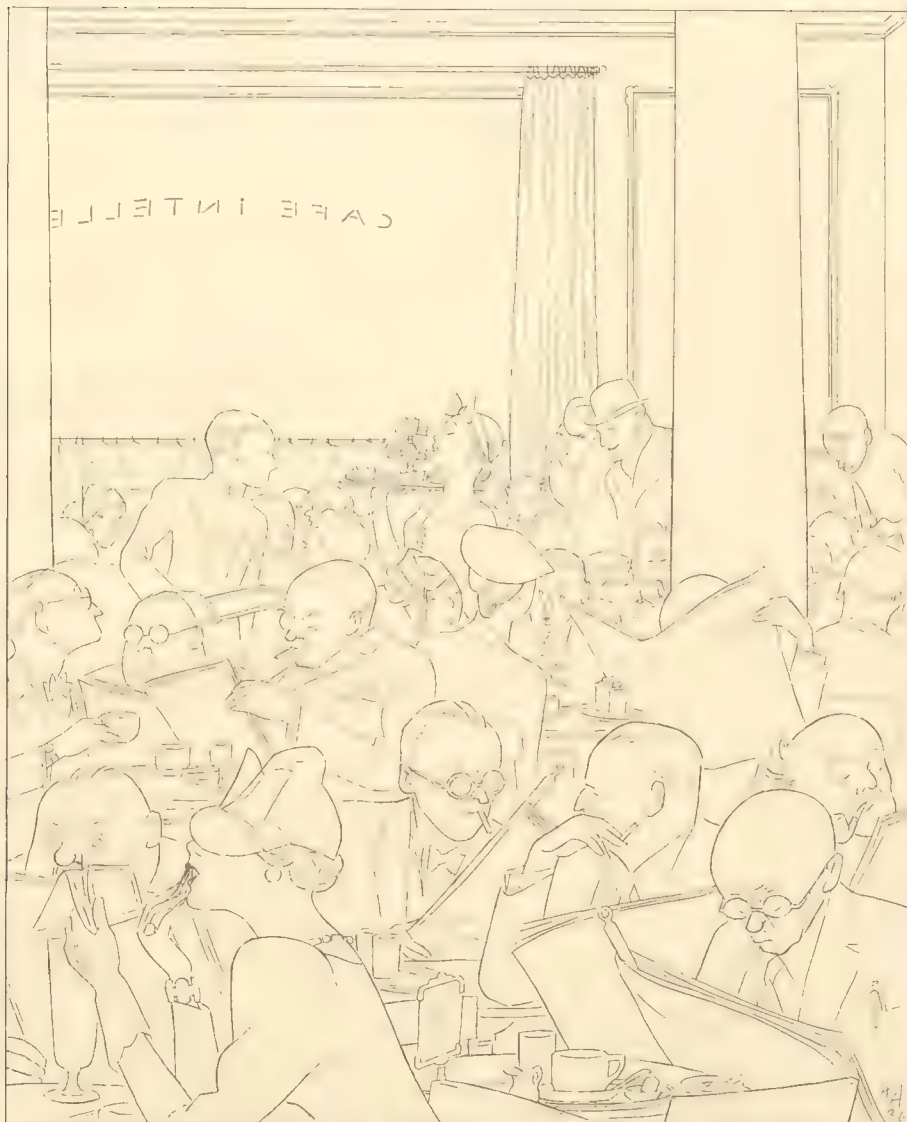
Von Fleischglocken merke ich heute nichts mehr. Ich stehe für mich fest: Beine, nein, Beine hat sie nicht. Was sie nun eigentlich hat — mir kann's gleich sein, ich bin in diesem Falle nicht mehr so wissenschaftlich wie als kleiner Junge.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTZ O. G. M. B. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der „Einfichtismus“ erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverkäufer und Poststellen entgegen. Preis: 10 Pfennig. Einrechner: 10 Pfennig. Der „Einfichtismus“ ist ein Anzeigenpreis nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1935. D. A. I. V. 35. 1161. Auflage der Nummer 2000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt! Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1294. Postfach 9728. Erfüllungsort: München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emeric Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

Café Intellekt

(Karl Arnold)



„Kritiker sind wie Eunuchen, sie wissen wie man es macht, aber sie können's nicht.“

Späte Reue

(Eduard Thöny)



„I sag' dir oans, Pepi: heirat'! Mi hätt' amoi Oaner mög'n,
der hat an Kropf g'habt — — heut waar i froh drum!“

Simplicissimus

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

(W. Ihalm Schulz)



Ins Fenster kuckst du auf der Schnee,
Drei jungen Dueschen tur's nicht weh.
Still schau'n sie in den Lichterbaum,
Der Weihnachtslied erbellt den Raum.

Gibt auch kein üppig Mahl voran,
Sich es genug zu trinken dann.
So bleiben stumm nicht lang die drei,
Dah die Gitarre muß herbei.

Doch darf kein Schelmentes es sein,
Soll die Gitarre mit stimmen ein.
Wie sonst — ganz anders ist sie heut',
Ein Weihnachtslied sie nur erheit.

Das ist für sie heut' der Gefang,
In dem sie gibt den schönsten Klang.
Es mag manden im Vorüberge'n
Bleibt vor dem Haus im Stillsitz steh'n

Wilhelm Schulz

Die Könige im seidenen Gewand

Von Georg Bittling

(Wilhelm Schütz)



Das goldene Jesuslein
Schläft in dem Stalle hier
Und beim Kriechschwein
Schläft auch jedes Tier,
Nagelbock und Bär,
Das im Stall ist diese heilige Nacht.
Alle haben sie die Augen zugemacht.

Und ein Mäuschen nagt
Äußer in dem Stroh,
Und ein Häuschen klagt,
Draußen irgendwo,

Und der Josef sagt:
Jetzt gleich geh ich in das Tal
Um Milk und Brot,
Und sie werden's mir nicht weigern,
Sackerlei!

Josef, flüchte nicht!
Sagt Maria zart,
Blas' aus das Kriechschwein,
Gib acht auf deinen Bart!
Wart', bis der Tag anbricht,
Dann mach' dich auf den Bettelweg,
Du fällst im Jänern fort
Mir bloß vom Steg!

Josef blies aus das Licht
Und schlief dann ein,
Und ihm zu Häupten hing
Sein Zimmerarmenbein.
Schon lange schlief er nicht,
Dann, wie ein Pfeil,
Tras' ihn ins Ängstlich,
Duer durch ein Nadeln Klein
Ein goldener Schrein.

Glück fuhr er blinzelnd hoch,
Nix sah die Augen noch:
Das wurd der Tag schon sein!
Mir Silberstimme sang Maria: Mein.

Die Tür stieß Josef auf,
Traute den Augen nicht,
Draus' stand ein goldner Hauf,
Glänzend wie Morgenlicht,
Gegürtelt schön mit Wehrgehst
und Band

Die Könige im seidenen Gewand,
Geschenke funkelnd in der
beigen Hand.

Und so sehr blinten sie
In Drauf und Drauf,
Daß sie die dunkle Sträß
Zum Tag gemacht.
Sie stieten auf die Ähre
Und breiten das Jesuskindlein feurig an,
Und die Sonn' war nicht so hell wie sie,
Als über Bethlehem
sie ihren Lauf begann.



Es muß nach Weihnachten riechen!

Sicherlich, man kann Weihnachten auch auf der Spitze der Cheopspyramide feiern oder als Sommerfest in Rio de Janeiro, im Strandrang mit Sonnenschirmen, Eisgetränken und Schwimmbetten, geradezu widerwärtlich denke ich mir das, und wenn ich sentimental wäre, dann würde ich noch sentimentaler werden, wenn am Heiligen Abend die Rosen blühen und exotische Nachtigallen und noch exotischere Grammophonplatten schluchzen. Nein, in dieser Weihnachtszeit habe ich ein Recht auf meine Kindersentimentalität, am Weihnachtsabend soll es wirklich, wirklich nach angebrannten Tannenzweigen, nach Äpfeln und Lebkuchen, melinetwegen auch zusätzlich nach Gansbraten oder Hasenbraten oder Truthahn duften. Am Weihnachtsabend werden auch wir Großstädter zu Kleinstädtern, und wir bekommen es fertig, wildfremden Menschen eine gute Nacht und eine fröhliche Weihnacht zu wünschen. Geradezu menschlich werden wir. An so einem Weihnachtsabend wird's selbst feierlich in der Neuhauser Straße in München und — der Fremdenverkehr verzehle mir's — am Berliner Kurfürstendamm. Ja, das wird's. Überhaupt, verachtet mir die Weihnachtsstimmung in der Großstadt nicht, diesen Bummel durch die Straßen mit Paketen, dieser Zauberwelt der gerühmten Schaufenster, in denen jede warme Unterhose ein Tannenzweiglein mit Lamette schmückt, auf daß sie aus den Niederungen der Unterwänsche in die Höhenluft des Gebeltes aufsteige. Da wird unsere beizindurchwehte Großstadt voller Poesie, und man möchte zum Abteilungschef des nahen Warenhauses geradezu Herr Nachbar werden und ihm eine Prise anbieten. Der aber würde, da er bestimmt im Sommer am Tegernsee war, es vermutlich für an-

gebracht halten, als Antwort zu jodeln. Man verstehe mich recht, das Weihnachtsfest macht selbst die Großstadt gemächlich, und das berührt uns so stark, da ja der Asphalt kein schwellendes und duftendes Moospolster ist und Verkehrsschutzleute keine Weihnachtsengel sind. Oder sollte doch in diesen Weihnachtstagen der arme ausbreitende Oberwachmeister etwas vom guten Verkehrsschutzmann bekommen, der die Kleinen behütet? Lacht mich nicht aus, ich empfinde es so. Wenn dann hinter den Fensterscheiben die Lichter am Baume flackern, die richtigen Lichter, nicht die elektrischen bei einem fehlerhaften Kontakt, dann sind es dieselben wie in einem fernen Gebirgsdorf, wo man heute nicht in der Küche, sondern in der Stube um den Lichtbaum sitzt. Heut' machen wir alle ein „Bräuchum“ mit, über das wir Großstädter sonst so leicht versucht sind, erhaben zu lächeln. Solche Lächer sind Bingels, Herr und Frau Bingels, die pfeifen auf den Tannenbaum und versichern es sich immer wieder, daß der vierundzwanzigste Dezember ein Tag ist wie jeder andere. Sie sind angefüllt mit Sachlichkeit bis oben hin und sagen: „Warum sollen wir gerade heute abend Pfefferkuchen essen, wenn wir keinen Appetit auf ihn haben? Warum sollen wir einen Tannenbaum mit Kerzen bestecken, wenn das elektrische Licht so gut und preiswert funktioniert?“ Bingels finden es sehr originell und persönlich, am Weihnachtsabend im Warenaal des Hauptbahnhofs zu essen, und sie scheitern sich ausgerechnet an diesem Abend nichts, so starke Persönlichkeiten sind sie. Sie sind vollumfänglich damit beschäftigt, nicht an Weihnachten zu denken und haben alle Hände voll damit zu tun, die Lichterbäume nicht zu bemerken. Um ihre Lippen spielt ein verzehendes Lächeln

über die guten Leuchten, die sich nicht aus der Macht der Gewohnheit herausringen können. Vermutlich wäscht sich Frau Bingels an diesem Abend das Trotzkopf, um ihre unvoreingenommene Persönlichkeit zu beweisen. Mit diesen Bingels kann ich nichts anfangen. Ich verlange, daß Kerzen ein wenig auf malnen neuen Schlipps tropfen, ich erwarte eine leichte Magenverstimmung, und an diesem Abend müßte ich Lebkuchen essen, selbst wenn er mir durchaus nicht schmeckte. Es gehört dazu, daß ich mir beim Einsetzen des Baumes in den Metallständer Harzflücken mache und den rechten Weihnachtsfrieden verspüre ich erst, wenn der Kampf mit meiner Partnerin über Größe und Art des Baumes, ob Fichte oder Tanne, ob schmal oder breit, ausgefochten ist. Dann kommt die Stunde vor der Bescherung, die schönste Weihnachtsstunde, wenn alle nervös sind. Jetzt heraus aus dem Haus in die stiller werdenden Straßen! In dem kleinen Lädchen holt noch ein Mädchen eine Zitronen oder ein Paket Strehchölzer. Leute mit riesigen, unförmigen Paketen gehen zur Bescherung bei Verwandten. Jetzt muß es eigentlich schnellen, damit man verheut nach Hause gehen kann, den Schnee von Hut und Mantel klopfen, mit der Geste Eines, der unverhofft aus weiter, weiter Ferne heimgefunden hat. Noch ist mir die Vorstellung fremd, daß Menschen an diesem Abend nicht feiern können, daß Lokomotivführer und Schaffner auf Schnellzügen die Weihnacht durchausen, daß in Werken und Fabriken Männer Dienst haben, ja, daß es Menschen gibt, die kämpfen und Krieg führen an diesem Abend. Sonderbar und unheimlich, daß es dies gibt — denken die Kinder. Folzick

Friede auf Erden!

(Erich Schilling)



„Laßt euch nur durch den Kanonendonner da drunten nicht aus dem Takt bringen, Kinder! Eines Tages werden doch wir recht behalten!“

Rund um die Weihnachtskerze

OLAF GULBRANSSON 36



Die Motte flattert blöd ins Licht.
Ein weiser Hase tut das nicht.
Er hält Distanz und hoppelt nur

in der bewährten eignen Spur
sehnfüchtig firmelnd drum herum
— wie du, verehrtes Publikum!

Das Wunder des Tollatsch

Von Hans Fallada

(Ost Gultbransson)



Mindestens einmal im Jahre, zu irgend welchen Feiern, wie es grade kam, wurde ich von Tante und Onkel Lorenz eingeladen. Das vergaß Tante nie, trotzdem ich gar nicht mit ihnen verwechselt war. Ich war nur so ein Waisenkind, das ihnen einmal irgendeine in den Weg gelaufen war und dann nicht wieder vergessen wurde. Tante Lorenz — Anna — liebte ich sehr, ich fand, sie war so ein natürlicher, offener, grader Mensch. Es war bewundernswert, wie sie ihrem großen Gutshaus halt vorstand, die vielen Kinder erzog, stets lässig, stets in Elle und doch immer, hatte eines ein wirkliches Anliegen, mit aller Zeit und Teilnahme von der Welt.

Für Onkel Lorenz — Hans — waren meine Gefühle schwenkender. Er wartete meistens stumm mit reichlich mürrischen Falten im Gesicht unheimlich, und hatte, erzählte man etwas, eine sehr erschreckende Art, plötzlich darzwischen zu rufen: „Döskopp!“ Pause. Man brach ab, erstarrte. „Ja, wohl! Döskopp!“ Pause. „Nimm den Löffel, Döskopp, mit der Gabel schaffst du die Erbsen nie!“ Und sich an mich wendend: „Du erzähltest, Mim!“ Verzeih, dieser Franz ist ein völliger Döskopp. — Zu andern Zeiten war er, was er wohl lustig und aufgedunsen nannte. Dann neckte er jedermann, vor allem Tante Anna, bis auf's Blut, erzählte etwa, wie es hier auf Baumgarten nach seinem Tode aussehen und welche Art Mann sich Tante Anna aussuchen würde — „nach den Erfahrungen mit mir!“

Kurz und gut, Onkel Hans war mir etwas zu unübersichtlich und verzwickelt. Hatte er mir aber einmal weh getan und sah Tante Anna mit hochgehenden, sagte sie bloß: „Du bist doch ein rechtes Schaf, Mim, und es wird wirklich Zeit, daß du aus der Hühnerwirtschaft von Pension und Seminar herauskommst und ein paar Männer kennen lernst. Männer haben nun einmal alle einen Speren, und einen harmloseren als meinen Hans, der Jedes Gefühl sogar vor sich selbst verstecken möchte, wirst du so leicht nicht finden!“ — „Aber was haben denn meine rosa Zopfschleifen mit Onkel Hansens Gefühlen zu tun?“ rief ich klagend. — „Er hat vollkommen recht“, sagte Tante Anna plötzlich ziemlich spitz. „Du bist wirklich in dem Alter, wo du dir dein Haar anständig frisieren könntest, Mim, Schnecke oder Dutt oder meinetwegen auch Bubikopf, statt mit solchen Hängern wie eine fallenstehende Tochter Evas herumzulaufen. — Und jetzt, bitte, wasche dir das Gesicht und gehe in die Küche und stengle die Johannisbeeren ab. Achtzig Pfund hat der Gärtner hereingeschickt, und Mamsell hat keine Ahnung, wie sie die bis Abend bewältigen soll.“

So waren meine Nennverwandten, die Lorenzens, und wie ich Jahr für Jahr zu ihnen kam, verlor Onkel Hans auch für mich manchen von seinen Schrecken. Richtig nahe kam ich ihm aber erst am Weihnachtsabend, nein, in der Weihnachtsnacht 1927. Von da an nickte ich verständnisvoll mit dem Kopf, wenn Tante Anna sagte: „Er ist eben ein Keuz. Laß ihn nur keuzen... Es macht ihm Spaß und uns tut es nichts.“ Zu jener Zeit war ich schon wohlbestellter, fest angestellte Lehrerin, lehrte die Mädchen und wehrte den Knaben, und auffallende, schmetterlinghafte Zopfschleifen lagen welt dahinten.

Durch irgendeinen Zufall war ich in jener Weihnachtsnacht mit Lorenzens ganz allein. Keines von den Kindern hatte zum Fest nach Haus kommen können, kein Besuch außer mir war, schäme ich, geladen worden. Und so saßen wir drei, ganz ungewohnt ruhig, unter dem brennenden Baum, erzählten uns sachte von vertrauten Festen, in denen dies große Zimmer laut gewesen war vom Jubel der Kinder, und waren schließlich ganz froh, als die Uhr auf Mitternacht ging. Tante Anna, immer die erste aus den Federn, war verschwunden, ich weiß nicht wie schnell. Onkel Hans schüttelte mir noch auf der großen, düsteren Diele die Hand, redete abgerissen vom Wetter und ließ mich nicht los.

„Gute Nacht, Onkel Hans“, sagte ich schließlich. „Schlaf gut und Dank für alles.“ „Ja, ja“, sagte er. „Schön. Ist in Ordnung. — Du kennst doch Tollatschen, Mim?“ „Natürlich“, sagte ich sehr verblüfft; denn diese pommerisch-mecklenburgische Schlachterspezialität war mir wohlbekannt. Aber was sollte das jetzt? „Es ist“, sagte er stockend und schien richtig ein bißchen verlegen, „es ist gewissermaßen noch eine kleine Überraschung für deine Tante Anna. Würde er dir etwas ausmachen, jetzt in die Küche zu gehen und uns Tollatschen zu braten? Recht fett?“ — „Jetzt?“ — „Jetzt!“ fragte ich verblüfft.

Heilige Nacht

Von Dr. Owiglag

Und bin ich auch kein Hirt
und hab' keine Schaf —
ich reiß' doch verwirrt
aus den Augen den Schlaf.

Denn ein Licht strahlt mich an.
Sah ich jemals so eins?
Und ein Kied weht heran,
holdselig wie Feins.

Was ich mürrisch zerdacht,
eh' das Licht zu mir kam,
nun verflucht's in die Nacht,
und das Kied tilgt den Gram.

O ihr Herzen in der Welt,
auf, sperrangelweilt,
daß das Licht darein fällt
und das Kied melodiert!

„Jetzt!“, sagte er. „Natürlich, wenn du zu müde bist...“

„Nein“, sagte ich, „deswegen nicht. Aber bist du überzeugt, Onkel Hans, daß es für Tante Anna eine angenehme Überraschung sein würde?“

Für Xanne —? Die angenehme von der Welt? Gewissermaßen ein Genuß. Sie müssen direkt in Fett schwimmen, spare nicht das Fett, Mim! „Und...“ sagen wir, um zwölf Uhr dreißig klopfst du bei uns — mit den Tollatschen. Es ist wirklich reizend von dir, Kind, daß du mir aus der Verlegenheit helfen willst.“ Damit drückte er mir die Hände mit ganz ungewöhnlicher Wärme und verschwand die Treppe hinauf.

Ich stand auf der Diele und starrte ihm nach. Hatte ich irgend einen heimlichen Weg zu Tante Anna gewußt, ich hätte sie trotz aller „Überschuldung“ doch lieber erst einmal befragt. Aber die lag sicher schon todmüde... In ihrem Bett. So ging ich, über die Schwelligkeit der Männer seufzend, in die Küche.

In der Küche roch es, trotz der späten Stunde, angenehm würzig, als sei eben erst frisch gebraten worden. Im Herd brannte ein Feuer. Ein alle Schullen voraussehender Jemand hatte einen großen Steinlopf mit Blutwurst bereitgestellt, da zu süße Mandeln, Rosinen, Breifett... Während ich die Blutwurst gut mit Rosinen und Mandeln durchnetzte und die Klöße dann in die Planne legte, wurde mir immer rätselhafter und wunderlicher zumute. Tollatschen, das ist eben süßer Blutwurst mit Rosinen und Mandeln gebraten, sind — sparsam genossen — ein recht schönes Schlächtereisen. Aber sie sich in der Weihnachtsnacht eine halbe Stunde nach Mitternacht ins Schlafzimmer zu bestellen — das schien mir doch eine Schurle über alle Schullen. Und doch mußte es richtig sein, mußte es seine ganz natürliche Bewandnis damit haben — denn wie sonst hätten hier auf dem Tisch der ordentlichen Guteküche Wurstopf, Rosinen und Mandeln sich ein Stelldichein geben können —?

Aus der Diele unten gongte es tief und lang nachhallend Halb, als ich mit meinem Tollatschen-Tablett vor der Tür des Schlafzimmers stand. Ich wartete, bis auch der letzte Ton völlig verhallt war, dann klopfte ich zaghaft. Keine Antwort. Doch schlen es drinnen hastig zu flüstern, vorstehen zu tuscheln, heimlich zu zischeln. Noch ein Klopfen, kräftiger schon — und die verschleierte Stimme des Onkels: „Wer ist denn da?“ „Ich!“ rief ich. „Du weißt doch...“

„Was weiß ich? Daß jetzt Nacht ist und ich schlafen will!“

„Aber, Onkel —!“ rief ich, schon verzweifelt und den Tränen nahe. „Die Tollatschen, du weißt doch —!“

„Tollatschen!“ schrie der Onkel wütend. „Jetzt Tollatschen —?“

Und Tantes Stimme: „Aber komm doch rein! Was sind denn das für Tollatschen?“ Mir ist wie zwischen Schlaf und Wachen, wie halb im Traume befangen. Gedankenlos stöße ich die Tür zum Schlafzimmer auf, im Schein einer kümmerlichen Nachtlischlampe sehe ich den Onkel verstört im Bett sitzen, halb verschlafen, halb wütend. Die Tante aber hat den Kopf auf einen Arm gestützt und sieht mir bilnzind entgegen. „Was in aller Welt zu dieser Stunde...“ flüstert sie.

„Die Tollatschen...“ antworte ich, ebenso flüsternd. Dichter und dichter wird das Geheimnis, verworren. Ich hier mit meinem iherischen Tablett in Händen, bestimmt weiche ich gleich auf und Riecke ruf vor der Tür, daß der Krug mit warmem Wasser bereit steht. „Zeigen Sie mal her“, sagt der Onkel, der richtige Onkel Hans



Lorenz, und ganz unrichtig, aber wie es im Traum eben wieder ganz richtig ist, redet er mich mit „Sie“ an. „Wahnhafte Tollatschen! Was sagst du, Anne?“

„Dann wollen wir sie also essen, Hans“, sagt meine Tante plötzl. mit ganz heller Stimme. „Es ist wirklich furchtbar nett von dir...“

„Natürlich ist es furchtbar liebenswürdig von Ihnen“, brummt der Onkel. (Wieder „Sie“!) „Sie sind doch nicht etwa fett?“

„Aber du sagtest doch, Onkel!“ flüsterte ich verzweifelt den Spuk an. Und ich teile Teller und Messer und Gabeln aus. Und der Onkel sitzt, die Knie angezogen, den Teller vor sich, im Bett und brabbelt leise murrend vor sich hin, und die Tante stochert mit der Gabel.

„Nehmen Sie doch Platz“, sagt der Traumonkel verbindlich. „Wo Sie sich solche Mühe gegeben haben!“

Ich kämpfe mit den Tränen, aber gehoramt setze ich mich und starre vor mich hin. „Verdammt fett“, höre ich den Onkel halblaut sagen. „Kriegst du’s runter, Anne?“ — „Schlecht“, antwortet die Tante. „Aber Tollatschen sind so blutbildend!“ — „Auch noch Mitternacht?“ knurrt der Onkel. Und dann wieder nur noch das leise kratzende Geräusch von Messer und Gabel auf den Tellern. Vor den Fenstern geht, stark genug, der Weihnachtswind. Jetzt prasselt es, sicher treibt wieder Schnee.

„Ach nein Hans, bitte, nein“, höre ich die Tante aufgeregt flüstern. Ich schaue hoch. Plötzlich ist es, als sei das Licht heller geworden — oder geht solch Schein von Tantes Gesicht aus? Wie Hella liegt es auf ihm — Lächeln und eine Spur Verlegenheit. Doch vor allem Lächeln, helles, fröhliches Lächeln. Sie starrt zum Onkel hinüber.

Der ist jetzt, auch völlig verwandelt, mit fast genteüßlichem Elter. Auch sein Gesicht scheint heller — freut er sich denn nun? „Solch ausgezeichnete Tollatschen“, sagt er eben. „Doch eine großartige Idee. Ich habe richtig wieder Hunger bekommen.“ Er legt Messer und Gabel hin und lächelt erst Tante, dann mich an. Und nun — aber was ist das? — greift er mit den Händen auf den Teller, faßt mit den Händen einen Tollatsch, führt ihn zum Munde und frisst an, den Tollatsch absaugen...

Ich reiße mir die Augen. Ich starre. Ich wundere mich. Ich glaube und verstehe nichts — und außerdem will ich es nicht wahrhaben, es bleibt doch dabei: der Tollatsch hat einen Knochen, den der Onkel zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Der Knochen ist knusprig-bräunlich gebraten, nicht so schwärzlich, wie Tollatschen aussehen — und an dem Knochen hängt gutes, schön gebratenes Gänsefleisch!

„Sehr gute, ausgezeichnete Tollatschen“, murmelt der Onkel.

Ich hole tief Atem, nehme alle Kraft zusammen,

wende den Blick von der unbegreiflichen Verwandlung ab und sehe auf die Tante. Tante Anna schneidet eben bedachtsam ein schönes Stück Gänsebrust. Keine Spur von Tollatschen, breves, herrliches Gänsefleisch. Brätpfötchen sind auch auf dem Teller!

Nein, ich bin Lehrer! — und wenn auch nur bei Abestium, um so sicherer ist der Grund, auf dem ich lehre. Zweimal zwei macht vier plus fünf gibt neun weniger neun gibt null, und Tollatschen sind kein Gänsebraten. Ich springe auf. In dieser Sekunde wußte ich wirklich nicht mehr, ob ich träumte oder wach war, und außerdem hatte ich da

mals gerade meinen Kummer mit Kurthen, den ich dann später auch geheiratet habe, und war mit den Nerven nicht ganz balsamisch.

„Sehr gute, vorzügliche Tollatschen“, hörte ich den Onkel gerade noch schmatzen. Jawohl, mein gebildeter, ekelhafter Onkel schmatzte geradezu. Die Tränen stützten wie Bäche aus meinen Augen, ich lief zur Tür, rannte hindurch und schlug sie mit solcher Gewalt hinter mir zu, daß das Haus erdbebte. Dann stand ich wieder auf der Diele; ganz wirklich, sehr müde, völlig zerschlagen und verzweifelt stand ich auf der Diele und schwor mir zu: „Morgen mit dem ersten Zug fahre ich. Dieses lasse ich mir denn doch nicht bieten!“ — Und grade als ich das dachte, fing die große Uhr an zu schlagen, erst die vier helleren Schläge zur vollen Stunde und dann einmal tief und lange nachhaltend: Eins! — „Geldstunde vorbei!“ dachte ich. Ich, eine geprüfte, angestellte Lehrerin, dachte in dieser Stunde an Gespenster, Spuk und dergleichen! Und alles wegen solcher dämlichen Tollatschen, die ich nie wieder anrühren würde. Dann ging ich ins Bett und ich hörte Gans weinte mich richtig noch in Schlaf. — Ich bin natürlich am nächsten Morgen nicht gefahren. Dazu habe ich viel zu gut geschlafen. Ich habe sogar Riekes Warm-Wasser-Ruf überhört. Aber ein komisches Gefühl war es doch, ins Frühstückszimmer zu treten, und da saß der Onkel vor seinen Briefen und sah genau so trocken und wirklich wie sonst aus, und wenn es mir so vorkam, als werfe mir Tante Anna einen prüfenden Seitenblick zu, so kam es mir eben vielleicht nur so vor!

Aber gute Rat kommt über Nacht — ich tat das Vernünftige, was ich nur tun konnte, ich packte den Stier bei den Hörnern, stellte mich vor den Onkel hin und fragte ganz unschuldig: „Wie wäre es mit ein paar Tollatschen, Onkel Hans?“ Und in demselben Augenblick war der Onkel auch schon seinen Brief hin, fuhr hoch, starnte

mich an und fing an zu lachen, zu lachen... Und auch Tante Anna stimmte ein — und aus diesem Lachduo wurde sogleich ein Terzett, dann sofort zerfiel aber die letzte Zweifel, der etwa aus der Nacht noch in mir genistet hatte, und ich wußte gleich, daß sie sich nur ihren Spaß mit mir gemacht hatten, und daß ich nur den Esel abgegeben hatte, auf dem sie ihre Sacke zur Mühe geschafft hatten. „Die Miml ist richtig“, rief der Onkel begeistert. „Die reist nicht ab wie die Mama!“

Die Mama — da war die Katze nun wirklich aus dem Sack. Und nun erfuhr ich, mit vielen Zwischenrufen, und keiner von den beiden Erzählern gönnte dem andern das Wort — nun erfuhr ich, daß es hier in Baumgarten vor dreißig Jahren eine Mama gegeben hatte — natürlich Tante Annas Mama. — „Und sie war wirklich sehr gut und hilfreich, Miml. Aber vielleicht war sie ein bißchen zu hilfreich. Und Hans hat sich auch nie überwinden können und hat sie nie anders als mit „Sie“ angeredet. — Nein, Anne, sie war schon ein richtiger Drache, und daß sie ein sanfter Drache war, ändert nichts an ihrem Drachentum. Weißt du noch, wie du eine Woche Haferschleim essen mußt, weil sie fand, du sähest blaß aus, und ich dir fehle gar nichts? — Ach Gott ja, und wie sie zum Getreidehändler Dörnbrack fuhr, Hans, mit dem du eine Differenz um zweiundzwanzig Mark hattest. Und sie brachte ihm einfach das Geld — „Damit mein Schwagersohn sich nicht mehr so ärgert!“ — das Geld, das uns zukam, und sie sparte es dann wieder beim Essen ein! — Und weißt du noch...?“

Onkel und Tante verloren sich in Erinnerungen, und die Tollatschen wären wohl ganz vergessen worden, hätte ich nicht sanft daran erinnert. „Ja, richtig, die Tollatschen...“ Siehst du, man kann doch eine Mutter nicht so einfach aus dem Haus schicken, wenigstens meinte Hans das. Ich hätte es ihr schon sachte mit der Zeit beigebracht... „Denkst du, sie wäre sie gegangen ohne mich?“ — „Siehst du, Miml, so sind eben die Männer. Er hat es viel schlimmer gemacht und sie zu Tode gekriegt, bloß weil er es ihr nicht direkt sagen mochte.“ Erläutere mal, Anne...“

Die Tollatschen! — machte ich. „Also vor Weihnachten wird doch immer so viel geschlachtet — und wo soll man mit all dem Blut hin? So gab es denn Abends für Abend Tollatschen, und so gerne wir sie dann und wann essen, wir hatten sie recht über. Und ich erkundigte mich bei Mama so leise, was es wohl am Weihnachtsabend geben würde...“

„Aber doch Tollatschen, Kind. Es sind doch noch so viele da und sie sind doch sooo blutbildend“, öffnete Onkel mit hoher, piepsender Stimme nach.

„Und da schworen es sich Onkel und ich, daß wir nicht nur Tollatschen zum Weihnachtsabend haben würden. Und wie Mama zu Besorgungen in der Stadt war, sie erledigte ihre Besorgungen immer erst im letzten Augenblick — machte ich uns eine hübsche Gans fertig, und die wollten wir allein für uns essen. Und am Abend rührten wir wirklich die Tollatschen kaum an, und wie dann alles vorbei war und es war still im Haus und Jeder in seinem Zimmer, machte ich ihm eine Keule und mir ein Stütz Brust warm, und mit unserm Gänsebraten sätegen wir ins Bett und wollten uns recht gutlich tun. Da klopft es...“

„Zwölf Uhr dreißig, Anne“, rief der Onkel mit Grabestimme, „und kaum haben wir die Teller unter dem Bett, ist die Mama auch schon im Zimmer und sagt: Ich bring euch was zu essen, Kinder. Ihr müßt ja halb verhungert sein. Ich habe wohl gesehen, ihr habt vor Vorräde nichts gegessen von den Tollatschen, und da habe ich sie auch noch einmal warm gemacht — mit leerem Magen läßt es sich nicht schlafen!“ — Und schon hatten wir die Teller in der Hand, und das verfluchte Zeug...“

„Ja, du hättest Onkel Hansens Gesicht sehen müssen, Miml! Und Mama richtete es sich auch ganz gemütlich ein und fing an, das Fest und alle Geschenke und alle Briefe durchzusprechen, und



dezwischen ermunterte sie uns immer wieder, doch auch ordentlich zu essen... Da plötzlich fühlte sie es förmlich, wie es bei Onkel riß. Plötzlich war es bei ihm alle, und eins, zwei, drei, als Mama gerade nicht hinguckte, hatte er die Teller vertauscht, meinen wie seinen, und nun aßen wir Gänsebraten, statt in Tollatschen zu stochern..."

„Jawohl, nach dem ersten Schreck aß deine Tante wacker mit, und so muß eine Frau auch sein, Mimi, mit dem Mann durch dick und dünn. Es war großartig. Und dann das Gesicht von Mama — sie glaubte einfach ihren Augen nicht...“ Der Onkel freute sich noch, wie vor dreißig Jahren.

„Eigentlich tut mir die alte Frau noch heute leid“, sagte die Tante ganz nachdenklich. „Sie hat — ganz anders wie du, Mimi — gleich begriffen. Wir waren für sie immer wohl Kinder, und dies war eine richtige, sehr böse Kinderungezogenheit, für die wir doch wohl selbst ihr zu alt waren. Am nächsten Morgen war sie natürlich fort. Aber gottlob habe ich es noch erlebt, daß sie uns verziehen hat, sogar gelacht hat sie darüber, und das ist nur gut, sonst möchte ich diese Erinnerungsfeiern gar nicht, Hans!“

„Und so habt ihr denn —?“ fragte ich atemlos.

„Jawohl“, sagte die Tante. „Das läßt sich dein

Onkel nicht nehmen. Jede Weihnachtsnacht seitdem haben wir das Wunder des Tollatsch gefeiert, er nennt es seine Befreiungsfeier.“

„Und wer da alles schon an deiner Stelle gegessen hat, Mimi!“ schweigte der Onkel. „Menne haben richtig gekreicht und an Gespenster geglaubt.“

„Männer sind eben Kinder“, sagte Tante Anna. „Sie können das Spielen nicht lassen.“

Ich nickte ernst. Ich dachte an Kurichen, der mir auch Kummer mechte — aber schließlich habe ich ihn doch geheiratet, trotz aller Erfahrungen von Tante Anna mit Mamas, Tollatschen und Onkels.

Philosophisches Vorspiel

(P. Scheu) (ch)



„Als Philosoph sage ich dir, daß ein gedachter Kuß einer wirklichen Berührung gleichzusetzen ist!“

„Ach weißt du, Karlgeorg, wir wollen uns doch lieber an die exakte Naturwissenschaft halten!“

J U N G E S B L U T

Von Hans Riebau

In Ostfriesland werden die Menschen im Durchschnitt älter als sonstwo im deutschen Vaterland. Ob es am Tee liegt, der in unvorstellbarer Schwärze zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit steht oder am ebenso unvorstellbar hohen Fettgehalt des Essens — man weiß es nicht. Sicher aber ist, daß die Zahl der Hunderthährigen in Ostfriesland unverhältnismäßig groß ist und ebenso fest steht, daß diese Hunderthährigen im allgemeinen alles andere als kindische Geseis sind. Immerhin aber, die Ziffer Hundert hat auch in Ostfriesland ihr Gewicht. Sie ist nicht nur der Anlaß, einen Geburtstag mit besonderer Festlichkeit zu begehen, sondern auch ein Schlüsselstein, der, wenn nicht das leibliche Leben, so doch das berufliche endgültig abzuschließen pflegt. Diese bittere Pille blieb vor langen Jahren auch Herrn von V., seit unvorstellbaren Zeiten Vorsitzender des Stutenversicherungsvereins in Gr., nicht erspart. Mit viel Musik, Tee und Arrakbowlie war sein „Hunderthähriger“ gefeiert worden. Aber schon am übernächsten Tag steckten die Bauern von Gr. und Umgegend die Köpfe zusammen, und alsbald wurde beschlossen, im Hinblick auf die Führung des Stutenversicherungsvereins eine Verjüngungsaktion vorzunehmen. Herr von V. sträubte sich nicht schlecht. Er fühle sich jung und frisch wie nie, erklärte er, und was ihm etwa an Ge-

lenkigkeit fehle, das sei doppelt und dreifach durch die Jahrzehntelange Erfahrung ersetzt, die er...

Aber Hermann Sandstede, der Kassierer des Vereins, klopfte ihm auf die Schulter. „Laß man, Jacobus“, sagte er, „hundert Jahr — das ist immerhin bannig alt, und darum, weißt du, brauchen wir junges Blut, da hilft nun 'mal' alles nix.“

So kam es, wie es kommen mußte. Herr von V. wurde in allen Ehren und mit vielem Dankeschön abgesetzt, und für ihn trat Peter St. in feierlicher Sitzung und in Gegenwart des Landrats das Amt des Vorsitzenden des Stutenversicherungsvereins an. Nach der Sitzung saß man noch ein wenig beim Tee zusammen. Man sprach über den Lauf der Welt und über die Notwendigkeit, das Alte immer wieder beiseite zu werfen, um dem Jungen Platz zu machen, da endlich konnte der Landrat, der neben dem finster blickenden Herrn von V. saß, es nicht mehr aushalten. „Wie ist es eigentlich“, fragte er Hermann Sandstede — und nunmehr ist es wohl an der Zeit, einzuschalten, daß es sich hier nicht um ein erfundenes Anekdotchen, sondern um eine durch und durch wahre Geschichte handelt — „wie alt ist er denn nun, Ihr neuer Vorsitzender?“

Sandstede, der Kassierer, dachte ein wenig nach. Dann sagte er: „Siebenundneunzig“.

Der Landrat machte ein verblüfftes Gesicht. Hermann Sandstede aber fuhr, während er den — noch nicht einmal sechzigjährigen — Landrat ansah, fort: „Tsch, gar zu tschung, das is ja nu wieder euch nich, meinen Sie auch, Herr Landrat?“

Fundstücke

Aus Briefen an eine Versicherungsanstalt:

„Ich bin schwer krank gewesen und zweimal fest gestorben, wenn mich nicht der Doktor wieder jedesmal herübergezogen hätte. Da können Sie mir doch wahrlich wenigstens, das halbe Sterbegeld ausbezahlen!“

*

... Warum wollen Sie gegen meinen Stier und mich gerichtlich vorgehen? Wann Sie die Hörner am rechten Platz hätten wie mein Stier, hätten Sie auch gegen Ihren Angreifer hinstoßen, wo Sie ihn trafen!...

Rokoko

Die Marquise du Chatelet war so unglücklich über gewisse leibliche Bedürfnisse und wollte den niedrigen Dingen so entrückt sein, daß jedesmal, wenn sie in die Toilette ging, sechs Musikanten eine schöne Musik anstimmen mußten, um ihren Geist von einer so wenig edlen Angelegenheit abzuziehen. Damit sie aber nicht gegen den Musikgenuß abgestumpft würde, hörte sie Musik ganz allein bei solchem Anlaß. Diese Anekdote erzählte der Fürst v. Ligne, der sie von Voltaire haben wollte.

Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUN! SOUVILLE!

Von Hermann Thilmann
„So war eine Schlacht vor Verdun“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Ausschnitt aus der furchtbarsten Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 145 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERSHEIM

Von Oberst Bodenschatz
Die 16 Kampfmonate des Richtofengeschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

...UND BITTEN WIR SIE...

Von Oskar Jancke
Was für arme Sprechsünder sind wir doch alle — ganz gleich ob gelehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder dahelheim! Hier ist zum erstenmal einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält. Ein nützliches und wahrlich notwendiges Buch! 148 Seiten. Kart. 2.50, Leinen 3.20.

BEGEGNUNG MIT TIERNEN

Von Bastian Schmid
Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuche — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN

Von Ely Petersen
Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPF UND SIEG IN SCHNEE UND EIS

Von Harster und Le Fort
Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschlossene in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 112 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KÄMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller
Der Olympiastarter gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit einem Vorwort des Reichsportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch, das dir die Welt, die formten dein



„Bücher, dich führen. So geht es dir — sie gibt dir und allen. Das Leben verlangt das Buch.“



Darum laß es dir schenken und schenke es: deinem Lieben, deinem Kind, deinem Kameraden!



In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München



„Weißt du, mein liebes Kind, ich gebe nicht viel aus für eine Frau, aber ich bleibe ihr dafür auch treu...“

Den „alten Nicklas“ nannte ihn jedermann, den vollkommsten Rektor der Kemptner Realschule. Freund und Feind. Das heißt: Feinde hatte er eigentlich nur in seinen kräftigen Mannesjahren, solange er ein allfälliger Streiter im politischen Kampfe war und seine Stimme im ganzen Allgäu Gewicht hatte. Aber später, als die Verwaltung seiner Schule und seine Lehrtätigkeit ihn allein noch beschäftigten, gab es wohl niemand mehr, der ihm feind gewesen wäre. Er war ein Original in seiner Art, wert, daß man seiner gedonk bleibt.

zu konnte es nicht über sich gewinnen, zu seinen Schülern von einer gewissen Alterstufe an, Sie“ zu sagen, aber auch dann noch nicht, wenn sie längst der Schule entwachsen waren und bereits in einem Berufe standen. Eines Vormittags saß der Herr Rektor, damals schon im Ruhestand, im Stammlokal im Kreise seiner Freunde beim gewohnten Sonntagsfrühstücken. Da trat ein junger Mann, eine stattliche Erscheinung in seinem Einheitsrock, aus der Heran, um ihn zu begrüßen. „Sie sind Sie“, begrüßte ihn der Rektor, „ich sehe denn doch“, staunte da Nickles in seinem gemächlichen Schwaabisch, „ja, deses icht ja der Vollmann! Groß bischt wurde. Und Soldat bischt auf scho. Jetzt muss I scho bald, Sie‘ sage zu Dir!“ Mit dem Direktor der Höheren Töchterschule stand Nickles ständig auf dem Kriessfuß. Bloß „wege de Mäde“. Denn der Direktor wachte wie ein eifersüchtiger Argus über seine Schutzbefohlenen und wehe, wenn eine von ihnen mit einem Realschüler im Gespräch oder gar in Begleitung eines Mitschülers ertappt wurde. „Nun, Sie wänderte allfällige, gärrichte, gärrichte Schöbelen“, so der Rektor der Realschule. Nickles nahm in seiner menschlich-verständlichen Weise derartige Dinge nicht tragisch. Das Äußerste, was er



Veriformat

Aus dem Inhalt des Werks:

Verwendeten:

Herum: Gen. 2. / Neutralismus / Anästhet-
Gehirnleiden / Gehirnchlag / Erhöhnungen
/ Schlaflosigkeit / Nigeldne / Kopfchmerz
gen / Neutralien / Gürtelrose / Zehelos
/ Gullenke / Rückenmarkschmerzen

Geschehen:

Nervöse Herzleiden / Zitternverfallung /
Herzfehler / Ein vorzeitliches Herzmittel /
/ Inanzen des Herzens / Herzschmerz /
Herzdrömpel und Herzasthma / Lufthänder
bei Herzleiden / Bluthrud und Wasserhude

Frauentranferten:

Repenntiden - ,trauenkrankheiten und
Wasserfur - Ein wichtiges Kapitel aus dem
Leben d. Frau - Die hoffende Frau - Wasser-
fur u. Geburtshilfe - Wochenbett - Folgen
der Fleischfahre - Ein Wort an die Mütter

Среднефранцузская

Kropf-leiden un. Bajedomsche Krankheit /
 Au renleiden / Kiste u. Aug. / Gedrleiden /
 Schmutzen / Rachenkrankheiten / Mandel-
 erkrankungen / Kehlkopfkatarrh. / Nisthus-
 Punsenemahnism / Peberleiden / Mollen

Leine / Verdauungsschwäche / Magen-
leiden / Magenbeschwerden / Darmleiden
/ Hämorrhoiden / Hämorrhoiden
/ Nierenleiden / Blasenleiden / Blasen-
entzündungen / Das Blut und seine Er-
krankungen / Blutkrankheiten / Bluterkrank-
heiten / Hautkrankheiten / Psoriasis /

Kerngesunde
brauchen dies nicht zu lesen!

Nur wer kann schwören, „angenehm“ zu sein? Im Selbst „Rengelnung“ haben den Wunsch, es bis ins hohe Alter hinein zu bleiben! Es gibt einen guten Grund, dem gleichen, der auch für Kranke eine unauflösbare Hilfe ist: Die Erbsinnenrichtung über die naturgemäße Lebensweise und das naturgemäße Verhalten, das die Gesundheit fördert. Die Erbsinnenrichtung ist eine moderne Darstellung, ein modernes Lebensbuch, schreibt Ernst Löffelholz Dr. Albert Schöle mit seinem Werk „Die Reinsprüche – Die Kunst der Erbsinn“. Erlebte ihnen darin wertvolle Anleitung zu Gesundheit und Hilfe bei allen Beschwerden, bei Nervenerkrankungen, bei Frauenkrankheiten, Infektionskrankheiten, Organerkrankungen, Stoffwechselerkrankungen und bei billiger Preis macht das Buch für jedermann erschwinglich. Es gehört in jede Familie als ständiges Lesebuch und als Ratgeber in glänzenden und frischen Zuständen.

Für einige aus vielen hunderten glänzenden Urteilen: „Dem Buch entströmt eine hinreißende Macht der Überzeugung, ein eigenartiger Zauber, der jeden Leser in seinen Bann nimmt, fesselt und begeistert. Das Wasser gibt viele Geheimnisse preis, enthüllt viele Wunderstoffe, die ungeachtet Deutwerte entstehen läßt. Wenn je, so ist diesem einzigartigen Buch reichste Verbreitung in allen Schichten des Volkes zu wünschen.“
 Dr. Hermann B. Bremen (Vollstraße 34) 29 April 1935. Maria Vassort.

„Wir sind glücklich, Ihr wertvolles Buch „Die Kneipflur“, in unserem kleinen Bücherstube zu wissen, haben wir doch in gar manchen Fällen das tiefergründige Werk zu Rate gezogen und noch immer hat es uns eine klare Auskunft gegeben! Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für das viele Gute, das Sie uns damit erteilen haben.“
Hoggalswil (Schweiz), den 10. Juli 1933. Familie Wul.

„Als besonders wertvoll erscheint der Grundgedanke der Kneippkur, nie ein krankes Organ allein, sondern stets den ganzen Menschen zu behandeln. Gerade bei Ältern können viel aus dem Buch lernen und ihre Ehegatten verpflichtet, daß er das Versähen in so überzeugender und ermutigender Darstellung uns nahegebracht hat.“

Attilie Rundschau. München Dr. med. August Heister.

750 Seiten stark, im Keitlonformat, mit 32 Tafelbildern kostet das Werk gebunden RM 5,00. in reinen
RM 7,50. Neuauflage: 35 Tausend! Lassen Sie sich doch das Buch einmal ganz unverbindlich von Ihrem
Buchhändler vorlegen oder illustrierten Prospekt anfordern. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München.

dringend geachteten Füllten tat, war das, daß er sich die inkriminierten Jungen kommen ließ und ihnen den Rat gab: „Lasset doch die Rotzfüße laufen! Die send ja viel dümmer als ihr!“ Aber eines Tages kam wieder so ein „Schrieb“, der besonders scheidig, mit Nennung der Namen der Beteiligten, die sich in der Nacht tatsächlich vor Beginn des Nachmittagsunterrichts trafen; energisches Einschreiben usw. ... Andertags kurz vor zwei Uhr erschien Nicklas im Lehrerzimmer und erzählte seinen Herren: „Jetzt bin I dem Seubasse emal auf d' Spur gonne. Richtig sind die zwei auf era Bank im Stodpark g'sesse. Die einen hat er mit d' Hand gekorrt, d' andern G'schmeck, der Siech, d'Schneit, der netts Mädle. Die wär' mir zu lieber als a Schandam!“ R. K.

Wahre Geschichte

Die Grünkriech-Pauline, wie sie in ihrer Heimatdorf kurz genannt wurde, trug täglich mit der Lokalbahn zum Einkauf in die Markthalle der nahen Großstadt. Gewitzigt durch den offenen Sitzplatzmangel im Abteil „Für Reisende mit Traglasten“ trug sie immer als Anhängsel an ihrer Kiepe einen kleinen Feldstuhl bei sich. Wieder einmal fuhr sie zum Einkauf zurück, und der Wagen war überfüllt. Pauline fand aber immer noch ein Plätzchen zum Aufstellen ihres Feldstuhles.

Ein dadurch scheinbar neidisch gewordener Herr schimpfte über die in dem „Affentasten“ mangelnde Sitzplatzgehehni.

Pauline, die durch den täglichen Verkehr in der Großstadt sich eine nach ihrer Meinung gebildete Ausdruckswelt angeeignet hatte und gern demotus prunkte, wies den schimpfenden Herrn zurecht: „Ja mül, Herr, wer um die Tageszeit im Abteil „Für Reisende mit Traglasten“ fahrn mü, muß sowohl über übel selb eigenes Ges88 mitbringen!“

Auf dem „Hamburger Dom“

Von Hans Leip

Meine erste Liebe war
eine Dame auf dem „Dom“,
und sie kam wie jedes Jahr
als das „schwebende Phantom“

Über ihrer Bude schwang
sie auf mächtigem Plakat
engelgleich im Schwebegang,
ohne Spur von Apparat.

*Still gab ich den Groschen hin,
stand gespannt im grauen Zelt,
und sie ward als Königin
ihres Faches vorgestellt.*

Lila Seide ihr Gewand,
ach, wie war sie zart und klein!
Und ein Mann mit bleicher Hand
schlüpferte sie redend ein.

Nieder sank sie, steif und stumm.
Wie ein Holz ward sie gelegt
auf ein Sammelpodium
und blieb vorerst unbewegt.

Nur die Hand des Mannes strich
bleich. Noch glaubte man es kaum.
Da, ganz langsam hob sie sich
seiner Hand nach in den Raum.

Und erhielt wohl augenhoch,
und ein Reifen, den er frei
über ihren Körper zog,
war Beweis, wie echt es sei.

Von der bleichen Hand gelenkt,
ward sie langsam, wie ins Grab,
auf den Samt zurückgesenkt,
ward erweckt und sprang herab.

O wie war der Beifall groß!
Und sie knixte ohne Zahl,
und ich konnte nicht mehr los,
und ich blieb zum andern Mal.

Ob sie wohl ein Engel war?
Ich war gleich in sie verhebt.
Mancher glaubt mit sieben Jahr,
daß es wirklich Engel gibt.

*Ja, sie sah mich lächelnd an,
als sie an zu sammeln fing.
All mein Domgeld gab ich dann.
Bleib! so sprach sie. Doch ich ging.*

Wartete, wo hinterm Zelt,
ich den bunten Wagen fand.
Rings die Nacht war grell erhellt,
während ich im Dunkeln stand.

Spät kam sie und müd heraus.
Staunend faßte mich ihr Blick;
doch dann lachte sie mich aus
und verriet mir ihren Trick.

Erde ist der Augen Preis,
irdisch bleibt, was uns erscheint,
und kein Reisen ist Beweis
dessen, was das Herze meint.

..und bitten
wir Sie..

Ernsthafte und heitere Glossen
zur deutschen Sprache
von Oskar Vancke

Was für arme Sprachsinder sind wir doch alle – ganz gleich ob g-lehrt oder ungelehrt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder daheim! Hier ist einer, der uns mit Geist, Witz und Ironie den Sündenspiegel vorhält auf eine neue und wirksame Art! Ein nützendes und wahrlich notwendiges Buch, das bei aller Belehrung lustig und unterhaltsam zu lesen ist, das heiter stimmt und be-sinnlich! – Das Deutsche Sprachbüch-chen, ein geistiges, witziges, sprachliches Gewissen unserer Zeit wahrzurütteln und unser Volk zur Klarheit, Schönheit des Ausdrucks zu erziehen.“ (Kart. 2.50, Leinen 3.20. In allen Buchhandlungen.)

Verlag Knorr & Hirth, München

Welt-Detektiv™

Auskünfte, Detektiv Proben, Berlin W 4
Teuentalstr. 5, Tel. Bavarin 52 555
52 56, des zuverlässigen Institut für
ermittlungen — Beobachtungen —
Auskünfte auch über Privat-
verhältnisse bergl. **Herkunft**
Vorleben, Vermögen, Gesundheit
Lebensführung usw. überall
81 (Stbte) 614 23 22, größte private Ermittlungsgesellschaft
Tausende Anerkennungen!

Umsonst erhält Sie Personal- u. hygien. Art. u. Präpar. Ausgab. ges. Art. u. erw. Sanz.-Verband, Berlin. Stützpl. 2. Preis 1.00.

Unsere verehrten Leser

biten wir höflichst, bei Anfragen
oder Bestellungen sich auf "den
„Simplicissimus" zu beziehen.

Jugend und Kraft

kehren zurück durch Satyrlin-Tabletten
Alterserscheinungen, nervöse Erschöp-
fung, sex. Neurosthenie werden be-
seitigt. Zu haben in den Apotheken.
Ausk. kostenfrei durch Akt.-Ges. Hormon
DUSSELDORF — GRAFENBERG 110

Likörfabrik
 Weinbrennerei
 Purdebe & Töge
HEMMETER
 Baden • Qualität zu günstigen Preisen
 für
 berühmten
DIEFFENBACH
 Wein

Abends als letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!

Empfehlenswerte Gaststätten in Berlin:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Holzstraße 81
Die original süddeutsche
Feinstküche

Kottler zur Linde
Merburger Straße 2
an der Fouventzenstraße
Das Berliner
Kunstbrot

HAARKORSETZ

Potential-Tabletten für Männer

**Was in Ihrer Wohnung
fehlt, finden Sie**
In allen Preislagen

im Rosipalhaus
 beim Marienpl., Rosenstr. 3, Rindermarkt 17
 Klubsessel, Couch
 Servier- und Nähwagen
 Rauch- und Lampentische
 Bucher- und Schreibschänke
 Hausbars und Teppiche
 Flurgarderoben
 Küchenmöbel
 Komplette Einrichtungen
 Möbel- u. Teppichvertrieb G.m.b.H. Z.Rosipalhaus

Himmlische und irdische Liebe

Ein Weihnachtsmärchen

(Karl Arnold)



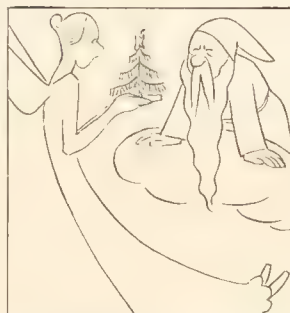
Es war an einem Weihnachtsabend, als Georg schon zwei Stunden vergebens auf Anna, seine Liebste, wartete. Aber sie kam doch noch. Schon von ferne rief sie ihrem Schorschli zu: „Ja, Lumperli! Wartst schon lang?“

„A wo“, rief Georg und sprang ihr freudig entgegen, „jetzt bist ja da Annerli!“ Glücklichere vereint gingen beide in den „Englischen Garten“ zu ihrer Lieblingsbank.



Innig umschlungen feierten sie, fern von Onkeln und Tanten, ihren Weihnachtsabend. Um diese Zeit wollte St. Nikolaus vor Geschäftsschluß nochmal Nachschau halten und sehen, ob seine Gehilfen auch niemand auf Erden vergessen habe. „Ja, was is denn das?“ sagte er; denn er war in Bayern

geboren, „da drunt“ sitzen ja no zwos arme Hascherin, bei dera Kell'n, ganz einsam und verlassen! Glei holst no a Bamerl vom Lager, Gabriele, und machst schnell an Sturzflug nach Munchen, 'Englischer Garten', Bank Nr. sechsazwanz'g.“ Lange stand Gabriele mit dem Baumchen vor der Bank



Nummer sechsazwanz'g, und als sie gar nicht beobachtet wurde, sang sie leise und dann lauter das Lied vom Tannenbaum und seinen grünen Blättern. Wie aber erschrak die gute Gabriele, als sie Georg anschrli: „Licht aus! San S' do net aso Indiskret!“ Betrübti flog Gabriele in stillen Kurven zurück

zu ihrem Chef und meldete das sonderbare Benehmen der beiden im „Englischen Garten“. „I vasteh d' Menschheit nimma“, seufzte der gute alte Nikolaus, trank noch einen Mondscheintee, stellte seine Weckuhr auf Weihnachten 1937 und legte sich in sein weiches Wolkenbett.

Queen Viktoria sieht herab

(Edward Thöny)



„Majestät, in London brennt der Kristall-Palast!“ — „Wie schade, er war ein Sinnbild meiner Zeit, aber was tut's, wenn nur mein England von politischen Brandherden verschont bleibt!“

Waiblingers letzter Weihnachtstag / Von Georg Schwarz

Am Weihnachtstag des Jahres 1829 lag der deutsche Poet Wilhelm Waiblinger auf den Tod krank in Rom. Er war von seiner Dichtertätigkeit an das Grab des großen Stauffers in Palermo zurückgekehrt und hatte sich im winterlich kalten Rom die Krankheit der Lunge zugezogen, die ihn schwach machte wie einen Greisen und ihn hinwarf wie der Wind eine Farnenstange, daß sie flatternd zerbrach.

Cornelia, seine „liebe schwarze Krähe“ — das Römermädchen, die ihm Kinder geboren hatte und ohne den Segen der Kirche mit ihm zusammenwohnte in dem kleinen römischen Mietshaus am Tiber — saß an seinem Bett und weinte. Nun war auch sie zerbrochen, die immer Kraft gehabt, der er so vieles zugemutet hatte während der zwei Jahre, seit er mit ihr wohnte; denn seine Liebe war heiß und fordernd, eifersüchtig und treulos wie die so manches Römers.

Und er, der Sterbende, versuchte sie zu trösten und schrieb ihr, weil ihm das Sprechen schwer fiel, süße, kleine Uebeserworte auf ein Zettelchen. Ein Band Shakespears war seine Unterlage. Sie nahm die Blättchen, las ihm laut vor, was er ihr geschrieben hatte, und die Tränen stützten ihr dabei so überquellend heftig hervor, daß er sie bitten mußte, doch lieber für ihn zu beten oder, wenn sie es nicht mehr könne, sich in die Unabänderliche zu schicken als eine tapfere Frau und Romaine. Aber das Wort zog nicht mehr. Es war ein Glück, daß gerade der Hofrat Dr. Förster eintrat. Über Waiblingers Gesicht floß ein flüchtiges Rot der Freude. Der Arzt, der ihm in der kurzen Zeit seines Krankseins ein treuer und echter Freund geworden war, setzte sich ohne viel zu reden an sein Bett, prüfte Puls und Atem, Waiblinger sah wohl, daß sich sein Gesicht bei der kurzen Untersuchung ein wenig veränderte, und

begann belläufig vom römischen Wetter zu reden, machte dann einen kühnen Sprung von der Tiberstadt nach jener Stadt im deutschen Norden an der Spree, wo Waiblingers Dichtername sehr zum Ärger seiner schwäbischen Freunde durch die Tüchtigkeit eines jüdischen Verlegers immer mehr an Klang gewann, bestellte Grüße von Berliner Verehrern und Freunden und erfreute damit den Sterbenden mehr als er ohnen konnte.

Denn ein Sterbender war der Dichter. Der Arzt wußte es, und Waiblinger fühlte es. Sie wollten beide vermeiden, davon zu reden und doch war das Sterben plötzlich Gegenstand ihres Gesprächs geworden. Der Arzt nahm es von der körperlichen Seite, sprach von Ohnmacht und Erlöschen, aber der Dichter wollte nichts wissen von Agonie und Nacht, für ihn war der Tod ein Erlebnis, das einer nur einmal haben kann, der Blick in den großen Tag nach der Nacht des Seins, die nur von kümmerlichen Blitzen fragwürdiger Erkenntnis durchleuchtet war.

Ein seltsamer und beängstigender Friede lag auf Waiblingers Gesicht, als er so sprach. Dem Arzt, den er so oft im Scherz einen verschämten Museussohn genannt hatte, weil der Doktor heimlich das Versammeln rauchte, fielen dabei jene schlichten und choralartigen Zeilen aus einem älteren Gedichte Waiblingers ein, die begannen: „Die Ruh' ist wohl das Beste“, und die fast gar nichts vom Pöbeln verriet, um so mehr aber einer wirklichen Annelie von frühem Sterben entspringen sein mußten.

Cornelia wurde hinausgerufen. Die Freunde glaubten sich allein, waren aber beide gleichermaßen stark überrascht, als die Tür kurz danach wieder aufging und ein Mann im schwarzen Talar, ein Priester, mit würdig langsamem Schritt eintrat. Der Arzt zog sich zurück in ein anderes Zimmer

und hörte von dort seinen Freund mit matter Stimme, aber kühllich sagen: „Nein, Herr, ich habe nichts gegen Gott!“ worauf eine lange Reihe von Gebeten folgte, die der Kranke nachsprechen sollte, die ihn aber gänzlich schwächten, weshalb er den Priester, der ihm auch mit harten Buß- und Strafworten zusetzte, wieder bat, zu gehen. Cornelia hatte sich der Mann zurückgezogen und der Doktor zur Freude des Kranken wieder das Zimmer betreten, als sich ein großer Lärm auf dem Vorsaal erhob. Männerstimmen schrien und zankten durcheinander, Cornelia schrie, weil der Lärm mischte sich kelfend in den Streit. Der Lärm kam näher, Cornelia zuckte die Leute an und drohte ihnen mit schwerer Vergeltung, wenn sie nicht augenblicklich gingen, worauf sie abgezogen oder, wie es eher schien, sich etwas entfernten. Weindank kam die Italienerin herein gestürzt und erzählte:

Nach dem Abschied des Geistlichen seien Dominikaner, die von dem todkranken deutschen Dichter vernommen hätten, von Santa Maria maggio kommend, mit Kreuzen und brennenden Kerzen ins Haus eingedrungen in der Absicht, den katholischen Deutschen vor seinem Tode zur Mutter Kirche zurückzuwenden, ihm dafür ein seliges Ende versprechend. Kaum seien diese beruhigt und abgewiesen worden, als zwei Kapuziner von einer anderen Kirche kommend herein gestürzt seien und, großen Lärm schlagend, näheren Anspruch auf die Seele des Dichters erhoben hätten, dies mit persönlicher Bekanntheit mit Herrn Waiblinger begründend.

Die beiderlei Mönche hätten sich nun gestritten. Den größten Lärm aber habe sie selbst, sie schalt sich verzweifelt eine Törin, verursacht, indem sie den streulenden und vordringenden Parteien den Weg versperre, und als diese nicht hätten weichen wollen, ihnen mit einem Topf kochenden Wassers gedroht hätte, worauf sie, die geschorenen Köpfe in die Kutten einziehend, gegangen wären.

Waiblinger lag weiß in den Kissen und schaute den Arzt verwundert an, er mußte lächeln, auch der Arzt lächelte stief und gezwungen.

„Wie im Shakespears, Doktor!“ sagte der Dichter mit heller, frischerer Stimme, „wie im Shakespears, wo der Weihnachtsmann die Gräber tanzt! Und ich liege da und sehe sie tanzen, Ich bin's, um den sich der Regen dreht! Ich sollte lachen können!“ Er begann auch wirklich zu lachen, laut und schreiehaft, daß Cornelia erschrak. Der Doktor mußte ihn stützen.

Darüber erhob sich ein neuer, größerer Lärm, der von draußen herein drang. „Bleibt Ihr diesmal hier, Signora!“ bat der Arzt die Frau erregt und ging selbst hinaus. Auf der Treppe stand ein Landmann, begleitet von einem hübschen Mädchen, die seine Tochter sein konnte; er trug ein kleines Gebinde Wein auf dem Rücken und fragte nach dem kranken „signore poeta tedesco“.

Statt einer Antwort klopfen ihm die noch immer anwesenden Kapuziner und Dominikaner an das Fächchen, um sich von seiner Füllung zu überzeugen, und verlangten von ihm, daß er sein Geschenk im Kloster abgeben müsse; denn einem katholischen Poeten gebühre kein Wein. Dem sei es besser, wenn er von zehn Teufeln zerissen werde!

Der gute Alte war nahe daran umzukehren, als ihn der Arzt von seinen geistlichen Bedängnissen befreite und die Treppe heraufzog.

Waiblinger konnte keine größere Freude gemacht werden, als daß das man den Mann mit seiner Tochter zu ihm hineinließ.

Er nannte den Alten seinen Freund, umarmte ihn, auf dem Bett liegend, überschwanglich wie ein echter Südländer, und dankte dem Winter aus Oliven, in dessen Haus er einmal sorglose Tage verlebte hatte, für seine Weihnachtsgabe. Auch das Töchterchen wagte sich heran und wünschte dem kranken Signore, daß ihm die Mutter Gottes sein Weh von der Brust nehme, und Waiblinger weinte gerührt.

Die Landleute ließen sich nicht ungern nötigen

Ihr erster Start

(Eduard Thöny)



„Ich bin so furchtbar aufgeregt!“ — „Immer mit der Ruhe, Luise, fünf Sekunden hast du noch, und wenn du dich unterwegs nicht puderst, hast du Chancen!“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seybold, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplexismus erscheint wöchentlich einmal. Feststellungen nahmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummern 10 Pf., Abonnement im Vierteljahr RM. 10, im halben Jahr RM. 18, im Jahr RM. 32. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. Lit. Vj. 36 11643. Auflage dieser Nummer 2000. Unverlangt Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anstalt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 10, Fernruf 1236. Postamt München 9720. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emmerich Morawa, Wien 1, Wolfzettel 11.

Eine schöne Bescherung

(R. Krieseh)



„Da ist man nun zwanzig Jahre alt, und Weihnachten ist, und was hat man im Arm — 'nen Hampelmann. Diesmal hab' ich mir ja eigentlich mehr erwartet!“

Pfatz zu nehmen und antworteten ihm auf seine Fragen, wie es in Olevano aussähe und weiche von den Mädchen, die er gekannt, jetzt einen Schatz oder Gatten habe, aufs freundlichste. Als sie aber merkten, wie der Freund nach dem ersten Jubel des Wiedersehens allmählich schwächer und matter zu fragen und antworten begann, glaubten sie, sich erheben zu müssen, gelobten ihm ihre Freundschaft, wünschten ihm alles Wohl und kein Wehe und gingen.

„Das läßt sich schon eher hören, Doktor!“, sagte

Weiblinger, als die beiden von Cornachia hinausgeleitet worden waren, „mit solcher Musik in den Ohren gehe ich leichter hinüber in jenes Land, wo es nur Freude und keinen Zank, wo es wohl einen Glauben, aber keine Parteien gibt! Mir wird so heiß an den Schläfen.“

„Von dem guten Wein darf ich Euch keinen geben“, sagte Dr. Förster und neigte sich über den Kranken, „aber mir fällt ein, ich habe Euch ja von meiner Reise einen Eichenzweig von Tasso's Grab mitgebracht, den will ich Euch um die Schläfe

legen. Er wird Euch Kühlung geben. Auch ein blühender Orangenweig ist mitgewandert.“ Er holte seine Gaben und legte sie dem leise in Schlaf sinkenden Dichter auf Stirn und Schläfen.

„Den Kranz habe ich wohl verdient“, sagte der Dichter schwach, „Eichenblatt und Orangenblüte: ein deutscher Sänger auf Italiens Erde! Wie tut er wohl Lorbeer hat mich nie gekühlt.“

Und die Glocken von St. Peter sangen ihn in Schlaf. Sie lauteten die Christnacht ein, Flocken fielen, es war kalt über Rom

Gut eingeteilt

(K. Hellgenstaedt)



„Im Winter mache ich's so: Einen Abend lang tanzen, den nächsten Abend schwimmen.“
„Nanu, ich dachte, Fred kann nicht schwimmen?“ — „Julius kann, Fred tanzt!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

(K. Heiligenstedt)

In letzter Minute



„Max, hilf 'mal, die Rakete geht nicht los!“ — „Unmöglich — hab' nur zwei Hände!“

HUB- UND MEIER

HABEN ALLES SCHON GEWUSST!

EINE RÜCKVORSCHAU ZUM JAHRESWECHSEL

Verse: Eugen Roth, Zeichnungen: Karl Arnold

An dem Ende eines Jahres
Wo die Zukunft hörbar klirrt,
Fragt man weniger: „Wie war es?“
Als vielmehr: „Wie es wohl wird?“

Und man liest in Leitartikeln
Ahnungsreist und mit Genuß
Wie sich alles nun entwickeln
(Irrtum vorbehalten!) muß.



Daß für unsere Winterspiele
Noch in allerletzter Stund'
Schnee, so viel wir brauchen, fiele,
Wußte jedermann im Grund.

Wie der Römer und der Brite
Schon homerisch sich entzweit,
Dachte mancher, dieses biete
Eine Kriegsgelegenheit.

Daß, wenn auch des Schicksals Linien
Anfangs schienen ziemlich kraus,
Rom siegt über Abessinien,
Sah wohl jeder Mensch voraus.



Gleichfalls, daß mit seinem Golde
Sich der Negus still verdrückt,
Und Paris in Moskaus Solde
Einen Streik vom Zaune pflückt.

Doch erfahren, weltpolitisch,
Wie wir ja fast alle sind,
Wußten wir: oft scheint was kritisch
Und geht doch nicht so geschwind.

Ist auch oft die Lage brenzlich,
Wie's in diesem Falle war,
Sie beruhigt sich wieder gänzlich,
Und zwar noch im selben Jahr.

Klar war's jedem scharfen Denker
(Und wer wär' das bei uns nicht!),
Daß der Ruß' als alter Stänker,
Dunkle Schicksalsknäuel flücht.



Und zum Beispiel die Franzosen
Lockt, ein Bündnis einzugeh'n —
Bei dem (freilich gründelosen)
Haß war das vorauszuseh'n.

Daß Nereide wird gewinnen,
In dem Kampf ums Braune Band,
Hat, wenn wir uns recht besinnen,
Jedermann sofort erkannt.

Und die Zeiten werden milder,
Selbst die häßliche Kritik
Schwindet: man beschreibt die Bilder,
Würdigt das Theaterstück.

Kurz, allein ein Narr es leugnet
(Der auch nur in stiller Brust),
Daß sich irgendwas ereignet,
Was man nicht vorausgewußt.

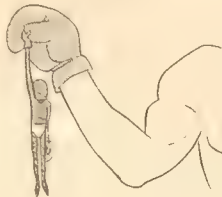
Trüg'rich sind des Sehers Gaben
Stochernd in der Zukunft Dunst.
Alles gleich gewußt zu haben
(Nachher!) ist die bessere Kunst.



Doch, daß soviel goldne Preise,
Deutschland in Berlin bekam,
Jeder Spießer, billigerweise,
Hin als selbstverständlich nahm.

Daß der Rohstoff knapper werde,
Jeder Stammtisch wußt' es schon:
So ein Mordstrumm ist die Erde —
Uns gönnt man kein Stück davon.

Ebenso, daß unser Schläger,
Unser Max, nach Punkten hoch,
Niederboxen würd' den Neger —
Na, wie hieß der Bursche doch?





Und daß wir mit Österreich endlich
Grenzenlos uns neu vereint,
War für jeden selbstverständlich,
Der es gut mit uns gemeint.



Daß wir ohne schwarzen Freitag
Würden kommen durch das Jahr,
Stand so fest wie der Parteitag,
Der auch diesmal glanzvoll war.

Ja, wir wußten, die Komintern
Hat in Spanien längst gewüht.
Leider nicht am eigenen Hintern.
Sie bis jetzt die Strafe fühlt.

Überall wird geheim gebündelt,
Oder offen, wie man's braucht,
Und es wird solange gezündelt,
Bis es einmal richtig raucht.



Denn es soll das arme Spanien,
Noch dazu für's eigene Geld,
Aus dem Feuer die Kastanien
Holen, die es nicht bestellt.

Und man hat so seine Sorgen
Und man wird zum glatten Lurch
Heute geht's noch — aber morgen?
Schlänge!st du dich da noch durch?

Drüben, überm großen Wasser,
Bleib Herr Roosevelt Präsident,
Der sich als Europahasser
(Ach, wir ahnten's!) nun bekennt.

Dieses würd' uns nicht betrüben
Und wir nähmen's nicht so schwer,
Wenn dafür bei uns herüber
Alles ganz in Ordnung wär'.

Deutschland nämlich ausgenommen
(Hier herrscht Tugend und Verstand!)
Ist es ziemlich unvollkommen
In dem guten Abendland.

Was uns alles noch beschieden?
Eins nur wissen wir bestimmt:
Nur der Gute hat den Frieden,
(Bis der Böse ihn ihm nimmt.)

Daß man in dem Völkerbunde
Endlos schwatzt und schreibt in Genf,
Und die Welt geht vor die Hunde,
Das ist auch ein alter Senf.



Als Familie, sozusagen,
Haben wir ja keinen Grund
Irgendwie uns zu beklagen:
Alle blieben kerngesund.

Wie ist doch der brave Michel
Jetzt so stramm beim Militär!
Gegen Hammer oder Sichel
Hat er nun ein Schießgewehr.

Wenn er auch recht mit Behagen
Seine Friedenspfeife raucht,
Will er's doch aus Vorsicht tragen;
Denn man weiß nie, wie man's braucht.

Nicht, was der und jener billigt,
Ist heut unseres Volkes Kraft:
Ohne Landtag, der bewilligt,
Wird heut einfach angeschafft.

Gegen Hunger, Not und Kälten
Rüsten wir den heiligen Krieg
Einig sind wir, wie sonst selten,
Und es wird ein voller Sieg!

Nämlich, daß es schließ- und endlich
Immer wieder zahlen heißt,
Ist uns schon ganz selbstverständlich,
Dies verlangt der Opfereist.

Wo die Sammel-Büchsen knallen
Bleibe du nicht weit vom Schuß,
Alle Deutschen helfen allen,
Keiner geb' nur, weil er muß!



Wenn dich auch die Steuerschraube
Mal ein bißchen fester zwackt:
Es bewährt sich Lieb' und Glaube,
Wo man ihn am Beutel packt.



Ach, wie werfen Hub- und Meier
Stolz sich in die wackere Brust,
Heut bei der Silvesterfeier:
„Alles haben wir gewußt!“

Trotz privaten Mißgeschicken
Hatten wir im ganzen Glück,
Und mit dankbewegten Blicken
Schaun wir auf das Jahr zurück.

Ach, daß wir nicht wissen können
Was die Zukunft schlau verbirgt!
Welch' Geschick wird man uns gönnen,
Welche Fäden sind gewirkt?

Und wir schwören, uns zu bessern,
Wie wir's Jahr um Jahr getan —
Ach, der Alltag wird verwässern
Diesen schönen Jahresplan!



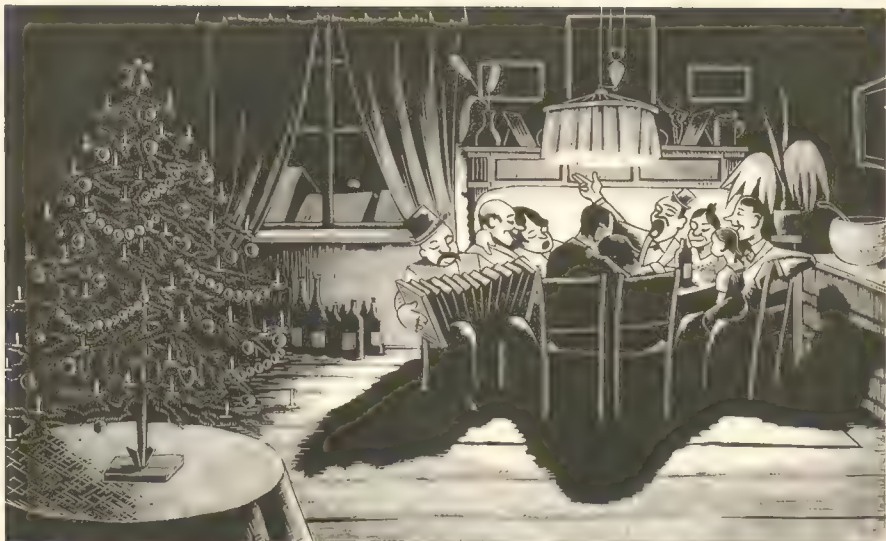
Heute, aus dem Fröhlich-Feuchten,
Gilt die hellste Seherei:
Wo so viele Sterne leuchten
Ist der Glücksstern auch dabei!

Sowjetrussische Dreieinigkeit

(Erich Schilling)



Stalin: „Um falschen Behauptungen entgegenzutreten, zeige ich Ihnen die grundlegenden Unterschiede. Links: Der Leiter der Komintern. Mitte: Das Oberhaupt des Sowjetstaats. Rechts: Der Chef der Kommunistischen Partei. Die Welt kann sich davon überzeugen, daß diese drei nichts miteinander zu tun haben!“



Kein Silvester ohne Felix

Man kann in der Silvesternacht Biel gießen. Das Biel wird teils aufs Tischtuch, teils in eine Schüssel mit Wasser gegossen. Das flüssige Biel, das aufs Tischtuch fließt, macht Brandflecke, von denen die Hausfrau behauptet, sie seien nicht so arg — am nächsten Morgen sind sie doch ärger. Diese Löcher im Tischtuch spielen für die Voraussagen der Zukunft keine Rolle. Ganz anders das Biel, das ins Wasser fällt. Es ist sehr aufschlußreich und formt sich zu Rokokolauben, Segelschiffen und „Moos“, sehr viel Moos, was bekanntlich sehr viel Geld bedeutet. Beim Bleigießen ist immer der Onkel Felix zugegen, der den harmlosesten Gestaltungen eine unpassende Deutung zu geben vermag. Sein Saherauge zieht Kinderwagen und Liebespaare und fliegende Störche und andere Dinge, von denen man nicht so ohne weiteres spricht, wenn man nicht gerade der Onkel Felix ist. Er hat eine durchaus verdorbene Phantasie. Onkel Felix strömt überhaupt über von Silvesterschmerzen. Da hat er Vorrichtungen, mit denen er Teiler und Gläser wackeln läßt. Wenn er einem eine Zigarette anbietet, kann man darauf warten, daß sie nach einigen Zügen mit einem Knall explodiert. Er emuliert sich köstlich, indem er einem Krapsen reicht, die aus Pappa bestehen und mit Papierschnitzel gefüllt sind. Onkel Felix ist urkomisch. Ihn — sagen wir mal — Badezimmer brennt er ein Brillantfeuerwerk ab und er gestattet niemand, nicht zuzusehen, wie die Frösche zwischen Zahnbürsten, Puderschachteln und Toilettepapierien irgendwohin hüpfen. Er sagt, es sei dies ein alter Brauch unserer Vorfahren, um die Dämonen zu vertreiben. Es wird allerdings stark in Zweifel gezogen, daß sich die Dämonen ausgerechnet an diesem Ort aufzuhalten pflegen. An den Silvesterpunsch läßt er keinen heran. Er muß ihn brauen, er hat das einzig wirkliche echte Rezept, und nach seinem Punsch, sagt er, könne man am nächsten Tag umöglich einen Kater bekommen. Dauernd mischt und kostet er in der Küche, und je länger der Abend währt, desto vernünftiger wird er, der Onkel Felix nämlich, und das illegt mehr am Kosten als ein Mischan. Kurze Pausen benötigt er dazu, um Donnerstagsläge

zu lösen, teils wegen obiger Dämonen, teils um überhaupt Freude zu bereiten. Küche und Wohnung leiden recht unter der fröhlichen Stimmung von Onkel Felix und man vermört schmerzlich das Vorhandensein eines Gasschutzkellers, in dem die Festgenossen gelegentlich vor den ätzenden Dämpfen, die teils aus der Küche, teils aus der Pyrotechnik aufsteigen, Schutz finden könnten. Eine Rakete, die Onkel Felix im Treppenhaus abschließt, löst unendlichen Jubel bei ihm aus und zeigt sämtlichen Hausgenossen und vielen Volksgenossen, daß hier fröhliche Menschen harmlos versammelt sind, die den Abbruch des alten Jahres und den Anbruch des neuen geziemend feiern. Zu überhören ist es auf keinen Fall in-

zwischen läßt Onkel Felix kleine Luftballons steigen, wirft in Tante Emmas Punschglas eine porträthähnlich nachgeahmte Riesenzwanze, legt die Hausfrau eine Schuppenbürste ins Bett, setzt die Dantebüste auf dem Bücherschrank einen steifen Hut auf den Kopf und notiert ins Ausgebenbuch der Köchin: elf Hemdhosen RM. 2.63.

So gehen die Stunden bis Mitternacht wie im Fluge vorbei, und die schmerzliche aber verständnisvoll lächelnden Gastgeber sind voll und damit beschaffigt, zerbrechliche Gegenstände aus Onkel Felix' bedrohlicher Nähe zu entfernen und dafür zu sorgen, lebenswichtigen Hausrat ins kommende Jahr hinüber zu retten. Die Politur von Tischen, Stühlen und Kommoden haben sie allerdings verloren gegeben.

Auch Felix selbst ist auf der Oberfläche nicht mehr ganz teuflisch. Blutrote Punschspritzer auf der Hemdbrust und Einschläge der Feuerwerkskörper haben es verursacht, daß er aussieht wie jemand, der im Gesellschaftenzug gerade der Halle entkommen ist.

Felix hat natürlich für genaueste Zeit vorgesorgt. Keiner darf es ihm an Pünktlichkeit gleichen. Er verbietet streng jede Beglückwünschung vor seinem Original-Neujahrseingang. Endlich gibt er Befehl zum Jahresbeginn, läßt das Geschütz donnern, gibt Breitseiten von Feuerwerkskörpern. Der Punschpegel im Zimmer steigt, die letzten Möbel werden unbrauchbar. Felix tauscht mit allen den Friedens- und Versöhnungsküß. Er behauptet, in seiner Heimat sei das seit Jahrtausenden Sitte. Auf Grund der Versöhnungsküße könnte man annehmen, daß er im vergangenen Jahre namentlich mit den jüngeren Damen der Gesellschaft in Unfrieden gelebt habe. Er füllt sein Glas immer wieder, und so kommt es, daß er im Verlaufe der Versöhnungsteilnehmlichkeiten den Bowlenlöfl in die Schüssel taucht und sein Glas bis an den Rand mit Heringslake füllt. Damit trinkt er noch Budschaft mit der Hausmeisterin. Das ist das letzte, was man von ihm sieht.

Am nächsten Tag sagt er, es sei ein schönes Fest gewesen und er würde schon, warum er den Punsch nicht so süß machel. Folitzick

Alte Bäume

Von Felix Niemfahen

Sobald ein Baum ein neues Jahr vollendet, bemerkt dies Gott, der alles sieht, und lenket ihm einen Jahresring zum Angebinde, damit er dicker werd' und härter gegen Winde. —

O Gott! Wenn Gott zu Bäumen schon so ist, wie wird er da zu dir erst sein, o Mensch und Christ?

Er sorgt', daß du dir immer dickere Haut erwarbst in jedem Jahr, in dem du noch nicht starbst. So wirst du immer widerbiger und weiser und immer unbeweglicher und greifer zuletzt bewegt du nur noch schwach das Haupt, wenn irgendwie die Welt aus Neues glaubt; noch letzterer bist du ganz fest im Nadeln. —

Du war' es grade Zeit, dich umzuwenden, daß grade jetzt ist Gott so freundlich gut gerast, daß er mit seiner Zgt noch eine Weile wartet

So sagst du nun als gottgewollt und weise der Welt teurer und heilig ins Gefeir.

Neujahrsmorgen

R. Sieck,



So aufrecht unterm Himmel stehn,
so in sich fest ins Weite sehn,
ganz in sich fest und ohne Weh,
dem Nebel trotzend und dem Schnee . . .

Ihr Berge, herb und kühl und klar,
was ist für euch ein neues Jahr?
Es grünt, es blüht, es dorrt, es schneit,
und ewig rollt das Rad der Zeit.

In eurem wettergrauen Glanz
steht ihr und schweigt und haltet aus . . .
Daß ich das könnte so wie ihr,
bei Gott daheim nur und bei mir!

Dr. Wiegand

Der verwandelte Generaldirektor

Von Wilfried Tothaus



einrich war eben über Dreißig, Filialleiter einer Versicherungsgesellschaft und trotzdem sehr zurückhaltend. Er sah aus wie ein junges Mädchen, das bis gestern noch an den Storch geglaubt hat. Mütter baten ihn, auf ihre Töchter aufzupassen und sie mit rauen Männern nicht allein zu lassen. Die Schönen der Stadt, die in der Garderobe ihre

Gummischuhe hatten stehen lassen, telefonierten bei ihm an und ließen ihn die Sache in Ordnung bringen. Ältere Jungfrauen von herkulischem Format wollten ihn aus Dankbarkeit für seine eigenen Gefälligkeiten auf den Schoß nehmen, wenn in der Straßenbahn alles besetzt war.

Auch Berta Clausen hatte Wohlwollen für ihn. Sie sah wie ein junger Athlet aus. Schritt sie in ihrem sportlichen Mantel, den Herrenhut auf dem energischen Kopf, kräftig aus, sagten die Jungens auf der Straße zu ihr: „Onkel, hast du keine Zigarettenbilder?“ Sie behandelte Heinrich, als ob sie seine Tante sei, war immer versucht, ihm die Zeche zu bezahlen, wenn sie zusammen in ein Lokal gingen und schaute sich nicht, Kleingeld von ihm zu fordern, besuchte sie die älteren Damen, die in den diskreten Gemächern der Restaurants und Theater die Honneurs machen. Obwohl sie durchaus nicht zu jenem Teil des weiblichen Geschlechts gehörte, der meint, Männer seien vollkommen, hatte sie ihre Enttuschungen. Ein „Generaldirektor“ mit dreitausend Mark Monatsseinkommen war wie ein Meteor über den blauen Himmel ihrer Hoffnung gezogen und zerplatzt, ehe er ihr das „Juwel“ zu Weihnachten schenken konnte, mit dem er immer — in seinen Unterhaltungen — zu funkeln pflegte. Dadurch wurde für Berta das Fest der Liebe etwas beschädigt. Glücklicherweise war Heinrich zur Hand, und sie konnte ihre Trauer und ihren Unmut wie in einen Müllimer in seine diskulpierte Seele werfen. Er nahm auf, was für ihn bestimmt war und transportierte es ab.

Die sorgende Mutter Bertas, Witwe eines Mannes, der Minister hätte werden können und aus Liebe zu seiner Familie Regierungsrat geblieben war, lud den sanften Heinrich für Silvester zu Punsch, Kräpfen und Grammophonmusik. Gleich nach der schweren Nachtwache bis zwölf Uhr gedachte sie schlafen zu gehen. Heinrich wurde schon aufpassen, daß Berta keine Dummheiten machte.

Bei dieser Annahme übersah sie, daß die Jahreswende eine ungeheure Bedeutung im Leben eines Romantikers haben kann. Der sanfte Heinrich war einer. Wenn er sich nach Bertas Geständnissen über ihre Beziehungen zu dem geplatzten Generaldirektor ein Bild von dem männlichen Ideal machte, das sie in sich trug, so stand ihm der energiegeladene, geschäftlich eiskalte, privat ökonomische, in jeglicher Beziehung draufgängerische Typ des gut photographierbaren Herrenmenschen vor Augen, der die bekannte Peitsche nicht vergessen hat.

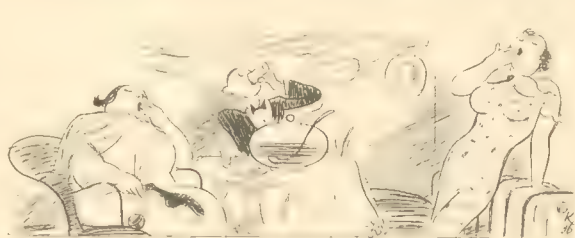
Diese Rolle schien ihm dankbar, aber nicht schwierig. Er traute sich alles zu, was für sie verlangt wurde. Liebt er eigentlich Berta? Ganz sicher war

er sich dessen nicht, weil er wenig Erfahrung in dieser Beziehung besaß. Da er aber ihren Generaldirektor hatte, nahm er an, daß er sie liebe.

Als er dies festgestellt hatte, entschloß er sich, in den ersten Minuten des neuen Jahres sozusagen aus seiner bisherigen Existenz herauszuspringen. Dieser Termin war wichtig. Er konnte gewissermaßen den Mörser seiner Energie laden, um ihn mitten im Silvestergelächte verdonnern zu lassen. Mit solcher Absicht erschien er pünktlich bei Bertas Mama, brachte Blumen und Schokolade mit und fand es gut, daß er zunächst noch sein altes Gesicht zeigen durfte. Niemand erwartete von ihm die Führung der Konversation. Sie lag bei den Damen. Es war also für Heinrich Gelegenheit zu trinken, während die Damen sprachen. Das heiße Rauschgift drückte seine Augen von elf Uhr an beträchtlich nach vorn. Berta hielt für Anlage zu Basedow, was ungehobene Energie anzeigte.

Von halb zwölf Uhr an begann er sich auszumalen,

begeben gedachte, um mit der ganzen Gewalt seines sonoren Organs die Nachbarschaft zu beglückwünschen. Zurückkehrend ins Zimmer, wollte er von der Tür aus des Geknistes zuckender Blitze in seinen Augen spielen lassen und dann auf Berta zutreten, auf sein fester Faust am Genick packen, zu sich herunterziehen und ihr mit der Kraft eines Orkans bei Windstöße zwölf seinen leidenschaftlichen Atem in das erblassende Antlitz brausen lassen. Was darauf käme, konnte er sich nicht recht vorstellen, weil ihm dabei schwindlig wurde. Zehn Minuten vor zwölf trank er ein neues Glas mit gleitigen Zügen. Dann zog er die Uhr. Auf einmal stellte Mama fest: „Kinder, die Glocken läuten schon!“ — Heinrich bestritt es. Aber Mütter sind eigensinnig. „Prosit Neujahr!“, sagte Mutter Clausen und stieß mit ihm und Berta an. Fünf Minuten zu früh! Heinrich konnte noch nicht verwandelt sein. Ein Kuß knallte auf die töchterliche Wange, dann gähnte Mama, daß ihr Goldbestand im Ober-



was um zwölf geschehen würde. Zunächst würde er mit veränderter Stimme, kurz, scharf und ein wenig bellend, „Prosit Neujahr!“ sagen — wie das Generaldirektoren zu tun pflegen — und dabei die Hand Bertas drücken, daß sie ausrufe. Worauf er sich, ohne von diesem Zwischenfall weiter Notiz zu nehmen, auf den schwächlichen Balkon zu

und Unterkiefer sichtbar wurde, worauf sie wie eine graue Wolke hinauswehte. Niemand nahm an, daß sie nicht ins Bett ginge.

Erst jetzt schlug es zwölf. Nun stieß Heinrich sein programmäßiges Bellen aus, drückte Bertas Hand, ohne daß sie schrie, wie er es vorgesehen hatte, riß die Balkontür auf und stand im silvesterlichen Lärm der Straße, durch die gerade eine Straßenbahn fuhr. Das erste „Proosil Neujahr!“ verschwendete einen vulkanischen Stimmenaufwand sinnlos. Vom Nachbarbalkon brüllte eine Familie sechsstimmig mit mehr Erfolg. Als ihr Heinrich sein mißbilligendes Gesicht zuwandte, knallte ihm jemand eine noch gut fundierte Papierschlinge an die Nase, daß sie ihren Richtungswinkel etwas veränderte. Unter solchen Umständen gibt der Klugere nach.

Nun aber kam die Haupt- und Gedennummer im Generaldirektoralen Zirkus: Berta stand an der Zentraltür und gähnte. Gähnen soll gesund sein. Schön ist es nicht. „Entschuldigen Sie!“, sagte sie und hielt die Hand vor den liebreizenden Mund.

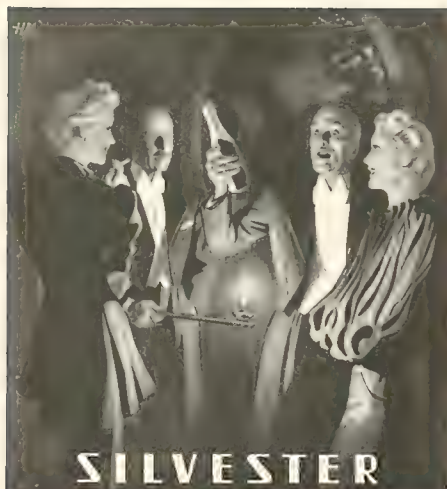
Heinrich entschuldigte nicht. Er schritt auf sie zu, daß die Nippes auf dem Vertiko schwankten, und begann die Illumination seiner Augen.

„Habe ich mir Flecken gemacht?“, fragte Berta bekümmert und sah auf die rundliche Fülle ihres Busens.

„Nein!“, donnerte Heinrich und hob die Hand zum Genickfang.

Die Schöne sah ihn verblüfft an, aber sie wehrte





sieben Schichten unter der Erde...

(Wie das neue Jahr im tiefen Keller Einzug hielt)

„Liebling“, sagte Christian Kupferberg zu seiner Frau, — „wollen wir nicht zu Silvester ein paar nette Leute einladen und uns vom alten Jahr recht höflich verabschieden?“, „Gern“, erwiderte Frau Kupferberg, „dann muß aber auch Herr Nathusius dabei sein, er wird wieder tausend neue Einfälle haben, und alles hört ihm gern zu“. — Frühlich klangen die Stimmen an der Tafel des alten rheinischen Hauses. „Noch eine Stunde bis Mitternacht“, sagte der Gastgeber. „Ich mache den Vorschlag, daß wir einen Gang durch unsere Sektellereien entreiten und das neue Jahr im tiefsten Keller begrüßen. Aber niemand darf Licht einschalten! Jeder bekommt eine Kerze, so wie es damals bei meinem Großvater war, als er im Jahre 1850 die unterirdischen Gewölbe hier baute.“

Die Gäste schritten behutsam die lange Reihe der Stufen hinab. Im flackernden Schein der Kerzen sahen die kunstvoll geschnittenen Riesenlässer noch gewaltiger aus als sonst. Gespenstig leuchteten ihre Inschriften: zehntausend, zwanzigtausend, je hunderttausend Liter „Kupferberg Gold“, — welch ungeheure Menge gebannten Frohns, der einst als küstlich perlender Sekt Menschen beglücken wird! Immer weiter ging es hinab, durch die dämmrige Kühle der mächtigen alten Kreuzbögen, an unendlichen Lagern, an Millionen Flaschen vorüber.

Herr Nathusius begleitete die kleine Prozession mit wohlgeählten Worten. Ganz unten im Keller nahm er eine Flasche. „Diese soll im neuen Jahr ein deutscher Handwerker trinken, wenn er seine Meisterprüfung bestanden hat. An dieser zweiten soll sich ein junges Paar zur Verlobung erfreuen. Diese dritte möge zur Taufe am Bug eines Ozeanriesen zerschellen. Und die hier mit dem „Hindenburg“ nach Amerika reisen. Diese aber soll ein Maharadscha mit seinen Paladinen leeren.“ „Alle ihre Wünsche werden sich erfüllen“, erwiderte Christian Kupferberg, „selbst der letzte, denn einer der reichsten indischen Fürsten hat erst kürzlich für seinen persönlichen Bedarf in London eine Anzahl Kisten „Kupferberg Gold“ gekauft“. Aus einem Stapel, von dessen Alterswürde die Aufschrift Kunde gab, ergriff nun der Hausherr eine Flasche. „Jetzt, in dem Augenblick, in dem das neue Jahr beginnt, wollen wir hiermit anstoßen auf ein starkes, glückliches Deutschland und ein frohes neues Jahr für alle unsere Volksgenossen!“

Wie zarte Glöckchen klangen die Gläser mit dem schäumenden Saft der deutschen Rebe. Irgendwie schienen die Geister des Weines in den dunklen Gewölbchen teilzunehmen an der seltsamen Silvestertele. Eine wunderbare Stimmung umfing die Gäste, „Kupferberg Gold“ entfaltete seinen ganzen Zauber. Auch Sie möchte er ins neue Jahr geleiten!

KUPFERBERG GOLD

—die gute Laune
selbst!



Ladenpreise: „Kupferberg Gold“ 1/2 Fl. 4.50
1/2 Fl. 2.75, „Kupferberg Kupfer“ 1/2 Fl. 3.—
„Kupfer-Zwerg“ (Inhalt 2 Glas „Kupfer“) 1.—

sich nicht. Er zog ihr Gesicht zu sich herab und ließ seinen Atem sprühen. „Elender Sprit!“, stellte Berta fest. „Ich weiß es. Mutter kauft den Extrakt beim Krämer. Da kann man nichts machen.“

Sachliche Bemerkungen sind in solchen Situationen keinesfalls förderlich. Heinrich fühlte das durchaus. Aber er wünschte sich nicht beirren zu lassen, also brüllte er: „Ich liebe dich!“

Nun wuchs Berta auf einmal hoch auf. Sie hatte entschieden mehr Kraft, als er ihr zugeraut hätte. Ihr Ausdruck ließ sich keinesfalls geistvoll nennen; denn ihr Mund nahm eine Stellung an, als ob er noch einmal gähnen wollte. Sie wollte es aber gar nicht.

„Heinrich“, sagte sie nur milde, „warum brüllst du denn so?“ Er empfand nicht nur als ungehörig, daß sie ihn so laut dazue, sondern vor allem auch, daß sie keinesfalls verwundert war, daß er sie liebe. Über dieser Enttäuschung vergaß er den Kuß, den er sich vorgenommen hatte.

Niemand kann wissen, wie alles geendet hätte, wenn nicht Berta nun ihrerseits aktiv geworden wäre. Heinrich fühlte sich fast hochgehoben, in Weichheit und Wärme eingebettet und auf längere Zeit am Sprechen verhindert. „Wenn dies am grünen Holz geschieht“, dachte er unter dem Regen ihrer Küsse, „was soll am dürren werden?“

Ohne daß er merkte, wie es zugs, stand er plötzlich neben Berta auf dem Balkon: „Prooost Neujahr!“ schrie sie, daß die Fenster in der ganzen Nachbarschaft zitterten. Es schienen Heinrich sinnlos, sich in einen akustischen Wettbewerb mit ihr einzulassen.

Dann schleppte sie ihn zurück, setzte sich in die Sofaecke, nahm ihn auf den Schoß und stellte fest, das habe sie schon immer gewollt.

Schließlich kam er auf den Gedanken, man müsse Mama rufen und um ihren Segen bitten.

Berta war anderer Meinung. „Laß die Alte schlafen“, sagte sie. „Sie hat lange genug für uns gewacht.“

Worauf sie die Brosche abnahm, damit sie Heinrich nicht steche.

Woher wußte sie denn, daß man sich an dieser ihrer Brosche stechen konnte?

Die Situation ließ sich nur dadurch retten, daß Heinrich seine Verwandlung als vollzogen ansah und nun seinerseits die Aktivität an sich riß. Einmal sagte Berta, glücklich über sein Temperament, Karl zu ihm. Es ließ sich annehmen, daß dies der Vorname des Generaldirektors war.

Gegen drei Uhr durfte

er gehen, nachdem

ihm Berta gesagt

hatte, die Verlobungs-

karten müßten litho-

graphiert und keines-

falls gedruckt sein.

Auch habe darin zu

stehen: „Tochter des

verstorbenen Regie-

rungrates Gottlieb

Clessen, Ritter p. p.

und seiner Frau Ge-

malin Amalie, gebo-

renne Schnickedanz.“

Hinunter zu bringen

brauche sie ihn nicht.

Der Hausmeister leide

an Schlaflosigkeit und

Trinkelsucht.

Als Heinrich am Guckfenster der Porterloge vorbeiging, kam ihr Inasse verschlafen heraus, hielt die Hand auf und sagte: „Prost Neujahr, Herr Generaldirektor!“

„Danke gleichfalls“, erwiderte der ehemals sanfte Heinrich, legte eine Mark in die gewaltige Höhlung der schwammigen Porterfaust, und würde sehr glücklich darüber gewesen sein, daß seine Verwandlung so ausgezeichnet gelungen wäre, wenn diese vertrauliche Begrüßung nicht doch ein gewisses Licht auf die Dauer der früheren Besuche des originalen Generaldirektors geworfen hätte.

Da er aber als Versicherungsmann wußte, alle Risiken ließen sich doch nicht berücksichtigen, wollte man zum Abschluß kommen, beschloß er, sich auf den Boden der bekannten Tatsachen zu stellen. Generaldirektoren haben das so zu sich.

(Zeichnungen von R. Kriesch)

Lieber Simplicissimus



Professor X. sitzt schon einige Jahre hinter einer ziemlich umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit. Seine Frau führt seinen Zeitkasten und ist auch sonst ein blühen hinterher, daß der Herr Professor gewisse nun einmal einzuhaltende Termine nicht versäumt.

Über dieser Tätigkeit scheint das Eheleben der beiden ein klein wenig gelitten zu haben; denn daß in den besten Jahren stehende Frauen brach am Silvesterabend beim flüchtig eingenommenen Abendbrot in bewegliche Laune aus. „Ein Jahr ungefähr“, schluchzte sie, „warst du nett zu mir; aber seither habe ich so gut wie nichts von dir!“ „Aber Liebste“, entgegnete daraufhin der Professor vorwurfsvoll, „darauf hättest du mich wirklich schon bald aufmerksamer machen können!“

Zu einer Gesellschaft in Hannover war kürzlich ein Ehepaar eingeladen, das vom Süden des Reiches kam. Im Laufe des Abends klagten einige Damen darüber, daß sie trotz eilriger sportlicher Betätigung an Umfang und Gewicht zunehmen. Da warf der Mann aus dem Süden die Worte ins Gespräch: „So geht's halt, meine Frau hat auch viel dickere Backen als früher.“

Betrübene Schwestern bei den Damen, diskretes Lächeln der Herren; bis auf einmal eine Dame spitz bemerkte: „Bitte, davon spricht man doch nicht!“

Erst am nächsten Tag erfuhr der arme Mann, daß er hätte „Wangen“ sagen müssen. Mit „Backen“ bezeichnet man in Hannover nämlich etwas anderes.

Unter „Sonntagsgedanken“ brachte eine Wormser Zeitung folgenden Rückblick:

„Nun sind die Festtage hinter uns. Der Christbaum wird seines Schmuckes wieder beraubt, und mit den letzten Tannennadeln, die zusammengekehrt und verbrannt werden, ist das äußere Zeichen des Weihnachtsfestes vorüber. Es geht mit der Herzensstimmung an Weihnachten wie mit den Nadeln am Christbaum: sie verschwindet, fällt ab. Oft genügt ja nur eine kleine, schwache Berührung. Werden die Nadeln unseres inneren Christbaums die Berührung mit der Welt aushalten?“

Mein guter, dicker, sparsamer Freund Otto hat eine Silvesterfeier arrangiert. Er hat sich — so glaubt er — nicht lumpen lassen. Eine große Bowle steht auf dem Tisch, und die lustige Gesellschaft um ihn herum wird immer lustiger, obwohl es nicht am Alkohol liegen kann; denn davon ist nicht viel in der Bowle. Kurz vor zwölf wird Blei gegossen. Der erste, der das Blei ins aufziehende Wasser gleißt, ist mein Freund Otto. „Nichts zu erkennen und nichts zu orakeln!“ ruft er, als er den unfürmigen Klumpen aus dem Wasser zieht. „Wieso nichts zu orakeln?“ sagt Elvira und dreht den Bleiklumpen um und um. „Die Sache ist doch sonnenklar: dicker, gelber Herr mit Kneifer wird sofort in den Keller gehen und drei Flaschen Sekt und eine Flasche Kognak in die Bowle gießen!“

In meiner Heimatstadt Graz gibt es zwei Parallelstraßen mit den schönen Namen: „Jungfrauen-gasse“ und „Frauengasse“. Im Häuserblock zwischen den beiden Gassen ist ein Saalbau, der im Winter häufig von verschiedenen Vereinen für

Feste gemietet wird. Der Eingang zu den Räumen ist sowohl von der Jungfrauen- als auch von der Frauengasse aus.

Mietet da wieder ein lustiges Völkchen die Räume für Tanz und Alkohole, und auf den Einladungen steht: „Eingang durch die Jungfrauen-gasse — Ausgang durch die Frauengasse“. Ob der letzte Satz absichtlich oder unabsichtlich aufs Programm kam, war nicht mehr festzustellen, aber zugezogen hat sich diese kleine Geschichte.

Es ist der einunddreißigste Dezember, dreißig-zwanzig Uhr fünfundfünfzig Minuten. Herr Koggemann, in der linken Hand einen überdimensionalen Kanonenschuß, in der rechten eine brennende Lunte, stiegt die Treppe des Hauses Lungstraße 32 hinauf. Im fünften Stock drückt er mit dem Ellenbogen gegen den Klingelknopf. Frau Schwarzloberg, die Wäscherin, öffnet.

„Frau Schwarzloberg!“, ruft Herr Koggemann und schwingt die Lunte, „eine Reise über das große Meer, eine Erbschaft, eine liebe blonde Frau, und



ein kleines rotes Kind haben Sie mir — hupps — für 1936 vorausgesagt. In zwei Minuten ist das Jahr herum. Wenn bis dahin nicht alles eingetroffen ist!“ — Herr Koggemann nähert die Lunte dem Kanonenschuß — „sprengte ich Sie in die Luft!“



Foto: Peter K. von Rind

55 solcher wunderschöner Tierbilder enthält Elio Peterfens entzückender

Hunde- u. Katzenkalender 1937

Jede Woche grüßt ein neues, wunderschönes Hunde- oder Katzenbild von der Wand, begleitet von kurzen Hinweisen über Rasse, Aufzucht und Pflege unserer vierbeinigen Hausgenossen, kleinen Tiergeschichten, oder Ausprüchen deutscher Dichter über die Beziehungen zwischen Mensch und Tier. Hunde und Katzen aller Rassen geben sich auf den Kalenderblättern ein friedliches Stelldichein, spielen und scherzen mit jungen Menschenkindern, zeigen sich als treue, dienstbereite Helfer, als Beschützer des Menschen, als Freund und Tröster Einsamer und Verlassener. Eine so liebevolle und fröhliche Stimmung strahlt Elio Peterfens anmutiger Hunde- und Katzenkalender aus, daß jedem dabei das Herz aufgeht! Ein großer Fotoetikerwerk lädt alle Liebhaber fotografieren wiederum zur Teilnahme ein! Der Kalender ist ein reizendes Geschenk für jedermann! Preis RM. 1.95. In allen Buchhandlungen! Verlag Knorr & Sirth G.m.b.H., München.

Des alten Senators letzte Fahrt

Es gibt eine Menge Hamburger Geschichten, sozusagen erzählte Hamburgensien, die aber ausschließlich mündlich überliefert sind. So gehen sie schließlich einmal verloren. Sie haben meist eine wenig hervorragende Pointe, wie das nun mal dem Denken der Nieder- und Angelsachsen entspricht, dafür aber einen latenten Humor, der wiederum nur von den erwachsenen Vollkornmenschen goutiert und im tiefen Grunde verstanden wird. Sie schmecken zumeist nach Hafen, Seewasser und der weiten Welt.

Vielleicht ist trotz dieser Einschränkungen das folgende Erlebnis es wert, der Vergessenheit entzogen zu werden, wenn es dabei auch nur um ein harmloses Lachen geht. Es handelt sich um ein Geschehnis, von dem ein alter, humorvoller, vor längeren Jahren verstorbener Kapitän aus seinen jungen Steuermannsjahren gern berichtete. Sein Gern mag hier 'mal nachgesprochen werden. Es ist Kulturgeschichte darin.

*

Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reiste ein angesehener Hamburger Bürger, reicher Kaufmann, dabei Senator seiner Vaterstadt, nach Nordamerika. Er war in Begleitung seiner Frau. Sie betraute ihn; denn er war schon bejahrt, sehr beliebt und körperlich überhaupt nicht so ganz in Ordnung. 1856 schiffte sich das Ehepaar in New York auf der „Hammonia“, einem der ersten Dampfer der Paketfahrt, wieder nach Hamburg ein. Am

ersten Tage der Ausreise erlitt der Senator einen Schlaganfall, und der zufällig nüchternen Schiffsarzt konnte nur noch den eingetretenen Tod feststellen.

Der Kapitän ordnete eine würdige seemannische Bestattung an. Als aber der tröstlosen Witwe dieser Beschluß mitgeteilt wurde, da machte sie einen Bittgang zum Kapitän: das ginge doch gewiß und wahrhaftig nicht an, unter gar keinen Umständen, daß ihr alter Senator so einfach über Bord geschoben würde. Er müßte mit nach Hamburg genommen werden, er sollte unbedingt ins Erbbegräbnis auf den Kirchhöfen zu St. Katharinen vor dem Dammtor. Also das ginge und ginge nicht anders, und die Senatorin sagte noch, daß sie dreihundert Mark banco als Zusatzpassage für ihren guten toten Senator ausgeben wolle, aber gemacht müsse die Sache werden.

Der Kapitän war in Schwülitäten. Er hätte ihr Ja gerne den Gefallen getan, um so mehr, als der Alte ein gewichtiger Käfer im Aufschmarsch seiner Reederlei gewesen war, auch die dreihundert Mark banco waren recht, aber es ging ja nicht. Vierzehn Tage dauerte die Überfahrt noch, solange hielt sich der Senator bestimmt nicht frisch, von Kühlräumen und Kühlmaschinen wußte man nichts; denn die waren noch nicht erfunden. Dazu war die gute „Hammonia“ mit ihren zweitausend tons höllisch warm. Und das blöhen Eis, das brauchte man für die Butter, das geschlachtete Geflügel und die notwendigen Drinks, nicht zu

vergessen das Bier. Aber es erschien ein rettender Engel. Der kluge Koch, der vielgewandte Smutje, hatte von der traurigen Geschichte, auch von den 300 Mark bco. Wind bekommen und erbat eine Audienz beim Schiffsgezwaltigen, die zu einem tiefgründigen Palaver führte.

Das Resultat war, daß der Kapitän der tröstlosen Witwe mitteilte, die Sache wäre überlegt, es ginge, sie sollte ihren alten Senator in sein Erbbegräbnis vor dem Dammtor auf St. Katharinen kriegen, allerdings würde er an Bord eingesargt. Die Frau Senator war einverstanden, und dreihundert Mark banco wechselten ihren Besitzer. Und nun nahm der Smutje das Problem praktisch in die Hand. Der Zimmermann baute einen starken Sarg, etwas höher und breiter als üblich. Alle Fugen zwischen den Brettern wurden zunftgemäß kalfatert, also mit Werg ausgestopft und dann mit Pech vergossen. Der Sarg war dicht wie ein neues Boot. Smutje, der natürlich gelehrter Schlechter war, nahm sich nun den alten Senator vor. Er nahm ihn kunstgerecht aus, brühte ihn in- und auswendig, und ließ ihn in- und auswendig gründlich mit Salz ein. Dann nähte er mit Segelgarn den Bauch wieder zu, zog ihm Stiefel, Gasse, Weste und Frack an, vergaß nicht das Oberhemd, die Vatermörder und die Halsbinde und legte ihn dann schön in den Sarg. Das Ingegend: Leber, Nieren, Darm und Zubehör, steckte er in einen Sack und versenkte diese Bestandteile des alten Senators mit einem stillen Vaterunser in die See.

Lesen und schenken Sie diese Bücher:

VERDUN! SOUVILLE!

Von Hermann Thimmernann

„So war eine Schlacht vor Verdun!“ — schreibt General Ritter von Epp den Leitwort des Buches. Dieser erschütternde Tatsachenbericht bringt einen Auschnitt aus der furchtbaren Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayer. Infanterie-Leibregiment. 143 Seiten mit Bildern. Leinen 1.90.

JAGD IN FLANDERNS HIMMEL

Von Oberst Bodenschätz

Die 16 Kampfmomente des Richthofengeschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwadersadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte!“ — urteilt Generalfeldmarschall von Blomberg. 50. Tausend. 216 Seiten, 95 Bilder. Leinen 4.80.

BEGEGNUNG MIT TIEREN

Von Bastian Schmid

Der weltbekannte Tierpsychologe gibt uns hier neue, tiefer Einblicke in die Seele des Tieres. Seine Versuche — einheimische und exotische — sind seine eigenen Hausgenossen. „Hier spricht ein tiefer Kenner der Tierseele“, urteilt der Frankfurter Generalanzeiger. 175 Seiten, 56 Bilder. Leinen 4.90.

UNSERE ZIMMERPFLANZEN

Von Ely Petersen

Das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergarten und das kleine Glashaus. Es bringt alle Neuheiten, besonders die der Zwiebelgewächse und der schönen Blattpflanzen, aber auch die guten alten Zimmerpflanzen. Mit 46 wunderschönen Pflanzenbildern und 7 farbig. Fotos. 176 Seiten. Leinen 4.80.

KAMPF UND SIEG IN SCHNEE UND EIS

Von Herster und Le Fort

Das Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele zu Garmisch-Partenkirchen 1936. „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet Erschlossene in den Schatten stellt.“ So urteilt der Völkische Beobachter, München. 117 Seiten, 81 eindrucksvolle Bilder. Leinen 4.80.

SO KAMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT

Von Franz Müller

Der Olympiastarter gibt hier — gemeinsam mit anderen hervorragenden Fachleuten — einen abschließenden Erlebnis- und Ergebnisbericht über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Wir erleben alles nochmals unvergänglich mit all dem Vorwort des Reichssportführers von Tschammer und Osten und 124 Bildern. 160 Seiten. Leinen 4.80.



Das Buch lebt mit dir

Das erste Buch, das ich dir
deine Mutter, Bücher verleiht
dir die Welt, sie formen dein



Gib ihm dein Wissen! So recht
es dir — es gibt es und allen
Das Leben, verleiht das Buch



Darum las er dir leihen und
schon fast, seinen Kindern, bei
nem Kind, seinem Kameraden



In allen Buchhandlungen erhältlich!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Silvester-Wünsche

(R. Kifesch)



„Warum schauen Sie mich eigentlich so prüfend an, lieber Doktor?“ — „Ich trainiere, meine Gnädigste, damit ich meine Glückwünsche richtig placieren kann, wenn um zwölf Uhr das Licht ausgeht!“

Die letzten fünf Kannpfuchen

Die Silvestergesellschaft sitzt bei der Bowle, da ruft Frau Gudrusch: „Theodor, die Plannkuchen! — wir haben die Plannkuchen vergessen.“

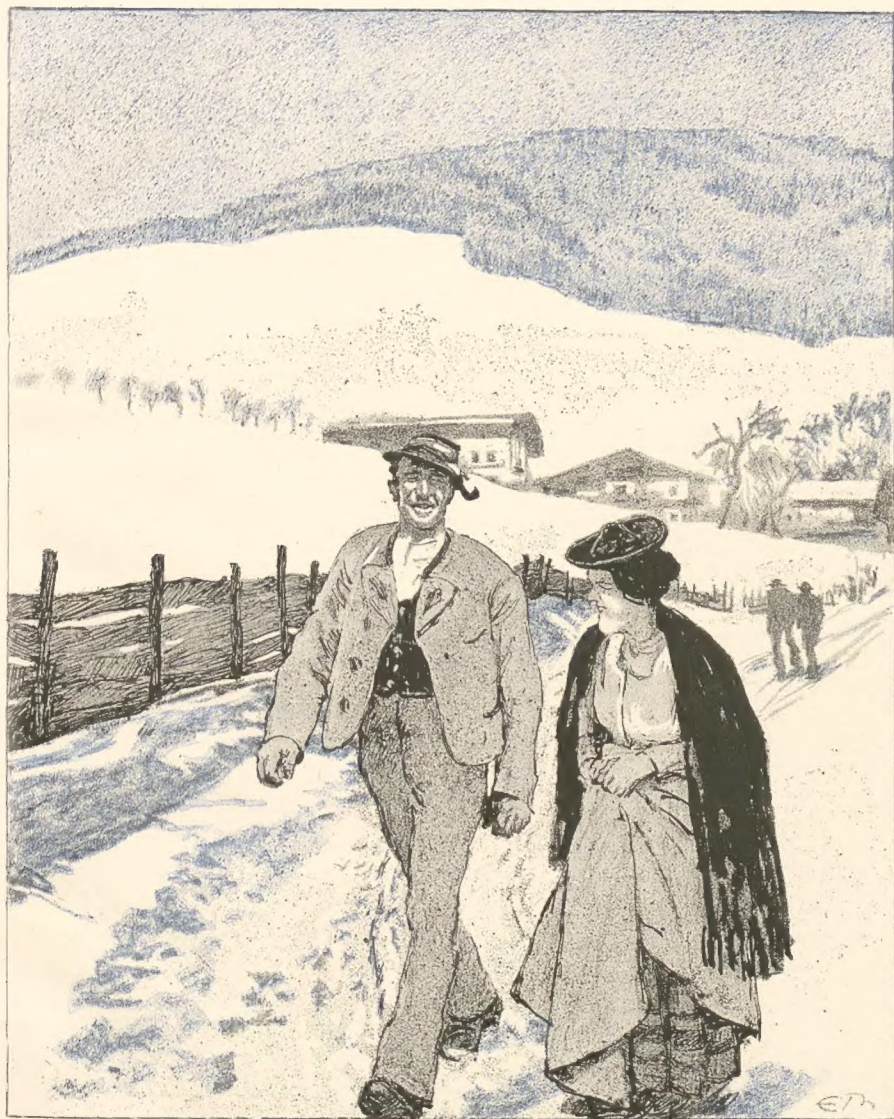
Theodor — er hat bereits vorher mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Bowle probiert — erhebt sich ein wenig mühsam: „Ja, und —?“ flüstert er, „wozu brauchen wir Pf — — wozu brauchen wir denn überhaupt Kannpfuchen, liebe Elisabeth?“

„Prost!“ ruft die Gesellschaft und lecht. Frau Elisabeth macht aber ihr ernstes Gesicht: „Du mußt sofort zwei Dutzend Plannkuchen besorgen!“ „Mal sehn“, brummt der gute Theodor und schließt los. Eine Stunde vergeht. Die Gesellschaft hat sich bereits die Jacken ausgezogen, die alten Herren sind im Begriff, die Flanke über das rote Plüschsofa zu machen, da endlich kommt Theodor. Aus einem großen Korb stülpt er fünf silberglänzende Fische auf den Teppich. Frau Gudrusch erstarrt das

Blut in den Adern. „Theodor“, sagt sie streng, „Fische bringst du, statt Plannkuchen?“ „Ach so“, lächelt Theodor, „richtigt! War also in 'ner Kneipe, da Geschäfte zu. Wollte also Pf — — wollte also Kannpf — — konnte also — hupps — das Wort nicht 'reuskriegen, und da hab' ich denn anstatt Pf — — anstatt Kannpf — — na, also da hab' ich denn einfach Krapfen gesagt, und da — hupps — da ham mir die Kerle doch die letzten fünf Karpfen gegeben!“ H. R.

Am Neujahrsmorgen

(Eduard Thöny)



„No, Zenzl, hot da Vatta nix g'spannt, wia i a wengerl g'stolpert bi auf da Stig'n heunt Nacht?“ — „Naanaa, der hot g'moant, die schiass'n 's neu' Jahr ô.“

FESTTAG AUF HERMOSA

Von Achille Campanile

Die Insel Hermosa war ein glückliches Eiland. Niemand verdunkelte eine Wolke den Himmel, niemals trübte ein Gedanke die Laune ihrer Bewohner. Die Tage verliefen fröhlich, heiter und festlich. Die Frauen waren schön, große Florentinerhüfte beschatteten ihre strahlenden Gesichter, die Männer trugen Tag für Tag einen Panama und weiße Hosen. Die Wiesen strahlten im zartesten Grün, die Gärten standen in ewiger Blüte, die Wälder hallten wider vom Gezwitscher und Getriller der Vögel.

Aber wozu sich in allgemeinen Beschreibungen ergötzen? Es sei nur noch erlaubt, zu bemerken, daß Hermosa das glückliche Leben teils seinem frühlingshaften Himmel und teils der Weisheit seines Königs verdankte.

In Hermosa beging man ein Fest, den tausendfünfhundertvierundfünfzigsten Geburtstag des regierenden Herrschers, Amando I. Man könnte leicht annehmen, daß er eintausendfünfhundertvierundfünfzig Jahre alt war oder daß die Jahre auf dieser Insel wesentlich kürzer wären als anderswo. Nichts von alledem! Tatsache war, daß nach dem Willen Amandos dieser Geburtstag vier- oder fünfmal monatlich festlich begangen wurde.

Auf der Insel Hermosa verging nämlich die Zeit ausschließlich nach dem Wunsche des Herrschers. Der Kalender war lediglich im Hirn des Königs vorhanden. Wenn die Bürger morgens aufwachten, wußten sie nicht, ob Donnerstag oder Sonntag, Sonnabend oder Mittwoch war. Sie erwarteten voller Neugier das Zeichen des Herrschers, der zu einer bestimmten Stunde durch Ausrufen verkünden ließ, welcher Tag ihm gerade genehm war. Alle richteten sich nach seinem Willen, und um der Wahrheit die Ehre zu geben, sie taten es mit dem allergrößten Vergnügen; denn auf diese Weise waren sie der Unbequemlichkeit eigener Gedanken entzogen. Das schloß nun freilich nicht aus, daß, wenn der König erst spät erwachte, die Untertanen Stunden angvoller Ungewißheit verbrachten, völlig im Dunkeln darüber belassen, wie sie eigentlich bezüglich des Wochentages dran waren. Manchmal wurde es sogar Mittag, und man wußte noch nicht, ob man den englischen Sonnabend oder die durchgehende Arbeitszeit einhalten sollte, ob man Fleisch essen konnte oder festen müßte. War man zeitig zur Arbeit gegangen, konnte es vorkommen, daß man wieder umkehren mußte, weil der Monarch inzwischen bestimmt hatte, daß es Sonntag sein sollte. Wenn es sich darum handelte, eine Verabredung zu treffen, waren die Untertanen der Gnade des Königs ausgeliefert. „Wir treffen uns also am Montag!“ verabredeten sie an einem Sonnabend Abend. Es war indessen möglich, daß sechs Monate vergingen, bevor der Herrscher einen Montag ansetzte. Der Minister des Kalenders begab sich zum König, um ihn wie jeden Morgen zu bitten: „Sire! Welcher Tag ist heute?“

Und wenn es ihm dann gerade einfiel, erklärte Amando: „Montag!“

War ein Jahr glücklich für das ganze Land verlaufen, so pflegte sich Amando nicht lange zu besinnen. Er ordnete ganz einfach eine Wiederholung an. Und am Neujahrstage begann man das alte Jahr von neuem. Man erzählte sich von Jahren, die drei- oder viermal mit wachsendem Erfolg wiederholt worden waren.

Um das Studium der Jugend stand es aufs allerbeste. Zeitweilig reihete der Fürst zur Freude der Schulkinder vier oder fünf Sonntage aneinander, während er ein anderes Mal völlig regiert, daß ein Tag der Woche dem Herrn geweiht ist.

Manchmal mußten dann die Kinder Monate war-

ten, ehe sie wieder einen freien Tag hatten. Aber das geschah nur selten; denn schließlich war ja noch immer der Geburtstag des Königs da, auf den man stets zurückgreifen konnte, wenn es nichts anderes zu feiern gab.

Well Amando wünschte, daß seine Untertanen sich amüsierten, verordnete er, daß drei- oder viermal im Monat Weinachten oder Ostern oder Faschnacht sei. Das höchste und größte Fest im Jahre war jedoch die Feier des 1. April.

Der Jahrestag dieses Festes wurde stets aufs neue heftig gefeiert, indem man z. B. ankündigte, daß Hühner gratis zur Verteilung gelangen oder daß eine Ochsenzählung vorgenommen werden sollte. Niemand aber dachte im ersten Augenblick daran, daß diese sympathischen Veranstaltungen für den 1. April angesetzt waren. Besonders die Ochsenzählung, zu der alle Bewohner der Insel erscheinen mußten, war ein Hauptpaß.

An diesem Morgen nun schlief der König noch, als der Großkammerherr, der Minister des Kalenders und die Musikkapelle auf Zehenspitzen eintraten. Sobald der Monarch die Augen geöffnet hatte, wurde ein Marsch gespielt. Der König befand sich schussens in Musikbegleitung. Er erhob sich mit Musik, machte Toilette mit Musik, die hinter der Tür fröhlich jenen Vorgang untermalte, den man im allgemeinen mit Bad zu bezeichnen pflegt. Ging er aus, so begleitete ihn die Kapelle und ließ ihn nicht eher los, als bis sie ihn bei gedämpften Klängen am Abend in den Schlaf gespielt hatte.

Der Kammerherr erforschte nun das Gesicht des Herrschers, und als er festgestellt hatte, daß es sich bewegte, befahl er: „Musik!“ Die Kapelle begann leise, wurde immer stärker, bis Amando die Augen aufschlug und die Musikanten leicht vorwurfsvoll ansah. Der Minister trat vor:

„Sire“, fragte er ergeben, „welchen Tag befehlen Sie heute?“

In Erwartung der Antwort hielten alle den Atem an. Die Musik schwieg.

Der Monarch klemmte sich das Monokel ins Auge und verfiel in tiefes Nachdenken. „Sire“, warf der Kammerherr ein, „Sie werden sich erinnern, daß wir heute den Besuch Norberts, des Uebelnehmerschen, erwarten!“ Norbert war der König einer benachbarten Insel.

(Fr. Billek)



„Dann“, erklärte der König gähnend, „wäre es gut, ihn einen Festtag vorfinden zu lassen. Er wünscht sicher, meinen Geburtstag zu feiern, benachrichtigt sie ihn ja rechtzeitig. Wer weiß, vielleicht bringt er mir ein Geschenk mit!“

„Sire“, bemerkte der Minister respektvoll, „wir feiern in diesem Monat bereits zum vierthundertvierten Geburtstag. Ich möchte Sie in den Augen des Volkes nicht allzu schnell altern lassen.“ Die Musik wurde schwächer.

„Sie täten gut daran, sich um Ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.“

Nach einer längeren Pause lispelte der Kammerherr: „Man sollte dem Volk lieber Spiele darbieten!“

Armendo, der knapp bei Kasse war, kratzte sich den Kopf. Die Musik schwieg sofort.

„Dann aber höchstens solche, die nichts kosten“, meinte er.

Durch das weit geöffnete Fenster drang festliches Geschrei.

„Majestät!“, sagte der Minister, der sich dem Volke gezeigt hatte, „die Menge begehrt Unterhaltung.“

Armendo trat an das Fenster, und sofort wurde es mühsenstill.

„Meine Lieben! Um meinem heutigen Geburtstag ein besonderes festliches Gepräge zu verleihen, habe ich Norbert, den Uebelnehmerschen, auf unsere Insel eingeladen. Ich gestatte euch, dem erhebenden Anblick seines Einzuges beizuwohnen und erwarte, daß ihr den fremden Gast nach echter hermosischer Sitte bei uns willkommen heißen werdet!“

„Bravol“, brüllte die Menge und lief zum Hauptbühnen hinunter, um das Schiff einlaufen zu sehen. „Wie habe ich das gemacht?“ Armendo strahlte ...

*

Der Thronsaal war gestopft voll mit Würdenträgern, die erschlenen waren, Armendo zu beglückwünschen und den fremden Gast zu erwarten. Armendo saß unter dem Baldachin, ihm zur Seite die Königin. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck grenzenloser Langeweile und Schwermut: er war nicht glücklich, obwohl er die Untertanen mit tausend Scherzen zu erfreuen verstand. Das Schlimme dabei war, daß er selber nicht zu sagen vermocht hätte, was eigentlich an seinem Glück fehlte.

„Außerordentlich erfreut, dich zu sehen“, begrüßte er Norbert, den Uebelnehmerschen. „Wie geht es dir?“ Er umarmte Norbert herzlich. „Danke gut, und dir?“ entgegnete Norbert und sah ihn innig an. „Auch ganz gut. Was macht die Königin? Ist sie wohlhaft?“ fragte Armendo unter ständigem Händeschütteln.

„Es geht ihr glänzend, hoffentlich ist auch deine Frau ...“, erwiderte Norbert und legte die Hand freundschaftlich auf Amandos Schulter.

Armendo ergriff Norbert leicht am Ellenbogen und zog ihn mit sich fort. Mit wichtiger Miene neigte er sich dem Gast entgegen und räumte:

„Um Gottes willen, sprich nicht so viel, sonst haben wir bei meinem Gegenbesuch keinen Gesprächsstoff mehr ...!“

Mit diesen Worten zogen sich die Herrscher zurück. Die Würdenträger verneigten sich ehrfurchtsvoll, sämtliche Musikkapellen spielten die hermosische Einzugsymmetrie und das dichtgedrängte Volk jubelte. Es beruhigte sich erst, nachdem sich die beiden Herrscher noch einmal auf dem Balkon des Schlosses gezeigt und ihm mit nachdenklich-gütigem Lächeln zugewinkt hatten ...

Einzige berechnete Übertragung a. d. Italienischen v. A. L. Ernd

VERLAG UND DRUCK: KNOBB & HIRTH O.G.m.b.H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Jahrespreis: 12 RM. 50 Pf. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preiskarte Nr. 4, gültig ab 1. 1. 1934. D. H. 35. 1934. Ausgabe dieser Nummer 20.000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anzeigenteil für Schüttelung und Verlag: München, Sendlinger Str. 45, Fernruf 1786. Postcheckkonto München 9700. Erfüllungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emerich Morawek, Wien I, Wollzeile 11.

Schlag zwölf Uhr

(Olaf Gulbransson)



„Vorzeichen großartig! Sekt, Glücksklee und 'ne schöne Frau!“



„Ha, das Glück winkt! Wieder naht sich ein herrliches Weib.“



„Doch diese da! Eine Göttin an Wuchs und Erscheinung!“



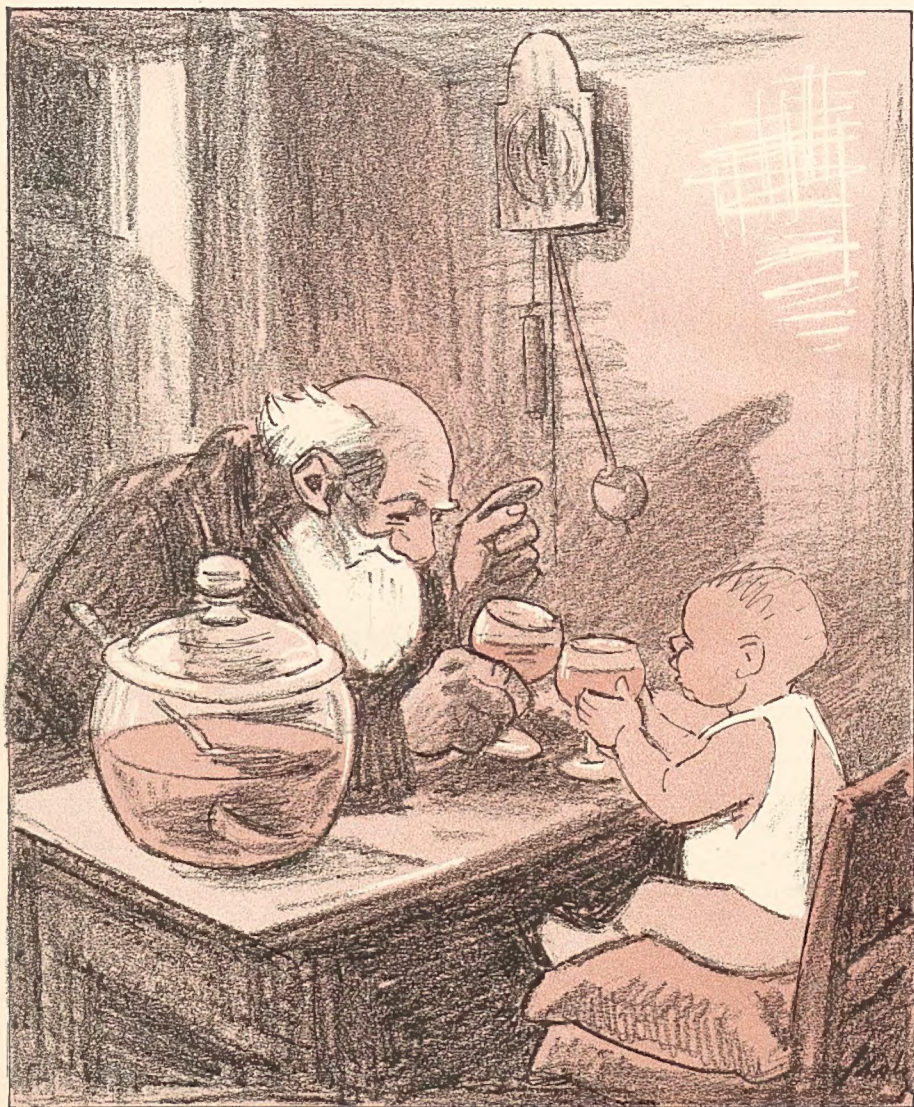
„Jetzt oder nie . . . Diesen Kuß der ganzen Welt!“



„Was unterstehen Sie sich, Sie elender, abscheulicher Wüstling!“



„Venus ist mir günstig: Scherben bringen Glück!“



„Und nun, Kleiner, prosit und tapfer drauf los marschiert! Denn wie sagt der Doktor Martinus Luther? »Einem verzageten Arsch kann kein fröhlicher Furz entfahren!«“